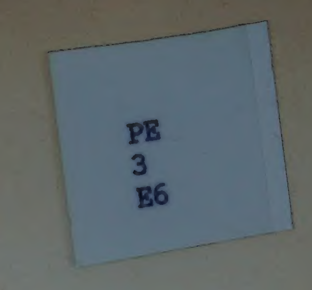
ENGLISCHE STUDIEN.

56. BAND.


PE
3
E6

ENGLISCHE STUDIEN.

Organ für englische Philologie

unter Mitberücksichtigung des englischen Unterrichts auf höheren Schulen.

Gegründet von Eugen Kölbing.

Herausgegeben

von

JOHANNES HOOPS,

Professor der englischen Philologie an der Universität Heidelberg.

56. Band.

Leipzig.

O. R. REISLAND.

Karlstrasse 20.

1922.

Reprinted with the permission of Akademie - Verlag

JOHNSON REPRINT CORPORATION

111 Fifth Avenue, New York, N.Y. 10003

JOHNSON REPRINT COMPANY LIMITED

Berkeley Square House, London, W. 1

1. Heft: S. 1—176, ausgegeben Januar 1922.
2. Heft: S. 177—336 (Pogatscher-Festschrift), ausgegeben 19. April 1922.
3. Heft: S. 337—480, ausgegeben Mitte September 1922.

First reprinting, 1965, Johnson Reprint Corporation

Printed in West Germany

Druck: Anton Hain KG, Meisenheim (Glan)

INHALT DES 56. BANDES.

ABHANDLUNGEN.

BESPRECHUNGEN.

I. Sprache.

II. Literatur.

MISZELLEN.

VERZEICHNIS DER MITARBEITER.

DIE FÜGUNG *GINNEN* MIT DEM INFINITIV IM MITTELENGLISCHEN.

§ 1. Für das Problem, das die folgenden Zeilen behandeln sollen, nehme ich meinen Ausgangspunkt von einigen, zum Teil verschiedenen Ansichten über die me. Fügung *ginnen* mit abhängigem Infinitiv. Einenkel (Streifzüge S. 233) erklärt:

ginnen und teilweise auch das Komp. *beginnen* ist bei Chaucer, wie überhaupt im ME.[1]), der Stellvertreter des im Ne. so gewöhnlich als Hilfsverb gebrauchten *to do*. Freilich ergibt sich aus der Bedeutung, daß sich nicht immer genau entscheiden läßt, wo das Hilfsverb aufhört und das Begriffsverb anfängt. Doch scheinen mir folgende ganz sichere Fälle zu sein, da hier die Fortdauer der Tätigkeit bezeichnet und damit ein "Beginnen" ausgeschlossen ist: *for he in gemmis gretly gan delite* III 216. *Therwith the mones exaltacioun, in mena Libra, alway gan ascende* III 261, sowie in einem Falle mit präpositionellem Infinitiv: *And largely the mountaunce of an houre Thei gonne on it to reden and to poure* IV 222 ...[2]).

Ähnlich betrachtet auch Franz (Sh.-Gram. S. 479) me. *ginnen* als Äquivalent des frühne. nicht emphatisch gebrauchten *to do*. Hingegen sieht Mc Knight in seiner Ausgabe des King Horn (E.E.T.S. 1901; Note zu V. 55 OL; V. 51 C) in der Fügung *swerd hi gunne gripe* einen Ausdruck, der ne. intensivem *did* entspreche, und will dies anscheinend für King Horn in weitem Umfang ('as frequently') gelten lassen. Gegenüber dieser Ansicht hat sich Horn (Anglia 29, 129) anläßlich der Kritik einer Konjektur Trautmanns zu Waldere (II 23) dahin geäußert, daß *onȝinnan* im Beowulf und in der Genesis A nur mit Simplizien verbunden sei, was darin seinen Grund hätte, daß dieses Verbum die Aufgabe habe, Imperfectiva perfektiv zu machen; Horn verweist hierbei auch auf die eben angeführte Stelle in Mc Knights Ausgabe und nimmt auch für

---

[1]) Von mir durch Sperrdruck hervorgehoben.

[2]) Ähnlich Anglia 13, 89 ff.

diesen Fall Perfektivierung an. Dieser Meinung schließt sich auch Holthausen an in seiner Ausgabe des Havelok (Anm. zu VV 733; 1357) und im Beowulf-Glossar[4] (S. 32 unter *onginnan*).

So stehen sich also zunächst für das ME. oder zum mindesten für einzelne Belege im wesentlichen drei verschiedene Meinungen gegenüber, die in me. *ginnen* mit Infinitiv den Ausdruck eines Perfektivums, eines Intensivums oder einer, wie ich sagen möchte, grammatikalisierten Fügung sehen[1]).

Die Frage lautet nun: Lassen sich diese Ansichten vereinigen, oder wie müssen sie modifiziert werden?

Da es sich in unserem Falle um eine Fügung handelt, welche schon im Ae. eine gewisse Rolle spielt, so müssen wir vorerst unseren Blick in die ae. Zeit zurücklenken. Ehe ich aber an die Besprechung ae. Beispiele gehe, scheint es mir von Wichtigkeit zu sein, meinen Standpunkt zur immer schwankenden Terminologie der Aktionsarten klarzustellen, da unser Problem, wenigstens seinem Ursprunge nach, klärlich in diese Sphäre fällt.

Was nun die Aktionsarten betrifft, so schließe ich mich prinzipiell der Auffassung Pollaks an (PBB. 44, 352 ff.), da sie mir am ungezwungensten erscheint und m. E. auch fürs Ae. förderlich sein dürfte. Pollak scheidet: I. Durativa z. B. *lieben*, *leben*. Charakteristikum: Die Aktion an sich ist zeitlich unbegrenzt, der Verlauf gleichmäßig ohne innere Teilung. P. zählt hierher auch Verba wie *faulen* (Mutativa). — II. Perfektiva. Charakteristikum: Ein Wendepunkt in der Handlung wird herausgehoben. Der psychologische Aspekt kann nun allein diesen Punkt herausgreifen (z. B. *erblicken*: punktuell), ohne auf Vorhergehendes oder Nachfolgendes Rücksicht zu nehmen oder Gewicht zu legen. Es kann aber auch diesem Wendepunkt ein zeitlicher Verlauf folgend mitgedacht werden (z. B. *erblinden* = 'blind werden' und 'blind sein': ingressiv), oder der Wendepunkt kann als Affekt oder Resultat am Schlusse der Aktion stehen (z. B. *versinken*; *er-*

---

[1]) Das NED. (unter *gin*) spricht von me. *gin* als einem Bildungsmittel eines periphrast. Praet.; *gan* sei in der me. Dichtung gewöhnlich in abgeschwächtem Sinne, gleichsam als bloßes Hilfsverb (= modern 'did') gebraucht; im Grunde also wie Einenkel.

steigen: resultativ, effektiv). Das Wesentliche des Perfektivums aber erblicken wir auf alle Fälle in der Eingrenzung des Interesses auf einen markanten Wendepunkt im Verlauf des Geschehens. — III. Terminata. Sie umfassen eine große Zahl von Verben, die einen aus verschiedenen Akten bestehenden, zeitlich begrenzten Handlungsverlauf zum Inhalt haben, ohne daß jedoch ein einziger Punkt aus diesem Verlauf beleuchtet würde (z. B. *fordern, geben, legen* u. ä.). Indessen ist diese Gruppe in sich nicht fest geschlossen, sondern neigt ihrer Natur nach teils zu den Durativen (z. B. *fordern, ziehen*) — P. nennt sie definit; bei ihnen tritt weder Anfang noch Schluß der Handlung besonders hervor —, teils zu den Perfektiven, insofern auch hier der Schwerpunkt mehr auf den Anfang oder auf den Schluß der aktionellen Gliederkette verlegt wird, ohne jedoch eine so scharfbeleuchtete und enge zeitliche Eingrenzung wie bei den Perfektiven zu erfahren (z. B. *weggehen:* terminat-initiv; *bringen:* terminat-finitiv). — IV. Iterativa. Solche Verba drücken eine Wiederholung derselben Handlung aus (z. B. *hämmern*).

Ich will nun keinesfalls die von P. angeführten Belege, die dem Nhd. entnommen sind, da er das Problem speziell fürs Nhd. verfolgt, etwa aufs Me. oder Ae. übertragen, nur die Gesichtspunkte der Gliederung sollen beibehalten werden. Im übrigen kann ich ihm darin nicht beipflichten, daß er den Begriff 'Aktionsart' nur auf den zeitlichen, vielleicht besser horizontalen Handlungsverlauf eingrenzen will; ich bin vielmehr der Meinung, daß auch eine verschiedene Beleuchtung der Handlungsqualität unter den Begriff 'Aktionsart' falle, also etwa die Intensiva (z. B. *schlagen–hauen* u. ä.). Bei diesen wird der Aktionsverlauf gewissermaßen seiner Tiefe nach erfaßt und abgewogen. In pathetischer oder erregter Sprechart spielt das intensive Erfassen der Handlungsvorgänge in der Wortwahl und im Ausdruck überhaupt eine sicherlich sehr große Rolle. Dies möge bezüglich terminologischer Fragen für unsere weiteren Darlegungen genügen.

Anmerkung 1. Noch drei wichtige Punkte will ich aber bezüglich der Aktionsarten hervorheben: Es kann ein Verbum je nach seiner Natur und dem psychologischen Aspekt des Sprechers aktionell verschieden aufgefaßt werden; zweitens kann der aktionelle Gebrauch eines Verbums innerhalb einer bestimmten Sprachperiode (etwa des Ae.) nicht a priori auf eine andere Sprachperiode (etwa aufs Me. oder gar aufs Gotische) übertragen werden; drittens

muß die Aktionsart an und für sich gar nicht in allen Fällen als solche beleuchtet sein (vgl. Sievers über Konstatierung und Schilderung bei Wuth, Aktionsarten bei Cynewulf, Diss. Leipzig 1915 [S. 12 und Fußnote])[1]).

Anmerkung 2. Die Gliederung Pollaks scheint mir auch für die Beurteilung der ae. Aktionsarten förderlich zu sein. Eine ganze Reihe von Verben, bezüglich derer die einschlägigen Arbeiten in der aktionellen Beurteilung schwanken, werden fürs Ae. als Terminata zu gelten haben; so z. B. *cweđan*, *secȝan*, *hebban*, *rǣran*, *nēosan* (wohl initiv), *sēcan* (definit, doch auch finitiv), auch *cuman* kann terminat sein. Ebenso werden *bēodan* und *cȳđan* zu fassen sein; so erklärt es sich m. E., daß nach Schwinden der *ȝe*-Komposition solche Verba leicht die Bedeutungsfunktion des älteren Kompositums übernehmen konnten. Auch Doppelkonstruktionen bei Verben (sei es Verbindung mit Richtung- und Ruhekonstruktion oder verschiedenen präposit. Wendungen) können dafür sprechen, daß an verschiedene Punkte des Handlungsverlaufes anzuknüpfen war, daß wir es also mit Terminaten zu tun haben (vgl. Pollak S. 403, 405). Dies nur einige Andeutungen über Fragen, die in größerem Zusammenhang für das Ae. zu behandeln wären. Auch die ne. sogenannte progressive Form als Durativum beschränkt sich wohl auf die Gruppe terminater Verba.

§ 2. Ich wende mich nun zu einer Betrachtung der ae. Fügung mit *onȝinnan* und abh. Infinitiv, welche ihrer Funkion nach historisch unserer me. Konstruktion entspricht. Andere Komposita wie *āȝinnan* sind nur in der spätae. Prosa, *beȝinnan* nur einmal in den Hymnen, dann ebenfalls in der spätae. Prosa, *underȝinnan* nur bei Ælfric zu belegen (vgl. Bosworth-Toller). Das präfixlose Simplex *ginnen* belegt NED. zuerst um die Wende des 12./13. Jahrh.s. Eine eingehendere Besprechung der ae. Konstruktion hat zuerst Wuth (a. a. O. S. 54 ff.) vorgenommen. Er hat vor allem die Belege aus Cynewulf geprüft, dann auch gelegentlich solche aus dem Beowulf und der Prosa herangezogen. Ich werde im besonderen auch die Genesis A berücksichtigen[2]). Wir wollen zunächst jene Fälle

---

[1]) Wuth führt aus: beim germ. Verbum sei in der Regel zwischen zwei verschiedenen Auffassungs- und Ausdrucksmöglichkeiten zu scheiden, Konstatierung einerseits, Betrachtung oder Schilderung anderseits. Bei der Konstatierung tritt nur der reine Verbalbegriff in den Gesichtskreis; auf die Aktionsart wird dabei keinerlei Gewicht gelegt. Nicht auf die logische Relation der Handlungsglieder zueinander, sondern auf die jeweilige psychologische Beleuchtung käme es an. Der Konstatierung steht die Betrachtung und Schilderung gegenüber. Hier stellt man sich die Handlung sinnlich vor, beschaut sie gleichsam und schildert sie entweder als Dauer (durativ), oder man hebt den Anfangspunkt (ingressiv) oder den Endpunkt (effektiv) hervor.

[2]) Im allgemeinen ziehe ich fürs Ae. Genesis A, Beowulf, Cynewulf, Byrhtnod heran. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß ich mich auf typische

ins Auge fassen, in denen *onginnan* Begriffsverb ist und ein 'Beginnen, Anfangen' zum Ausdruck bringt. In diesem Sinne perfektiviert es klärlich die im folgenden Infinitiv gegebene Aktion.

Hierher gehören vor allem die Einleitungen zu folgender direkter Rede (Beleuchtung des Eintrittsmomentes): Gen. V. 1899 *ongan ... læran;* VV. 1899, 2635, 2888 *ongan ... sprecan;* V. 2218 *ongan ... mædlan; (secgan, cweđan* finden sich nicht). Cynw. vgl. Belege bei Wuth (S. 57, 15, 19); hier finden sich je ein Beleg mit *cweđan* und *secgan*, die Wuth als pleonastische Umschreibungen aufzufassen geneigt ist (vgl. S. 15). Byrhtnođ V. 91 *ongan ... ceallian.* Ähnliche Fälle begegnen auch vor indirekter oder gedachter Rede: Gen. 862 *þā sōna ongann swegles aldor weard āhsian woruldgesceafta; hēt him recene tō rīce þeoden his sunu gangan.*

Dann öfters in Verbindung mit Verben, die insbesondere den Begriff körperlicher Tätigkeit oder Arbeit bezeichnen:

Gen. V. 1316: *Nōe ... ongan ofostlīce yþhof wyrcan, micle merecieste;* V. 1681 *þā cōm hālig god ... weorc scēawigan, beorna burhfæsten ond þæt bēacen somed, þe tō roderum up rǣran ongunnon Ādāmes eaforan* (Beginn des Turmbaues); ähnlich auch VV. 995, 1355. Beow. V. 100: *swā þā driht-guman drēamum lifdon ēadiglīce, ođ þæt ān ongan fyrene fremman, fēond on helle;* V. 1312: *þā sē gǣst ongan glēdum spīwan, beorht hofu bærnan, bryneleōma, stōd eldum on andan.* Cynw. vgl. Wuth (S. 57).

In diesem Sinne ist *onginnan* perfektives Begriffsverb und stellt eines der Mittel dar, die im Infinitiv ausgedrückte Aktion in ihrem Anfangspunkt zu beleuchten. Nun empfiehlt es sich bei derartigen syntaktischen Erscheinungen, nicht nur ihren eigenen Charakter zu erwägen, sondern sich auch zu fragen, welche Breite derartige Ausdrucksmittel zu einem gewissen Zeitpunkt hatten, wie weit sich etwa parallellaufende Formmittel ähnlicher Funktion in einer solchen Sprachepoche vorfinden. Daß die ae. Dichtersprache bei Schilderungen die Aktion in ihrem Verlauf mannigfach zu beleuchten sucht, daß der aktionelle Aspekt in ihr eine große Rolle spielt, ist hinlänglich bekannt. So lassen sich der Fügung *onginnan* mit

---

Fälle beschränke und von einer Aufführung aller Belege, namentlich mit Rücksicht auf Raumersparnis, Abstand nehme.

Inf., soweit es sich um Perfektivierung handelt, eine Reihe anderer, im Ae. gebräuchlicher Ausdrucksmittel zur Seite stellen: vor allem die Komposition durativer oder terminater Simplizien mit *ȝe*, dann die Fügung *ȝewitan* und *cuman* mit Inf. (vor allem bei durat. oder terminat. Verben der Bewegung)[1]. Ich will damit nicht sagen, daß diese Ausdrucksmittel einander qualitativ identisch sind — bei *cuman* haben wir beispielsweise des öfteren mit terminater Funktion zu rechnen (vgl. Wuth S. 38, der freilich diese auch zu den Fällen von Perfektivierung zählt) —, sondern es handelt sich hier um die Ausbildung von grammatischen Kategorien für die im Sprachbewußtsein sich ständig nach einer Richtung regenden, wenn auch mannigfach gefärbten, psychischen Neigungen. Nun fragt es sich aber weiter, ob diese grammatischen Kategorien in sich eindeutig sind, ob sie ihren eigentlichen Bedeutungsgehalt durchaus gewahrt haben, oder ob sie im Strome des sprachlichen Lebens Veränderungen nach Bedeutung und Form erfahren haben. Ich will hier mit wenigen Bemerkungen die Komposition mit dem Präfix *ȝe* ins Auge fassen; denn sie steht bis zum Ausgangspunkt der ae. Zeit in der Dichtersprache durchaus im Vordergrunde. Ohne auf den Versuch einer Bedeutungsentwicklung des *ȝe-* einzugehen (vgl. Lorz S. 13 ff.; Weick S. 143 ff.), genüge hier die Feststellung, daß *ȝe-* im Ae. keineswegs nur perfekt. Kraft besitzt. Es ist in der Dichtersprache in weitem Ausmaße tatsächliches Perfektivierungsmittel; es fungiert aber auch als Mittel, die Intensität zu bezeichnen (vgl. Lorz S. 46: *breȝdan*, *ȝebreȝdan;* Wuth S. 49 *hȳran*, *ȝehȳran* u. ä. deutlich in der Bedeutung *biddan*, *ȝebiddan* 'beten'). Von beiden Seiten aus begreifen wir dann auch die schließliche Grammatikalisation: *ȝe* wird farblos, es verliert seinen Aktions- und seinen Affektwert. Vom Partizip prät. aus, von den Terminaten aus, vom Intensivum her kann diese Verbreiterung im Gebrauch erfolgt sein, wie ihn die ae. Prosa bereits aufweist, und wie er in der Dichtung sich bereits bemerkbar macht. Diese Ansätze zur Grammatikalisation in einer traditionell so ausgebildeten Dichtersprache im einzelnen festzustellen, ist eine kaum eindeutig zu lösende Aufgabe, wie die oft recht schwankenden Aussagen der einschlägigen Arbeiten

---

[1]) Vgl. für Beowulf Lorz (S. 81 ff.), für Cynewulf Wuth (S. 34, 37).

erweisen [1]). Weick hat diesen Prozeß bis in seinen Ausklang verfolgt. Vom Norden herab bis in den Süden verklingt der formelle und gedankliche Eigenwert dieses Präfixes, und im 13. Jahrh. hat es jede Bedeutung verloren.

Es wäre nun voreilig, aus dieser Erscheinung zu schließen, daß dem Sprachbewußtsein der aktionelle Aspekt nach dem Unterschied perfektiv—durativ (um die Extreme zu nennen) oder nach der Intensität völlig abhanden gekommen wäre. Handelt es sich hier doch um das Verschwinden e i n e s von mehreren A u s d r u c k s mitteln, nicht um das Erlöschen einer ganzen grammatischen Kategorie und der ihr zugrunde liegenden psychischen Vorgänge an sich! Denn es gehen seit ae. Zeit eine Reihe von qualitativ ähnlichen Sprachformen nebenher, welche zum Teil prinzipiell in die Bresche eintreten könnten. Ich erwähnte nebst *onȝinnan* die Fügungen mit *ȝewītan* und *cuman;* dazu kommt weiters als Intensivum anderen Ursprungs die allerdings noch in den Anfängen sprachlicher Formbildung liegende sogenannte progressive Form [2]). Von diesen Mitteln teilt *ȝewītan* anscheinend das Schicksal der *ȝe*-Komposition; das Wort und die Fügung verschwinden, sie spielen im Me. keine Rolle mehr. *cuman* ist im Frühme. häufiger zu finden, seltener die sogenannte progressive Form; freilich müssen wir da auch der recht lückenhaften Überlieferung Rechnung tragen.

Anderseits aber zeigt uns die frühme. Literatur, daß hinsichtlich der Aktionsarten die Fügung *ginnen (beginnen)* mit Inf. die Funktionen einer Gruppe ae. Ausdrucksmittel in sich aufnimmt, und daß anderseits häufig das Simplex eines Verbums gleichzeitig oder allein die frühere aktionelle Bedeutung eines früheren Kompositums vertritt [3]). Uns interessiert hier die erstere Ausdrucksform, die in der me. Poesie einen ganz gewaltigen Bereich gewinnt. Während im Beowulf insgesamt etwa 14, in der Gen. A rund 30, bei Cynewulf ungefähr 25 Belege mit *onȝinnan* erscheinen, zählt diese Konstruktion im King Horn an rund 100 Belege.

Wie kommt es nun zu dieser Ausbildung [4])?

---

[1]) Vgl. Lorz S. 13 ff.; Wuth passim, insbes. S. 117 ff.

[2]) Vgl. Deutschbein S. 73; für Cynewulf: Wuth S. 112.

[3]) Dies letztere geht aus der Arbeit von Weick klar hervor; von den restlichen Belegen des absterbenden *i* (ae. *ȝe*-) sehe ich hierbei ab.

[4]) Von einem Einfluß des Afrz. kann nach Burghardts Ausführungen (Morsbachs Stud. 24, S. 23 ff.) keine Rede sein.

Ich habe früher die ae. Belege von *onȝinnan* mit Inf. so weit in Rücksicht gezogen, als es sich um das Begriffsverb mit perf. Funktion handelte. Nun hat sich aber schon im Ae. der Funktionsbereich dieser Fügung beträchtlich erweitert. Wuth hat mit Recht dieser Seite der Verwendung besondere Bedeutung beigemessen.

Ob wir nun für die folgende Verwendung von der perf. Funktion oder etwa von einer terminaten Grundbedeutung von *onȝinnan* 'unternehmen, eine Handlung ausführen' (vgl. auch die Bedeutung des sb. *onȝin*) ausgehen müssen, lasse ich hier dahingestellt [1]). Tatsache ist, daß es in vielen Fällen nicht perfektiv fungiert, sondern den Ansatzpunkt einer neuen Handlung und damit diese selbst als Glied einer Reihe heller beleuchtet und hervorhebt. Hierbei handelt es sich nicht um eine perfektiv-aktionelle Betonung der im Infinitiv gelegenen Aktion an und für sich, sondern um die Art der An- und Einreihung dieser Aktion in den Gesamtverlauf der Vorstellungen. Daß mit dieser Verschärfung eines Handlungsansatzes in lebhafter Schilderung dieses Handlungsglied selbst gehoben wird oder gehoben werden kann, dürfte wohl nicht bezweifelt werden. Hier gehen also Wege zu einem Intensivum weiter. Im allgemeinen aber ist hier ein Mittel gegeben zur Erhöhung der Situation, zu kräftigem Handlungseinsatz und zur Belebung des Aktionsverlaufes. Ich möchte für diesen Gebrauch den Ausdruck Wuths, 'ingressive Umschreibung' lieber vermeiden, da er sich zu wenig von dem Begriff perfektiv (rein aktionell-horizontal) unterscheidet, und lieber die Bezeichnung 'deskriptiv' einsetzen.

Einige Beispiele sollen dies erläutern:

Gen. V. 15 ff. þeȝnas þrymfæste þēoden heredon
sæȝdon lustum lof heora līffrēan . . .
. . . . . . Synna nē cūþon,
firena fremman, ac hīe on friđe lifdon
ēce mid heora aldor: elles nē *onȝunnon*
rǣran on roderum, nymþe riht and sōþ,
ǣr þon enȝla weard for oferhyȝde
dǣl on ȝedwilde . . .

---

[1]) Die Bedeutungsentwicklung ist schwierig festzulegen, zumal es an einer sicheren Etymologie gebricht; vgl. Feist, Etym. W. der got. Spr. 1920² (*duginnan*).

Betrachten wir hier die Handlungskette, so ergibt sich: Lobpreis der Engel, Zustand der Sündelosigkeit und des Friedens, Nun tritt *rǣran* mit Obj. in den Blickpunkt des Dichters. Der Aktionsverlauf dieses *rǣran* ist durativ oder wohl besser terminat, keinesfalls perfektiv; denn in die Handlung dieses Hauptpunktes schneidet dann die temporale Bestimmung *ǣrþon* ... abgrenzend ein (vgl. Halfter, Die Satzverknüpfung in der älteren Genesis; Diss. Kiel 1916 S. 25). *onȝunnon* kann demnach hier nicht perfektivierend, sondern nur deskriptiv aufgefaßt werden. Das Tun guter Handlungen tritt schärfer hervor gegenüber dem Vorhergehenden und gegenüber dem im Temporalsatz liegenden, abgrenzenden Gegensatz. Wir könnten etwa übersetzen: ‘Fürwahr nichts vollführten sie im Himmel außer gute und gerechte Taten, bis ...’. Es handelt sich also um eine Belebung der Situation, um Ansatz einer Schilderung, um eine gewisse Erhöhung der Aktion.

Einige weitere Fälle aus Gen. A:

I. Deutlich belebter Handlungseinsatz.

V. 2901 ff.: (Abraham ersteigt mit Isaak den Hügel)
þæt hē on hrōfe ȝestōd hēan landes
on þǣre [stōwe], þe him sē stranȝa tō,
wǣrfæst metod wordum tǣhte.
Onȝan þā ād hladan, ǣled weccan
ond ȝefeterode fēt ond honda
bearne sīnum ond þā on bǣl āhōf
Īsaac ȝeonȝne ...

V. 2716 ff.: (Nach Schluß einer direkten Rede)
þā *onȝan* Abimēleh Abraham swīđan
woruldȝestrēonum ond him his wīf āȝeaf:
sealde him tō bōte ...
ȝanȝende feoh ...

V. 1228 ff.: ... þā sēo tīd ȝewearđ
þæt sē eorl *onȝan* æđele cennan
sunu ond dohtor.

Ähnlich VV. 1171, 1239.

V. 965: (Adam und Eva haben sich nach ihrer Vertreibung in einem weniger gesegneten Lande niedergelassen) ...
Onȝunnon hīe þā be ȝodes hǣse
bearn āstrīenan, swa him bebēad metod.

Diese letzte Stelle so nach Lesung Holthausens; bei Grein (1912) ist die mögliche Konjektur *bearna strīenan* angedeutet. Eine Entscheidung ist wegen Mangel an sonstigen Belegen nicht zu treffen. Unsere Konstruktion negiert keineswegs einen sichtlich perfektiven Infinitiv, da hierdurch diese Aktion nicht im Wesen berührt wird.

Handelt es sich in solchen Fällen um Markierung eines neuen Handlungseinsatzes, so treffen wir auch auf Beispiele, wo ein regerer Handlungsfortgang erzielt wird.

II. Fortschritt der Handlung.

Hierher gehört der an erster Stelle zitierte Fall (V. 15 ff.). Ferner:

V. 2859 ff.: nē forsæt hē þȳ sīđe, ac sōna *onȝan*
fȳsan tō fōre . . .

(Dann erst folgt die Schilderung seiner Ausrüstung; mit *onȝan* setzt eine neubelebte Situation ein im Gegensatz zur Vorstellung *forsittan*.)

Innerhalb der nun folgenden Handlungskette treffen wir V. 2866 wieder auf eine Neubelebung der Situation:

. . . *onȝan* þā his esolas bǣtan
ȝamolferhđ ȝoldes brytta, heht hine ȝeonȝe twēȝen
man[nan] mid sīđian . . .

(Nun erst kommt der Abmarsch zur Darstellung.)

Ich will hier voraus bemerken, daß diese Art der Situationsbelebung durch deskriptives *onȝinnan* im Me. seine genaue Entsprechung hat.

Ganz ähnliche Fälle aus *Cynewulf* (und Andreas) sowie aus der ae. Prosa bespricht Wuth (S. 56 f.); er bemerkt mit Recht, daß für uns die Grenze zwischen Begriffsverb und deskriptivem Gebrauch nicht immer deutlich zu ziehen ist. So steht es mit den verhältnismäßig recht geringen Belegen aus dem *Beowulf;* die früher zitierten Stellen (VV 100, 1312), weiter etwa 1983, 2210, 3143 könnten auch hierher zu zählen sein. Von diesem Gesichtspunkt scheint mir in V. 244 *cuman* doch eher als Verbum zu gelten. Die Vorstellung des 'Ankommens' steht deutlich im Mittelpunkt der Gedankenreihe des Strandwartes (die Erklärung bei Lorz S. 82 hält nicht stand; richtig dagegen Wuth a. a. O.). In *Byrhtnod* finden wir nun diese deskriptive Fügung in Kampfsituation und Kampfhandlung

Wichtige Momente der Aktionsreihe treten hierdurch teils mit scharfem Einsatz, teils in rasch bewegter Folge hervor.

V. 11 ff.: ēac him wolde Eadrīc his ealdre ʒelǣstan,
frēan to ʒefeohte; onʒan þā forđ beran
ʒār to ʒūđe . . .

V. 17, 86, 89, 261, 265 ähnlich.

So ist also im wesentlichen Wuths Auffassung richtig. Unsere Fügung ist also einmal Perfektivierungsmittel, anderseits deskriptive Ausdrucksform; als diese hebt sie die Handlung aus dem Komplex hervor, sowohl was den Ansatz derselben und weiters auch ihre Gesamtstellung in der ganzen Aktionskette betrifft. Soweit die ae. Dichtung in Betracht kommt, hat diese Konstruktion noch nicht die Grenze eines tatsächlichen Stilmittels überschritten. Es ist mir kein Fall begegnet, wo wir von sichtlicher Grammatikalisation sprechen können. Für die ae. Prosa kann ich derzeit diese Frage nicht entscheiden; es scheint mir aber auch da der Rahmen nach Grammatikalisation hin nicht durchbrochen.

§ 3. Nach diesen Erörterungen über den ae. Gebrauch wende ich mich nun der me. Zeit zu; ich will hier auf dem Gebiet der me. Romanzen die Fügung genauer bis ins 14. Jahrh. verfolgen. Selbstverständlich kann es sich auch hierbei nur um eine Auswahl der Belege handeln.

Ich beginne mit einer Betrachtung der Verhältnisse im *King Horn;* da haben wir ein im wesentlichen in heimischer Stiltradition ausgebildetes Werk vor uns, das seiner Form nach am Ende einer Entwicklungsreihe steht.

Ich gruppiere die Beispiele[1]) derart, daß ich zuerst jene Fälle betrachte, in denen *ginnen* perfektiviert, sodann jene, in denen es deskriptiv ist. Daran sollen dann fragliche Beispiele gereiht werden.

Anmerkung. Schon im K. Horn zeigt sich neben dem Simplex *ginnen* auch das Kompositum *biginnen;* die deutliche Differenzierung, wonach *begin* als perfekt. Ausdrucksmittel bestehen bleibt, während *gin* überhaupt von der literar. Oberfläche verschwindet, scheint zunächst nicht vorhanden[2]). Bei Chaucer gehen beide Formen nebeneinander her, den Gebrauch der einen oder anderen

[1]) Ich zitiere nach Halls C-Text.

[2]) Vgl. Einenkel, Angl. 13, 89 ff.

Form entscheidet der Rhythmus (vgl. Bihl, Angl. Forsch. 50, 113); hier aber hat *beginne* wohl nur mehr perfekt. Funktion. Für Horn vgl.:

V. 495: þe day bigan to springe
V. 645: þo þe day gan springe

I. Perfektiv.

V. 189: ure ship bigan to swymme
to þis londes brymme . . .
V. 1047: Awai i gan glide
þat deol inolde abide . . .
V. 241: Ailbrus gan lere
Horn and his ifere

Auch die beiden in der Anmerkung genannten Belege gehören wohl hierher.

II. Deskriptiv.

Häufiger jedoch dient diese Fügung der Situationsbelebung. Handlungsansätze und bewegter Fortschritt der Aktionsreihe werden hierdurch zum Ausdruck gebracht.

V. 716 ff. (Situation: Aylmar kehrt von der Jagd zurück über Weisung des verräterischen Fikenhild, findet Horn bei Rymenhild und verweist ihn des Landes):

Horn sadelede his stede
and his armes he gan sprede
his brunie he gan lace
So he scholde in to place;
his swerd he gan fonge
Nabod he noȝt to longe.

Die Aktionsart von *fonge* an und für sich läßt sich der geringen Belege wegen nicht sicherstellen; an einer Stelle in O (V. 159) hat es sicherlich perf. Aspekt: *he shal fonge þe deth of mine honde* (vgl. dazu Weick S. 103). Bemerkenswert ist, daß in L an dieser Stelle zweimal die Form *gon*, einmal *con* erscheint (vgl. NED unter *can*[2]; hier wird der erste Beleg aus dem Cursor Mundi gegeben).

V. 921 ff.: Rymenhild was in Westernesse
wiþ wel muchel sorinesse.
A king þer gan ariue
þat wolde hire haue to wyue . . .

Hier ist der Einsatz einer wichtigen, neuen Handlung ganz deutlich. *arive* ist doch perfektiv.

V. 969 ff.: þe se bigan to þroȝe
under hire woȝe.
þe knaue þere gan adrinke:
Rymenhild hit miȝte ofþinke.

V. 940: (Horn im Walde auf der Jagd)
A knaue he gan imete

Ich glaube, diese Belege beheben jeden Zweifel darüber, daß *ginnen* nicht auch eine andere als nur perfektivierende Funktion besitzen könne.

Nun sind auch da die Grenzen zwischen beiden Verwendungsarten fließend; man vergleiche etwa folgende Stellen:

V. 61: (Sarazeneneinfall)
þat folc hi gunne quelle
and churchen for to felle

V. 618: ne miȝte noman telle
þat folc þat he gan quelle . . .

Andere typische Fälle für belebten Handlungseinsatz oder Situationsbelebung im Fortschritt der Aktion finden sich etwa: VV. 425 ff.; 592 ff.; 1009; 1147 ff.; 1289; 1351 u. ä. Ich habe bereits bei Besprechung der ae. Belege ähnlicher Art auf den Charakter dieser Fügung hingewiesen. Es liegt in ihrem Wesen, daß sie auch der betreffenden Handlung eine gewisse intensive Beleuchtung geben kann. Freilich ist es im Einzelfall schwierig, dies einwandfrei zu beweisen; es entscheidet der Aktionsverlauf.

Vgl. V. 867 ff.: Horn him gan agrise
and his blod arise.
Biuo him saȝ he stonde
þat driuen him of londe
and þat his fader sloȝ . . .

Hier scheint mir intensive Beleuchtung wahrscheinlich; ähnlich vielleicht an folgender Stelle: Fykenhild hat Aylmar soeben mitgeteilt, daß Horn bei seiner Tochter weile . . .

V. 703: Aylmar aȝen gan turne
wel modi and wel murne.
He fond Horn in arme
On Rymenhilde barme . . .

In *gan turne* liegt wohl nicht nur die Vorstellung der plötzlichen, sondern auch der raschen Rückkehr.

Ich habe früher auch bezüglich des Ursprunges dieser Verwendungsart die Frage berührt, ob wir hierbei überhaupt von dem Begriff 'anfangen' oder etwa von einem allgemeineren Tätigkeitsbegriff ausgehen sollten. Daß in solchen Fällen, wenigstens für den me. Dichter, der 'Anfang' gegenüber der Gesamthandlung zurückgetreten war, dafür scheint mir folgender Fall zu sprechen:

V. 639: (aus Rymenhildens Traum)
To þe se my net icaste,
and hit nolde noȝt ilaste;
A gret fiss at þe furste
Minet he gan to berste
OL makede (made) berste

Es ließe sich aber die Lesung von OL auch dahin erläutern, daß *gan* bereits die Neigung hatte, zum farblosen Tätigkeitswort zu werden, das pleonastisch zu jedem Tätigkeitsbegriff hinzutreten konnte, wenn es sich um Versfüllung handelte, und daß OL hier die bestimmtere kausative Relation ausdrücken wollen.

Dies führt uns zur Frage der Grammatikalisation. Zwei Fälle scheinen mir diesen letzten Prozeß klar zu zeigen:

V. 311 ff.: þi tale nu þu lynne,
For horn nis noȝt her inne . . . C
þi tale gyn þou lynne . . . L
þi tale bigyn to lynne . . . O

V. 1244 ff.: He dude hem alle to kare,
þat at þe feste were,
Here lif hi lete þere . . . C
here lyue he gonnen þer leten . . . O
hure lyf hy gonne lete . . . L

In solchen Fällen wird *ginnen* zum farblosen Flickwort, das dem Dichter zur Versfüllung zur Verfügung steht. Manche der früher erwähnten Fälle mögen bereits dieser Richtung zuneigen, ohne daß wir im einzelnen dies festzustellen in der Lage wären. Wenn der Dichter bei erhöhter Situation oder rasch dahinschreitender Schilderung (Kampf, Rüstung u. dgl.) einmal in diese Fügung verfällt, dann verwendet er sie im Anschluß daran bei den folgenden Handlungsgliedern gerne ohne anscheinend inneres Bedürfnis nach Bedeutungsschattierung; in der Verwendung ist dann häufig der Rhythmus entscheidend. Die Tradition ent-

färbt solche Fügungen und macht sie zu einer abgegriffenen, in sich wertlosen Münze. Das eine aber werden wir im Auge zu behalten haben, daß, solange die Verwendungsmöglichkeit bestand, die in der Konstruktion liegenden potentiellen Kräfte durch den Dichter, wenn nötig, wieder geweckt werden können.

So gewinnen wir aus dem Bilde, das uns King Horn bietet, schon einen Einblick in die me. Verwendung dieser Fügung: als Mittel zur Perfektivierung, als deskriptive Ausdrucksform, als farbloses Flickwort.

Anmerkung. Es erübrigt noch, den Beleg V. 51: *swerd hi gunne gripe and togedere smite*, den wir einleitend erwähnt haben, zu besprechen. Das Verb *gripe* ist nur noch einmal V. 605, und zwar in der gleichen Verbindung, belegt (siehe Glossar Halls). Aber die von Weick für Laȝamon gegebenen Fälle zeigen klar, daß das Simplex perfektive Bedeutung haben konnte (vgl. auch Havelok V. 1871: *and grop an ore and a long knif* . . .). Zudem handelt es sich um den Einsatz der ersten Kampfschilderung im Gedicht, ohne Zweifel eine erhöhte Schilderung. Nach all dem neige ich mehr der Ansicht Mc Knights zu, wenn ich mich auch mit dem Ausdruck ‘deskriptiv’ begnüge.

Wenn wir nun unseren Blick in die ae. Zeit zurückwenden, so gewahren wir, daß unsere Fügung einerseits die ae. Konstruktion mit *onȝinnan* fortsetzt, anderseits auch das Vermächtnis der *ȝe*-Komposition und der Verbindung *ȝewītan* mit Inf. (vor allem mit Verben der Bewegung) angetreten hat.

Was nun die weitere Entwicklung betrifft, so erwachsen der Fügung *ginnen* von verschiedenen Seiten her neue Rivalen; ich will hier vor allem zwei erwähnen: die Konstruktion mit *don*[1]) und das Präsens historicum. Die Umschreibung mit *don* ist ursprünglich kausativ. In King Horn sind folgende Fälle deutlich:

V. 1023: his folk he dude abide
under wude side . . .

V. 1453: þis tur he let make] OL dude
(ähnlich V. 1393)

Doch begegnen uns einige Beispiele, in denen *don* entweder bereits an der Grenze zum farblosen Tätigkeitswort steht, vielleicht völlig pleonastisch geworden ist oder aber zum Intensivum neigt.

V. 1473: he dude horn in late
riȝt at halle gate . . .

[1]) Vgl. Deutschbein S. 80.

V. 184: us he dude lede
into a galeie . . .

V. 930: A writ he dude deuise
Aþulf hit dude write
þat Horn ne luuede noȝt lite

Dieser Beleg zeigt deutlich die Übergangsstufen. Wie ähnlich solche Fälle der deskriptiven und grammatikalisierten Verwendung von *ginnen* kommen konnten, wird aus folgender Stelle ersichtlich:

V. 1489 ff.: and al his men a rowe
hi dude adun þrowe.
Whanne hi weren alsaȝe,
Fikenhild he dude todraȝe . . .

Diese Kampfschilderung gegen die Verräter ist eine sichtlich erhöhte Situation im Aktionsverlauf; das ursprüngliche Kausativum verleiht den Handlungsgliedern gewissen Nachdruck. Ich bezweifle nicht, daß wir es hier mit Intensiven zu tun haben. Von der Schilderung aus kann so das Kausativ zum Intensiv, von der Konstatierung aus zum Flickwort ohne Eigengehalt werden. Daß zwischen *ginnen* und *don* Berührungen bestehen, zeigen die von Deutschbein aus dem C. Mundi gegebenen Belege. Wir konnten auch im King Horn einen ähnlichen Fall umgekehrter Art beobachten; dort handelte es sich allerdings um *maken* (vgl. S. 14).

Von anderer Seite her kommt nun das Präsens historicum. Ich will dieses Problem hier nicht des längeren besprechen, da es in einer anderen Abhandlung verfolgt werden soll. Ich möchte nur hervorheben, daß ähnlich, wie *don* dem farblosen *ginnen* vor allem Konkurrenz bietet, das Pr. hist. dem deskriptiven *ginnen* den Rang streitig macht. Wird doch gerade Handlungseinsatz und bewegter Fortschritt der Aktion gern durch diese Ausdrucksform bezeichnet. Allerdings läßt sich hierüber fürs Me.[1]) keine verallgemeinernde Behauptung aufstellen; bis ins 14. Jahrh. ist es in einer größeren Zahl von Denkmälern spärlich belegt. Im King Horn kommt es als Rivale gar nicht in Betracht; dieses Denkmal enthält einen einzigen Beleg, und dieser ist nicht bewegt schildernder, sondern betrachtender Natur (V. 1049).

[1]) Siehe meine Besprechung von Finsterbusch, Der Versbau . . . von Sir Perceval und Sir Degrevant (Wiener Beitr. 49) im Litbl. f. g. r. Phil. 1921.

Diese Zusammenhänge im weiteren Verlaufe eingehend zu behandeln, muß ich mir vorläufig versagen; es soll im wesentlichen unser *ginnen* in seinem Weiterbestand begleitet werden.

In *Floris & Blauncheflur* (ca. 1290 Verse) zeigt sich die Fügung nur spärlich belegt, ungefähr 12 mal. Dieses Denkmal nimmt hierin, wie anderseits in der verhältnismäßig reichen Verwendung vom Pr. hist. eine Ausnahmestellung unter den frühme. Romanzen ein. Daß hierbei eine Beziehung zwischen den beiden Ausdrucksformen besteht, geht daraus hervor, daß V. 1014 '*ac Floris cleppen hire bigon*' einem Pr. hist. der frz. Version entspricht (vgl. Hausknechts Ausgabe, Anm.). Ansonsten ist perfektives (VV. 247, 263, 955, 965) und deskriptives *ginnen* (VV. 570, 896 u. a. m.) belegt.

Im *Havelok* ist *ginnen*, häufiger *biginnen* reichlich vertreten. Perfektive Funktion: *bigan to calle* V. 230, – *to sike* V. 261, – *to ete* V. 650; ähnlich V. 740, 967, 1011 u. a. m. Deskriptive Funktion: gerade die Stellen, welche Holthausen als perfektiv bezeichnet, sind doch wohl deskriptiv zu fassen:

V. 733: In Humber Grim bigan to lende
In Lindeseye, riht at þe northende.

V. 1357: he . . . bifor þe rode gan falle,
Croiz and Crist bigan to calle
and seyde . . .

Ähnlich wohl auch VV. 1302, 1425, 1801, 1860 u. a. m.

Bemerkenswert ist, daß in dieser Romanze *don* als Kausativ, aber auch als Intensivum (vgl. VV. 2230, 2268) viel häufiger als in K. Horn erscheint. Vor allem aber scheint mir der pleonastische Gebrauch förmlich ausgebildet (vgl. VV. 250, 263, 316, 320, 322 u. ö.); in fortlaufender Reihe, hier vielleicht schildernd, in VV. 242 ff. Das Pr. hist. ist in verschwindend geringem Ausmaß belegt.

Einige Romanzen des Auchinleck-MS seien hieran angereiht. Im *Otuel* (EETS. ES. 39) sind alle Färbungen unserer Fügung zu finden; ich erwähne als deskriptiv oder pleonastisch:

V. 170: & summe of hem were aschamed,
þat Otuwel in þe halle,
slouȝ a kniȝt among hem alle,
& bigunnen op to stonden,
& þouȝte to leggen on him honden . . .

Man vergleiche dazu V. 193: *King Charles stod upriȝt.*

Gewisse Phrasen zu Beginn von Kämpfen z. B. *Rouland bigan to meven his blod* V. 531; ähnlich VV. 355, 1240; die häufige Verbindung *gan gon* VV. 602, 803, 983 u. ä. zeigen schon formelhaftes Gepräge. *don* ist mir nur einmal als kausativ (V. 868), das Pr. hist. überhaupt nicht begegnet.

Roland and Vernagu (EETS. ES. 39) zeigt vor allem deskriptives und grammatikalisiertes *ginnen*:

V. 863: his ventail he gan unlace
& smot of his heued in þe place ...

Formelhaftes zeigt sich in Kampfhandlungen. Eine Stelle sei davon noch erwähnt:

V. 116 ff.: our leuedi smok þt hye had on
& þe ȝerd of araon,
Forþ þai gun bring ...

Möglich ist hier sowohl Schilderung wie Pleonasmus; hingegen ist mir eine perfektivierende Auffassung unwahrscheinlich.

Zwei Fälle seien schließlich noch genannt, in denen *ginnen* einem *don* entsprechen könnte:

V. 311 ff.: & amorwe grapes þai bere,
Red & ripe to kerue þere,
For paners þai gun sende ...

V. 546 ff.: Sir Vernagu was ware
& tok him under his hond,
Out of his sadel he gan him bere
& on his hors swere
He set roulond ...

Das Pr. hist. ist zweimal, kausatives *don* ebensooft belegt.

Bevis von Hampton (EETS. 46, 48, 65).

Unsere Fügung ist eine Lieblingsform des Dichters; in allen Schattierungen begegnet sie überaus häufig, wogegen in den rund 4400 Versen nur etwa 20 Belege des Pr. hist. und bei weitem in der Minderzahl *don* erscheinen. In den Kampfschilderungen, in der belebten Handlung, in formelhaften Wendungen wimmelt es aber von *gan, gone*. Sie erscheinen in perfektiver, vor allem aber in deskriptiver und grammatikalisierter Funktion, wobei die Grenzen oft nicht gezogen werden können: vgl. *gan – upriȝt stonde* V. 1399, – *arise* V. 3228,

– *mete* V. 1748, – *bring* V. 3706, – *arive* V. 2659 u. a. m. Einige typische Fälle mögen hier Platz finden:

V. 625 ff.: (nach einer Kampfrede)
Al aboute þai gonne þringe
And hard on him þai gonne dinge . . .
þo his bodi began to smerte
He gan plokken up is hertte . . .

V. 648: In to his chaumber he gan gon
And leide him deueling on þe grounde . . .

V. 797: þus þe bataille g a n leste long
til þe time of euesong] MSS. SN lasted!

Weitere Kampfschilderungen mit Häufung der Fügung VV. 4151 ff.; 4180 ff.

Guy of Warwick (EETS. ES. 42, 46, 49).

In den ersten 3000 Versen dieses Denkmals, die auf unsere Fügung durchgesehen wurden, läßt sich ein merkliches Zurücktreten, etwa gegenüber King Horn oder Bevis, feststellen. Der Grund hierfür ist der außergewöhnlich reiche Gebrauch des Pr. hist. — Guy ist eine nahezu wörtliche Übertragung eines frz. Originals.

Dazu kommen eine Reihe anderer Fügungen (part. praes. mit *ben* u. a.). Trotzdem zeigen sich auch in den wenigen Belegen mit *ginne* die typischen Fälle; vgl. deskriptiv:

V. 675 ff.: When Gy herd þat tiding
For ioie his hert gan to spring;
At hir he tok leue anon,
Into the castel he gan to gon;
Al so swiþe as he it miȝt do,
Into the court he gan to go . . .

V. 3023 ff.: þe Sarrazins anon gun þai mete,
mani on þer her liif þai lete,
mani on þer dyed in aiþer side,
Ac þe Sarrazins wers gan bi-tide . . .

Es ist interessant, zu sehen, wie das Pr. hist. sogar in unsere Fügung eindringt:

V. 465 ff.: He ginneþ to wepe & sore siche,
His care him neweþ eueriliche,
Adoun he fel and swoune bigan . . .

V. 3013 ff.: Herhaud þai gin alle asaile
& neye hadde slain him in þat bataile . . .
(ähnlich V. 1953)

Gegenüber den geringen Belegen im Guy zeigt *Amis und Amiloun* wieder eine reichere Verwendung. In den 2300 Versen (ed. Kölbing) zeigt sich kein Pr. hist., hingegen etwa 70 Belege mit *ginnen*. Ich will indessen von einer weiteren Angabe von Belegen absehen.

Aus *Sir Degarré* (ed. Miller) sei nur erwähnt, daß *ginnen* gegenüber dem Pr. hist. die Oberhand hat. Interessant ist eine Stelle, wo Pr. hist. und unsere Fügung nebeneinander hergehen, und wo sich ganz deutlich die Grammatikalisation der Konstruktion zeigt:

V. 728: ther inne he rideth mani a mile;
mani a dai he ride gan,
no quick best he fond of man . . .

Ich schreite weiter zu den Romanzen des 14. Jahrh. Um den Leser nicht zu sehr aufzuhalten, seien nur interessantere Belege ausgewählt. Zunächst sollen solche aus südlichen und nördlichen Romanzen in der Schweifreimstrophe, dann aus den alliterierenden Dichtungen strengerer und freierer Richtung gegeben werden.

Libeaus Desconus (ed. Kaluza).

Das Pr. hist. ist sehr gering, unsere Fügung sehr reichlich vertreten. Alle Schattierungen begegnen uns. Voran stelle ich zwei markante Belege:

V. 601: and ever þe dwerȝ gan wake
V. 1278: Libeaus a fourteniȝt
þer wiþ him gan lende (wohnen!)

Der zweite Fall zeigt klärlich Grammatikalisation; wohl auch der erste, wiewohl auch Intensivum möglich wäre. Für intensiv halte ich:

V. 1216: niȝ doun þey gonne him drive . . .

Ansonsten begegnet uns *ginnen* vor allem mit Verben der Bewegung: *ride*, *springe*, *terne*, *quake*, auch *launche* (V. 368), *bringe* (VV. 2181, 2226, 949); dann mit *sende* (V. 1137), *fonȝe* (V. 1464, wohl grammatikalisiert oder intensiv?), *mete* (V. 1728 grammat.), *outbreke* (V. 1541 grammat.) u. a. m. Auch das

alte *y*- zeigt sich noch einmal: *gan* ... *yse* (V. 1360); vgl. dazu V. 802: *I will yse his face, er I westward passe.* Sollte hier noch perfekt. Bedeutung des Präfixes nachwirken? Jedenfalls ist V. 1360 deutlich grammatikalisiert.

Octavian (südl. Version; ed. Sarrazin).

Das Pr. hist. verschwindend gering, unsere Fügung reichlich. Grammatikalisation ist ganz deutlich in folgenden Fällen:

V. 439: the tygre gan hyt awey take ...

V. 515: oon (schyp) was of þe holy land,
pylegrimys to lede,
Ther Jesu for us, y understonde,
His blod gan blede ...

V. 576: for greet yeftys, þat she gan bede
to londe þe schypmen gonne her lede
the ryȝte wey, wher þat þey yede,
they gonne kenne ...

V. 619: In Jerusalem sche gan dwelle
and made cloþes of gold and pelle

V. 814: me þyngeth, þou louest hyt to dere
sterlynges ne haue i noon here,
as þou gynnyst craue ...

Es scheint sich die perfektivierende Form *beginne* allmählich abzuspalten (VV. 341, 450, 1225, 1454). Sonst sind die Verhältnisse wie im Libeaus.

Von nördlichen Texten sei der kürzere *Erl of Toulouse* (ed. Lüdtke) herausgegriffen. In seinen 1224 Schweifreimversen ist das Pr. hist. nur etwa 4 mal vertreten, unsere Fügung etwa 30 mal. Zunächst ist zu bemerken, daß hier nur als Simplex die Form *can* erscheint (auch im Plural MS A VV. 86, 129, 698; dagegen *conne* V. 323). Das NED. betrachtet dies als phonetische Variante; es ist mir wahrscheinlich, daß es sich um eine Assimilationserscheinung des schon unbetonten *ȝan* an vorhergehende stimmlose Endlaute handelt im Zusammenhang mit dem Schwund des End *e* (vgl. jetzt Luick § 473); später freilich wird dies *can* formell als Präsens gefaßt und sogar ein *couth* als Prät. dazu gebildet (Barbour).

Wie farblos dies Wort schon sein konnte, zeigt in unserem Denkmal V. 250:

the knyght bethoght him on a day,
the gode erl to betray
Falsely can he begyn . . .|] MSS DF than he began

V. 988: A myle besyde the castell,
There the emperour can dwell,
A rych abbey there was . . .
(wo der Herrscher seinen Wohnsitz hatte)

V. 6: Jhesu Cryst . . .
gyve us grace so to do,
that we may come þy blys unto
on rod as thou can bled! can] BD dyddist!

Bei den Verben *say, call, frayn; ryde, flee, pass, fare, wend, goo, dyght* läßt sich im einzelnen schwer ausmachen, ob diese oder jene Schattierung vorliegt. Aber *can* erscheint doch sicherlich als stereotypisches Schilderungsmittel. Wenn es sich um ausdrücklichere Perfektivierung handelt, scheint *begin* einzutreten; zwei Fälle sind mir bekannt:

V. 36: He began to bren and slo

V. 870: my yoy begyns to kel
(hier allerdings präsentisch)

Typische Kampfschilderung zeigt Häufung:

V. 1120: The erl smote hym wyth hys sper,
thorow the body he can hym ber,
to grounde can he goo.
That saw that odyr and fast can flee,
The erl ovyrtook hym undur a tre
And wroght hym mekyll woo;
There þys traytour can hym ȝyld . . .

Ganz ähnlich sind die Verhältnisse in den Romanzen *Octavian* (nördl. Version: MS L *gan;* C stets *can*) und im *Isumbras*. Auch da ist Pr. hist. spärlich vertreten.

Mit der streng alliterierenden Romanzengruppe betreten wir in der me. Literatur künstlerisches Neuland. Stil und Auffassung der Handlungsvorgänge tragen ein verändertes Gepräge. Soweit unser Problem in Betracht kommt, ist diese Gruppe kein Heim für *ginne*. Ich will die Verhältnisse in den 'Alexander'fragmenten, im 'Schwanenritter', in 'Wilhelm von Palermo' und im Gedicht 'Gawain und der grüne Ritter' näher

betrachten. In diesen Dichtungen hat das Pr. hist. seine eigentliche Domäne, in voller Ausbildung zeigt sich dieses Stilmittel im Gawain. Das bedeutet im Grunde eine veränderte Auffassung der Handlungsvorgänge; der Dichter sieht die Aktion nicht in zeitlich gleicher Ferne im Ablauf begriffen, sondern die zeitliche Relation fluktuiert, die Bilder treten zurück, dann wieder näher, je nach dem Grade der Verlebendigung. Freilich gilt auch für dieses Ausdrucksmittel dasselbe, was für jede sprachliche Fügung in Anschlag gebracht werden muß; auch da kann die Form den ursprünglichen Bedeutungsgehalt überleben; indessen liegt diese Frage nicht im Rahmen der gegenwärtigen Untersuchung. Ich möchte nur diese Art der Handlungsauffassung jener der Schweifreimgruppe gegenüberstellen: hier flächenhaft, dort ein perspektivisches Sehen von Ferne und Nähe; oder, wenn man sich so ausdrücken darf, bei voller Einschätzung der Tradition: hier im Anfange mehr idealistische, dort, wo das Pr. hist. zutage tritt, mehr realistische Auffassung. Das wäre das Typische; im einzelnen gibt es natürlich Übergänge und Mischungen und endlich traditionellen Gebrauch. So treffen wir auch bei Chaucer beides, jedoch, wie mir scheint, gewinnt die Perspektive, das Reale bei ihm mit seiner künstlerischen Entwicklung immer mehr die Oberhand.

In den *Alexanderfragmenten* (EETS. 1), die rund 1250 allit. Langverse umfassen, erscheint das Pr. hist. etwa 80 mal, die Konstruktion mit *gan* nur ungefähr an 20 Stellen; mitunter deutlich im Wechsel mit dem Pr. hist. (vgl. V. 634, 840, 941, 1239). Die Form *can* erscheint V. 813. Inhaltlich ist nichts Besonderes zu erwähnen. Dieselben Schattierungen sind geblieben; vgl. V. 868 *gan speake*, V. 926 *gan he bring*. Der *Schwanenritter* (EETS. 6) zeigt in 370 Versen nur ein *gan* (V. 66), dann zwei *bygynneth* (VV. 76, 246) mit perf. Bedeutung; das Pr. hist. zählt rund 20 Belege. In den ersten 1500 Versen des *William of Palermo* (EETS. ES. 1) überwiegt bei weitem das Pr. hist. gegenüber etwa 30 Belegen mit *ginne;* hier findet sich auch das frz. *çomsen* an seiner Seite:

V. 35: he gan to berke on þat barn . . .
þat it wax neiȝ of his witt wod for fere,
and comsed þan to crye so kenly and shille
and wepte so wonder fast . . .

Beides ist deutlich perfektiv; *comsen* hat aber auch ähnlichen Charakter wie heimisches *ginne;* vgl.:

V. 1430: (die Boten von Griechenland)
& kurtesliche upon here knes þei komsed him grete
Godli fro þemperour of grece . . .

Deskriptives und perfektives *ginne* zeigt folgende Stelle:

V. 736: (W. denkt oft seiner Geliebten)
he . . . gan to studie stoundemele so stifly þeronne
þat lelly be a litel while his langure gan wex . . .

In den Kampfschilderungen treten altgewohnte Verbindungen auf (VV. 1154, 1164, 1272).

Eine eigenartige Verwendung zeigt sich nun beim Gawaindichter in seinem *Gawain und der grüne Ritter* (EETS. 4). Das Gedicht zerfällt bekanntlich in kleinere Abschnitte, die ihrerseits aus einer Reihe allit. Langverse ohne Endreim und einer fünfzeiligen Cauda aus gereimten allit. Kurzzeilen bestehen. Es ist nun sehr auffällig, zu sehen, daß unsere Fügung mit einer Ausnahme (V. 2212: *thenne þe knyȝt con calle ful hyȝe* mit direkter Rede) nur in der gereimten Cauda erscheint, während in den Langzeilen das Pr. hist. üppig sprießt. *bigynne* ist selbständiges Begriffsverb geblieben; vgl. V. 1606; *to unlace þis bor lufly bigynnes*, worauf die ausführliche weitere Schilderung folgt. In der Cauda zählte ich dagegen unser *con* (VV. 340, 1041: can) 18 mal. Wieweit im einzelnen Schattierungen der Bedeutung vorliegen, ist nicht immer mit Sicherheit auszumachen. Ich will eine Gruppierung wagen:

I. Perfektiv:

V. 228: To knyȝtes he kest his yȝe
& reled hym up & doun,
He stemmed & con studie
Quo walt þer most renoun.

V. 275: Arthour con onsware
& sayd:

ähnlich VV. 899, 1749; wohl auch VV. 340, 362, 1598.

II. Deskriptiv:

V. 1554: þay laȝed & layked longe,
At þe last scho con hym kesse,
Hir leue fayre con scho fonge
& went hire waye I-wysse.

vgl. V. 1622 *fonge* als deutlich perfektiv.

III. Grammatikalisiert:

V. 711: His cher ful oft con chaunge
þat chapel er he myȝt sene

V. 840: As frekes þat semed fayn
Ayþer oþer in armes con felde.

V. 993: Syr Gawen his leue con nyme
& to his bed hym diȝt.

V. 1174: þe lorde for blys abloy
ful oft con launce & lyȝt

V. 2235: Syr Gawayn þe knyȝt con mete . . .

Man mag bei manchen Belegen in der Einreihung schwanken, aber einzelne Fälle zum mindesten sind deutlich.

Das Interessante aber in dieser Dichtung ist die reinliche Scheidung der schildernden Mittel in der neuen metrischen Form; wo sich diese dem gangbaren Romanzentypus nähert, da spielen auch dessen Formmittel herein. Es zeigt uns dies aber weiterhin noch zweierlei: unsere Fügung ist das eigentliche Merkzeichen der gereimten Romanze geworden; und weiters: der individuell schaffende Künstler kann sich solcher Formmittel entledigen oder sie aufnehmen je nach seiner Neigung.

Zum Schlusse sei noch ganz kurz des *Sir Degreuant* (ed. Luick) gedacht, der metrisch und stilistisch in gewissem Sinne beide Strömungen in sich aufnimmt. Unsere Fügung steht aber gegenüber dem Pr. hist. zurück, und es scheint mir, als ob auch dies für die Richtigkeit der metrischen Auffassung Luicks sprechen würde.

Hiermit habe ich das mir diesmal gesteckte Ziel erreicht und die Fügung *ginnen* bis ins 14. Jahrh. verfolgt. Aus den Ausführungen wird hervorgegangen sein, daß alle drei zu Anfang genannten Ansichten für das Me. in gewissem Ausmaß von Gültigkeit sind, daß sie sich gegenseitig nicht ausschließen, sondern nur in größerem Zusammenhang gewertet werden müssen. Aus einem Beleg oder aus einer kleinen Gruppe von Beispielen läßt sich bei syntaktischen Erscheinungen meist wenig erschließen; es gilt, solche Vorgänge in ihrem Verlauf der Länge und Breite nach zu beleuchten.

§ 4. Es sei mir noch gestattet, mit einigen Strichen den Ausklang unserer Fügung zu verfolgen. In Chaucer treffen

sich wohl alle Stilmittel me. Dichtkunst; doch scheint der Dichter, was *ginne* betrifft, den farblosen Gebrauch tunlichst eingeschränkt zu haben. Dafür sprechen die wenigen, eingangs von Einenkel zitierten Fälle, weiters auch die Tatsache, daß im *Sir Thopas* kein Fall dieser Konstruktion erscheint. Hingegen verwendet er das Pr. hist. in mannigfachen Variationen (vgl. Graef, Anglia Bd. 12). Die Verbindung *don* ist nach Deutschbein (S. 82) erst seit Lydgate in der Kunstdichtung zu ausgebreiteter Verwendung gelangt. Anderseits lebt unsere Fügung in den Endgliedern der gereimten Romanzen in farbloser Bedeutung in größerem Umfang weiter und wird zum Wahrzeichen volkstümlicher Epik. Die Volksballade bedient sich dieses Ausdrucksmittels. (Vgl. Flügel, Ne. Lesebuch: *Robin Hood* S. 172, VV. 32, 64 u. a. m.; *Battle of Otterburn* S. 196, V. 19 *can they crye;* S. 197, V. 9 *The sworde . . . sore can byte,* V. 11 *To the harte he cowde(!) hym smyte;* da findet sich auch noch deskriptives (?) *bygan.*) In der Kunstdichtung wird aber die Wendung bald zu einem Symbol der Vergangenheit; als Archaismus erscheint sie bei Spenser und wird von seinen Nachahmern weitergetragen. Die Romantik nimmt wieder Fühlung mit der Ballade, und auch Spenser wirkt aufs neue. Wir finden so das alte deskriptive oder pleonastische Gefüge mit neuem Gefühlswert bei Scott und Byron. Das NED. verzeichnet noch einen Beleg aus dem Jahre 1883, bemerkt aber einleitend '*gan* still a favourite note of ballad poetry'. Als ein auch außerhalb der Kunstsphäre lebendes Sprachgut kommt ausschließlich das perfektivierende *gin* (= begin) in Frage; aber auch dieses hat sich nach dem NED. in der lit. Sprache wenig über Shakespeares Zeit gehalten; in den Dialekten weist es heute nach Wright nur noch Dorset und Somerset auf. —

So weitet sich unser kleines Problem, in seinem Gesamtverlauf gesehen, zu einem Problem des sprachlichen Lebens überhaupt. Zaghaft in ihren Anfängen innerhalb der altenglischen Ära, wird unsere Fügung in der me. Zeit vom breiteren Strome dahingetragen, wird in der Form *ginnen, (gan)* abgenützt, entwertet, sinkt dann mit ihrem lit. Hauptträger in die Niederungen herab, wo sie erstarrt. Dichterindividualitäten und Zeitströmungen

---

[1]) Vgl. NED. unter *gin* und *can*[2]; weiter Mätzner, Gr. III 6, 26; *Reuning*, Palaestra Bd. 116, S. 91 f.

können das verlorene Gut wieder heben, aber stets umgibt dann das Kind der Vergangenheit ein eigenartiger Kreis von Gefühlswerten, der es doch als Fremdling erkennen läßt.

Anmerkung. Wenn ich auch verschiedene Punkte aus dem Gebiete der Aktionsarten im me. Zeitraum nur kurz streifen konnte, so wird doch deutlich geworden sein, daß die für mich so anregenden Ausführungen Deutschbeins über dies Gebiet einer Erweiterung bedürfen. Wenn D. (S. 87) erklärt, daß die Sprache im Frühme. eine Differenzierung der imperf. und perf. Aktion nicht kenne, so mag das zum Teil für die grammatischen, nicht aber für die psychologischen Kategorien gelten. Ähnlich steht es auch mit dem Intensivum. Wir müssen eben für das literarische Bild, das wir von der frühme. Zeit haben, den Abbruch mancher Tradition aus ae. Zeit in Rechnung stellen. Weiter ist es auch nicht von der Hand zu weisen, daß dem sprachlichen Leben dieser Zeit eine gewisse Führung fehlte, und daß mit dieser auch die grammatischen Züge sich wieder festigten, neu gruppierten und zum Teil neue Funktionen übernahmen. Anderseits bin ich nicht der Meinung, daß die den sprachlichen Vorgängen zugrunde liegende psychische Basis in ihrer inneren Gestaltung unveränderlich bliebe; aber diese schwierigste aller Fragen läßt sich doch vom sprachlichen Standpunkt aus erst nach voller Kenntnis des ganzen verfügbaren sprachlichen Materials erörtern.

Prag, im Mai 1921. Otto Funke.

EIN NEUES DATUM FÜR CHAUCERS *QUENE ANELIDA AND FALS ARCITE.*

In einem kürzlich erschienenen Aufsatz (Engl. Stud. 55, 209 ff.) habe ich als Entstehungszeit des im Titel genannten Gedichts, gewissermaßen eines Vorläufers der *Leg. of Good Women*, mit der es dasselbe Thema, die Klage der treulos verlassenen Frau, behandelt, das Jahr 1385 wahrscheinlich zu machen gesucht. Etwa gleichzeitig hiermit hat Fr. Tupper in den Publications of the Modern Language Association etc., XXXVI S. 186—222, eine Abhandlung: *Chaucer's Tale of Ireland*, veröffentlicht, in der er auf einem ganz andern Wege zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt. Er geht dabei von der Vermutung aus, daß der Handlung des Gedichts ein Ereignis aus der zeitgenössischen Hof- und Adelsgeschichte, wie etwa in der Compleynte of Mars, zugrunde liegen müsse. Schon einige Zeit vor ihm hatte Bilderbeck denselben Gedanken verfolgt und auf einen Vorfall verwiesen, der 1387 ein böses Aufsehen verursachte, nämlich, daß der Graf von Oxford, nunmehr Herzog von Irland, seine rechtmäßige Gattin verstieß und sich mit einer böhmischen Hofdame vermählte. Allein das genannte Jahr sah Chaucer gewiß schon bei der Arbeit an den Cant. Tales, die er schwerlich mit einer so ganz anders gearteten Dichtung unterbrochen hätte, und so ist Bilderbecks Vorschlag, abgesehen von andern Gründen, die dagegen sprechen, wohl nirgends ernst genommen worden.

Tupper schlägt hingegen eine andere Richtung ein. Er hat entdeckt, daß in Urkunden der Graf vor Ormonde in Irland öfters auch comes Ermonie neben Ormonie genannt wird, und da nun Anelida (V. 70/71) *quene of Ermonie* betitelt ist, meint er darin den Schlüssel zum Rätsel des Gedichts gefunden zu haben. Es galt nunmehr festzustellen, wer in den 80er Jahren des 14. Jahrh.s den Titel, wenn auch nicht Königin, so doch Gräfin von Ormonde oder Ermonie, zu führen berechtigt war.

Es ergab sich, daß 1382 James Boteler als sehr junger Mann nach dem Tode seines Vaters die Grafenwürde erbte, und daß dieser im Juni 1386 mit einer Anna Welle vermählt war, auf deren Namen T. eine deutliche Anspielung in *Anelida* erblickt, während *Arcite* eine solche auf den Geburtsnamen d'Arcy der Mutter des Grafen sein soll. Des weiteren ist erwiesen, daß dem jungen Grafen in den Jahren 1384—86 zwei uneheliche Söhne geboren wurden. Das stimmt nun wohl nicht recht zu dem obigen Datum insofern, als die Liebschaft, aus der jene Knäblein entsprangen, noch vor der Zeit der Verheiratung liegen würde; aber obwohl die junge Gemahlin 1386 höchstens 16 Jahre zählen konnte[1]), wie T. zugibt, meint er doch, daß die Hochzeit ja ein paar Jahre früher stattgefunden haben mochte. Einen ferneren Hinweis auf das Haus Ormonde erkennt er darin, daß Chaucer in der Erzählung des Junkers, in der bekanntlich einige Motive und Redewendungen der Anelida wiederkehren, einen Falken zum treulosen Liebhaber macht, welcher Vogel das Wappentier des Grafen war. Auch daß besagter Falke reumütig wiederkehrte (V. 654), soll darauf hindeuten, daß der Graf später ein treuer Ehemann und guter Vater seiner 1390/91—94 geborenen legitimen Söhne war und als Buße (wie T. es auffaßt) 1387 ein Minoritenkloster in Ailesbury gründete: "he ranged himself", sagt der Verf. und bezeichnet ihn als nachmals "a model of fathers and a nobleman of great accomplishments".

Aber auch für alle andere Namen, die das Gedicht anführt, weiß er Entsprechungen unter den geschichtlichen Persönlichkeiten und den Verhältnissen jener Zeit zu finden. So setzt er Skythien (*Cithe* V. 23) = Irland und Theseus = Prinz Lionel, Herzog von Clarence, Hippolyta (*Ipolita* V. 36) demgemäß = Elisabeth, Gräfin von Ulster, seine Gemahlin. Der siegreiche Kriegszug, von dem Theseus heimkehrt, soll auf die Expedition Lionels deuten, die er, zum Gouverneur des Landes ernannt, im Jahre 1361 unternahm, um die aufrührerischen Iren zur Botmäßigkeit zu bringen. Auch für Emelye, Ipolitas *yonge suster*, hat er ein Urbild in der jüngeren Schwester der Gräfin von Ulster an der Hand. Die Thebaner sollen die anglo-normannischen Ansiedler in Irland

---

[1]) Ihr Vater war 1370 erst 18 oder 19 Jahre alt!

sein, die Griechen die aus England gebürtigen, zwischen welchen Parteien beständig Fehden herrschten. Ebensowenig ist T. in Verlegenheit wegen der V. 57—61 genannten Helden, die um Theben stritten: "The mouth-filling Greek and Theban names . . . may easily [!] be matched with those of Anglo-Norman settlers", sagt er. Und Gerald, Earl of Desmond — der Nachfolger Lionels — "may possibly be *the olde Creon*". Sogar der rätselhafte Name *Corinne* (V. 21) stimmt zu einer angeblichen thebanischen Dichterin Corinna. Zur Einkleidung dieser rührsamen Geschichte von dem treulosen Grafen von Ormonde und seiner ehverlassenen Gattin habe Ch. das Material teils aus Boccaccios Teseide, teils aus Statius zusammengesucht. Die Dichtung müsse in die Jahre 1385/86 fallen, noch vor Palamon und Arcitas, der natürlich mit der Knyghtes Tale identisch ist, da dieses Epos bereits im Prolog zur Leg. G. W. erwähnt wird, usw.

Das klingt alles so wunderschön und wirkt auf den ersten Blick so überzeugend, daß man wohl glaubt, gegen diese Darlegungen nichts einwenden zu können, und am wenigsten wird man dies vielleicht von mir erwarten, da ja T.s Datum sich fast genau mit dem von mir ergründeten deckt. Blickt man aber genauer hin, so werden sich doch allerhand Zweifel regen und schließlich der ganze künstliche Bau so wackelig erscheinen, daß er in sich zusammenstürzen muß.

Sehen wir zunächst zu, wie Ch. in andern Dichtungen verfährt, in denen er auf zeitgenössische Personen des hohen Adels und deren Beziehungen anspielt oder doch anzuspielen scheint. Da haben wir das Buch von der Herzogin, in dem er Johann von Gent, Herzog von Lancaster, den Tod seiner Gattin Blanche beklagen läßt. Auf ihren Namen deutet weiter nichts als V. 948: *gode faire Whyte she heet*, der Herzog ist nur der schwarze Ritter (V. 445 ff.) und König Eduard vielleicht der *emperor Octovien* (V. 368). — In der Klage des Mars erscheinen nur die Namen der Götter Mars, Venus, Phöbus und Merkur, obwohl zu vermuten ist, daß der erste für den Grafen von Huntingdon und der der Göttin für Isabella, Herzogin von York, steht, während die beiden andern unbekannte Größen bleiben. — Im Vogelparlament kleidet der Dichter die um die Hand der Prinzessin Anna streitenden Fürsten, wie diese selbst, in die Gestalt von Adlern, ohne irgendeine Anspielung auf

einen Namen, und läßt nur durch ihre Beziehungen zueinander die Wirklichkeit erraten. Und in der *Anelida*, in der der Held so grausam bloßgestellt wird, sollte Ch. sich solch eine deutliche Anspielung, wie T. nachweisen will, auf seinen Namen erlaubt haben? Denn, wenn *Ermonie* für Ormonde damals wirklich eine so geläufige Form war, wie er angibt, mußte doch jeder Leser sofort erkennen, wer mit diesem Titel gemeint war, der überdies eher dem Arcite des Gedichts gebührt hätte als der Anelida. Außerdem ist *Ermonie* nach Skeats Angabe die gewöhnliche me. Form für *Armenia*.

Und was den Namen des Helden betrifft, so brauchte Ch. diesen sich nicht erst künstlich aus dem Mädchennamen der Mutter des Grafen zu konstruieren — falls er überhaupt so weit in dessen Familienverhältnisse eingeweiht war —, da *Arcite* ursprünglich mit dem Grundstoffe des Gedichts gegeben war, wovon nachher noch die Rede sein wird. Für den Namen *Analida* gibt dagegen Schick (s. Temple of Glas, S. CXX, Anm.) eine einleuchtende Erklärung. Wenn ferner der erste außereheliche Sohn des jungen Grafen 1384 geboren sein muß, so sind doch die üblichen neun Monate der vorhergehenden Schwangerschaft in Anrechnung zu bringen, so daß also die Anknüpfung der Liebschaft, aus der dieses Kind entsproß, in das Jahr 1383 fiele, wo Anna Welle höchstens dreizehn Jahre alt war. Es ist ja nicht unmöglich, daß sie zu dieser Zeit schon mit dem Grafen verheiratet war, da in jener Zeit solch jugendliche Ehen keineswegs selten sind — zählte doch Anna von Böhmen, die Gattin Richards II., wie ihr Gatte erst vierzehn Jahre bei ihrer Vermählung. Aber Ch. sagt von seiner Anelida (V. 78) ausdrücklich, daß sie *of twenty yeer of eelde* war; er will sie also als eine vollaufgeblühte Jungfrau, nicht als ein erst halbreifes Kind darstellen — welchen Unterschied T. für "of small dinstinction" hält!

Sodann geht aus der ganzen Ausdrucksweise des Gedichts unzweifelhaft hervor, daß des Dichters Heldin noch nicht mit dem *fals Arcite* vermählt war, worüber aber der Verf. mit der Erklärung hinweghuschen will: "Chaucer's discretion and courtly conventions forbade much emphasis on the marriage relation etc." Überdies läßt er außer acht, daß die Dame, welcher der treulose Liebhaber aus *newfangelnesse* seine Huldigungen zuwandte, nur ihr Spiel mit ihm trieb und ihn fortwährend auf

Abenteuer aussandte; so heißt es V. 188: . . . *she ne graunted hym in her liuynge No grace* und V. 193/4: *Thus serueth he withouten fee or shippe, She sente hym now to londe, now to shippe* etc. Ist eine solche Behandlung wohl mit der Tatsache vereinbar, daß sein »Verhältnis« den Grafen mit zwei Kindern beschenkte? Anderseits scheint Anna Welle, selbst wenn wir ihre Vermählung mit James Boteler dem Jahre 1386 zuweisen, noch kaum ihr geschlechtsreifes Alter erreicht zu haben, da sie ihren ältesten Sohn erst im Jahre 1390/91 gebar, so daß der Dichter sie gewiß nicht als zwanzigjährig bezeichnen konnte.

Auch die angeblich beabsichtigte Anspielung des *tercelet* in der Sq. T. auf das Wappen der Grafen von Ormonde — wenn nicht schon die eben angeführten Gründe genug dagegen sprechen — ist höchst unwahrscheinlich. Denn diese Erzählung gehört nach allgemeinem Urteil (s. Hammonds Manual S. 313) zu den späteren Erzeugnissen des Dichters und wird in den Anfang der 90er Jahre gesetzt, in eine Zeit also, wo sich Graf James schon, auch nach T.s Ansicht, längst als guter Ehemann und Familienvater erwiesen hatte. Wäre es dann nicht eine grobe Taktlosigkeit Ch.s gewesen, ihn nochmals an seine frühere Untreue und seinen Verrat, noch dazu mit so harten Worten wie *theef* (V. 537) und *this tigre ful of doublenesse* (V. 543), die das verlassene Falkenweibchen ausspricht, zu erinnern? Selbst wenn der Dichter später zu berichten beabsichtigt: *How that this faucon gat hir loue ageyn Repentant* (V. 654/5) — was er bekanntlich nicht ausgeführt hat —, könnte dies über den üblen Eindruck der vorhergehenden Darstellung nicht hinweghelfen, den diese auf den Beschuldigten hätte machen müssen.

Nicht besser steht es mit den vorhin genannten Nebenpersonen in der *Anelida*, für die T. historische Vorbilder entdeckt haben will. Als Einleitung zu der im Gedichte erzählten Handlung berichtet der Dichter, daß Theseus, nachdem er das Skythenland nach langen Kämpfen erobert und dessen Königin Hippolita als Gattin gewonnen hat, mit ihr und ihrer jugendlichen Schwester Emilia ruhmgekrönt heimkehrt, worauf er sich zu seinem eigentlichen Thema, der Geschichte von Anelida und Arcite, wendet. Offenbar meint er doch, daß diese Handlung sich unmittelbar an die eben erzählte anschließt, was noch deutlicher aus der im Anfang dieselbe Begebenheit darstellenden

Kn. T. hervorgeht. Den Übergang in beiden Dichtungen bildet ein kurzer Bericht über die Belagerung Thebens, des Ortes, wo sich hier das Liebesabenteuer abspielt, und wo dort die Heldenjünglinge Palamon und Arcitas verwundet gefunden werden.

Nun liegt aber die Vermählung des Prinzen Lionel, den T. mit Theseus in Vergleich bringt, mit der Gräfin von Ulster mehr als dreißig Jahre ab von der Zeit des angeblichen Ehebruchs des Grafen von Ormonde, wie auch die nachmalige englische Prinzessin und Herzogin nichts Heldenhaftes, wie die Amazonenkönigin Hippolita, an sich hatte. Sie kam nämlich, nach dem frühen Tode ihres Vaters, schon als Kind an den englischen Hof[1]), wo sie erzogen und bereits 1341, erst neunjährig, mit dem noch jüngeren Lionel (geb. 1338) verlobt wurde. Ihre Hochzeit fand dagegen erst 1352 statt, wodurch ihr reiches Erbe in Irland an ihren Gatten überging. Infolgedessen wurde dieser 1361 dazu ausersehen, die irischen Unruhen zu unterdrücken; doch hatte seine Tätigkeit dort als Gouverneur nur einen vorübergehenden Erfolg und endete 1367 damit, daß er, als er schließlich seine Bestrebungen vereitelt sah und nur einen unbedeutenden Teil der umfangreichen Erbschaft seiner damals schon verstorbenen Gemahlin wiedergewinnen konnte, sein Amt beiseite warf und angewidert nach England zurückkehrte. Konnte der Dichter wohl bei solch ergebnislosem Wirken von Lionel wie von Theseus sagen, daß er *with laurer crowned* (V. 23) in die Heimat einzog, ohne zum niedrigsten Schmeichler zu werden, mag man ihm auch seinen früheren Dienst, vermutlich als Page, bei der Gräfin von Ulster dabei als Entschuldigung anrechnen?

Was ferner die Emilia des Gedichtes betrifft, so ist es richtig, daß diese Gräfin eine Schwester besaß, aber sie stammte aus der zweiten Ehe ihrer Mutter und verlobte oder vermählte sich bereits 1358 mit dem Grafen von Oxford, konnte somit zur Zeit des fraglichen, fast dreißig Jahre später eintretenden Ereignisses schwerlich als »jung« bezeichnet werden.

Erscheint schon nach dem bisher Gesagten T.s Gleichsetzung der Skythen mit den Iren als hinfällig, so bedarf es

[1]) S. Life-Records of Chaucer III 97 ff.; Encyclop. Britt. (Butler), Dict. Nat. Biogr. (Lionel).

wohl keines besonderen Nachweises, daß dasselbe auch für seine Griechen und Thebaner gilt. Oder will man zwischen den kleinlichen Streitigkeiten der Ansiedler verschiedener Nationalität in Irland und den gewaltigen Kämpfen um Theben, bei denen so viele edle Fürsten ihr Leben einbüßten, eine für deren Vergleich zureichende Ähnlichkeit finden? Überdies ist kein Grund ersichtlich, warum Ch. die Gestalten des Theseus nebst seiner Umgebung und den thebanischen Krieg herbeigezogen hat, wenn er lediglich die rührende Liebesgeschichte von der vertrauensvollen Anelida und dem treulosen Arcit erzählen wollte, zwischen welchen beiden Stoffen, soweit das uns erhaltene Gedicht es entnehmen läßt, kein innerer Zusammenhang bemerkbar ist. Und wie stimmt V. 10: *This olde storie, in Latin which I fynde* zu der angeblich ganz modernen Geschichte, die dann folgt?

Das Bild wird aber ein ganz anderes, wenn man mit ten Brink und nach meinen Darlegungen (zuletzt in dem schon zitierten Aufsatz, S. 196 ff.) annimmt, daß in den ersten acht Strophen der Anelida ein Bruchstück des ursprünglichen Pal. & Arc. zu erkennen ist, das Ch. zu dieser neueren Dichtung mit einigen Abänderungen (s. ebd. S. 201) verwenden wollte, worin er wohl auch dem Theseus, ähnlich wie in der Kn. T., eine Rolle zugedacht hatte. Er brach aber bald, nach Vollendung der Liebesklage Anelidas, ab, wahrscheinlich weil ihm eine andere Verwertung dieses Grundstoffes, den er später in der Gestalt des Kn. T. umarbeitete, in den Sinn gekommen war. Mit jenem Bruchstück kam nun auch der Name des *Arcite* — allerdings mit Umwandlung seines Charakters — in das unvollendete Gedicht, und zwar behielt ihn Ch. augenscheinlich des Reimes wegen bei. Denn nach ten Brinks Vermutung (Studien S. 57) lautete sowohl V. 11 als auch V. 49 ursprünglich: *Of Palamon and his felawe Arcite.* Wenn der Dichter also, um den Vers für den neuen Zusammenhang zurechtzumachen, Palamon durch *quene Anelida* ersetzte, blieb *Arcite* mit dem Zusatz von *fals* stehen, und in den beiden Strophen brauchte nichts weiter geändert zu werden, wie Ch. auch sonst (s. Prol. zur L.G.W.) bei Änderungen den Reim gern unberührt ließ.

Nun wird Herr T., falls er diese Zeilen zu Gesicht bekommt, gegen die obigen Darlegungen vielleicht einwenden, daß man dem Dichter in der Behandlung von der Wirklichkeit

entnommenen Ereignissen und Personen eine gewisse Freiheit einräumen müsse. Das ist natürlich zuzugeben. Wenn aber von allen von ihm angeführten Vergleichungen sich keine, außer allenfalls jener des Namens *Ermonie*, als stichhaltig erweist, so wird man wohl folgern müssen, daß Ch. bei der Abfassung seines Gedichts von Anelida und Arcite gar nicht die von T. erwähnten Persönlichkeiten und Verhältnisse im Auge gehabt hat, und daß die Ähnlichkeit jener Namensform nur eine zufällige ist. Denn aus den uns überlieferten Daten scheint mir nur soviel mit einiger Sicherheit hervorzugehen, daß der junge Graf von Ormonde, nachdem er die Erbschaft seines Vaters angetreten hatte, sich erst ein paar Jahre »ausleben« wollte und eine Liebschaft mit einem Mädchen niederen Standes — denn die vornehmen Damen dürften damals, nach der Darstellung des Dichters, aus Besorgnis für ihren guten Namen hierin recht vorsichtig gewesen sein — anknüpfte, das ihn mit zwei Buben beschenkte, daß er aber nach seiner Verheiratung einen recht soliden Lebenswandel führte. Ich halte daher den Vorwurf des Ehebruchs, den T. gegen ihn erhebt, für unbegründet, womit auch alle weiteren Folgerungen, die der Verf. aus diesem angeblichen Fehltritt zieht, fortfallen. Herr T. verfährt eben in diesem Aufsatze wie in seinen früheren Abhandlungen ("Chaucer and the Seven Deadly Sins" und "Ch.'s Sinner & Sins")[1]), in denen er viel Gelehrsamkeit und kühne Dialektik verschwendet, um die Unhaltbarkeit oder Unwahrscheinlichkeit seiner Begründungen für die von ihm mit lebhafter Phantasie aufgestellten Behauptungen zu bemänteln.

Berlin-Zehlendorf. John Koch.

[1]) S. meine Besprechungen Angl., Beibl. 25, 37 ff. u. 28, 152 ff.; Lowes, Publ. Lang. Ass. 30, 237 ff.

ZUR F-FASSUNG VON CHAUCERS LEGENDEN-PROLOG.

Ich habe in meinen Untersuchungen zu Chaucer die beiden Fassungen des Prologs zur Legende von Guten Frauen verglichen und gelangte zu dem Ergebnis, daß nur die Fassung Gg 4, 27 von Chaucer stammt. Ein Rezensent warf mir vor, daß ich nicht genügend die Handschriftenverhältnisse berücksichtigt hätte; einem anderen machte es, da meine Vergleichung von Vers zu Vers lief, Schwierigkeiten, meine Gründe für die Unechtheit der F-Fassung herauszufinden. Ich will also meine Kollationen der Handschriften vorlegen und unter Auslassung alles Minderwichtigen tunlichst kurz die Hauptmomente, welche für meine Ansicht sprechen, systematisch zusammenstellen.

Die Legende ist uns, abgesehen von Thynnes Frühdruck (1532), in 9 Handschriften erhalten: Gg. 4, 27 (G), Fairfax 16 (Fx), Bodley 638 (B), Tanner 346 (Ta), Trinity College Cambr. R 3, 19 (Tr), Arch. Selden B 24 (S), Pepys 2006 (P), Additional 9832 (Ad), Additional 28617, das nur die letzten 66 Zeilen enthält (Ad^1). Unter ihnen nimmt G eine Ausnahmestellung ein, indem es von dem 545 Verse zählenden Prolog 105 hat, die den andern abgehen, während diese wieder übereinstimmend 139 Verse besitzen, die dem G fehlen. Wir haben also zwei Gruppen von Überlieferungen.

G ist die älteste Handschrift. Man kennt die Eigenheiten des Schreibers. Sie zeigen sich auch hier. Verwechslungen von Buchstaben: both st. doth 172, trowe st. trewe 303, prere st. preye 333, thour st. your 410, leuynge st. louynge 475, stellesye st. stellefye 513, reneyist st. reneyid 314. Versetzung von Buchstaben: souht st. south 93; t st. th: wheter st. whether 194; abouthe st. aboute 308, tow st. thow 308, te st. the 308. Ausfall von Buchstaben oder Wortteilen: eueryth st. euerything 384. gh st. ght: rygh 403, 423. Vieles mag dialektisch sein: wham

st. whom, ho st. who 77, frosch st. fressh (immer), ma st. may 456, destene st. disteyne 209, stat st. estat 375, oder ältere Form: estorial 307, und unsichere Aussprache oder Orthographie: corene 152 neben coroun 515 und Icoroned 520, ascuse st. excuse 389, thebonoyre 179. Eigentümlichkeiten sind weiter sch st. ch (scharge), dagegen ch für sch: che st. she 335, sch für sh (durchaus), die Endung -is st. es. Die Endung is wird auch an Wörter gehängt, die auf e oder y auslauten: autoriteis 83, beuteis 208, storyis 274, herteis 507. Ein is statt yth: begynnys 54, die Endung it st. ed: enbroudit 108, das Verstummen des h: our st. hour 100, t. st. th nach t: schalt tow 543, der Wechsel von i und e: pete, wetyn, wrete, tixt. Die Verschmelzung des Artikels mit dem folgenden Vokal macht G Schwierigkeiten: the tempre 116, thebonoyre 179. Nicht chaucerisch ist a sayd st. have sayd 268. Sonst wäre noch zu bemerken spryt st. spirit 262, losenger st. losengeour 328. Verlesungen sind: dede st. deide 322, Iwrought st. it wrought 352, wol st. ful 388. Oft korrigierte sich der Schreiber nachträglich, so 4, 18, 20, 38, 58, 67, 70, 77, 87, 98, 99, 108, 116, 119, 136 usf.

Falsche, nur dem G zukommende Textvarianten sind: *upon* st. on 35 *to sprede* st. sprede. 40, *And f* vor icome 63, *made* st. had made 189, *wide f* 192, *that f* 314, *that* hinzugesetzt 316, *but f* 390, *I never non better* st. I better non 436, *and f* 372, *may* st. oghte 456, *to delyte* st. delyte 403, *and* hinzugesetzt 411, *schal* st. mot, *ryght f* 374, *ek* st. in 599. Zweifelhaft mag sein and oryental st. oryental 153, hym st. it 239, lyfe st. tyme 472. In den Versen, die den andern fehlen: ne coudist st. coudist 271, or überzählig 280. Zweifelhaft ist auch goddis forbede 10, tho st. twoo 167, of silk st. in silk 159, sche st. hir 180, for thy st. for they 293, wrechede st. wreche 414. Die Mängel in 127, 128, 130 ff., 135 f. finden sich an einer korrupten lückenhaften Stelle. Der Vers 317 kommt nur in G. vor. Es ist möglich, daß worthiere st. worthieste verschrieben ist, wie Skeat emendíert, aber fréndlièr Tr I 885, lústièr C T, A 1345 kommen doch vor. Den Vers Z 307 halte ich für richtig, vgl. Unters. 129.

Nun fragt es sich, ob man zur Vergleichung mit diesem G, wie ich es gleich meinen Vorgängern getan, die älteste Handschrift der zweiten Gruppe verwenden darf. Die Hss der zweiten Gruppe zeigen untereinander folgende Abweichungen in der Lesart. Voran ist die in Fairfax gestellt.

1. *tymes* sithes B *I have herd* have I herd Ad, have herd P 2. *ther* that ther Ad, Tr, S, P, Ta 3. *wel* right wel S, wel *f* Ad *acord* acorde me Tr, acorde it Ta, Th, 4. *wot I wel* wele I yt know Ta, *netheles* neuertheles Tr Ad *wot* woll Tr 5. *is* nis B P 6. *hath* nach hell Ad, *in hell* in *f* S 7. *weyes* wyse Tr Ad 10. *z. but* if that S 11. *men han seen* men hath sey Tr, man hath sene Ad S men may seyn P they han seen Th 12. *wenen f* P, 13. *seeth* seith S Ad P *elles f* S 14. *thing* this Ta *nak f* Tr Th 18. *f* Fx 22. *regnes* Rymes Ad 26. *ylorne* then lorn Ad 28. *hertly* hertfully S 35. *on* upon Ad 36. *that f* B Tr 37. *foules* briddes P 40. *now have I thanne* now have I ek Tr Ad Th, thanne lo S, thanne eke P, *such* this Fr Ad Th, a P, 42. *most f* Ta 43. *our* her nur in Fx 46. *daweth* draweth Ta 47. *nam* am Tr Ad P *and f* Ad 50. *softhneth* sawgeth P 52. *al* al maner S Ad 57. *shal* I shal Tr Ad *euere f* Fx 59. *loued* loueth Tr Ad S *hotter* hartyer Ad 61. *euere f* Ad Tr *weste* go west Tr, to weste Ad 64. *the f* Tr Ad 66 *or* to B 69 *of f* P 70. *cas* cause and Tr *ye* I, P 74. *ropen* repyne Ad of making ropen, oft maid ropes S of maken ropen P 75. *glenyng f* P 80. *beth* be S P Ad 81. the *f* Tr Ad S 85. *wynt* gyeth Ad S 86. *inwith* within S Ad Th in P *yow dredeth* bledeth S 88. *wit* hert Tr Ad 89. *werkes* werk Fr Ad S P 93. *vois* wyrse Ad *ryght f* Ad *yow* ye Ad P 94. *lady* my lady Ad *be* but Tr 95. *erthely* hertly Fr Ad 96. *my* in my Ad P S 97. *to give* vnto Tr Ad *yive* thine Ta 99. *thyng f* Ad Tr *mosten f* P 100. *Then* man S 105. *constreyned* constreyneth Tr Ad S 106. *I fele f* P 108 *this* nach And *f* Fx, *this* thus Ta *now f* Ad S 109. *that* nach whan *f* Fx *hert* heet P 113. *was f* Ad 115. *ryght f* Ad 118. *smal softe swote* smal swote softe Tr Ad soft sote smale P 121. *or herb* of herbe S, herbe Ad Tr P Th 124. *riche* liche P the riche Ad *and* and eke S *of floures* all floures Ad 126. *naked* makid S *hem* nur Fx B, sonst him 130. *fayn* byn Tr bene Ad 131. *of* from Ad Tr S 132. *made* dede made P 133. *and distrayed* vor in wynter S 137. *betrayed* dissaued S 141. *worshipynge* worshipe Ad 142. *blisful* vor newe S 143. *blosmes* blossomes S blomes Tr Ad 150. *observaunces* observaunce Ad S Th 152. *yow* ye Ad P *construeth* construe Tr Ad S P Ta Th 153. *vnkyndenesse* any vn. S 155. *of* for Ad S 156. *humblely* humbly Tr Ad S P Th 157. *f* B 158. *makes* make Tr Ad S P 166. *maner* vertewe S, *as ethik seith in swich* it is feith in wheche P 168. *accordeden* acorden Tr Ad S P *thoght* thoght that S 177. *withouten* or wyth P 180. *for f* Tr Ad S P *abide* bide S 186. *falle* befalle Ad S 188. *that f* Ad 190. agayn than of Ad 191. *lever non the lother* noon lever than the other P *lever* neuer Ta 192. *never* neyther Tr Ad 194. *or* and S P Ad B 195. *another* a schere S *tonne* toune Ad P 196. *thing* strif Ad Tr S 197. *that f* Ad 199. *the which* for which S which that Tr Ad 200. *swiftly* wysely P, 202. *sprede* to sprede Tr S P Ad Ta Th 204. *on* of Tr S, 209. *in with* in whyche Tr, withinne Ta, and slepte Th 210. *how* that P 211. *a* me Tr Ad 212 *love so* so love Tr Ad S 217 *flourouns* floures Tr Ad S P, *I* if I, S 219. *lyte* white Tr 220. *flourouns* nur Fx B, sonst floures 221. *o perle* a perle Tr S perle *f* Ad P *for* and Tr Ad, *fyne* fyne and Ad 228. *inwith* in which Ad Th 229. *first f* Ad 230. *his* hir Tr Ad 232. *f* P *his face shoon so bryght* I saw a selcouth syght Tr Ad 233 und 234. *f* Tr Ad 235. *twoo* too P 237. *that blynd* blynde that Tr 238. *se* gree S 241. *this* his Ad 244—245. wolde — men *f* Fx 247. *And therfore* then Tr Ad

seyn fayne Ad 249. *f* Fx B Ta 251 Orpheus eke and Crudence thy feere P 252 vor 251. Tr, *and Marcia* Marcia and Tr P 253. *wyfhoude* wyshed P 261. *of* for Ad Tr S 263. *Landomia* 263—269 in Fx B nach 277 255—256. *f* Ad Tr 273. *no* any Tr 281. *As* And Ta 283. *nientene* manyetene P 284. *ful* vor real B 286. *that f* Ad 290. *trewe* trow P 291. *thing f* P 292. 2. *that f* Ad P S 299. *the f* B Tr Ad S P 302. *his* the Ad P 303. *clad* clad al Ad S 305. *curteisly* of curtesy Tr Ad 307. *mountance* mauntenaunce Tr Ad S P (G) 2. *of f* Ad P *space* the space Tr *wey of f* Ad 311. *hyse* had Tr 313. *that f* Ad Tr *it* him P 314. *sire f* Fx Bo 318. *neghen* nyght Ad *ner f* Ad P 320. *nothing* vor therto S 328. *nede of* any P 329. *translated f* Fx Bo Ta, made P 331. *withdrawe* to drawe S Ad 332—333. *f* Tr Ad 334. *any f* Tr 336. *for thogh* for thogh that Tr S *reneyed* rememberyd Ad 337. *wreches* folk S 340. *wel* ryght wel Tr 343. *can f* Ad 344. *this* that S 345. *ne f* Tr *be thus* thus be Tr Ad S 346. *deite* det Tr S *shal* sholde Tr Ad S P *thys* thus Ta 348. *nere* were Tr 350. *to yow* nach may Tr, nach falsely Ad 351. *f* Ad 352. *losengeour* losengore P 353. *accusour* accuser Ad P 354. *swon* nur in Fx 357. *ben the causes* causes they ben Ta 360. *cause of f* S, hous *f* P 361. guhso that gooth away S *algate* alwey P *that f* Tr 362. *for f* Tr 363. *gessyng* menyng P 368. *utrely* enterly Ad P 369. *ne f* Tr Ad P S 371. *And* as Tr Ad S 373. *lord* god S 376. *for* but Tr Ad, *kyng or lord* kyng of lordes Ad Tr 377. *ne* nor yit S *tiraunt* vor be S 378. *harm f* Ta 379. *thinke* thinke that S 380. *tresour* tresone Ad *his f* Ad *is* as Tr P 383. *doute* any doute S 384. *Al wol he kepe his lordes* As wel his lordes to kepe Tr Ad *in f* Fr B Tr Ad S 388. *bothe f* Tr Ad S 389. *yliche* liche Tr P 390. *of pore folk* on powerfull S 393. *fle* hym Ad 395. *not f* Ad 2. *hym f* Tr 399. *owen f* Ad *vnto* to Tr Ad S P 401. *of* or P S 402. *ful* right Ad 403. *it* if Tr Ad S Ta 404. *dredeful* sorweful Tr Ad S 407. *god* lord P 410. *lyhter* lightlier S Th, *to f* Tr 414. *that f* Tr 415. *folke* men P *delyte* to delyte Ad 423. *virelayes* and v. Ad Tr S P 433. *ryht f* B 434. *never hurte* hurte never Tr 435. *blyve* as beliffe Tr 436 *neuer* no Tr Ad S 437. *f* P, *shal* he shal Tr Ad S 438. *hire* hire thus B P 440. *yow f* Tr Ad 441. *elles f* Ad 442. *hire f* S *Creseyde* the Creseide Ad Ta *anoon* thus anoon B Tr S P 447. *ye* nur Fx, sonst I 448. *ne wol nat* ne I will nat Tr Ad S ny wol nat Ta, nor wol nat Th 449. *yow* ye Ad P *at you* you Tr Ad S P *as* what S P Ad 451. *a grace* grace Ad P 454. *now* you S Ad 455. *on* upon Ad S *down I sette me* set me doun S 459. And grace to longer for to see P *yyve me f* Fx B P 460. *sothly f* P 461. 2. *me f* B S Tr Ad Th, *put me f* P 466. *a f* S 467. *spake* speke B Tr S P Th *that f* Ad P *a* of a P 468. *tyme* lyf P 469. *or* and Ad S 472. *it cheryse* charyte Tr Ad in cheryse Ta *tyme* lyf P 476. *ne f* S P *nat f* Tr 477. *and* now P, *f* Tr A *lerne* lereth S *of* at Tr Ad S 478. *the f* Tr 479—480. *f* Tr 480. *understonde* and understonde S *understond yt here* to put the out of were Ad Tr 481. *that f* Fr Ad P 485. *louyng* leving P lyvyng Tr 487. *f* Fx B Ta 488. *that* nur Fx, that they may ashame Tr Ad they myght do a shame G *ashame* shame P 489. *holde f* Ta *ne don but asayen* Tr Th, ne did not but assayed S doth not but assayen Ad, And how such men ful oft hemself assayen P *world* court S 493. That he hys servantes charg by any weye Tr Ad 495. *now* vor goo S 499. *wher* whether Tr Ad S P 500. *of f* Ad 502. *hart* last Ta

sorer sore B 502—503. sore — renneth *f* Fx 508. *thou* that thou Tr S Ta 509. *that f* Ad *avyse* wele avise S 510. *lyth f* Ad Th that lyeth P, lying S 515. *rescowed* restoryed Tr Ad[1] 516. *agayn f* P *hir f* Ad 518. And is this row S *good* the good Ad P 523. *me f* Tr 524. *that* and that Ad[1] 525 *love* I on Tr Ad 528. *hadde* hath Tr Ad S P 529. *flourouns* nur Fx, sonst floures 531. *and f* S 533. *yaf* thanne Ad[1] *rede f* Ta 535. *this quene* she Ad[1] 537. *ful grete* girte P 541. *that f* Fr Ad S P Ta 542. *wel* so wel Tr Ad S 545. and hyt was prevyd in dede doyng Tr Ad 548. *the f* Ad 550. *hast f* P *ymaade* made S, whanne other smale ben made Ad[1] 553. *Ne* ther Tr Ad 555. *my* nur in Fx, sonst thy *kanst f* P 556. *alle f* Ad[1] *thy* my Ad 557. Have now hem in the legende Ta Th, have hem now in thy legende alle in mynde Ad[1] have hem in thy legende P S have now in thy legende hem Tr Ad 560. *good wommen alle* that ben g. w. alle Tr, and g. w. alle S 561. *of f* Ta 562. *the* thy Ad[1] P *metres* matere P, matirs Ad[1] 565. *fresh f* Ad *lysten* the lesse Ad 567. *1. and f* Tr Ad *2. so* than S, *f* Tr Ad B 569. *peyne* poynt P 570. *it f* Ad[1] do al in ryme Tr Ad al that it ryme P 571. *tyme* lyfe and tyme Ad 574. *lyfe* love P 578. *I f* P 579. *gan I* I gan P.

Ich verzeichne noch die Stellen, in denen Fairfax allein oder mit Bo, eventuell noch mit den näheren Verwandten Ta Th, eine abweichende Lesart hat:

Fx allein: 43. her toune st. our toune, 57. euere *f*, 100. men *f*, 102. al *f*, 111. that *f*, 224—245. *f* die zweite Hälfte des ersten und die erste Hälfte des zweiten Verses. Das Auge glitt ihm vom ersten zum zweiten ab, wie in 502, 294. styten st. stynten, 302. his st. this (in Ad P the), 326. sire *f*, 354. swon st. soun, 366. of st. or, 376. in naturel st. naturel, 393. fle st. flye, 447. ye st. I, 502—503 wie 224—245, 529. flourouns st. floures, 555. my ballade st. thy ballade, 561. my st. may, 573. suffich st. suffiseth.

Fx und Bodl: 2. ther ys st. that there is, 202. to vor sprede *f*, 220. flourouns st. floures, 250. die Anordnung der Ballade, 314. sires *f*, 329. translated *f*, 423. he *f*, 449. And st. As, 459. yive me *f*, 528. hadde st. hath, 541. syn that st. syn.

Fx, Bodl, Ta: 249 *f*, 487 *f*.

Fx, Bodl, Ta, Th: 217 flourouns st. floures, 404. dredeful st. sorweful.

Fx, Bodl, Th: 457 ye *f*.

Die einzelnen Hss der Gruppe F unterscheiden sich also untereinander nur durch ganz unbedeutende Varianten, meist Folgen bloßer Unachtsamkeit der Schreiber. Die beste unter ihnen, Fairfax 16, kann also ohne weiteres als ihr Vertreter genommen werden. Bedeutsam ist bloß V. 518 in Adit. und Pepys, dann die Form der Ballade in Bodley. Darüber wird zu sprechen sein.

Wichtig ist es, nachzusehen, ob der Gg-Prolog mit der Gruppe F gemeinsame Fehler hat. Es kommen nur folgende Verse in Betracht:

G 255 Thow hast translated the romauns of the rose

So heißt es überall, bis auf Fairfax und Bodley. In Fairfax fehlt das Wort translated. Es muß schon in seiner Vorlage gefehlt haben; denn auch Bodley hat es nicht. Doch versuchte dieses, den Vers durch Einfügung von made zu bessern. Wir müssen diesen Vers wohl Chaucer selbst zuschreiben, dem hie und da ein minder gelungener entschlüpfte. Das Partizip oder Präteritum auf -ed läßt wohl in der Regel eine Synkope nicht zu; aber es gibt doch einen Vers wie: And we dispeyred that seeken to your grace, Pite 91. Translated the ist wohl noch härter, aber es gibt keine andere Annahme.

357 Hym oughte nat be tyraunt and crewel
As *is* a fermour to don the harm he can.

Alle Hss. schreiben so. Nach Weglassung des is hört der Vers auf überzählig zu sein. Das is mußte sich aber so leicht einstellen, daß man ebensogut denken kann, es haben es alle Abschreiber unabhängig voneinander eingefügt, wie, daß schon Chaucer so schrieb. Ich glaube das letztere.

417 He made also gon is a gret while

In Tr. I 718 heißt es:

Thow wost thyself whom that I love parde
As I best can, gon sithen longe whyle.

Und so schreibt unsern Vers auch Hs. Selden, nach welchem, ohne es zu bemerken, Skeat emendiert. Der Vers ist einer der wenigen Fälle, wo sich Chaucer einen Hiatus erlaubte. Wie C T, C 599:

If that a prince useth hasardrye.

483 That he schal charge his seruaunts by any weye.

So in Gg., Fairf., Bodl., Pep., Seld., Th. Dagegen schreiben Trin. und Ad 493:

That he his seruaunts charge by any wey.

Das letztere ist offenbar ein Versuch zur Verbesserung. Der Wortlaut in G muß das Ursprüngliche sein, das Chaucer schrieb. Man hat entweder by‿any wey zu lesen oder anzunehmen, daß er any weye (any weyes kommt Fa 1122 vor) skandieren wollte, daß ihm aber sein gewöhnliches *by* any weye in die Feder kam.

In allen diesen vier Fällen sind wir gezwungen, die rhythmische Unvollkommenheit des Verses Chaucer selbst zuzuweisen und können sie nicht als den Fehler eines Abschreibers ansehen. Da das aber die einzigen Fälle sind, wo G einen Fehler mit F gemeinsam hat, so gelangen wir zu dem bedeutsamen Resultat, daß G und F nicht auf einer gemeinsamen Vorlage basieren, die als

Zwischenstufe zwischen dem Originale und unseren Überlieferungen anzunehmen wäre.

Das gibt Anlaß zu Vermutungen über die Entstehung der Fassung F, denen ich zum Schlusse Ausdruck geben werde.

Wenn man G mit F vergleicht, so findet man etwa 80 Stellen, die dort anders lauten als hier, ohne daß man daraus einen zwingenden Grund für die Priorität des einen oder des andern oder für die Unechtheit des F ableiten dürfte. Es heißt:

G 13 For that he say it nat of yore ago,
God wot, a thing is neuere the lesse so,
F 13 But yf himself yt seeth or elles doth,
For God wot, thing is neuer the lasse sooth.

G ist ansprechender; aber es könnte Verbesserung durch den Dichter sein, wenn F sein Prius wäre.

In G fehlt das Verspaar, wo es von den Vögeln heißt:

F 143 Upon the braunches ful of blosmes softe
In hire delyt they turned hem ful ofte.

Die Verse können in G zufällig ausgefallen, sie können auch in F nachträglich hinzugesetzt worden sein, ohne daß das ein Beweis dafür sein müßte, daß dieses von Chaucer herrührt. Cukoo and and Nightingale ist nicht von Chaucer und hat doch V. 66 ff. folgenden hübschen Realismus:

Ther sat I doun among the faire floures
And saw the briddes trippe out of here boures,
Ther as they had hem rested al the night.
They were so joyful of the dayes light,
That they begonne of May to don hir houres.

In F 153—187 ist ein langer Exkurs, der in G fehlt. Er gefällt Tatlock nicht: the digression on the birds, the first part is strongly in the style of R of R and the Parl. of Foules, with its quite superfluous characterisation of an individual bird, its vow of constancy and its allegory; it is a digression from a digression with an impertinent quotation from Aristotle . . . Für einen andern Gelehrten aber trägt sie »völlig das Gepräge Chaucerscher Kunst«.

In F 230 erhält Love als Kopfzier eine Sonne istede of golde for heuynesse and wyght. Ich finde den Zusatz läppisch; einem andern kommt er geistreich vor. Mir erscheinen die Verse F 552 bis 565 mit der Versicherung, daß kein treuer Liebhaber in die Hölle kommt, unsäglich albern; ein anderer verteidigt sie. Über solche Dinge kann man also nach Belieben streiten. Es wird aber gewiß jeder Freund Chaucers froh sein, wenn der Dichter

sie nicht geschrieben hat, falls sonst nachgewiesen wird, daß F nicht von ihm stammt.

Die Unterschiede zwischen G und F, auf die es ankommt, sind:

1. In G fehlen a) F 50—52, 56—60, eine Liebeserklärung an das daisy, b) F 83—96, eine zweite Liebeserklärung an das daisy, c) F 296—299, ein Sang zu Ehren des daisy, d) F 539—541 Vorwurf des Love, daß der Dichter in seiner Ballade vergessen hatte, die Alceste anzubringen.

2. In G wird die Begleiterin Loves gleich bei ihrem Auftreten Alceste genannt (V. 179), dann noch V. 209, 216, 214, 317, 422; in F bleibt sie namenlos bis zum V. 432 = G 422.

3. Die Anklagerede Loves enthält in G 54 Verse, in F bloß 24.

4. In F fordert Alceste den Dichter auf, die fertiggestellte Legende der Königin in Eltham oder Sheene zu überreichen.

Über diese Stellen ist zu sprechen.

In G ist deutlich eine Einleitung zu erkennen, ehe die Erzählung des Traumes beginnt.

»Man kann nicht alles Wissen aus eigener Erfahrung schöpfen; vieles kann man nur aus Büchern lernen, denen man Glauben schenken muß (1—28). Ich lese daher fleißig in Büchern (29—34). Nur wenn der Mai kommt, sage ich ihnen Ade nnd gehe auf die Wiese (35—39). Dort aber liebe ich unter allen Blumen das daisy (40—43). *Des Morgens öffnet es sich der aufgehenden Sonne; des Abends schliefst es sich vor der drohenden Nacht* (44—54). Dieses »Tagauge« wollte ich wohl gerne preisen, aber es liegt nicht in meiner Macht (55—60). Das haben schon andere vor mir getan; ich käme nur als Nachleser. Sollte ich es später einmal doch tun, so dürfen sie mir nicht böse sein, wenn ich wiederhole, was sie besser schon gesagt haben (61—70). Aber jetzt habe ich nicht die Absicht, von Blume und Blatt zu sprechen; dies Werk schöpft aus einer anderen Tonne, aus der alten Geschichte, die älter ist als der Streit zwischen Blume und Blatt (71—80). Darum sagte ich zuvor, daß man den Büchern Glauben schenken müsse. Ich will euch eben aus ihnen allerlei Geschichten erzählen, und ihr habt ihnen gefälligst zu glauben (81—88).« Nach dieser Einleitung erzählt der Dichter einen Traum, den er hatte, nachdem er an einem Maientag bei seinem daisy geweilt hatte. Es erschien ihm die in das daisy verwandelte gute Alceste und forderte ihn

auf, als Buße für seinen Rosenroman und seine Cryseide die Legende von *Guten* Frauen zu schreiben.

Daß sich das daisy morgens öffnet und abends schließt, hatte Chaucer von den französischen Margueritesängern. Machault, ed. Tarbé, p. 123, schreibt:

> *J'aim* une fleur qui *s'uevre* et qui s'encline
> *Vers le soleil* de jour *quant* il chemine.
> Et *quant* il est couchiez soulz sa curtine
> Par *nuit obscure*
> Elle se *clost*, ainsi que li jour fine.

Im Prolog heißt es:

G	F
G 44 To hem haue I so gret *affeccioun*	F 44 To hem have I so grete *affeccion*
As I seyde erst whan comen is the May,	As I seyde erst, whanne comen is the May
That in myn bed there dawith me no day	That in my bed there daweth me no day,
That I ne am vp walkynge in the mede	That I nam vppe and walkyng in the mede
To sen these flouris *ayen the sunne to sprede,*	To seen this floure *ayein the sonne sprede*
Whan it vp ryseth be the morwe schene	*Whan* it uprisith erly by the *morwe*
	50 That blisful sight softneth al my sorwe
	So glad am I whan that I have presence
	Of it, to doon it al reverence,
	As she that is of alle floures flour
	Fulfilled of al vertue and honour
	And evere ilyke faire and fressh of hewe
	And I love it and euer ylike newe
	And euere shal til that myn hert dye
	Al swere I nat of this, I wol nat lye
	59 There lovid no wight hotter in his lyve
50 The longe day thus walkynge in the grene	
51 And *whan* the sunne begynnys for to weste	And whan it ys eve, I renne *blyve*
Thanne *closeth it* an drawith it to weste,	As sone as evere the sonne gynneth weste
So sore it is *aferid of the night*	To seen this flour, how it wol go to reste
	For fere of nyght, so hateth she derknesse.

Man vergleiche G mit dem französischen Text. In diesem ist die Beobachtung, daß sich die Blume morgens öffnet und abends schließt, in einem Gedankenzuge ausgesprochen. Natürlich, wer an ihr Verhalten am Morgen denkt, denkt auch zu gleicher Zeit an ihr gegensätzliches Benehmen am Abend und wird beide disparaten Teile des Gedankens unmittelbar nacheinander ausdrücken. Er wird gewiß auch sagen, daß sich die Blume morgens öffnet und abends schließt. So ist es auch in G. Chaucer gibt einfach eine Übersetzung Machaults. Wir finden zunächst dieselbe Anakoluthie. Das Sichöffnen der Blume steht im abhängigen Satzteil (qui s'uevre — to sprede), das Sichschließen in einem verbum finitum (elle se clost — thanne closith it). Der zweite Gedankenteil beginnt, wie im Französischen, mit derselben Konjunktion (quant il est conchiez — whan the sunne begynnyth to weste). Endlich finden wir in G sogar dasselbe Wort (se clost — closith it).

Anders ist es in F. Es beginnt in V. 44 und geht bis V. 49 gleichlautend mit G, gibt also dieselbe Übersetzung; nach der Nennung der flour wird aber der Gedanke durch eine neun Zeilen fassende Liebeserklärung an sie, durch etwas Irrationales, gar nicht hierher Gehörendes, Störendes unterbrochen. Wie nach diesen neun Zeilen der zweite Teil des Gedankens wieder aufgenommen wird, ist der Wortlaut der französischen Vorlage vergessen; er gelangt nur mehr so ungefähr zum Ausdruck; ja der eigentliche Gegensatz des Sichschließens am Abend zum Sichöffnen am Morgen entfällt im Gedränge der neuen Verse.

Es ist evident, daß die neun Zeilen des F ein späterer Einschub sind, daß die Fassung G die ursprüngliche, die Fassung F eine Umarbeitung ist.

In G setzt der Dichter, nachdem er die Eigenart des daisy erwähnt hatte, fort; er möchte gerne dieses »Tagauge« preisen, aber er habe mit der Legende etwas anderes vor. Es sind streng logisch sich entwickelnde Sätze (59—88). Sie müssen aufmerksam gelesen werden.

59 Fayn *wolde* I preysyn if I coude aryght, (this dayeseye)
But wo is me, it lyth nat in myn myght.
For wel I wot that folk han here beforn
Of makynge ropyn and lad awey the corn,
63 *I come* aftyr glenynge *here* and ther
And *am* ful glad if I may fynde an er
Of any goodly word that they han left.

66 And if it happe me neherse *eft*
That they han in here frosche songis said,
I hope that they wele nat ben euele apayd,
Sithe it is seyd in fortheryng and honour
Of hem that eythir seruyn lef or flour. (a)
70 *For* trustyth wel, I ne haue nat undyrtake
As of the flour to make ageyn the lef,
No more than of the corn ayen the schef,
For as to me is lefere non ne lothere.
I am withholde yit with never nothire,
I not who seruyth lef ne who the flour,
That is nothing the entent of myn labour,
For this werk is of al another tunne,
Of old story, er swich strif was begunne. (b)
81 But wherefore that I spak to yeve credence
To bokys olde and don hem reuerence,
Is for men schulde autoriteis beleue,
There as there lyth non othyr assay be preue.
For myn entent is, or I fro yow fare,
The nakede tixt in englis to declare
Of many a story or ellis manye a geste,
88 As autorys seyn and leuyth hem if yow leste (c).

Ich habe diese streng zusammenhängende Satzfolge in drei Absätze geteilt. In a) sagt der Dichter, er werde nicht mit den Sängern von Blatt und Blume konkurrieren, in b): denn sein Werk schöpfe aus einer anderen Tonne, aus der alten Geschichte, in c): deswegen habe er anfangs gesagt, man müsse alten Büchern glauben, aus denen er allerlei Geschichten erzählen wolle. Die Einleitung ist zu Ende.

Nun lese man F. Es bringt alle die drei von mir bezeichneten Absätze und beginnt richtig mit a) (F 73—82). Wie es aber an das Schlußwort dieses Absatzes a) kommt (das Wort flour), setzt eine zweite Liebeserklärung an die Blume ein, diesmal vierzehn Zeilen lang. Dann geht es — nicht mit dem Absatz b), sondern mit dem dritten Absatz c) — weiter: *But wher fore* that I spak to yive credence usw. Der zweite Absatz b) folgt erst viel später, hundert Verse später, mit F 188. Wieder ist es evident, daß diese zweite Liebeserklärung, die in die Gedankenentwicklung der Einleitung gar nicht paßt, ein Einschub ist. Wieder zeigt es sich, daß G das Ursprüngliche, F das Spätere ist.

Da die Gedankenperiode G 59—88 bei F in drei Stücke zerrissen und zerstreut ist, könnte man an irgendeine zufällige, mecha-

nische Verwerfung der Verse denken, wie sie sonst in Handschriften öfter vorkommt; aber das ist hier ausgeschlossen. Denn das eingeschobene Liebeslied ist in den Text G hineingeschweißt (Details in meinen Untersuchungen); es liegt also in F eine bewußte Bearbeitung des ursprünglichen Textes, wie er in G erhalten ist, vor. F ist eine spätere Umarbeitung des Prologs.

Wenn man aber das, was aus G 59—88 in F geworden ist, weiter und genauer betrachtet, so ergibt sich noch etwas anderes. Es läßt sich unzweideutig zeigen, wie der Bearbeiter zu Werke ging. (Mit meinen Ausführungen darüber muß man einen Parallelabdruck von G und F, etwa Furnivall oder meine Untersuchungen, verfolgen.) Der Bearbeiter hatte natürlich den älteren Text des Prologs neben sich. Als er mit seinem Einschub, den er an G V. 70 (flour) anfügte, und der vierzehn Zeilen lang war, fertig wurde, und als er zu seiner Vorlage zurückkehrte, glitt sein Auge auch da ungefähr um ebenso viel Zeilen nach vorne ab; es übersah den obigen Absatz b) und haftete an dem Verse G 97: *But wherfore* that I spak to yive credence to bokes olde . . . Der Bearbeiter fing also an, so weiterzuschreiben, F V. 97, aber das hatte mit Liebesdingen nichts zu tun; er stutzte und sah nach, wo es stand, daß man credence give müsse. Er fand es G V. 20:

Yeuyn credence in every skylful wyse
And trowyn on these *olde* approuede storyis . . .

Da stand das yiue credence und das olde, aber nicht olde bokes, sondern olde storyis. Er korrigierte also das Zitat und schrieb:

F 97 But wherfore that I spake to yive credence
To olde stories and doon hem reuerence.

Er zitierte auch weiter genauer, als es in G 84 steht. In G V. 11 fand er als Grund, warum man alten Büchern glauben müsse, angegeben, man müsse mehr glauben then men han seen with eye; also änderte er jetzt auch G 84 danach und schrieb F V. 99:

And that men mosten more thyng beleve
Then men may seen at eighe or elles preve . . .

Aber was weiter? Dem Bearbeiter steckte noch die flour im Kopf und war ihm wichtiger als die gestes und autorys. Also heißt es jetzt in F:

97 But wherfore that I spake to yive credence
To olde stories and doon hem reuerence
And that men mosten more thyng beleue
Then men may seen at eighe or elles preve,

That shal I seyn whanne that I see my tyme.
I may not attones speke in ryme.
My besy gost, that trusteth alwey newe (!)
To seen this flour, so yong, so fresch of hewe,
Constreyned me with so gledy desire,
That in myn herte I feele yet the fire,
That made me to ryse, or yt wer day . . .

Und der bearbeitende Dichter geht ein zweites Mal auf die Wiese, sein daisy zu betrachten! Dabei übersieht er, daß mit G 88 die Einleitung zu Ende war und die Traumerzählung beginnt. Er kopiert die Beschreibung der geträumten Wiese, hört und versteht wachend, was dort die Vögel singen, malt es in eingeschobenen 36 neuen Versen weiter aus und sucht dann — wieder zum Text seiner Vorlage zu kommen. Er muß zurückblättern und stößt da zunächst — auf den obigen Absatz b)! Der wird nun ohne weiteres mit zwei schlecht vermittelnden Versen nachgetragen:

188 *But natheles ne wene nat that I make*
In preying of this flour agayn the leef
No more than of the corne agayn the sheef usw.

Dann holt die Bearbeitung nach, daß der Dichter schlafengegangen war, weil ihm Love doch nicht wachend erscheinen konnte. — Kann diese Bearbeitung von Chaucer herrühren? Das zweite Liebeslied bestätigt nicht nur, daß F das Posterius ist, sondern beweist, daß der Bearbeiter ein Fremder war, daß die Fassung F unecht ist.

Die beiden Liebesgedichte an das daisy haben mit Chaucer nichts zu tun. Man wird aber fragen, wie kam der Bearbeiter dazu, sie einzufügen? Warum der Bearbeiter — ich nenne ihn der Kürze wegen auch F — das tat, geht eigentlich den Chaucerforscher nichts an, aber ich glaube, die Frage doch beantworten zu können.

Man lese noch einmal die oben zitierten Verse G 59 f. (Absatz a). Ich habe dort einige Worte in 59, 63, 64, 66 unterstrichen.

Bei Chaucer ist die syntaktische Folge der Zeiten noch nicht immer strenge geregelt. Er bringt öfter einen Bedingungssatz mit dem Conj. praet. und setzt den Hauptsatz mit dem praes. fort. So Parl of Foules 167:

And if thou *haddest* cunning for tendyte,
I *shal* the shewen mater of to wryte,

wo Caxton I should emendiert. Eine solche Konstruktion ist auch bei Shakespeare nicht selten:

if he *should* do so
He *leaves* his back unarmed ... never fear that, (2 Henr. IV 1, 3, 80).
I am assured, if *it be* measured rightly,
Your Majesty *hath* no just cause to hate me, (ib. 5, 2, 66).

Wir haben in G V. 59 ff. zu lesen: »Wenn ich das daisy priese, so käme ich nur als Nachleser.« Tatsächlich will Chaucer ja nicht das daisy preisen, sondern Erzählungen aus der Geschichte bringen. Story ist history, wie Lo, Judith, as the story ek telle can, C T, E 1366 (s. Skeat, Glossar) oder Herodes, whoso wel the stories soghte C T, C 488, wer die historischen Berichte genau nachsehen will.

F hat diese Stelle mißverstanden. Flüchtig, wie er war, hielt er sich an praes. *I come* und *I am* und las: Ich komme in der Legende als Nachahmer der französischen Margueritesänger. Darum ruft F in V. 68 sie so drollig um ihre Hilfe an. Er mißverstand auch das Wort eft in G V. 66. Es heißt *später*, hier *später einmal.* »Wenn es sich treffen sollte, daß ich *später einmal* von Blume und Blatt singen wollte«, F aber verstand: »Wenn es sich trifft, daß ich später, *im Verlauf des Prologs*, von der Blume singe.« Nun fand er aber keine daisy-Lieder darin, also fügte er solche, das vom Dichter, wie er meinte, Versäumte nachholend, ein.

Über den Inhalt der beiden Liebesgedichte habe ich in meinen Untersuchungen gesprochen. Seitdem ist es mir gelungen, die Quelle für das zweite zu finden. Es ist das Marienlied, das uns aus dem 13. Jahrh. durch zwei Handschriften, Harleian 2253 und Egerton 613, erhalten ist. Sie sind in Boedeker, Altengl. Dichtungen, S. 246, 487 f., abgedruckt. Dort findet man die clerenesse and the verray lyght in this derke worlde und all das andere wieder.

In dem Traume, der den Inhalt des Gg-Prologs bildet, ist der Dichter wieder auf der Wiese, sein liebes daisy zu betrachten. Da kommt Love, an der Hand eine Königin in grünem Gewand, auf dem Haupte eine Krone mit weißen Zacken über dem goldenen Reifen. Recht wie ein daisy anzusehen. Ihr Name ist, wie der Dichter bald darauf erfährt, *Alceste* (V. 179). In ihrem Gefolge kommen zunächst neunzehn andere königliche Gestalten, dann noch eine unabsehbare Schar von guten Frauen. Als diese das

daisy erblicken, beugen sie vor ihm das Knie und singen eine Ballade. Die neunzehn Frauen des engeren Gefolges von Loves Begleiterin sollen sich nicht in ihrer Schönheit und Liebestreue überheben; *Alceste* ist hier, sie alle zu überstrahlen (209). Da erblickt Love den Dichter und fährt ihn an, wie er es wagen könne, sich vor ihm zu zeigen, da er ihn durch seinen Rosenroman und durch seine Cryseide so schwer beleidigt. Er werde es büßen. Da ergreift *Alceste* das Wort (317) und verteidigt den armen Sünder. Am Schlusse ihrer Rede sagt sie zu Love: Ich, deine *Alceste*, weiland Königin von Thrazien, bitte für ihn um Gnade (422). Der erzürnte Gott läßt sich besänftigen. Der begnadigte Dichter dankt seiner Retterin. Er wünscht aber zu wissen, wer Alceste eigentlich sei, daß sie ihm geholfen (sothly what ye be that han me holpyn, V. 450) und erfährt, sie sei sein daisy (is this goode Alceste the dayes eye? 506). Der Dichter erwacht und geht daran, die ihm zur Buße aufgetragene Legende von *guten* Frauen zu schreiben.

Bisher hatte man in der Fassung G what ye be so verstanden, als frage der Dichter nach dem Namen der Begleiterin Loves. Da er aber diesen Namen zuvor schon wiederholt nennen gehört hatte, so konnte Tatlock den Gg-Prolog nonsense, a furious blunder nennen. Seitdem jetzt (Anglia 44, S. 385) Einenkel nachwies, daß what in dem Sinne, wie ich es faßte, schon im Altenglischen gebraucht wurde, ist die Richtigkeit meiner Übersetzung dargetan. Wenn man die Wahl hat, ob Chaucer einen Unsinn geschrieben, oder ob wir ihn falsch gelesen haben, darf die Entscheidung nicht zweifelhaft sein.

In F entwickelt sich der Traum anders. Die Begleiterin Loves bleibt lange Zeit namenlos. Der G V. 179 fehlt; der Refrain der Ballade lautet *My lady* comith that al this may disteyne; in V. 341 heißt es Thoo spak this *lady* clothed al in grene. Aber in 432 steht der Vers wie in G 422: I your *Alceste* whilom quene of Trace. Auch das Weitere, das what ye be und der Ausruf des Dichters zum Schlusse Is this Alceste the daisy ist gleichlautend mit G.

Wenn man erkannt hat, daß F die spätere Bearbeitung eines ursprünglichen Textes, wie ihn Gg überliefert, und der Bearbeiter nicht Chaucer ist, sind die Streichungen des Namens Alceste in F sofort begreiflich. Auf die Frage what ye be erwartet man in den weitaus meisten Fällen einen Namen als Antwort, und wie

heute die Erklärer, so glaubten die Spreiber schon im 15. Jahrh., daß der Dichter frage, wie die Begleiterin Loves heiße. Das ergibt sich aus den Hss Pepys und Additional 9832, die im V. 518 and is this *the* good Alceste schreiben. Auch der Bearbeiter F las in diesem Sinne die beiden Fragen des Dichters. Nun war er aber doch so klug, daß ihm der Widerspruch auffiel, daß der Dichter so oft schon den Namen Alceste gehört hatte und dann nach ihm fragen sollte. Er glaubte also wieder Chaucer verbessern zu müssen und strich den Namen Alceste überall, wo er ihn früher fand. Aber er übersah ihn in G 422. Auch dafür finden wir bei ihm die Erklärung. Nach ungefähr 400 Versen ermüdete er mit seinen Änderungen und schrieb von da ab Chaucers Verse einfach ab; erst zum Schlusse brachte er wieder einiges aus seiner eigenen Feder vor.

F's Streichungen des Namens Alceste hatten aber eigentümliche Folgen. Die neunzehn Frauen des näheren Gefolges der Alceste sind jene Liebesheroinen, deren Geschichte den Inhalt der Legende bilden sollen. Zu ihnen soll zum Schluß die beste aller Frauen, Alceste, kommen. Sie bilden die Auslese treuer Weiblichkeit und waren die Vorbilder für all die unermeßliche Schar anderer guter Frauen. Daher werden sie von diesen in der Ballade gepriesen. So ist es in G. In F aber wird alles unverständlich und unvernünftig. Er verstand Sinn und Bedeutung der Ballade nicht; sie kam ihm wie ein Liebesgedicht vor; zu einem solchen verallgemeinerte er sie durch s e i n e n Refrain My lady comith that al this may disteyne. In der Tat wurde die Ballade in dieser Form ein Muster für spätere Liebeslieder. So für Surreys Praise of Love und für jenes, das Bell zitiert: Give place you Ladies and be gone, Boast not yourselves at all, For here at hand approaches one, Whoce face shall stayn you all. Nun paßte aber ein Liebesgedicht nicht in den Mund von Frauen. F mußte es also Chaucer selber singen lassen. Gleich nach dem Auftreten Loves und seiner Begleiterin legt Chaucer damit los. Das ist aber sehr sonderbar. Der Dichter hat an der Dame in Grün Schönheit, freundlichen Blick sehen können, auf ihre Güte schließen dürfen, aber auch gleich auf ihre Treue in der Liebe? Und wieso kann er sie sofort als s e i n e Lady apostrophieren? Wie kommt er dazu, sie über die neunzehn Frauen der Legende zn preisen, von der er noch nichts weiß, da diese ihm erst später als Buße aufgetragen wird? Man überlege dazu noch, daß der Dichter mit

dieser Ballade aus dem Traume fällt, sie gleichsam wachend in seiner Stube singt. Das bringt zum Schluß auch eine köstliche Überraschung. In G heißt es:

Therwith this queene wex rede for schame a lyte,
Whan sche was preysed so in hir presence.
Thanne seyde Love: A ful gret negligence
Was it to the, to *write of onstedefastnesse*
Of women, sithe thow knowist *here* goodnesse
By pref and ek by stories here byforn.
Lat be the chaf and writ wel of the corn!
Why noldist thow han writyn of Alceste
And latyn Criseide ben a slepe and rest?
For of Alceste schulde thyn wrytynge be.

Der Sinn ist klar. Chaucer hat im Rosenroman und im Troilus von *der Unstandhaftigkeit der Frauen* geschrieben und kennt doch ihre Güte. Er hätte lieber von Alceste schreiben sollen statt von einer Cryseide. F verstand wieder diese Zeilen nicht. Es war eben von der Königin Alceste die Rede gewesen, die vor Scham rot geworden war. F hatte sie noch im Kopf, als er zu den Worten here goodnesse kam und faßte das here als das fem. sing., ihre, der Alceste, Güte. Von der Alceste Güte hätte der Dichter, d. h. F, schreiben sollen, d. h. sie erwähnen sollen, und er hat es nicht getan! Wo? Das schlechte Gewissen sagte es ihm, im Refrain der Ballade. Daher faselte er:

F 537 Thanne seyde Love: A ful grete negligence
Was yt to the, that ylke tyme thou made
'Hyd Absolon thy tresse' in balade,
That thou *forgate* hir in thi songe to sette,
Syn that thou art so gretly in hire dette.

Damit aber kam es zu mehrfachem Widersinn. Erstens, woher kennt Love Chaucers Ballade, die dieser für sich an seinem Schreibtisch sang? Wie konnte Love dem Dichter vorwerfen, daß er nicht gleich beim Auftreten seiner Begleiterin ihren Namen in den Refrain der Ballade setzte, da er (nach F) ihren Namen doch erst zum Schluß des Prologs erfuhr! Endlich, seit wann war der Dichter so sehr in ihrer Schuld? Doch erst, nachdem sie ihn dem Love gegenüber verteidigte? Wie konnte er es früher wissen? Man hat sich darüber aufgeregt, daß ich manches an F läppisch finde und ihn einen wirren Kopf nannte. Jemand, der »Rettungen Chaucers« schrieb, müßte es mit Genugtuung hinnehmen, wenn ich all das läppische Zeug in F aus unserm Chaucer entferne.

Dadurch, daß F die Ballade den Frauen wegnahm, geriet er in Verlegenheit, als er zu dem Verse G 201 gelangte, wo diese vor dem daisy niederknieten:

> And songen as it were in carolynge
> This balade whiche that I schal yow devyse.

Es galt, einen neuen Sang zu erfinden. Der ist nun auch danach. F konnte ändern, verwässern, plündern, aber nicht schaffen. Er schreibt:

> F 269 And songen with O vois: ‹Heel and honour
> To trouthe of womauhede and to this flour
> That berith our aller pris in figuringe,
> Hire white corowne beryth the witnessynge.

Alceste soll nach G, nach dem Plane Chaucers, erst zum Schlusse als des Dichters liebes daisy enthüllt werden. F zerreißt vorzeitig den zarten Schleier des Geheimnisses, das durch die ganze Szene auf der Wiese über der Blume liegt. Auch symbolisiert das daisy wohl die Treue oder genauer die Standhaftigkeit, aber nur deswegen, weil es, wie G 58 sagt, as wel in wyntyr as in somyr newe, euere ylike fayre and frosch of hewe ist, nicht weil es weiß ist. Weiß ist nicht die Farbe der Treue, und bei Chaucer war es, wie sonst immer, das Blau (vgl. Against women unconstant, Skeat I 409). Auch F hatte das mit seinem Vers 299 gar nicht im Sinn, Weiß für Treue auszugeben; er entnahm ihn einfach wörtlich aus G 515, wo er eine Bedeutung hatte, weil der Dichter an der weißen Krone erkannte, daß Alceste das daisy ist. Geradezu drollig ist es, daß die singenden Frauen alle daisies sein wollen. Nur Alceste wurde von Chaucer in ein solches verwandelt.

Zu weniger Bemerkungen gibt in F der Liebesgott Anlaß. Seine Anklagerede gegen den Dichter, die in G 54 Verse zählt, faßt in F nur 24 Zeilen. Sie reduziert sich nach einigen einleitenden Worten, die mit G gleichlauten, auf die Verse:

> F 329 Thou hast translated the Romaunce of the Rose
> That is an heresye ageins my lawe
> And makest wise folke fro me withdrawe.
> And of Criseide thou hast seyde as the lyste
> That maketh men to women lasse triste,
> That been as trewe as euer was any steel.

Wenn gegen F nichts anderes vorläge als diese Wortkargheit Loves, so könnte man allenfalls sagen, daß Chaucer sich in einer Neubearbeitung zu G verbessert hätte. Aber der wahre Sachverhalt verrät sich doch, wenn auch nur durch ein einziges, kurzes

Wörtchen. In G bringt Love eine ganze Reihe von Gründen vor, warum er dem Dichter zürnt. Alceste geht auf sie wieder der Reihe nach ein und sagt G 319: Ye motyn herkenyn if he can replye ageyns *these poyntys*. In F sind alle diese Punkte entfallen; da konnte der Bearbeiter den Vers nicht so belassen. Er ändert: yf he can replye agayns *al* this. Aber schon das al ist zuviel und verrät, daß F ein mageres Exzerpt aus G gibt. Die Rede Loves war ihm wohl langweilig, und darum kürzte er sie.

Nur eine merkwürdige Änderung fällt noch auf. In G 158 wird Loves Erscheinung geschildert:

> Iclothede was this myhty god of loue
> Of *silk* I broudede ful of *grene greuys*,
> A garlond on his hed of *rose leuys*
> *Stekid* al with *lylye flourys* newe.

Die Beschreibung von Loves Kleid ist dem Rosenroman 882 ff. entnommmen. Dort heißt es, das Kleid des Diex d'Amours sei nicht von *Seide* gewesen, sondern aus lauter Blumen.

> Nulle flor en esté ne nest
> Qui n'i soit, neis *flor de genest*
> Ne violete, ne parvanche,
> Ne fleur inde, jaune ne *blanche*.
> Si ot par leus *entremeslées*,
> *Foilles de roses* grans et lées.
> Il ot où chief ung *chapelet*
> *De roses* . . .

Chaucer hat statt des Blumenkleides dem Love ein *Seidenkleid* gegeben und den Schmuck so verteilt, daß er dieses Kleid bloß mit *grünem Geranke* bestickte, die Blumen aber in den Kranz des Gottes setzte. Das Übermaß der Farben reduzierte er auf zwei; *Weifs* und *Rot*. Und wie für das letztere schon im Französischen *Rosenblätter* gefolgt waren, so drückte auch Chaucer dichterisch da Allgemeine durch ein Besonderes aus und sagte statt *Weifs: Lilien*. Das französische entremeslées ist durch das stekid gegeben.

In F ist eine Abweichung: V. 230. Das Kleid ist voll bestickt mit grünen Zweigen inwith a fret of rede roseleves, und das Haupt Loves ist corowned with a sonne. Unter dem fret kann man sich ein Kreisornament vorstellen. Königliche Gewänder waren seit der byzantinischen Zeit mit solchen Kreisen voll bestickt. Dergleichen zeigt die Figur auf dem Sarkophag zu Cividale; solche Kreise haben die Gewänder der Figuren im Kölner Dombild. Mit der Sonne weiß ich nichts anzufangen. Schon

dem Schreiber des MS Additional 9832 war es a selcouth sight (232). Ich vermute, F wollte damit das Strahlende, Blendende der Erscheinung Loves ausdrücken und übertrieb. In G 163 heißt es his face schon so brighte, That with the glem astonede was the syghte; F war das nicht erklärlich genug, darum 230 His gilte here was corowned with a sonne . . . Therwith me thoght, his face schoon so bryght, That wel unnethes myght I him beholde.

Da die Fassung F sich als unecht erwiesen hat, so verlieren die viel zitierten Verse darin

F 496 And whan this book ys maade, yive it the quene
On my behalte at Eltham or at Sheene

für die Erklärung der Legende Chaucers jede Bedeutung. Übrigens sind sie in F eine spätere Interpolation, wie ich Untersuchungen S. 157 und S. 186 darlegte, ohne daß jemand den Versuch unternommen hätte, meine Argumentation zu widerlegen. Sie beruht auf Lydgates Bemerkung, daß Chaucer die Legende auf Geheiß der Königin schrieb, womit er aber nicht Anna, sondern die Königin Alceste meinte. Dafür, daß dem Lydgate die G-Fassung vorlag und er also seine Bemerkung nicht aus F 496 geschöpft haben dürfte, kann ich jetzt noch eine andere Stelle aus seinen Gedichten anführen. In G 57 heißt es vom daisy:

And euere ilike fayr and frosch of hewe
As wel in wyntyr as in somyr newe

Diese Zeilen fehlen in F. Wenn nun aber Lydgate in seiner Commendation of our Lady V. 131 Maria anspricht,

Thou *during* daysye with no weder stayned,

so ist das wohl aus G entnommen. Auf das Folgende will ich zwar nicht viel Gewicht legen, aber daß darin eine etwas schiefe Vorstellungsweise steckt, mag erwähnt werden. Man hat vermutet, daß Alceste die Königin Anna sei, und aus dieser Vermutung die weitere Vermutung aufgebaut, Anna sei durch Chaucers Troilus unangenehm berührt worden; sie habe ihm dann die Abfassung der Legende von *Guten* Frauen aufgetragen. Also Anna (Alceste) hat dem Dichter den Troilus und Rosenroman verargt, und Alceste (Anna) verteidigt ihn gegen Love. Und Alceste (Anna) gibt dem Dichter den Auftrag, die fertiggestellte Legende der Anna (Alceste) in Eltham oder Sheene zu überreichen.

Mit der Fassung F fallen alle Deutungen des Prologs auf Anna und Richard II. In G ist dafür auch nicht der geringste

Anhaltspunkt zu finden. Alle Versuche, die Vermutungen ten Brinks und Skeats aufrechtzuerhalten, müssen scheitern.

Ich hatte in den Untersuchungen die Vermutung ausgesprochen, daß der Bearbeiter F ein Geistlicher oder Mönch war. Ich habe keinen Grund, es zu widerrufen, obwohl es an sich ganz nebensächlich ist. Nur habe ich die Bemerkung, daß F außerhalb Londons gewohnt haben dürfte, zu korrigieren. Das *her* toune in F V. 43 kommt nur in Fairfax 16 vor, was ich übersehen hatte. Ich bekenne auch, daß ich dem Texte Gg keinen Titel hätte geben sollen.

Wie F arbeitete, haben wir gesehen. Er verstand mehrere Stellen des Chaucerschen Textes falsch, glaubte Irrtümer des Dichters zu sehen und unternahm es, ihn zu bessern. Doch spielte, wie ich vermute, auch ein äußerer Anlaß mit. Etwas anderes als eine Vermutung aber läßt sich nicht aussprechen.

Die Untersuchung der vorhandenen Handschriften ergibt, daß Gg keine gemeinsamen Fehler mit den Handschriften der Gruppe F aufweist. Das führt zur Folgerung, daß dem Gg und der Gruppe F keine gemeinsame Handschrift als Zwischenstufe zwischen dem Original und den jetzigen Überlieferungen zur Grundlage diente. Man wird geneigt, anzunehmen, daß die Ursache der so auffallenden Verschiedenheit zweier Fassungen des Prologs — in Chaucers Schreibstube zu suchen ist. Ich will andeuten, wie ich es mir denke.

Während Chaucer an seiner Legende dichtete, bekamen nur intimere Freunde, wie dies von Gower nachgewiesen ist, Einblick in seine Arbeit. Vielleicht gelangten einzelne Erzählungen, etwa die Thisbe und Dido, in das Publikum; das unvollendet gebliebene Werk wurde aber zu Lebzeiten des Dichters nicht »herausgegeben«, damit vermutlich auch nicht der Prolog. Längere Zeit scheint man nur ungenaue Kenntnis von dem, was das Werk war, gehabt zu haben. Selbst Shirley, Chaucers Zeitgenosse, Schüler und Bewunderer war nur sehr flüchtig darüber unterrichtet, wie uns sein MS Ashmole 59, Blatt 38 zeigt: here now folowe the names of the nyene worshipfullest Ladyes, that in alle cronycles and storyal bokes have beo founden of trouthe, constaunce and virtuous or reproched womanhede, by Chaucier. Es folgen neun Strophen. In jeder ist eine der neun Damen genannt, Cleopatra, Adriane, Dydo, Lucresse, Phillees, Thesbe, Isiphyle, Ypermistra und quene

Alceste mit ihrem Gemahl Seyse. Man sieht, es sind die neun Frauen, die Chaucer in seinem Legendenfragment behandelte, nur daß statt der Philomele die Alceste eintritt. Jede Strophe gibt den Inhalt der betreffenden Erzählung beiläufig wieder, nur daß Shirley die Alceste mit der Halcyone verwechselt, deren Schicksal der Dichter im Buch von der Herzogin erzählt hatte. Vielleicht trug zu dieser Verwechslung auch Gowers Confessio Amantis bei, wo neben den obengenannten Frauen auch die Geschichte von Ceyx und Alcyone behandelt wird. Nach dem Tode des Dichters fand sich in seinem Nachlasse auch die Legende. Aber des Autors ordnende Hand und Überwachung fehlte. Vom Prolog fand man jedenfalls zunächst eine Reinschrift. Auf ihr beruht der Text, den uns Gg überliefert. Die Vervielfältigung dieser Reinschrift machte den Prolog Douglas, Lydgate und wohl andern bekannt, z. B. Sir Thomas Clanvǫwe, dem man The Cuckoo and the Nightingale zuschreibt. Dieses Gedicht ist voll Reminiszenzen aus Chaucer, und eine solche ist offenbar auch die Stelle:

V. 131 As longe as I lay in that swowning
Me thoughte, I wiste what the briddes ment.

Man erinnert sich sofort Chaucers G 140:

Forwhy I mette, I wiste what they (the foulis) ment.

Dieser Vers fehlt aber in F; Clanvowe wird also einen Text Gg gelesen haben. Daß sich von dieser Fassung nur das Cambridger Manuskript erhielt, ist böser Zufall, aber nicht verwunderlicher, als daß dieses erst 1864 entdeckt wurde.

Neben der Reinschrift des Prologs dürfte sich unter den Papieren des Dichters dann auch das Konzept des Prologs gefunden haben. Es kann im wesentlichen nichts anderes gewesen sein, als was Gg ist; denn der Prolog muß gleich in seinem ersten Entwurf so geplant, gegliedert und durchgeführt gewesen sein, wie wir es in Gg lesen. Aber das Konzept mag flüchtig, kurrent geschrieben gewesen sein, schwer leserlich, voll Abbreviaturen, Änderungen, Streichungen und Überschreibungen, Randnoten u. dgl. Es kann auch hie und da eine Zeile gehabt haben, die in der Reinschrift fortfiel, oder umgekehrt, es fehlte ein Verspaar, das erst in die Reinschrift kam. Vielleicht gab es auch ein oder das andere lose Blatt, was bei der Ballade — die Bodley in so merkwürdiger Form bringt; vgl. auch Crudence and Orpheus in Pepys! — recht wahrscheinlich ist. Kurz, dieses Konzept mag derart ausgesehen haben, daß jemand, dem der Prolog in dieser Form in die Hände kam

und für eine »Herausgabe« der Legende zur Verfügung stand, nahezu gezwungen war, ein Bearbeiter desselben zu werden. Auch ein vernünftiger, selbstlos bescheidener, vorsichtiger Mann hätte Konjekturen wagen müssen, über die wir, nachdem Gg bekannt wurde, sehr erstaunt wären. F war dieser Mann nicht. Er war eigenmächtig, impulsiv, ohne Geschmack und unklar im Denken. So kam seine Fassung des Prologs zustande, die so viel Unheil in der Chaucerforschung anrichtete. Daß gerade diese Fassung sich in zahlreichen Abschriften erhielt, ist zu bedauern, aber nicht zu erklären. Habent fata sua libelli.

Katzenberg, Schwanenstadt, Ob.-Öst. Victor Langhans.

ETHISCHES UND LITERATURANALYTISCHES ZUR MILTON-FRAGE.

In einem kleinen Artikel über *Miltons Satan* in den Engl. Stud. hat Hübener sachgemäß und lehrreich neulich wieder versucht, das Ressentimentsprinzip als in *Paradise Lost* vorherrschend darzustellen. Da ich nicht ganz mit ihm einverstanden bin, will ich meine eigene Meinung hier ein wenig ausführlicher zu begründen suchen, als es mir bei der vorigen Gelegenheit möglich war.

Der Unterschied unserer Auffassungen scheint mir nicht ausschließlich darin zu bestehen, daß ich in Satan das Prinzip des Stolzes erblicke (H. sagt: ausschließlich, aber ich habe doch selbst in meinem Artikel hervorgehoben, daß m. E. an ein einheitliches, alles andere ausschließendes Erklärungsprinzip des *P. L.* nicht zu denken sei), Hübener dagegen den gefallenen Engel, sondern vielleicht mehr darin, daß ich in *P. L.* häufig einen Ausdruck des leidenschaftlichen Miltons sehe, H. dagegen ein auch in den psychologischen Einzelheiten mehr plan- und verstandesmäßig konzipiertes Kunstwerk. Auf mein wichtigstes Argument, die Gestaltung von Satan und Christus in *Paradise Regained*, ist H. folglich nicht eingegangen. Sowohl bei den Gestalten in *P. L.* als in *P. R.* und anderen Werken Miltons haben wir es, m. E., vor allem mit zweierlei Elementen zu tun: mit solchen, die aus der Tradition der betreffenden, von Milton zur Behandlung aufgenommenen Stoffen mit hineingekommen sind[1]), und mit

[1]) Ich meine das so: Z. B. mit der Wahl des Gegenstandes, der in *P. L.* behandelt worden ist, war auch eine Menge traditionelle Begriffe und Vorstellungen gegeben, christliche Denk- und Redeweisen, die jedermann von der Zunge liefen, wenn man nur von diesen Sachen zu sprechen anfing. Es kann sich somit über Thesen und Dogmen geäußert werden, über deren wahre Bedeutung man nicht oder nicht hinreichend nachgedacht hat. Oder aber, man kann im Herkömmlichen so befangen sein, ganz oder teilweise, daß zäh festgehaltene Dogmen sich dem Zuschauer als tote Theorie des Beobachteten erweisen, während andere, in Widerspruch mit diesen vindizierten Dogmen

anderen, die aus seiner eigenen leidenschaftlichen Natur stammen [1]). H. scheint mir auf die ersteren das größte Gewicht zu legen, während ich die letzteren an erster Stelle für meine Zwecke beachtet zu sehen wünsche [2]). Daß H.s Deutung Wahres enthält, ist schon von Anfang an von mir eingeräumt worden, aber nicht in dem Maße, als er es geltend machen will. Aus den Zitaten Hübeners aus Miltons Vorgängern scheint mir sogar zu erhellen, daß ihnen, den Vorgängern, sowohl denen, die Milton gekannt hat, als denen, die ihm unbekannt geblieben sind, das Problem weit mehr eines der gefallenen Engel gewesen ist, als es unserm Dichter wurde. Man fühlt weit mehr den Eigenwert des Miltonschen Satans heraus; der Leser fühlt wohl kaum oder gar nicht, daß dieser etwas Besseres verloren, im Gegenteil, wir kommen zur alten Aussage zurück, daß er der wahre Held des *Paradise Lost* sei, der gegen den ebenbürtigen oder gar geringeren Wert kämpfe, "from sense of injured merit", wie Milton selbst sagt. H. mag meinen, daß dies wenig an dem Sachverhalt ändere; daß trotzdem das Ressentimentsprinzip vorhanden ist. Ich leugne das ja nicht, aber was ich nicht glauben kann, ist, daß dies Milton als leitender Grundgedanke bewußt war, und daß wir die Psychologie des Epos hauptsächlich aus dieser Tatsache, nicht aus Miltons Stolz, herleiten müssen, ebensowenig wie ich mich überzeugt fühle, wenn man bei Shake-

---

stehende Thesen, als die wahre und naturgemäße, wenn auch nicht eingestandene oder klar bewußte, Überzeugung der fraglichen Persönlichkeit deutlich werden.

[1]) Ich wünsche ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß ich **nicht** meine, Milton habe in seinen Werken etwas gesagt, das er nicht habe sagen wollen. Ich glaube nur, die Widersprüche in den Werken Miltons rührten von einer Erscheinung her, die ganz gewöhnlich ist. Kein Mensch bringt es wohl so weit, alles, was er im Leben gedacht oder gesagt hat, in bezug auf sein eigenes Gesamtwesen zu prüfen. Wenn er auch vieles an der Stimmgabel seiner Individualität belauscht, bis es den rechten Ton abgibt, wird er manchmal das Gewöhnlichste, das Alltäglichste, das ihm von Kindheit her ins Blut gegangen ist, als Aprioristisches, nicht Nachzuprüfendes annehmen. Und auch wenn er eine Prüfung vornimmt, kann er fehlgehen. Er kann aus verschiedenen Gründen etwas theoretisch festhalten, was seiner realen, von ihm selbst vielfach verkannten Natur und Denkweise in der Tat fremd ist. Die von mir unabhängigen Untersuchungen Saurats sind eine glänzende Bestätigung dieses Satzes.

[2]) Es lag ja auch außerhalb des Planes meiner *Studies in Milton*, auf die Stellung von *P. L.* innerhalb der literarischen Stoff- und Gattungstradition einzugehen. Meine Analyse war auf rein persönliche Zwecke beschränkt.

speares Dramen die psychologische Methode moderner Dramatiker voraussetzt. Vielmehr, was die auf Satans Eigenschaft als gefallenen Engel bezüglichen Stellen in *P. L.* betrifft, so glaube ich, daß sie eher mit dem Stoffe und vorhergehender Behandlung auf ihn gekommen seien; sonst würde der Leser sie wohl mehr herausfühlen. Beachten wir auch, daß seit altersher Milton anerkanntermaßen zu den Dichtern gehört, deren auffallende Egozentrizität ihr eigenstes Ich dem Leser auf Schritt und Tritt aufdrängt, in ihr Werk derart projiziert, daß es nicht möglich ist, den Dichter in seinen Dichtungen loszuwerden.

Wenn nur H.s Auffassung Wahres enthielte, wie kann man dann Christus in *P. R.* erklären [1])? Miltons Satan ist schon vorher als ein Bruch mit der christlichen Tradition bezeichnet worden. Weit mehr so der Christus des *P. R.* Dieser hochmütige Stoiker, der die Menschen verachtet, ist uns wohl gar nicht begreiflich als ein rein literarisch konzipiertes Produkt Miltons. Ich halte die Möglichkeit für ganz und gar ausgeschlossen, daß es Miltons bewußte Absicht gewesen sei,

---

[1]) In seiner Besprechung von Mutschmanns Milton-Büchern (Lit.Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1921, Nr. 5. 6, Sp. 174 ff.) hat Fischer einige Bemerkungen zu meinen Miltonstudien gemacht, die hier kurz zu berichtigen sind. 1. Meine Studien sind nicht darauf abgesehen, das Miltonporträt der Royalisten und Johnsons neu zu beleben. Ich habe keine Gesamtdarstellung wie z. B. Mutschmann gewollt, sondern zur bestehenden Auffassung von Milton wollte ich Kritisches beitragen, was freilich viel Positives ergeben hat. 2. Die Bekanntschaft Malatestis mit Milton war, scheint es, von flüchtigster Art. Malatestis Gedichte bestärken eine ohnehin berechtigte Annahme, daß diesem oberflächlichen und leichtmütigen Dichter Miltons Ernst und Selbstzucht geradzu lächerlich und des Italieners Spott und Neckerei ausgesetzt waren. Mehr auffallend bleibt also, daß der b l i n d e Galilei nicht in Def. Sec. genannt wurde. 3. Die Behauptung, daß Milton Vincenzio Galilei gekannt habe, ist einer der vielen Fehler, die Masson mit unterlaufen sind. Milton mag einen unter den unzähligen Galilei in Florenz gekannt haben, das ist das einzige, was man berechtigt ist herauszulesen aus dem genannten Briefe, den ich leider im Original noch nicht gesehen. 4. Die These, daß Milton in leidenschaftlicher Gesinnung immer aus seinem eigenen Herzen spricht, ist weder mir noch Mutschmann eigentümlich. Das haben viele vor uns gesagt, z. B. Thompson und Raleigh, und viele werden es nach uns sagen. Es ist eine einfache Tatsache. 5. Die Behauptung, daß ich in Christus in *P. R.* eine Selbstdarstellung Miltons sehe, ist unrichtig. Daß aber die sonst unerklärliche Christusgestalt begreiflich wird im Lichte von Miltons leidenschaftlicher Natur, die immer wieder in seinem Gedicht zur Rede drang, dürfte nach den unabhängigen Resultaten von mir und Saurat feststehen.

aus dem traditionellen Christus, der alle Menschen, besonders den großen Haufen der Armen und Elenden, unendlich liebt, und der für sie selbstaufgebend sterben will, einen stolzen, selbstgefälligen, des Hasses, aber kaum der Liebe fähigen Stoiker zu machen. Auch hier finde ich zweierlei bezügliche Elemente vor. Wenn vom Stoizismus ausdrücklich die Rede ist, verwirft ihn Christus ganz; anderswo aber preist er den Menschentypus des Stoizismus als das Höchste, das wir uns als Vorbild setzen könnten, und das ethische Selbstgenügen, das Christus preist, und das sich gegen gelegentliche Hinweise auf Gottes Hilfe abhebt, scheint mir völlig nicht-christlich bedingt[1]).

Das Leiden, das Satan nach dem Falle befällt, und das Milton so ergreifend im ersten Gesang und in den folgenden hauptsächlich in der Ansprache an die Sonne geschildert hat, mag teilweise aus dem Ressentimentsprinzip hervorgegangen sein. Obwohl es mich nicht so dünkt, wollen wir das gelten lassen. Aber daß verletzter Stolz nicht die hauptsächliche Ursache dieses Leidens gewesen ist, wird m. E. schwer zu beweisen sein. Der Dualismus Ahuramazda–Ahriman setzt wohl ursprünglich auch einen absoluten ethischen Dualismus voraus[2]). Wenn aber das monistische Bedürfnis der Juden den einen Gott mit dessen Konsequenzen von Satan als Untergott statt Nebengott usw. unter Beeinflussung des iranischen Mythus schuf[3]), so erfolgte daraus kein vollständig durchgeführtes Aufgeben des ethischen Dualismus. Der absolute ethische Wert hat weder im Judentum noch im Christentum je ganz seinen vom Urquell an inhärenten Dualismus aufgegeben. In der Tat, auf eine völlig sauber durchgeführte Scheidung des Dualismus und des Monismus in dieser Hinsicht wüßte ich nirgends, weder auf religiösem noch einem anderen Gebiete, hinzuweisen. So-

---

[1]) Wenn ich bei einem Widerspruch von Christlichem und Nichtchristlichem in Miltons Werken dem letzteren Element das größere Gewicht beilege, so tue ich das aus dem Grunde, daß die Atmosphäre von Miltons Zeit christlich war und demnach, was er an Nichtchristlichem besaß, eher als eigene Errungenschaft betrachtet werden muß, während das Christliche ihm wie die Luft war, die er vielfach unbewußt atmete und einsog und deshalb keineswegs seinem Persönlichsten entsprechen mußte; und auch, weil nichtchristliche Anschauung besser mit seiner Natur vereinbar war, wie wir diese Natur in seinen Taten, Worten und Leben sehen.

[2]) Siehe z. B. Wundt, Völkerpsychologie VI 388.

[3]) Wundt a. a. O. V 216.

mit wären wir tatsächlich ganz dazu berechtigt, im Leiden Satans ein Leiden über das Mißlingen, somit ein Leiden des Stolzes, nicht notwendigerweise ein Leiden über einen als höher anerkannten Wert zu erblicken.

Ohne zuviel in Miltons Worte hineinlesen zu wollen, dünkt es mich doch auch, als ob er an den bezüglichen Stellen immer Satans Stolz das letzte Wort behalten lasse. Siehe z. B. *P. L.* IV 844 ff. Hier sagt Milton ausdrücklich, daß etwas wie eine Ahnung vom Wesen des Guten und dessen Wert Satans Seele im Augenblick durchzucke, so daß ihn der Verlust dessen schmerze; aber hauptsächlich schmerze ihn damals, daß man ihn hier seines äußeren Glanzes beraubt sehe[1]). Also, weit entfernt davon, daß das absolute Gute Satan immer als solches bewußt war, dessen Verlust ihm ein ewig nagendes Leid im Herzen verursachte, ging ihm erst jetzt dieser Wert auf, und schmerzte ihn dessen Verlust. Aber weit schmerzlicher als diesen Verlust empfand sein Stolz, daß man jetzt den Verlust seines äußeren Glanzes an ihm beobachtete.

Eine Untersuchung wie die von H. angedeutete würde gewiß sehr förderlich sein, wie mir und der Milton-Frage seine Bemerkungen und Beiträge zur Diskussion übrigens nützlich und aufhellend gewesen sind; aber wie mir die Sache zwischen uns zu liegen scheint, wird wohl eine solche Untersuchung mehr Licht auf die Stellung von *P. L.* innerhalb der Literaturtradition als auf die Stellung Miltons als schaffenden Künstlers gegenüber seinem Werke werfen. Freilich, damit wäre in vieler Hinsicht ein großer Fortschritt gemacht, wenn wir es bestimmt feststellen könnten, was Milton, als er an seinen Stoff herantrat, vorgefunden hat oder hat vorfinden können. Das würde gewiß hier und da etwas als traditionell bedingt vorzeigen, was wir bisher als subjektiv angesehen haben — und vice versa.

Ich möchte jetzt etwas hinzufügen über die Frage von der Probabilität, daß Miltons ethisches Ich mit der Interpolation sich vertrage.

---

[1]) Abashed the Devil stood,
And felt how awful goodness is, and saw
Virtue in her shape how lovely — saw, and pined
His loss; but chiefly to find here observed
His lustre visibly impaired;

Erstens wünsche ich dann einer m. E. ziemlich oberflächlichen Einwendung entgegenzutreten: daß man gegebenenfalls mehr an die Aussage des lügenhaften Hills' als an die Miltons glauben müsse. Es nimmt mich ein wenig wunder, daß diese Einwendung gemacht worden ist. Ich erkläre doch selbst in meinem Buche, daß solche Zeugnisse, wie das Hills', ganz wertlos sind, wenn sie nicht durch andere gestützt werden. Als ich das erste Mal die Worte Mrs. Fotherleys las, fand ich sie völlig unzuverlässig, keiner Beachtung wert. Als ich aber zufälligerweise dessen gewahr ward, daß ihre Angabe gestützt wurde von Aussagen und von Tatsachen, die ganz unabhängig von ihrem Wissen und Tun waren, da forderten wohl ihre Worte mit logischer Notwendigkeit Beachtung. Von derselben Art ist der Fall Hills'. Seine Aussage schien mir auf den ersten Blick hin ganz unzuverlässig. Als aber diese Aussage auch durch einen zweiten Gewährsmann bestätigt wurde unter Zufügung von Nebenumständen, die in öffentlichen Protokollen zu spüren sind, da konnte wohl keiner dazu berechtigt sein, Hills' Zeugnis außer acht zu lassen.

Wir kehren zu Milton zurück. Die Weise, gegen ihn vorzugehen, war auch, wie ich es glaube, streng kritisch und umsichtig. Was für ihn sprach, wurde erst untersucht, und mit Tatsachen bewiesen, daß viel Legendenhaftes mit in die Forschung hineingeschlüpft war. Dann wurde sein ethisches Ich untersucht. Keiner von denen, die mein Buch gelesen haben, hat wohl eine Aussage nachgewiesen, die dort zu Unrecht gegen Milton vorgebracht, die der reinen Rechthaberei willen herbeigetragen wäre. Die zeitlichen und individuellen Voraussetzungen einer streng ethisch betonten Persönlichkeit wurden als notwendig nachgewiesen, aber ebenso die Bedingungen des grenzenlosen — man sage gern — berechtigten Selbstüberhebens, des Stolzes und der Leidenschaftlichkeit. Ich suchte es nachzuweisen, wie Milton sich daran gewöhnt zu haben scheint, mit den Tatsachen seines, der Schönheit und den hohen Idealen gewidmeten Lebens völlig mathematisch zu rechnen, wie sein Pluskonto und das Minuskonto aller derer, mit denen er sich verglich, immer größere Differenzen vorzeige.

Dann suchte ich seine innerliche ethische Stellung gegenüber einem Einzelfalle wie dem der Interpolation zu ergründen. Wiewohl meine Ergebnisse mir schon hinreichend begründet

scheinen, will ich nochmals näher darauf eingehen, da von mir damals unbeachtete, wichtige Äußerungen Miltons mir seitdem noch aufgefallen sind. Ich verweise demnach auf das letzte Kapitel in meinen *Studies in Milton* S. 141 ff., wo Milton ziemlich weitschweifig seine Meinung auseinandersetzt: daß die Gerechtigkeit, wenngleich nicht stärker als die Wahrheit, doch in menschlichen Angelegenheiten mehr als diese obwalten müsse; daß die Gerechtigkeit nimmer den Sieg der Ungerechtigkeit erlaube, wenn nicht das Unwahre zuerst über das Wahre gesiegt habe; daß es seine, Miltons, Ansicht sei, daß ebendieser Fall damals in England vorlag, daß das Volk vom Könige und dessen Anhängern betrogen worden sei, daß folglich gegenüber diesem und seinen Nachfolgern an erster Stelle Gerechtigkeit geübt werden müsse und folglich die Wahrheit hinter die Gerechtigkeit, als nur zweiten Ranges, treten dürfe; daß das Wohl der Masse des Volkes dazu berechtige oder es gar fordere, daß man sie, wenn nötig, hinter das Licht führe.

Diese Ausführungen möchte ich nun weiter beleuchtet sehen von denen, die in Miltons posthumer Abhandlung *De Doctrina Christiana* sich vorfinden. Im dreizehnten Kapitel des zweiten Buches, wo Milton über die zweite Klasse besonderer Pflichten gegen unsere Mitmenschen handelt, wendet er sich gegen die geläufige Definition der Unwahrheit: daß sie eine Verletzung der Wahrheit mit Tat oder Wort sei, wobei es darauf abgesehen sei, zu betrügen. Schon vorher hat er "veracity" als darin bestehend bestimmt, daß man die Wahrheit sage denen, die berechtigt seien, sie zu hören, und in Dingen, die mit dem Wohl unserer Mitmenschen zusammenhängten. Der Gegensatz von "veracity" sei ungebührliches Verhehlen der Wahrheit; ungebührliches, sagt Milton, und fügt hinzu, daß nicht jedes Verhehlen der Wahrheit übel sei, da wir nicht unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen brauchten.

Milton fährt dann in der Erklärung des Wortes "falsehood" fort. Nicht nur das Verhehlen der Wahrheit, sondern auch eine reine Lüge, in der Absicht zu betrügen, sei zuweilen zum Nutzen unserer Mitmenschen, und deshalb müßten wir eine andere Definition des Wortes "falsehood" finden. Kein vernünftiger Mensch könne es leugnen, es gäbe gewisse Individuen, die zu betrügen wir völlig berechtigt seien: ein Kind, einen

Toren, einen Kranken, einen Berauschten, einen Feind, einen, der uns selbst zu betrügen beabsichtige, einen Räuber.

Deshalb wünscht Milton die folgende Definition aufzustellen: Es sei Unwahrheit, wenn jemand aus unehrlichem Beweggrund entweder die Wahrheit verdrehe oder auch das sage, was unwahr sei, dem gegenüber, dem er die Wahrheit zu sagen verpflichtet sei. Damit hänge erstens zusammen, daß Parabeln, ironische Redensarten u. dgl. keine Unwahrheiten seien; daß niemand betrogen werden könne, wenn er nicht gleichzeitig geschädigt werde; wenn wir also, statt einem mit einer Lüge zu schaden, ihm dadurch eine Wohltat erweisen oder vorbeugen, daß ihm geschadet werde, oder daß er anderen schade, dann seien wir so weit davon entfernt, des Betruges schuldig zu sein, daß wir eher als ihm einen Dienst gegen seinen Willen leistend zu betrachten seien; es sei allgemein anerkannt, daß Kriegslisten, die nicht von Eidbruch oder Meineid begleitet sind, nicht zur Unwahrheit zählten, was sich offenbar nicht mit der geläufigen Definition von Unwahrheit vertrage; es sei unmöglich, Kriegslisten zu üben, ohne offen die gröbsten Lügen zu äußern in der unzweideutigen Absicht, zu betrügen; deshalb müsse man sagen, daß Kriegslisten, obwohl mit Unwahrheit verbunden, erlaubt seien aus obenerwähnten Gründen, das heißt, daß, wo wir nicht die Wahrheit zu sprechen verpflichtet seien, es keinen Grund gäbe, nicht auch das Unwahre sagen zu dürfen; weiter findet Milton keine Ursache vor, dies mehr im Krieg als im Frieden zu erlauben, besonders da, wo wir mit einer ehrlichen (!) und wohltuenden Lüge Schaden oder Gefahr von uns und unsern Mitmenschen abwehren könnten. Weiter unten betont Milton wieder, daß wir nur unserm Nächsten die Wahrheit schuldeten, ihm, mit dem uns Frieden und Mitbürgertum vereinigten.

Die außerordentliche Breite und gedankliche Schärfe der Darstellung eben dieser besonderen Lehren bei Milton, die den Umfang seiner Darstellung der anderen Pflichten gegen unsere Mitmenschen oft ums Zehnfache übertrifft, macht es unzweifelhaft, daß das Problem eines war, über das Milton äußerst häufig Anlaß gehabt hatte nachzudenken, und das ihm praktisch grell entgegengetreten war. In der Tat können wir wohl nicht umhin, solche Auseinandersetzungen mit z. B. der Interpolation in Verbindung zu setzen?

Nach dieser Einleitung komme ich zu der Einwendung,

die ich gegen H. erhoben habe. Er schloß seine, übrigens sehr verständnisvolle und für mich nützliche, Besprechung mit einem Hinweis auf Miltons Persönlichkeit ab. Gegen meine Ausführungen, so meinte er, stehe das Vertrauen zu Miltons Persönlichkeit. Nun, ich hatte ja eben in meiner Schrift es versucht, zu einem besseren Verständnis dieser Persönlichkeit vorzudringen. H.s Worte schienen mir die ganze Frage wieder in die — wohl nunmehr anerkanntermaßen — beschönigende und viel Unrichtiges enthaltende Milton - Tradition zurückzuschieben. Denn Miltons Persönlichkeit, das muß wohl ein jeder zugeben, ist nicht eins mit der Tradition, die in den Schriften Macaulays und Massons zum Vorschein kommt. Und insoweit H. es also wünschte, diese Tradition ohne Nachprüfung gegen meine Untersuchung zu setzen, kann ich nicht mit ihm einverstanden sein.

Noch eins möchte ich hinzufügen, um meine Stellung zur heutigen regen Milton-Forschung und Milton-Diskussion klarzulegen. Ich sähe am liebsten alle persönlichen Gefühlsmomente in dieser Diskussion über Milton, sein ethisches Ich und seine tatsächliche Handlungsweise gänzlich oder so weit möglich ausgeschaltet. Mutschmann[1]) scheint mir an seine Milton - Theorien eine unverhehlte Verabscheuung zu knüpfen. Andere freuen sich offenbar, unter Zuhilfenahme der bewundernden Milton-Tradition, ihn als deren — meiner Meinung nach — etwas romantisierte Lichtgestalt sehen zu können. Von Anfang an war es aber mein ernstes Bestreben die Sache zu einer streng innergerichtlichen zu machen. Ich fing an Masson zu lesen, ohne daran zu denken, daß es bei ihm etwas gäbe, das nicht vor der Kritik stichhaltig sei. Als ich Massons überlegene Bemerkung zur Pamela-Frage sah, fand ich sie ein wenig diktatorisch, aber es lag mir fern, sie anzuzweifeln. Es konnte mir nichts daran liegen, dies oder das zu beweisen, sondern

[1]) Ich möchte hier nochmals betonen, was ich in zu erscheinenden Besprechungen über Mutschmanns Bücher hervorgehoben habe, daß, wiewohl ich den Theorien Lombrosos, Freuds und Adlers auch nach dem Studium derselben ziemlich verständnislos gegenüberstehe, ich ihre ebenbürtige Stellung in der Forschung selbstverständlich finde. Was ich an Mutschmanns Resultaten zu tadeln finde, ist nicht, daß er nicht so wie ich denkt oder andere theoretische Hilfsmittel verwendet als die, welche ich benutze, sondern daß es ihm m. E. an Besonnenheit und Ruhe beim Beurteilen gegebener Tatsachen bisher fehle.

nur neue Tatsachen wollte ich hervorholen und sie sprechen lassen, dem wahren Zusammenhang der Dinge nachgehen, wohin immer ich auch dadurch geführt werden würde. Nach etwas gar Sensationellem wurde nicht gesucht, wie es eben besondere Leute gibt, die so etwas glauben. Die Sensation haftet wohl übrigens nie an der einen oder an der anderen Sache, sondern an der Auffassung urteilsunfähiger Leute. Je unwissender und beschränkter das Volk, um so größer seine Sucht, über dies oder das herzufallen, um daraus etwas Sensationelles zu machen. Gewiß hängt z. B. die größere Skandalfähigkeit — wenn mir dies Wort zu prägen erlaubt ist —, die man dem Engländer oft zuschreibt, mehr mit seiner aus seiner Insularität herrührenden Begrenztheit als mit seiner Urbanität und dergleichen Eigenschaften, die wir an ihm bewundern, zusammen. Es war deshalb unerwartet, daß, als ich meine Untersuchungen über Milton betreffs einiger in bezug auf Auffassung und Verstehen seiner selbst und seiner Werke bedeutungsvollen Tatsachen der Kritik vorlegte, daraus eine Gefühls- oder gar Sensationssache gemacht werden konnte. Daß das demungeachtet hier und da geschehen ist, das muß man einfach bedauern. Hoffentlich wird es aber nicht allzu lange währen, daß etwas Gutes und lebensfähiges Neues hervorgehen wird aus dieser Diskussion, die nicht immer erfreulich gewesen ist, in der aber besonnene Beiträge, wie sie von Brandl, Stern, Hübener, Fischer und andern geliefert worden sind, mir um so erfreulicher erscheinen, auch wo sie mir nicht recht geben.

Lund. S. B. Liljegren.

BESPRECHUNGEN.

SPRACHE.

Ferdinand Sommer, *Vergleichende Syntax der Schulsprachen (Deutsch, Englisch, Französisch, Griechisch, Lateinisch) mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen.* B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1921. VIII + 126 SS. 8°.

Das kleine, aber inhaltreiche — und um es gleich vorweg zu sagen, vortreffliche Buch »verdankt den Plan seiner Entstehung einem mehrjährigen Schulunterricht« (S. III), den der Verf., wie so manche andere Universitätslehrer, während der Kriegszeit erteilt hat. Diese dankenswerte Aushilfe zeitigt hier nachträglich noch eine besonders wertvolle Frucht. »Wenn die vergleichende Sprachwissenschaft — und mit Recht — wünscht, daß ihre Ergebnisse für den Schulunterricht nutzbar gemacht werden, so muß sie selbst die Gelegenheit dazu schaffen, indem sie den Lehrer mit Hilfsmitteln versieht, die ihm ohne großes Bücherwälzen Vergleiche ermöglichen. Aus dem Gefühl einer Verpflichtung heraus — dem Lehrerstand gegenüber —« (ebd.) hat der Verf. diese Aufgabe unternommen, und er hat sie in sehr anerkennenswerter Weise gelöst. Sein »Hauptbestreben war, auf möglichst knappem Raum das Wesentlichste zu geben, . . . soweit es für die Schulgrammatik von Belang ist« (ebd.). Das ist ihm fraglos vollkommen gelungen. Die Auswahl des Stoffes, wie seine Darstellung zeugen von großem didaktischem Geschick, das ganz zu entfalten und nutzbringend zu verwerten freilich auch nur dem glücken kann, der so aus dem Vollen schöpft wie der Verf. und wie er den neusten Stand der Forschung mit sicherem kritischem Blick auch auf den Gebieten überschaut, die seinem eigenen Arbeitsfeld ferner liegen. Bei aller gedrängten Kürze ist der Ausdruck klar und bezeichnend und bleibt nur ganz ausnahmsweise dunkel[1]). So muß jeder

[1]) Z. B. S. 113, Z. 11 v. u.: »Eine derartige Regelung ist zwar leicht, aber nicht selbstverständlich.« Das scheint mir schwer, weil mißverständlich. — Vgl. auch unten zu S. 6 am Schluß; zu S. 19 am Schluß.

Lehrer, der seinen syntaktischen Unterricht über ödes Pauken unverstandener, bisweilen auch unverständlicher Regeln hinausheben möchte, dem Verf. für seine schöne Gabe dankbar sein.

So ganz leicht ist freilich das Buch nicht zu lesen. Nicht sowohl der reichen Fülle des gebotenen Stoffes wegen, der ja zum größten Teil nur mehr andeutungsweise als erschöpfend behandelt werden konnte, als vor allem wegen der Schwierigkeiten, die dem Gegenstand selbst eigentümlich sind; denn die (zum Teil noch ungelösten oder doch nur unvollständig gelösten) Probleme der Bedeutungslehre und der Syntax, zumal der vergleichenden, gehören wohl zu den schwierigsten und dornenvollsten Aufgaben der Sprachforschung. Darum ist es auch recht gut so, daß das Buch nicht allzu leicht zu lesen ist: es soll auch nicht bloß durchgelesen oder gar nur gelegentlich eines Einzelpunktes zur Auskunft nachgeschlagen werden; wenn es den rechten Nutzen stiften soll, will es studiert werden. Nicht Einzelbelehrung soll der Lehrer darin suchen, ein paar Tatsachen, die er womöglich in fertiger Form, so wie sie dastehen, in der Klasse vortragen kann; er soll sich vielmehr von seinem Geist ganz durchtränken lassen, er soll aus ihm lernen, in welchem Sinn die Bedeutungen der Wortarten und Wortformen und die syntaktischen Gebilde aufzufassen und ihre Veränderungen zu begreifen sind, mit einem Wort: was eigentlich wissenschaftliche Behandlung dieser Gebiete der Grammatik ist. Dazu kann und soll ihm dies Buch der rechte Wegweiser und Lehrmeister werden. Aber auch so benutzt — wird seine segensreiche Einwirkung auf den Schulbetrieb der Syntax wohl so groß und so schleunig sein, wie es zu wünschen wäre, und wie es der Verf. vielleicht erwartet? Ich fürchte, man darf sich darauf keine allzu großen Hoffnungen machen. Über die Grenzen, ja bisweilen über die Möglichkeit der wissenschaftlichen Vertiefung des Sprachunterrichts hat mich — bei der Überfüllung der Klassen in so vielen unserer höheren Schulen, bei ihrer Belastung mit einer übergroßen Zahl unreif Versetzter, bei dem Mißverhältnis der Stundenzahl zu den Zielen, bei der Überbürdung (nicht der Schüler, o nein! sondern) der Lehrer — die Erfahrung recht skeptisch zu denken gelehrt. Aber nun ein Vertreter der Wissenschaft getan hat, was dieser oblag, ist es jetzt an der Schule und ihren Leitern, dafür Vorsorge zu treffen, daß seine verdienstvolle Arbeit auch die rechten Früchte tragen könne, und an ihren Lehrern, diese Früchte nun auch wirklich zur Reife zu bringen.

Wenn den Verf. »bei der Abfassung« seines Buches »auch wissenschaftliche Aspirationen nicht geleitet haben« (ebd.), dürfte es doch auch für die Wissenschaft oder doch ihren akademischen Lehrbetrieb von Wert sein; ich möchte wenigstens glauben, daß es für Seminarübungen eine sehr brauchbare Grundlage bilden könnte. Jedenfalls wird es auch über seinen nächsten Zweck hinaus als ein willkommenes Hilfsmittel zu schnellem und sicherem Überblick über den heutigen Stand der vergleichenden Syntaxforschung dienen und auch außerhalb des Kreises, für den es zunächst bestimmt ist, viele dankbare Benutzer finden.

Das dem Buche zugrunde gelegte grammatische System und die davon bedingte Gliederung des Stoffes stehen leider nicht auf der Höhe seines Inhalts: wir erhalten wieder Mischsyntax in nur wenig verbesserter Gestalt; das altbeliebte Durcheinander von etwas Satzlehre (§§ 1—3: Satz und Satzlehre, Subjekt und Prädikat, Kongruenz; §§ 95—99: Haupt- und Nebensatz; §§ 100. 101: Wortstellung) und beträchtlich mehr Bedeutungslehre der Wortarten und Wortformen (§§ 4. 5: Arten der Nom.; §§ 6—50: Formen der Nom.; §§ 51—57: »Anhang« (!) Präposition; Besonderheiten des Adj., Personalpron., Artikel; §§ 58—94: Verbum; Genus, Tempus, Modus, Infin., Partiz. und Verbaladj.) — in diese Wortbedeutungslehre vielerorts, bald hier, bald da, Bruchstücke oder Ansätze zu einer wirklichen Syntax (I. Wortgruppenlehre) verflochten oder zwischeneingeschoben. Dem Verf. daraus einen Vorwurf zu machen, wäre wohl unbillig, da er sich dabei in der Hauptsache vermutlich von praktischen Erwägungen hat leiten lassen: er hat sich offenbar an die Gepflogenheiten fast aller unserer Schulgrammatiken anschließen wollen (wie er das ausdrücklich für die von ihm geübte Zurückhaltung hinsichtlich einer »Darstellung nach psychologischen Gesichtspunkten« erklärt: er habe sich »nach reiflicher Überlegung für möglichste Anlehnung an die Tradition entschlossen« (S. IV). Ob freilich so weitgehende Anpassung an eine überlebte Tradition in diesem Falle nötig, ja ob sie überhaupt letzten Endes wirklich praktisch, d. h. den höheren Zwecken des Buches dienlich war; ob Lehrern, die der Bewältigung und Verarbeitung dieses Stoffes gewachsen sind, nicht auch zugetraut werden durfte, daß sie sich in eine zunächst zwar ungewohnte, dafür aber klarere, dem Inhalt gemäßere und wissenschaftlich einwandfreie Gliederung dieses Stoffes leicht hätten hineinfinden können, das bleibe hier unerörtert. Ich meinesteils halte im all-

gemeinen nicht gar zu viel von den beliebten »praktischen« Rücksichten; dienen sie doch nicht selten nur zur Verschleierung eines unentschiedenen Schwankens im Sachlichen und Prinzipiellen. Aber von den besonderen Zwecken dieses Buches abgesehen — auf eins muß ich noch hinweisen. Der Verf. behandelt nach traditionellem Mißbrauch die Hauptmasse seiner 'Syntax' als Bedeutungslehre der Wortarten und Wortformen, nicht ohne sich gelegentlich über die landläufige Auffassung zu erheben. Aber wo er das tut, da macht er neuere Gesichtspunkte geltend, die wieder in das beibehaltene System nicht hineinpassen, weil sie nicht der Wort(bedeutungs)lehre, sondern wirklicher Syntax angehören. So weist er erfreulicherweise wiederholt darauf hin (z. B. S. 22. 25. 27. 30), daß für die Gebrauchsweisen der Kasus wie für die Aufstellung der verschiedenen Bedeutungskategorien der Formen überhaupt vielfach weniger die Bedeutung dieser Formen selber als vielmehr die Eigenbedeutung des Wortes wesentlich ist, von dem sie »regiert« werden, d. h. also des Wortgruppenkerns. Da er aber keine Wortgruppenlehre gibt noch geben will, kommt diese richtige und wichtige Erkenntnis nicht zur rechten Auswirkung, kann sie nicht so fruchtbar werden, wie sie könnte und sollte. So gibt dies Buch einen willkommenen Beweis und bezeichnende Beispiele dafür, daß es bei den Bemühungen um die Klärung des Begriffs Syntax und um die Verbesserung des grammatischen Systems um mehr geht als bloße Nebendinge und Äußerlichkeiten, daß Mängel im System der Forschung selber hinderlich werden und die richtige Beurteilung der sprachlichen Tatsachen und ihrer Zusammenhänge erschweren und vereiteln können. Verf. teilt z. B. den adnominalen Genetiv (S. 18) ein in 1. den gen. possessivus, 2. den gen. qualitatis, 3. den gen. rei a) gen. explicativus, b) gen. materiae α) gen. quantitatis, β) gen. partitivus, und bemerkt dann: »Wenn die Grammatik noch einen gen. subjectivus und objectivus aufstellt, so handelt es sich hier nicht um Gruppen, die selbständig neben den genannten stünden, sondern nur (!) um eine andere Betrachtungsweise des gleichen Materials.« Sehr richtig! Aber das '*nur*' und die beiläufige Erwähnung dieser letzten Kategorien zeigt, daß er sie für nebensächlich, für entbehrlich hält. Indem er fortfährt: »Gehört der Gen. zu einem Substantiv, das den Begriff eines verbalen Vorgangs enthält, so steht der Gen., vom Standpunkt des betreffenden Verbalvorgangs aus gesehen,

häufig im Verhältnis von dessen Subjekt oder Objekt. Es ist also nur (!) die Bedeutung des übergeordneten Substantivs, die diese Kategorien schafft,« verkennt er, daß erst damit das Gebiet der eigentlichen Syntax betreten wird. Der Gesichtspunkt seiner Einteilung ist der einer Wort(bedeutungs)lehre; den hält er für ausreichend, ja für den allein richtigen und wesentlichen; die »andere Betrachtungsweise« scheint ihm daneben überflüssig: das ist aber gerade die eigentlich syntaktische! Sie faßt das syntaktische Gebilde, die Wortgruppe selber ins Auge und lehrt erkennen, wie die Form und die Bedeutung ihres Untergliedes von der Eigenbedeutung ihres Kerns bedingt ist, und welches Beziehungsverhältnis zwischen Kern und Unterglied statthat. Die Lehre von der Bedeutung der Wortformen, die als Ganzes zur Wortlehre gehört, ist wichtig und unentbehrlich, Teile von ihr auch für die Syntax; denn sie lehrt die Bedeutung der Form der Unterglieder; die Syntax aber beginnt erst mit der Lehre von den Wortgruppen, deren Form von der Wortart des Kerns (nicht seiner Form!) und der Wortart und der Form des oder der Unterglieder bestimmt wird, und deren Bedeutung gleichermaßen auf der Eigenbedeutung des Kerns und der des Untergliedes und ihrer Beziehung zueinander beruht. Das alles bleibt bei der traditionellen Behandlung im Dunkel, das von der endlich durchdringenden Erkenntnis von der Wichtigkeit der Eigenbedeutung des Gruppenkerns zwar gelegentlich einmal etwas erhellt wird, aber nur notdürftig und völlig unzureichend, weil der falsche, d. h. nichtsyntaktische Gesichtspunkt das für die Syntax Wichtigste sofort wieder in den Hintergrund schiebt. »Rein nominal (!) gedacht« (ebd.) läßt sich *Wille des Königs* zwar wohl auch als possessivus ansehen wie *Arm des Königs*, insofern zum Bereich des Königs sein Wille so gut gehört wie sein Arm. Überflüssig wären aber die Kategorien des subjektiven und objektiven Genetivs darum nur für die Wortlehre, nicht für die Syntax. Für diese nur, wenn sie sich mit den Kategorien des possessiven und des gen. rei wirklich deckten. Das ist aber nicht der Fall und kann nicht der Fall sein, da sie eben zwei verschiedenen Betrachtungsweisen entstammen. Der *Arm des Königs* ist kein subjectivus; der possessivus schließt den subjectivus ein, aber dieser nicht jenen. Und der Versuch des Verf.s, den objectivus als einen gen. rei zu fassen, scheint mir überhaupt mißglückt, oder seine Einteilung dieses letzteren ist unvollständig.

Der *Mörder*, die *Ermordung des Königs* kann weder als gen. explicativus, noch quantitatis, noch partitivus angesehen werden. Ist aber diese Einteilung nicht vollständig, gibt es noch einen gen. rei, der zugleich als objectivus gefaßt werden könnte, so gälte doch hier dasselbe wie bei der Zusammenstellung des possessivus und subjectivus.

Mit Beschränkung auf die neueren Sprachen seien noch einige Bemerkungen zu einzelnen Stellen angefügt.

S. VII. Auch in der gedrängtesten Literaturübersicht durfte doch Ludwig Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart[4], Leipzig 1918, nicht fehlen. Auch Blatz und besonders Curme hätten genannt werden dürfen.

S. 2 unten. Die kurze Erwähnung der pluralischen Konstruktion der Kollektiva im Engl. wird dem gerade hier am reichsten entfalteten Gebrauch nicht gerecht. — Die Fassung der Bemerkung über *eine Menge Menschen kamen* läßt die irrige Deutung zu, daß die Schriftsprache anders konstruierte. Schlimmer ist, daß die an sich richtige Erklärung der Fügung dadurch schief wird, daß (infolge der üblichen Stoffgliederung!) als Teil der Satzlehre auftritt, was reine Wortgruppenlehre ist: eine constructio ad sensum liegt überhaupt nicht vor; die Kongruenz des Prädikatsverbs ist normal und erst die Folge (und zwar eine notwendige) der Gliederumwertung innerhalb der Wortgruppe, für die es ganz gleichgültig ist, ob die Gesamtgruppe zufällig als Subjekt oder als irgendein anderes Satzglied auftritt, und durch die ihr ursprünglicher Kern *Menge* zum Unterglied geworden ist (das ich nicht mit dem Verf. Apposition, sondern substantivisches Attribut nennen würde).

S. 4 Mitte. Die »wörtliche« Übersetzung von *the story was a very curious one* wäre doch ... *war 'ne sehr werkwürdige eine*, was freilich kein Deutsch ist; aber bei der vom Verf. als wörtlich bezeichneten Übersetzung wird der Unterschied zwischen der deutschen und der englischen Form, auf den es gerade ankommt, verwischt. — *une robe rose* und die anderen substantivischen Farbenattribute gehen doch wohl durch Ersparung unmittelbar auf *couleur (de) rose* zurück, das daneben noch vorkommt.

S. 4/5. Durch die Schreibung verführt, hat man nicht selten in dem Typus *gold ring* das Kompositum verkannt und *gold* schlankweg für ein Adjektiv erklärt. Der Verf. beurteilt die eigen-

artige Fügung vorsichtiger und richtiger; aber auch seine (wohl auf Sweet und Jespersen beruhende) Darstellung scheint mir noch nicht vorsichtig genug. Er bezeichnet den Typus »als Auflösung ursprünglicher Komposita«; die Auflösung gilt ihm also als vollzogen, an die Stelle des Kompositums die Wortgruppe getreten. So weit möchte ich nicht gehen. Der Betonungsunterschied zwischen Kompositum und Wortgruppe, wie er sich durch die Aufgabe des alten Gruppentons auf dem ersten Glied der Wortgruppen im Deutschen und Englischen herausgebildet hat, scheint zwar durch das Umsichgreifen des level stress im neueren Englisch großenteils verwischt zu sein. Wenigstens ist das wohl die herrschende Ansicht, zumal der außerdeutschen Gelehrten. Ich habe mich noch nicht zu dem Glauben durchringen können, daß zwischen *an Eton boy* und *a big boy* gar kein Betonungsunterschied bestehen sollte, daß *the poor rates* und *the poor women, a sick room* und *a sick girl, a Gladstone bag* und *a leathern bag, a gold ring* und *a precious ring, the down train* und *the above remarks* völlig gleichartig gesprochen würden. Sollten die Engländer wirklich *a mad doctor* (Irrenarzt) von *a mad doctor* mündlich so wenig wie in der Schrift auseinanderhalten können? Ich möchte bis auf weiteres doch eher daran festhalten, daß solche Verbindungen irgendwie durch musikalische Mittel unterschieden werden, sei es, daß im Kompositum dem ersten Glied doch noch ein gewisses Übergewicht gegeben wird[1]) gegenüber völligem Ebenmaß der Tonstärke in der Wortgruppe, sei es, daß bei vollkommenem even stress im Kompositum die Wortgruppe eher Endbetonung erhält, sei es schließlich, daß bei derselben Tonstärkenverteilung ein Unterschied in der Tonhöhenbewegung gemacht wird. Wie die musikalische Form hier im einzelnen gestaltet ist, kann ich als Nichtengländer zu sagen nicht unternehmen; ist es ja ohnedies ein mißlich Ding, in Fragen der Aussprache an den Angaben der einheimischen Grammatiker Zweifel zu äußern; aber ich wage es doch auszusprechen, daß mir manche Aufstellungen über den level stress (besonders über seine Alleingeltung da, wo er überhaupt auftritt) etwas übertrieben vorkommen und den Eindruck zu weitgehender Verallgemeinerung richtiger Einzelbeobachtungen machen. (Vgl. übrigens Jespersen, der ausdrücklich sagt, daß hierin die

---

[1]) Das nehmen in sehr bestimmter Weise z. B. Krüger, Wendt und Deutschbein an.

"*individual pronunciations vary not a little*", und daß "*level stress really means unstable equilibrium*" A Modern Engl. Gram. I, 155. Der letztere Ausdruck scheint mir den Nagel auf den Kopf zu treffen; vgl. unten.) Jedenfalls dürften noch viel genauere Feststellungen, besonders auf experimentellem Wege, erforderlich sein; auch was Jones u. a. darin bieten, reicht zur Entscheidung der Frage noch nicht aus. Die eigenartige Erscheinung scheint mir überhaupt noch nicht genügend aufgeklärt zu sein. Der Umstand, daß es gerade der Typus *gold ring* und seine Verwandten, d. h. die getrennt geschriebenen Komposita, sind, in denen die gleichschwebende Betonung besonders um sich gegriffen hat, könnte auf die Vermutung führen, daß die auch in diesem Punkt willkürliche Schlechtschreibung des Englischen mit dem Aufkommen jener Betonungsweise in ursächlichem Zusammenhang stehe, daß im level stress der getrennt geschriebenen Komposita eine Art von spelling pronunciation vorliege, was noch näher zu untersuchen wäre. Da aber anderseits auch manche Komposita, bei denen Zusammenschreibung üblich ist, in gleicher Weise betont werden, könnte doch der Einfluß der Schreibung bei jenen nur als ein Moment in Anschlag gebracht werden, das fördernd mitgewirkt hat, falls nicht etwa der Nachweis gelingt, daß die getrennt geschriebenen von der neuen Betonung zuerst ergriffen worden sind. Wahrscheinlich dünkt mich aber, daß wir im Aufkommen des level stress überhaupt einen Einzelakt in der großen Bewegung der Tonumwälzung zu sehen haben, die in den Wortgruppen des Deutschen schon lange beendet ist, die Komposita aber erst zu ergreifen begonnen hat (z. B. *Bürgermeister* u. ä., besonders Ortsnamen: *Lichterfélde*, *Bayréuth*, *Heilbrónn* usw.). Auch im Englischen treten Fälle der Zweitbetonung von Zusammensetzungen und, wie mir scheint, in zunehmendem Maße auf (z. B.: *vicé-ádmiral* u. dergl., *archbíshopric* u. ä., *Whitsúnday*, *shortcómings*, *Carlýle*, *Southámpton*, *Newfoúndland* (auch *Newfoundlánd*), *Spitheád*, *Blackheáth* usw.), und in den Wortgruppen dürfte die stärkere Betonung des zweiten Gliedes doch wohl schon ziemlich gleich häufig wie der level stress vorkommen. So möchte ich in diesem einen Wegbereiter, ein Zwischen- und Übergangsstadium von der Anfangs- zur Endbetonung sehen. Da er aber Komposita mit adjektivischem wie mit substantivischem erstem Glied, zusammen wie getrennt geschriebene gleichermaßen trifft (*eásy chaír*, *high treáson*, *Hígh Chúrch*, *públic hoúse*, *ópen-mínded*, *árm-chaír*, *plúm-*

púdding), kann er nicht den Ausschlag geben, weder für die Frage Kompositum oder Wortgruppe? noch für die, ob das erste Glied als Substantivum oder als Adjektivum empfunden wird. Aber als Vorstufe zur Endbetonung, d. h. der vermutlich wie im Deutschen durchdringenden Gruppenbetonung, oder — wenn es zu kühn ist, solche Vermutungen zu hegen — als die tatsächlich jetzt in der Gruppe stärker als im Kompositum verbreitete Betonung kann der level stress wohl eine Triebkraft sein, die in dem Typus *gold ring* den Übergang vom Kompositum zur Wortgruppe anbahnt, die Auflösung des Kompositums vorbereitet. Dieser Prozeß scheint mir aber doch erst im Gange zu sein, vom Umsichgreifen des level stress vielleicht eingeleitet und (zusammen mit diesem) besonders von der Getrenntschreibung kräftig gefördert, aber nicht abgeschlossen zu sein.

Wie mit der Auflösung der Zusammensetzung steht es meiner Meinung nach auch mit der funktionellen Geltung ihres ersten Gliedes. Die beiden Fragen sind auseinanderzuhalten, wenn sie auch in einem gewissen Zusammenhang stehen: Läßt sich auf anderem Wege die adjektivische Natur des ersten Kompositionsteils erschließen, so beweist das nicht, daß die Auflösung der Zusammensetzung erfolgt sei; denn auch im Kompositum könnte ja das erste Glied ein Adjektiv sein; umgekehrt würde allerdings eine fortschreitende Lockerung der Zusammensetzung die Auffassung des ersten Gliedes als Adjektiv befördern müssen, weil es sonst Wortgruppen aus zwei Substantiven, deren erstes ein Stoff- oder Qualitätsattribut wäre, nicht gibt. Daß, wie der Verf. (mit Jespersen) meint, die adjektivische Funktion des ersten Gliedes bewiesen würde durch eine gelegentlich vorkommende kopulative Verbindung solcher Komposita mit Adjektiven, die jenem parallel stehen wie in *you secret, black and midnight hags* (einige andere Beispiele bei Jespersen, Growth and Structure, p. 207/8), ist nicht richtig. Solche Verbindungen sind im Deutschen häufiger anzutreffen, ohne daß die Rede davon sein könnte, daß die ersten Kompositionsglieder als Adjektiva aufgefaßt würden. (Vgl.: *offene und Faſsweine; Mosel- und andere Weine; politische und Handelsagenturen* [Lamprecht]; *die . . . höfischen und Rangunterschiede* [Steinhausen]; *der neuen poetischen und Aufklärungsliteratur* [Meinecke]; der Verf. selber S. 93: *finale und Objektskonstruktion.* Gerade weil das nicht der Fall ist, werden solche Fügungen als Härten empfunden und von den Sprach- und Stillehren ge-

tadelt. Beweiskräftiger scheint wohl der [vom Verf. nicht erwähnte] Hinzutritt des stützenden *one* [vgl. Jespersen a. a. O.]; aber in Wirklichkeit beweist er für die adjektivische Natur des vorangehenden Wortes auch nichts, wie das auch Jespersen inzwischen erkannt hat [A Mod. Engl. Gr. II, 10, 67; 10, 85; 86].) Die einzigen bisher gefundenen sicheren Kriterien für vollständige Adjektivierung von Substantiven sind das Auftreten von Komparationsformen — die aber kommen gerade für Stoffworte und Eigennamen, also für die ersten Glieder des fraglichen Typus, ihrer Eigenbedeutung wegen nicht in Frage —, ihre prädikative Verwendung — eine solche gibt es für die Stoffworte nicht[1]), geschweige denn für die Eigennamen — und ihre nähere Bestimmung durch Adverbia der Art und Weise. Für die letztere gibt Jespersen (a. a. O.) ein paar Beispiele. Jedenfalls aber treten diese Fügungen bisher doch viel zu vereinzelt auf, als daß sie mehr beweisen könnten, als daß hier in einzelnen Fällen der Übergang aus der Kategorie der Substantiva in die der Adjektiva vollzogen ist, die Gesamtentwicklung in dieser Richtung also wohl begonnen hat. Übrigens spricht auch Jespersen nur von einem im Verlauf befindlichen Prozeß ("*thus nouns are assuming more and more the properties of the adj.*") und stellt ihnen andere Nomina gegenüber, die "*completely have become adj.*" und diese sind, was zu betonen ist, völlig anderer Art.

S. 5, Z. 12 v. oben. Das franz. Beispiel für einen von einem ursprünglichen Substantiv gebildeten Komparativ wäre zu streichen: *plus tyrans* ist keine Komparationsform, sondern ein syntaktischer Ersatz dafür, was für diese Frage keineswegs auf dasselbe hinauskommt; es heißt auch nichts anderes als: *in höherem Grade (Maße) Tyrannen.*

S. 5, unten. Beachte den Unterschied: *er wurde als geheilt entlassen* = *weil man ihn für geheilt hielt* (oder *ausgab*); ohne *als* = *er war geheilt.*

S. 6, oben, taucht leider wieder die »mangelnde Kasuskongruenz« der deutschen Apposition auf, die sich zur unsterblichen Seeschlange auszuwachsen droht. Geboren ist dies Fabelwesen aus der Modeneigung der übergroßen Duldsamkeit gegen allerlei Sprachunkraut. Im berechtigten Ärger über verständnislose

---

[1]) Vgl. Krüger[2] § 336. In *this watch is (pure) gold* ist *gold* offenbar volles Substantiv.

und engherzige Sprachschulmeisterei ist man ins andere Extrem gefallen, unterschätzt die Berechtigung der Beweggründe und Ziele der pedantischen Eiferer und sieht eine Gewähr für eine wissenschaftlichere Auffassung in der Preisgabe aller Maßstäbe der Sprachrichtigkeit, was zu einem Aufgeben dieses Begriffs selber führen muß, der doch auch für die wissenschaftliche Grammatik unentbehrlich ist. Daß sich Nichtkongruenz der Apposition »zum Teil auch in der besten klassischen Literatursprache« zeige, dürfte schwerlich beweisbar sein und ist jedenfalls bisher nicht bewiesen. Die zwei Paradestellen aus Goethe, deren eine der Verf. (nach Wunderlich, auf den die ganze Auffassung wohl zurückgeht) anführt, beweisen, wenn überhaupt etwas, höchstens das Gegenteil. (Vgl. meine Anzeige Z. f. d. A. [1903], 47, S. 15.) Und wenn in dem gesamten neueren deutschen Schrifttum mit seinen ungezählten Millionen kongruierender Appositionen nicht mehr als ein paar ganz vereinzelte Ausnahmen aufzutreiben sind, so ist damit vielmehr eine so strenge Durchführung der Kongruenz bewiesen, wie sie für wenige Spracherscheinungen gilt. Was außerhalb der eigentlichen Schriftsprache steht — und die allermeisten bisher beigebrachten Belege gehören bezeichnenderweise den freieren Stilformen der Umgangssprache, des Briefs, der Rede an — ist je nach den Umständen anders zu bewerten als Nachlässigkeit, Entgleisung, Anakoluth oder geradezu als Verstoß gegen die Sprachrichtigkeit (Zeitungen!). Weit davon entfernt, entbehrlich zu sein, gehört die Kongruenz vielmehr zu den unbedingt notwendigen Merkmalen der Apposition; ihr Fehlen ist ein sicheres Zeichen, daß entweder ein Sprachfehler oder aber überhaupt keine Apposition vorliegt. Neben dieser stehen äußerlich ähnliche Fügungen, die funktionell mit ihr zwar verwandt aber doch formal wie begrifflich von ihr zu unterscheiden sind, und bei den in der Syntax ja fast überall fließenden Grenzen gibt es auch einzelne Übergänge und Zwittergebilde. Aber die richtige Erfassung der Eigenart und der Verschiedenheit der Gefüge wird nicht gefördert, sondern vereitelt durch eine Methode, die die wesentlichen Merkmale der einzelnen Typen verkennt und damit ihre Unterschiede verwischt. Dafür bietet gleich die Fügung: *Am Mittwoch, den 1ten Mai,* ein gutes Beispiel. Der Verf. sagt (ebd.), sie sei »analogisch nach dem einfachen: *den ersten Mai*« gebildet. Der Ausdruck ist nicht ganz klar, meint aber vielleicht — ungefähr — das Richtige. Aus dem Zusammenhang geht aber doch hervor,

daß auch der Verf. in dieser von Wustmann u. a. scharf befehdeten Fügung eine Apposition sieht. Die Verbindung ist aber durchaus sprachrichtig (und nur so ist sie richtig!); nur enthält sie keine Apposition, sondern zwei ursprünglich selbständige Zeitangaben[1]), deren zweite, in der Art eines Nachtrags, zur genaueren Bestimmung an die erste angetreten, 'angereiht' ist, wodurch eine (unechte) 'Anreihgruppe' entsteht, d. h. eine der drei Arten von 'lockeren Wortgruppen', während die Apposition (die ich — zusammen mit ihrem Kern — 'Anfügegruppe' nenne) der Hauptvertreter der 'halbengen Wortgruppen' ist. Zum Wesen der letzteren gehört die Kasuskongruenz; den lockeren Gruppen ist sie entbehrlich; diese bedürfen nur der Kongruenz der syntaktischen Funktion (hier: adverbiale Zeitbestimmung).

S. 6, Z. 10 v. unten. Das selbstgemachte Beispiel: *Bring Wasser für die Blume und gieß es auf sie* widerspricht den deutschen Betonungsgesetzen; etwa: ... *und begieße sie, es darf aber nicht zu kalt sein.*

S. 9 Z. 7 u. 8 v. oben. So seltene Worte wie franz. *brouailles*, *cisailles* gehören als Beispiele schwerlich in ein Buch mit dem Zweck des vorliegenden.

S. 14, Z. 12 v. oben. Ist *einen Preis erringen* ein gutes Beispiel für effiziertes Objekt?

Zwischen der niederen Volkssprache und der gebildeten Umgangssprache sollte doch bisweilen strenger geschieden werden. Was S. 17 vom Aussterben des Genetivs im Deutschen gesagt wird, gilt nur von der ersteren, während sich die letztere, die doch auch »gesprochene Sprache« ist, der Schriftsprache noch ganz nahe hält.

S. 19 unten. Der Mangel einer Wortgruppenlehre führt auch den

---

[1]) Schon zum Teil erkannt von Matthias und Sütterlin, die aber die richtige Folgerung daraus zu ziehen versäumt haben. — Daß nicht doch ursprünglich eine Apposition zugrunde liegt, nur mit »gelockerter Beziehung«, zeigt sich darin, daß dann die Rückverwandlung in die regelrechte Apposition durch Wiedereinführung der Kongruenz möglich sein müßte (auch wenn die Apposition die Kongruenz unter Umständen entbehren könnte, vertrüge sie diese doch immer!). Das ist aber nicht der Fall. Gerade das irrtümlich geforderte *Am Mittwoch, dem 1. Mai* widerstrebt durchaus unverbildetem Sprachgefühl. Das tritt noch deutlicher hervor bei der in dieser Fügung seltener auftretenden Präposition *zu* und bei einem weiteren Zusatz zur Wochentagangabe: ... *Sie zu(m) Mittwoch (abend), den 1. Mai einzuladen.*

Verf. zur mißbräuchlichen Anwendung des Terminus Apposition (halbenges Gefüge) auf Wortgruppen, die einer anderen Hauptgattung, den 'engen Gefügen' (ich nenne sie 'Angliedergruppen'), angehören (vgl. meine Anzeige von R. Blümel, Z. f. d. A. (1913) 54, 133 ff.). Nun vollends *Ein Bissen Brot, ein Glas Milch, ein Paar Schuhe* als Appositionen zu bezeichnen, führt zu völliger Verwirrung. Eine enge Gruppe aus zwei Substantiven wie *König Karl* mag, weil aus der Apposition hervorgegangen und umgebildet, noch eher, wenn auch unrichtig, so doch begreiflicherweise so genannt werden (auch der Verf. tut es, z. B. S. 6); für jene gilt nicht einmal das. Die psychologische Erklärung ist gar zu gekünstelt, um zu überzeugen; der Ausdruck »*begriffliche bzw. stoffliche Identität der beiden Substantiva*« ist dunkel: *ein Glas* ist weder begrifflich noch stofflich mit *Milch* identisch.

S. 25, Z. 9 v. unten: Für *hier ist unseres Bleibens nicht* bedarf es der etwas gekünstelten Erklärung des Genetivs nicht; es ist ein formelhaft erhaltener Rest alten Gebrauchs, bei dem der Genetiv als partitivus vom Substantiv *niht* (= nhd. *nichts*) abhing.

Aus der Erörterung § 36, 3 ist nicht zu erkennen, wie sich die eigentümliche Abgrenzung der Gebrauchsgebiete von präpositionslosem Dativ und Dativersatz durch *to* im Neuengl. begreifen läßt. Eine ganz klare Darstellung, die den eigentlichen Kernpunkt scharf herausarbeitet, erinnere ich mich überhaupt nicht, irgendwo gefunden zu haben. Am besten jetzt wohl bei Deutschbein, der auch den guten Ausdruck 'Stellungsdativ' gebraucht. Daß dieser Dativ einerseits auf eine gewisse Art von Verben, anderseits auf eine bestimmte Stellung der Objekte beschränkt ist, erklärt sich so: Bei zwei Objekten ist VDA, wie im Deutschen so im Engl., die Normalstellung. Daß dies die altererbte germanische Wortstellung ist, harrt, soviel ich weiß, noch des Nachweises, der aber, wie ich überzeugt bin, zu führen sein wird (vgl. Sweet, New Engl. Gram. II N. 1823). Ein alter Stamm häufig gebrauchter transitiver Verba germanischer Herkunft hat sich zusammen mit dieser Stellung den präpositionslosen Dativ erhalten, weil aus der Stellung allein schon hervorging, welches der beiden folgenden Objekte zum Verb im Dativverhältnis stand. Der endungslos gewordene Dativ genügte nur da nicht, wo ihm kein Akkusativ folgte (ausnahmsweise Umstellung der Objekte; Voranschiebung des Akkusativs vor das Verb; intransitive Verba). Bei den seltener gebrauchten Verben romanischen Ursprungs aber konnte sich die alte germanische Stellungsgewohn-

heit zum Teil nicht mehr einbürgern; sie beeinflußten damit zum Teil auch die weniger häufigen einheimischen Verba.

S. 30, Z. 1 von oben soll es wohl statt »*attributiven*« heißen: »*appositionell gebrauchten Substantiven*«.

S. 37, Z. 5 von unten: Daß »die Nachstellung der alten Präpositionen ... im Germanischen aufgegeben« sei, ist ein Irrtum; vgl. J. Grimm, Gram. IV², S. 925. Im Ags. ist sie noch ziemlich häufig. Im Beowulf z. B. findet sie sich außer in der einen von Grimm a. a. O. beigebrachten Stelle V. 41, wenn ich nichts übersehen habe, noch in weiteren 14 sicheren Fällen: V. 19. 110. 313. 689. 889. 909. 1625. 1654. 1715. 2337. 2796. 2866. 3001. 3047 (ferner V. 1935, wo die Lesart fraglich ist und V. 671. 681. 2597 und alle Fälle von *togeanes*, wo die Auffassung als Adverb teils möglich, teils wahrscheinlicher ist). Vgl. zum Ags., As., Ahd. die ausführliche Arbeit von Fritz Wrede, Über die nachgestellten Präpositionen im Ags. (Palaestra 70), und meine Anzeige Litbl. 1916, Sp. 116—118. Zur Weiterentwicklung bis heute, über die die Grammatiken ziemlich ausgiebig berichten, ist anzumerken, daß manche der Eigentümlichkeiten des englischen Präpositionsgebrauchs mit der gerade im Englischen von altersher ziemlich verbreiteten Nachstellung ursächlich zusammenhängen.

S. 40, § 56. Gegenüber der gewöhnlichen, stark übertreibenden Darstellung, als ob in alter Zeit im Germanischen die Setzung des Subjektspronomens noch in großem Umfang unterbliebe, schränkt der Verf. diese Behauptung ungefähr auf ihr richtiges Maß ein (vgl. Z. f. d. A. 47, S. 12/13). Nur durfte er *Bin weder Fräulein, weder schön* nicht als »literarisch« bezeichnen. Bewußte und gewollte Anwendung volkstümlicher Sprechweise (zumal in direkter Rede!) in Schriftwerken erreicht ihren Zweck gerade durch ihre Abweichung vom wirklich Literarischen.

S. 41, Z. 15 v unten: Nicht »noch jetzt können wir sagen«, sondern: ... sagen wir nur: *mir träumte, mich friert, friert dich?* ohne *es*.

S. 60, Mitte: Daß »das 'praesens pro futuro' jetzt im Französischen nicht mehr vorhanden« sei, ist nicht richtig. Es ist freilich viel seltener als im Deutschen, gehört überwiegend der Umgangssprache an (doch ist es auch der dichterisch gehobenen Sprache nicht völlig fremd) und wird meist nur mit Bezug auf die zunächst liegende Zukunft gebraucht, besonders wenn diese noch durch eine adverbiale Bestimmung näher bezeichnet ist.

S. 63, Z. 6 von oben Druckfehler: Lies *nu* (statt *un*). — Z. 16 v. unten. Statt *shall I go?* sollte es heißen: *shall he go?*

S. 71, unten. Zur Verwendung des einfachen Präteritums in der Bedeutung des Perfekts und Plusquamperfekts vgl. meine Wortstellung im Beowulf S. 132 f.

S. 74, Z. 5 v. unten. *je me suis pensé* ist kein Französisch; dafür: *imaginé, figuré.*

S. 84, Z. 2 v. unten. In Faust 1404: *Und mein Gefangner wärst denn du?* kann ich nur erstaunte, halbzweifelnde Frage, aber weder eine Mißbilligung noch überhaupt etwas Polemisches erkennen. Die Beispiele dieses Absatzes IV scheinen mir doch recht ungleichartig und etwas zusammengewürfelt. Ob nicht die ganze Kategorie des 'polemischen Konjunktivs' besser gestrichen würde? Sind das nicht alles dieselben Gebrauchsarten wie in I—III, nur in Frageform?

S. 85, Z. 11 v. unten. »*Er hole sie!*« (Schiller, M. St. IV 2) ist nicht konzessiv, sondern jussiv.

S. 87, Z. 15 v. oben. Steht im franz. (irrealen) Bedingungssatz (der Vergangenheit) der Konjunktiv (plusquamperf.), so steht im Folgerungssatz ganz überwiegend dieselbe Form. Danach wäre die ganze Stelle zu berichtigen bzw. genauer zu fassen.

S. 90, Z. 5 v. unten. Der Sinn der Bemerkung würde deutlicher, wenn das Beispiel *vive le roi!* durch *plaise à Dieu!* ergänzt oder ersetzt würde.

Im § 84 habe ich eine Bemerkung vermißt über *nemo erat ... quin arma caperet* (ebenso im Franz. und Engl.) gegenüber dem Deutschen: *der ... ergriffen hätte.*

S. 96, Z. 10 v. unten. Sollte in der Tatianstelle *uzgangen* nicht vielmehr Part. Perf. sein?

S. 108, Z. 19 v. oben. Lies: *crains* (statt *crainds*).

S. 119, Z. 14 v. oben. »Reste der Endstellung sind im Deutschen selten« gilt nur für mhd. und nhd. In der älteren Zeit ist diese Stellung noch in ziemlich beträchtlichem Umfang erhalten. Die Verkennung des Sachverhalts in diesem Punkt scheint auch zu den unausrottbaren Irrtümern zu gehören. Auch der Ausdruck S. 120, Z. 6 v. oben: »Im Altengl. war einst die Inversion [nach Satzspitze] gleichfalls bekannt«, wird den Tatsachen auch nicht annähernd gerecht, ebensowenig die Angabe »Reste jetzt noch in *there is ..., here lies ...*« (ebd.). Im Ae. ist jene Inversion sehr häufig; im Neuengl. ist sie viel verbreiteter, als es nach der ge-

wöhnlichen Darstellung in den Grammatiken den Anschein hat; aber auch was diese zu bringen pflegen, ist doch schon weit mehr als bloße »Reste«! In gewissen Fällen ist sie im Neuengl., noch mehr in der alten Zeit, geradezu Regel. — Der Auffassung (S. 121 am Schluß), die in *at sunset do I leave the house; do I trouble you?* »normale Position« des Subjekts »vor dem Hauptverbum« erkennen will und die ganze Konstruktion mit *to do* als »der Schematisierung der Wortstellung dienstbar gemacht« ansieht, kann ich mich durchaus nicht anschließen. Das »Hauptverbum« ein Infinitiv! Das ist unmethodische Verquickung der inhaltlichen Wertung der Begriffe mit dem allein maßgebenden Gesichtspunkt der Form. Das wäre ja wieder der Standpunkt der 'Realgrammatiker' und 'Rhetoriker', die einst Kern schon mit so eindringlichen Worten bekämpft hat: ». . . rhetorische Übungen vornehmen und Grammatik treiben ist eben zweierlei« (Die deutsche Satzlehre[2] 1888, S. 146). — Im übrigen gehören die Ausführungen zur Wortstellung, so kurz sie sind, zu den gelungensten des Buches, und soweit die germanischen Sprachen in Betracht kommen, kenne ich keine Darstellung, die von den tatsächlichen Verhältnissen (d. h. wie ich sie sehe) ein so richtiges Bild gäbe wie diese.

Freiburg i. Br., Juni 1921. John Ries.

Henry Cecil Wyld, *A History of Modern Colloquial English.* London, o. J. [1920], Fisher Unwin. XVI + 398 SS. Pr. 21 s. net.

Was versteht Wyld unter colloquial English, 'Umgangssprache'? Er unterscheidet von der streng schriftgemäßen Sprache, die er Received Standard English oder Public School English nennt, das in vielen Schattierungen abgestufte freiere Modified Standard English, das teils aus dem Einfluß der Mundarten (regional dialect), teils mehr aus sozialen Strömungen (class dialect) hervorgeht. Den Modified Standard meint er also mit colloquial English, wenn er von 'English as it has been spoken during the last four or five centuries' handelt. Je weiter eine Periode zurückliegt und je schwankender die Orthographie wird, desto schwerer lassen sich natürlich die beiden Arten der Gemeinsprache, Received und Modified Standard, scheiden (wird ja doch schon die Scheidung von Gemeinsprache und Mundarten schwieriger); deutlich wird dagegen der Unterschied besonders seit dem 18. Jahrhundert. Das Cockney-English, das in dem Thema eine wesentliche Rolle spielen sollte, liegt leider — wie überhaupt im all-

gemeinen das 19. Jahrhundert — außerhalb des Bereichs des Buches.

Das eigentliche Gebiet des Verfassers ist, entsprechend früherer wertvoller Einzelforschung, die Lautlehre; in der Formenlehre bleibt er ziemlich im Material stecken, und eigentliche syntaktisch-stilistische Forschung wird nur gestreift, wenn auch Stilproben gegeben werden. Wylds Methode besteht — in Anlehnung an Zachrisson's *History of English Vowels 1400—1700*[1]) — hauptsächlich in der Beobachtung von Abweichungen von der Tradition in Schreibung und Druck ('occasional spellings'), aus denen mancher Lautwandel, wie die Aufhellung des $\breve{\bar{a}}$, sich früher nachweisen läßt als bei den Grammatikern oder Orthoepisten. Ihrem Zeugnis steht Verf. sehr skeptisch gegenüber; am meisten hält er von Wallis, Cooper und Jones. Unter den Quellen spielen begreiflicherweise Briefe und Tagebücher eine besondere Rolle.

Der Untersuchung liegt zugrunde eine Darstellung der südlicheren mittelenglischen Dialekte in ihrer Beziehung zur entstehenden Londoner Gemeinsprache. Verf. schließt sich hier hauptsächlich an Morsbach und seine Schüler an; Wilds Buch über Chaucer und Heusers *Alt-London* scheinen nicht berücksichtigt zu sein. (Eine etwas ausführlichere Bibliographie könnte einer späteren Auflage nicht schaden, ebenso wie ein Wortindex.) Doch tritt auch eigene Kenntnis der Quellen zutage, und empfehlenswert sind hier wie im folgenden gedrängte Skizzen der wichtigsten Eigentümlichkeiten von Sprachdenkmälern. — S. 34. Warum soll *rēde : sēde* 'sagte' in St. Juliane ę haben? — Ob me. *ö* aus *ĕ̄o* zu *ü* fortschritt, ist sehr fraglich. — *Eule und Nachtigall* wird besser in Dorsetshire als in Surrey angesetzt. — S. 51. *shilde* 'schützen' in der Londoner Sprache hat nichts mit ws. *ie* zu tun.

Aus den Quellen des 15. Jahrhunderts, die Kapitel III charakterisiert, seien erwähnt die *Paston Letters, Cely Papers* und die Briefe des Bürgermeisters von Exeter, John Shillingford (1447—50, vgl. Zachrisson), sowie die Chronik des Lord-Mayors von London, Thomas Gregory († 1467)[2]). Caxton als sehr konservativer Orthograph kommt für Wyld weniger in Betracht. Es scheint, daß sich zwei Typen der Londoner Sprache, ein östlicher (genauer ostmittelländischer) und südlicher, unterscheiden lassen, letzterer

[1]) Göteborg 1913.

[2]) Syntaktisch hier interessant *a sacke wolle* = dtsch. 'ein Sack Wolle', S. 94, s. Einenkel, Syntax, PG.3 § 16 *v*.

allmählich zurücktretend. — Warum sollen Formen wie *lond, understond* bei Chaucer und Caxton südwestlich sein (S. 87)? Sie gehen doch auf ae. *lånd, -stånd* zurück.

In der Periode von Heinrich VIII. bis Jakob I. (Kap. IV) gestattet sich die Umgangssprache auch lautlich weit größere Freiheit als spätere Zeit. Elisabeth z. B. schreibt und spricht *attemps* für *attempts, for the nohest, besichen* = *beseeching* (S. 138). Wertvoll ist das Zeugnis der *Art of English Poesie* (1580), die als bestes Englisch 'the usual speech of the court and that of London and the shires lying about London within IX miles' empfiehlt. Soziale Abstufung zeigt gegenüber dem 'English ... clean, polite, perfectly and articulately pronounced', das Thomas Elyot den jungen Vornehmen wünscht, deutlich das Tagebuch des Henry Machyn, Merchant Taylor of London; hier finden wir z. B. falsche anl. *h,* Verwechslung von *v* und *w*, oft *i* > *e* auch in geschlossener Silbe, *o* > *a* (S. 147). Zur Literaturgeschichte muß übrigens bemerkt werden, daß das Zitat: *For though the dayes be nevir so long* usw. nicht aus Skelton, sondern aus Stephen Hawes stammt (S. 91), und daß Surrey nicht Buch II und III, sondern II und IV der Aeneide übersetzte.

Im V. Kapitel (17. und 18. Jahrhundert) behandelt Verf. den Übergang von freier zu strenger, normierter Sprache. Der tiefe Einschnitt, den in Syntax und Stil die Restauration machte, hätte hier deutlicher gezeigt werden sollen; Gosse hat in seiner Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts (Kap. III) Gutes darüber gesagt. Die Aussprache scheint allerdings erst im 18. Jahrhundert — vor allem natürlich durch Johnsons Einfluß — strenger zu werden; man sagt *gown* statt *gownd, strict* statt *strick, vermin* für *varmint, richest* für *riches* (S. 285). Unter den Quellen der Umgangssprache im 17. Jahrhundert seien besonders die Briefe der Familie Verney (*Verney Memoirs*) hervorgehoben. Beachtung verdienen auch Smolletts 'quack teachers of pronunciation' (Rod. Random XIV). Aus den Wochenschriften wären noch die Spektator-Aufsätze *On the English tongue* und *Petition of who and which* nachzutragen.

Kap. VI—VII bieten dann eine systematische Laut- und Formenlehre unter den besprochenen Gesichtspunkten vom Spätmittelenglischen i. a. bis ins 18. Jahrhundert. Zur Lautlehre sei bemerkt: S. 202. Me. *swolwe* beweist nichts für Verdumpfung nach *w*; es beruht auf ae. **swolȝian* (Wild S. 147). Im Me.

wirkte *w* wohl nur in unbetonter Stellung (*wos*). — S. 209. Die auffallenden *i*-Formen für me. *ę̄* im 16. Jahrhundert (*brykyng, spykyng* Machyn) sind vielleicht als Kürze zu erklären (ähnlich Horn, Ne. Gram. § 80 An.). Shakespeares Reim *teach : beseech* (Ven. Ad.) weist wahrscheinlich auf verengtes *tẹ̄chen*, die daraus gezogenen Schlüsse sind somit entbehrlich. — S. 213. Der Wandel von *er* > *ar* begann nicht in Kent, sondern wohl im Norden, so auch Luick, Gram. § 430. *Berkshire* (ae. *Bearruc-*) gehört nicht direkt hierher. — S. 234. *must* geht sicher auf me. *muste* < *mŏste* (unbetont) zurück. — S. 236. Kurzes *done* neben *moon, spoon* kann sich satzphonetisch erklären. — S. 242. Wylds Entwicklung von frz. *ü* (sowie me. *eu, iu*) > *iȳ, jȳ* berührt sich mit Luicks Theorie, Angl. 45, 132. — S. 249. Über den Wechsel von *oi* und *ai* s. Luick, Angl. 14, 294 ff. — S. 254. *sick, silly, rick, riddle* gehören nicht zu *ē* > *ī*. — S. 257 (und 204). Die Schreibung *crooft* im 15. Jahrhundert (Coventry) verdient Beachtung, wenn auch mehr Belege erwünscht wären. — S. 297. In *mout* (16. Jahrhundert) kann nicht von *l*-Schwund die Rede sein (me. *mūten*); *fawkon(er)* und *soudyear* werden französisch sein.

Zur Formenlehre (Kap. IX): S. 334 ff. Beachtung verdienen die Ausführungen über die Verbreitung des *-s* der 3. Pers. Sing., dessen nördlicher Ursprung aber nicht zu leugnen ist. — S. 340. Über das *-s* im Praes. Plur. s. auch Knecht und Stoelke, Angl. Forschungen 33 und 49. — S. 358. *shulde, shoulde* wurzelt schon in ae. angl. *sculde*. Ein me. *mōwen* < ae. *māʒon* gibt es nicht, es handelt sich um *mŏwen* = *muwen* < *muʒon*.

Der Stilforschung kommt am nächsten das letzte Kapitel (*Colloquial Idioms*). Dies enthält Proben von Gesprächen und Briefen (bis auf Jane Austen), auch Material über Gruß-, Beteurungsformeln, Hyperbeln, Komplimente, Preziositäten u. a.

Doch genug der Einzelheiten. Was immer die Grenzen und Mängel des Buches sein mögen, ich zweifle nicht, daß es durch Quellennachweise und Material anregend und fruchtbringend wirken wird. Die Problemstellung — wenn auch noch nicht scharf und klar fixiert — berührt sympathisch: das Bestreben, zwischen Buchstabensprache und unbefangener Sprache des Lebens zu unterscheiden und auch in vergangenen Sprachperioden soziale Schichtung nachzuweisen. Möge dem Werke Fortentwicklung in einer neuen Auflage beschieden sein!

Jena. Richard Jordan.

LITERATUR.

Albert Keiser, *The Influence of Christianity on the Vocabulary of Old English Poetry.* (University of Illinois Studies in Language and Literature vol. V, Nos. 1. 2. Urbana 1919. 150 SS.

Diese Arbeit setzt gewissermaßen da ein, wo Mac Gillivray (*The Influence of Christianity on the Vocabulary of Old English,* Part I, 1st Half [Morsbachs Stud. z. engl. Phil. 8], 1902), von der Überfülle des Stoffes erdrückt, steckengeblieben war. Sie ist dazu bestimmt, für das Altenglische das zu bieten, was von Raumer für das Althochdeutsche (1845), und Kahle für das Altnordische (1890, 1901) geleistet hat, allerdings nur mit Rücksicht auf den poetischen Wortschatz der Angelsachsen. Freilich ermöglichte es diese Beschränkung dem Verfasser, seine Sammlung ohne größere Schwierigkeiten wirklich zum Abschluß zu bringen. So finden wir denn hier die für die christlichen Begriffe gebrauchten Ausdrücke sorgsam zusammengestellt, und zwar in derselben Anordnung, die nach Raumers Vorgang auch von Kahle, Mac Gillivray, und Remus (*Die kirchlichen und speziellwissenschaftlichen romanischen Lehnworte Chaucers* [Morsbachs Stud. z. engl. Phil. 14], 1906) gutgeheißen wurde, also unter folgenden Rubriken: I. Division of the human race (Non-Christians, Christians). II. The departed members of the Church. III. Ecclesiastical offices. IV. Church buildings. V. Festivals and holy seasons. VI. The spiritual side of the Church (worship, sacraments, scriptures). VII. The Deity. VIII. The world, angels, and devils. IX. Sin. X. Faith, conversion, penance. XI. Christian virtues, qualities, and good works. XII. The future life (judgment day and purgatory, heaven, hell).

Etymologische und sachliche Bemerkungen werden je nach Bedürfnis hinzugefügt, wobei die einschlägige Literatur gewissenhaft zu Rate gezogen ist. (Braunes wichtige Abhandlung im 43. Bande der Beiträge konnte noch nicht benutzt werden, selbstverständlich auch nicht Hoops' abschließende Arbeit über »Die Heiden« in der Festschrift für Braune.) Auch gibt eine kurze, verständige Einleitung die nötige Auskunft über den kulturgeschichtlichen Hintergrund. Ein Index verzeichnet die nur in poetischen Denkmälern vorkommenden Ausdrücke (fast ausschließlich Komposita) sowie die verhältnismäßig wenig zahlreichen lateinischen Lehnwörter nebst deren Ableitungen.

Im allgemeinen ist Vollständigkeit angestrebt worden.

From our complete collections we have given in many instances, especially in the case of rare words, all occurrences noted. Otherwise the examples were carefully selected with a view of illustrating characteristic features. Occasionally unimportant terms could be omitted without loss. For the sake of completeness, the more important kennings have also been included; however, in view of their large number and the special studies devoted to them, sometimes only selections have been given. But our lists, excepting the names of the Deity, are more extensive than those of other scholars. Where the Old English poems have a Latin source, in many cases the Latin equivalents, especially from the *Psalms* and *Doomsday*, were added.

Es wäre verlockend, weitere Untersuchungen an den Gegenstand anzuknüpfen. So möchte man demnächst Näheres über das Verhältnis des christlichen Wortschatzes der Prosa zu dem der Dichtung erfahren; überhaupt wäre es natürlich wünschenswert, daß Mac Gillivrays Arbeit auch für die Prosa einen Fortsetzer fände. Auch würde man gern noch tiefer in die Frage nach dem lateinischen Einfluß eindringen, so schwierig es oft im Einzelfall auch sein mag, zu einem sicheren Urteil zu gelangen; jedenfalls hat doch Lehnübersetzung eine ganz bedeutende Rolle gespielt. Beachtung verdient auch der Umstand, daß der »christliche Einfluß« entschieden über das Gebiet der rein christlichen Begriffe hinausreicht; z. B. Ausdrücke wie *ylda bearn, sawle secean, rodores candel, (sunne) sweglwered, dæges ord* lassen deutlich erkennen, in welchem Maße fremde Vorbilder wirksam gewesen sind.

Etwas eigentümlich mutet der Satz an: "The idea expressed by L. *patientia* would have been repugnant to the Germanic heathen mind. Only gradually could such a virtue take hold among a fierce and vindictive people." Übrigens bezeichnet *geþyld* nicht immer christliche Geduld; es kann auch »Beständigkeit« sein, wie in Der Menschen Gaben 79: *sum geþyld hafað, | fæstgongel ferð.* Das Verhältnis der altenglischen Bildung zum Kontinentalgermanischen wäre von Interesse. — Daß der Verfasser in seinem Sammeleifer etwas zu weit gegangen ist, wenn er unter »Sünde« alle möglichen Belege für Zorn anführt, ist von ihm selbst gesehen worden. So ist es z. B. vielmehr ein Lob, wenn es von den Juden heißt: *hæleð wæron yrre, | landbuende laðum cynne* Jud. 225; auch *niðhycgende* Jud. 233 bezieht sich ja keineswegs auf die Assyrier (wie mitunter erklärt ist), sondern auf die Hebräer. — Mißverständlich ist das Zitat *se engel ofermodes* Gen. (B) 272; *ofermodes* gehört zu dem vorhergehenden *feala worda.* — Der

Beleg für *bespanan,* Jul. 294 ist zu streichen; das handschriftliche *bispeop* ist aus *bisweop* verderbt: *ða gen ic Herode | in hyge bisweop.* — Statt *helruna* wird besser *helrune* angesetzt. — Die Lesung *synleasig* Beow. 2226 ist wohl Grein entnommen; es muß *synbysig* heißen.

Werden in dieser Arbeit auch keine neuen Gesichtspunkte entwickelt, so ist doch dankbar anzuerkennen, daß sie als Materialsammlung einen recht willkommenen Beitrag zur Kenntnis des altenglischen Geisteslebens liefert.

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

John Edwin Wells, Professor of English Literature, Connecticut College, *A Manual of the Writings in Middle English 1050—1400.* Published under the Auspices of the Connecticut Academy of Arts and Sciences. Yale University Press, New Haven, Connecticut, 1916; second Printing 1917. XV u. 941 pp. With First Supplement: Additions and Modifications to September 1918; 1920. 947—1037 pp. Pr. $ 5,50.

Mit dem vorliegenden Buch ist jedem einzelnen Anglisten ein unschätzbares Geschenk gemacht. Wo er bisher gezwungen war, viel kostbare Zeit der Jagd nach der einschlägigen Literatur zu opfern, da genügt jetzt ein einziges Aufschlagen. Mit unendlichem Fleiß ist alles vorhandene Material hier zusammengetragen. Aber noch bewunderungswürdiger ist die Art seiner Verarbeitung. Es handelt sich nicht um eine Anhäufung bloßer Titel, sondern der Verfasser hat den ganzen Stoff auf das allergründlichste durchdrungen. So ordnet er selbständig und fügt zu Gruppen zusammen, was dem Inhalt nach zusammengehört. Diesen Inhalt bringt er auf den knappsten Ausdruck, aber niemals so, daß er keinen rechten Eindruck mehr gäbe; mit musterhafter Übersichtlichkeit führt er Datierung und Datierungsgrenzen des Werks und der Manuskripte an, verzeichnet den ursprünglichen Dialekt, nennt die Quellen und kritisiert kurz die künstlerischen Eigenschaften. Naturgemäß ist seine Absicht nicht, neue Forschungen darzubieten, sondern das Fazit der bisherigen zu ziehen. Die Art, wie das geschehen, ist indes als eine wissenschaftliche Leistung von hohem Range anzusehen. Eine beispiellose Arbeit ist geleistet in der Bewältigung aller hierher gehörigen wissenschaftlichen Streitfragen. Der Verfasser bietet sie in der zusammengedrängtesten Form;

stets aber berücksichtigt er die literarhistorischen Hintergründe und Zusammenhänge, aus denen sie erwachsen sind. Er nimmt Rücksicht auf fremdsprachige Anfänge und Zwischenglieder der Überlieferung und schneidet nicht den Faden ab, wo er zu wichtigen späteren Erscheinungen hinüberleitet. Obgleich die Übersicht von geradezu überraschender Klarheit ist, erhöht sich die Benutzbarkeit des Buches noch durch zahlreiche Verweise. Auf solche Art ist erfolgreich der Grund zu einer Menge neuer Spezialarbeiten gelegt. — Dem eigentlichen Hauptteil, der die literarhistorischen Tatsachen bringt, sind die 'Bibliographical Notes' angehängt, eine ungemein wertvolle vollständige Sammlung, die mit korrespondierenden Zahlen den einzelnen Abschnitten des Hauptteils entspricht. Daran schließt sich ein Index, in dem dafür gesorgt ist, daß jeder Suchende auf den richtigen Weg gerät. — Das Buch ist in der ganzen Anlage ebenso großzügig wie in der kleinsten Angabe gewissenhaft; die Formulierung von Kontroversen ist durchdacht, die Beschreibung der künstlerischen Eigenschaften spricht von Geschmack und Verständnis. Daß der Verfasser auch die deutschen Mitarbeiter auf dem Felde der mittelenglischen Literaturforschung voll anerkennt, zeigen die Anführungen von Namen im Text wie Kölbing, Kaluza, Koch, ten Brink, Deutschbein u. a. —

Es wäre natürlich, daß ein so umfangreiches Werk in Kleinigkeiten Mängel aufwiese, doch sind mir bei der bisherigen Benutzung deren nicht viele aufgefallen. S. 99 ist stehengeblieben: *De Rebus in Orienti Mirabilis.* — Wenn *Sir Amadace* sich im Auchinleck MS (1330—1340) findet (siehe S. 159), kann es nicht gut 1350—1400 entstanden sein (ebendort). — Zu *Dame Siriz* fehlt die Abhandlung von E. Wolff, Untersuchungen über die Geschichte von der weinenden Hündin, Habilitationsschrift München 1911. — Im Index unter *Palamon and Arcita* sollte 692 die Hauptzahl sein, nicht 645, bei *Sir Degrevant* 141. — Statt Rei*ch*e S. 800 Z. 20 v. o. lies Rei*ck*e. Statt 1392 lies 1892 auf S. 670 Z. 15 v. o. Ein Supplementbändchen, das die ersten Jahre nach Erscheinen aufholt, dient zur Vervollständigung. Es bringt die erwünschte Nachricht, daß der Verfasser sich nicht auf den gewählten Zeitraum beschränken will, sondern ein bibliographisches Handbuch für die Zeit von 1400—1500 folgen lassen will. Diese Bücher müßte jede größere Bibliothek in Deutschland in ihrem Lesezimmer haben. Leider wird das angesichts des

Preises ein frommer Wunsch bleiben, um so sicherer, je rascher die so sehr erfolgreich eingeleitete finanzielle Erdrosselung Deutschlands fortschreitet.

Breslau. L. L. Schücking.

Shakespeares *Dramatische Werke* in vier Bänden. Nach der Schlegel-Tieckschen Übersetzung. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Ludwig Weber. 1. Band: *Einleitung. Lustspiele.* — 2. Band: *Lustspiele. Charaktertragödien.* — 3. Band: *Liebestragödien. Romanzen. Dramen verschiedener Stoffe.* — 4. Band: *Königsdramen.* — Leipzig o. J., Philipp Reclam jun.

Die vorliegende vierbändige Shakespeare-Ausgabe des Reclam-Verlags weicht in mancher Beziehung von der früher im gleichen Verlag erschienenen ab. Zunächst wurden die bis dahin benutzten Übersetzungen einiger Shakespeare-Dramen durch Voß und Benda fallen gelassen und der sogenannte Schlegel-Tiecksche Text einheitlich durchgeführt. Dabei wurde die von Schlegel und Tieck persönlich noch durchgesehene Auflage von 1839—40 zugrunde gelegt und eine möglichst reine Wiedergabe des Textes angestrebt. Nur zweifellose Fehler der Übersetzer wurden unter möglichster Schonung des deutschen Originaltextes verbessert und bei Schlegel-Tieck absichtlich oder versehentlich ausgelassene Verse in den Text eingefügt, wobei die Revision der deutschen Shakespeare-Gesellschaft von 1867—71 und die kommentierte englische Ausgabe von Delius zu Rate gezogen wurden.

Dem ersten Bande ist eine längere orientierende Einleitung von Dr. Ludwig Weber über Leben und Werke des Dichters und über seine Zeit vorausgeschickt. Ihr schließt sich eine tabellarische Übersicht über die chronologische Folge der Dramen, über die Daten ihrer ersten Aufführung und ihrer ersten Drucklegung an.

Zwei Dramen, die in der älteren Reclam-Ausgabe enthalten waren: *König Eduard der Dritte* und *Perikles*, wurden als pseudoshakespearisch in der neuen Ausgabe weggelassen, so daß die letztere sich inhaltlich jetzt mit der ersten Folio von 1623 deckt. Die Anordnung der Stücke wurde gegenüber der früheren Ausgabe in der Weise geändert, daß jetzt die Lustspiele beginnen; ihnen folgen die großen Charakterdramen, denen *Julius Cäsar* und *Coriolan* zugeteilt sind; daran schließen sich die beiden Liebestragödien *Romeo und Julia* und *Antonius und Cleopatra;* dann kommen die drei Romanzen und drei Dramen verschiedener Stoffe: *Titus*

Andronicus, Troilus und Cressida und *Timon von Athen;* den letzten Band füllen die Königsdramen.

Auch typographisch wurde die Ausgabe neugestaltet, wodurch der Umfang des Werks sich auf vier Bände erweiterte. Eine Anzahl Abbildungen bringen Ansichten von Stratford, die besten der bekannten Porträts des Dichters, Faksimiles von zwei der fünf erhaltenen Namenszüge von seiner Hand und eine Nachbildung des Titelblatts der ersten Folioausgabe.

Druck, Papier und Ausstattung der vier Pappbände sind für die gegenwärtige Zeit verzüglich zu nennen. Die Ausgabe kann bestens empfohlen werden. J. H.

Shakespeares *Königsdramen.* Für die Bühne bearbeitet und herausgegeben von Ernst Lewinger und Rolf Roenneke. 8 Bände. Dresden o. J. [1914—15], L. Ehlermann.

Shakespeare, *Troilus und Kressida.* Tragikomödie. Unter Zugrundelegung der Übersetzung von Max Koch bearbeitet, für die heutige Bühne eingerichtet und mit Chorus-Zwischenspielen von Wilhelm von Scholz. Mit Bühnenskizzen von F. Cziossek. Stuttgart 1919, Strecker & Schröder.

Shakespeares Königsdramen sind, so fern uns die darin geschilderten Ereignisse jetzt liegen, doch so voll von dramatischem Leben, so reich an Poesie, und die Fülle des geschichtlichen Stoffs darin ist so meisterhaft bewältigt, daß sie auch heute noch für die deutsche Bühne ihren Wert besitzen. Schon Schiller und Goethe waren sich 1797 einig in dem Wunsch, sie möchten durch eine geeignete Bearbeitung der deutschen Bühne gewonnen werden. Schiller selbst ist zur Ausführung dieses Gedankens nicht gekommen; erst Dingelstedt hat ihn verwirklicht: in seiner Bearbeitung ging der Zyklus der Königsdramen auf dem Weimarer Hoftheater zur Jubelfeier des 300. Geburtstags des Dichters vom 23. bis 30. April 1864 zum erstenmal über die Bretter. Elf Jahre später kam er auch am Wiener Burgtheater zur Aufführung und hat sich seitdem auf der deutschen Bühne behauptet, obwohl Dingelstedt, der Rücksicht auf die Bühnenwirkung zuliebe, allzu frei und willkürlich mit dem Originaltext schaltete. Neuere Anschauungen werden dem Dichter gerechter, und so ist denn im Lauf der Zeit das Bedürfnis nach einer Neubearbeitung der Königsdramen immer dringender empfunden worden, und Männer wie Kilian und Reinhardt haben nach dieser Richtung Wertvolles geleistet.

In neuerer Zeit haben Oberregisseur Ernst Lewinger und Dr. Rolf Roenneke erneut den Versuch einer Gesamtbearbeitung der Königsdramen gemacht, der aus langjähriger Beschäftigung mit den Werken des Dichters entsprungen ist. Lewinger hatte 1892 in Köln den Zyklus der Königsdramen in der Dingelstedtschen Fassung zur Aufführung gebracht. Aber die Mängel dieser Bearbeitung veranlaßten ihn, für die in Dresden 1903 beabsichtigte Gesamtaufführung der Königsdramen selber einen Text herzustellen, der getreu das Original wiedergibt; »nur durch notwendige Striche und einige Zusammenfügungen von Szenen sowie durch Aufklärung von dunkeln Stellen oder Vereinfachung von allzu ungefügen Satzungetümen« sollte die Bühnenaufführung erleichtert werden. Die neue Bearbeitung, die jetzt im Druck vorliegt, umfaßt sämtliche acht Königsdramen mit Einschluß des *König Johann*, der an die Spitze des Ganzen gestellt wurde, weil er nach Schlegels Ausspruch das Vorspiel zu dem großen Geschichtsgemälde der folgenden Königsdramen bildet. Die Anordnung der Dramen entspricht der historischen Reihenfolge der Könige von Johann bis auf Richard III. Der zugrunde gelegte Text ist der im Auftrag der Shakespeare-Gesellschaft herausgegebene verbesserte Schlegelsche. »Das Schwergewicht wurde auf die Prägnanz des Ausdrucks, auf das Wort gelegt, um dem darstellenden Künstler wie dem Hörer, soweit es mit dem Geist und dem Wesen der Dichtung vereinbar war, Shakespeare sprachgeläufig zu machen. Alles Vorhandene wurde nochmals eingehend und sorgfältig geprüft, auch moderne Übersetzungen um Rat gefragt, immer aber, wenn irgendwie Bedenken auftauchten, auf den Text des Originals zurückgegriffen.« »Die Regiepläne sind knapp angedeutet und wollen in erster Linie Anregungen für die praktische Inszenierung geben; Bühnenanweisungen sind möglichst eingeschränkt worden, um dem jeweiligen Regisseur eine durchaus selbständige, ungebundene Freiheit in der Betätigung eigener Ausdrucksmöglichkeiten zu lassen.« Der Ausgabe von *Richard III.* (8. Band) sind Dekorationsentwürfe von Adolf Linnebach beigegeben, den ersten beiden Bändchen (*König Johann* und *Richard II.*) knappe Anmerkungen von Dr. Julius Ziehen angefügt.

Es ist begreiflich, daß die Bühnenfachleute das Verlangen haben, eine für alle Bühnen geltende Bearbeitung der Shakespeareschen Dramen zu erhalten mit einem Text, »der die Absicht des Dichters getreu und formschön wiedergibt, dem Darsteller in seinen Ansprüchen auf verständliche, fließende Sprache gerecht

wird und durch zweckmäßige Striche das für die Aufführung Unwesentliche von dem für Handlung und Charaktere Notwendigen trennt.« Lewinger und Roenneke vermessen sich nicht, »diese zu erstrebende ideale Einrichtung in der vorliegenden Ausgabe erreicht zu haben«; aber sie haben einen sehr beachtenswerten Versuch zur Lösung der Aufgabe gemacht, und ihre Bearbeitung scheint sehr wohl geeignet, die Aufführung der Königsdramen für größere und kleinere Bühnen zu ermöglichen. —

Im Anschluß hieran sei auf den interessanten Versuch von Wilhelm von Scholz hingewiesen, Shakespeares Tragikomödie *Troilus und Kressida*, die bislang für die moderne Bühne fast unmöglich schien, durch eine gründliche Neubearbeitung bühnenfähig zu machen. J. H.

W. L. Phelps, *The Advance of the English Novel*. London 1919, John Murray. 334 Pp. Pr. 7 s. 6 d.

If we except his excellent work on the *Beginnings of the English Romantic Movement*, the Yale Professor W. L. Phelps is best known, at least to the present writer, as the author of a considerable number of essays on modern English literature, especially the novel, which are written in an easy conversational vein betraying their origin from academical lectures that belong in the tradition of William James, the successful fighter against unimaginative dryness in expounding doctrines; who has now found a more direct follower in George Santayana. The present book, for all its appearance of being one of the numerous histories of the English novel, is rather a sketch of such a history pieced together by means of separate essays. In fact, the author wants us to regard the work as a record of personal impressions and opinions, thus openly disclaiming a more ambitious purpose. Owing to this fact we get — after some twenty-five introductory pages on the old vexatious question about the *raison d'être* of the novel — only three short chapters on the time before Dickens, viz. The Age of Anne, Defoe and Richardson; Fielding, Smollett, Sterne; Eighteenth Century Romances; but seven on the period after the Pickwick Papers: The Mid-Victorians; Romantic Revival 1894—1904; Meredith and Hardy; Conrad, Galsworthy, and Others; Twentieth Century British Novelists; Twentieth Century American Novelists; Henry James.

From what we have said it ought to be clear that the author

has not gone too far back in the annals of the English novel. Malory, Lyly, and Lodge, Jack Wilton, Euphues, and Rosalynde have, of course, found no place here. The beginnings are traced back to the year 1719, the date of *Robinson Crusoe.* When an adequate medium of expression, such as is seen in the smooth prose of Cowley's essays, was at hand, and also the germ of the internal stuff of the novel as it appears in the Character Books and the Periodical Essays — then the row of novelists opened with Defoe and his *Robinson.* Romantic in imagination and realistic in method, Defoe is on a par with Swift in this respect. Then the psychological novel came along with Richardson, while in Fielding and even more so in Smollett something of the picaresque in the traditions of *Jack Wilton* made its appearance. Especially in Sterne we clearly feel the element which was absorbed by the novel from the Personal Essay, the means of expression of Montaigne, of Burton, of Cowley, Fuller, Addison, Steele, and others.

Northanger Abbey, while adequate as a medicine against the imagination of Anne Radcliffe and M. G. Lewis, while aiming a blow even at Richardson, did not stay Romanticism. On the contrary, thanks to the Waverley novels Jane Austen achieved her greatest popularity only after nearly a century.

To say something really new on the Mid-Victorian novelists is not easy. The sentiment of Dickens and Thackeray, the seriousness of George Eliot, the inexhaustible talk of Trollope, the governess fiction of Currer Bell call for small further comment. For no obvious reason the author makes them keep company with — Wilkie Collins and some American short-story writers like Irving, Poe, Hawthorne, Bret Harte, and O. Henry.

When Stevenson declared that he could not bear Zola, the Romantic Revival expressed a sentiment vented by one of the representatives of realism in England, Henry James. In fact, *Esther Waters* marks the close of a period, but Howells and James continued in the old paths keeping pace with the new movement till realism proper merged into what the author calls the spirit of reality, manifest e. g. in Wells and Bennett.

The desultory character of the present book is perhaps most clearly seen in the chapters on Meredith, Hardy, Conrad, Galsworthy, and their contemporaries. These pages are really "chatty", furnishing help towards an all-round understanding of these authors or their work by means of — on the whole — sound analysis.

Sometimes we get thoroughly astonished, as when we read that Barrie is the greatest, most profound, most original British dramatist of our time.

In the last three chapters we meet the Englishmen Butler, Shaw, Phillpotts, G. Moore, Wells, Locke, Ollivant, Mrs. Clifford, Mary Cholmondeley, W. B. Maxwell, Merrick, H. H. Bashford, A. S. M. Hutchinson, St. John Ervine; and the Americans J. L. Allen, Charles Stewart, H. K. Viele, Harland, Owen Wister, Winston Churchill, Tarkington, Jack London, Herrick, H. S. Harrison, Mrs. Atherton, Mary Wilkins, Mrs. Wharton, Dorothy Canfield, Anne Sedgewick, and, in a chapter by himself, Henry James. Here too, the opinions as well as the method are distinctly the author's own; I do not think that the author's high opinion of e. g. Locke would appeal to most other critics.

As we see, it would be useless and against the intentions of the book to look into it for thoroughly original historical principles or information. But as easy and stimulating chat on English literature it possesses no common value.

Lund. S. B. Liljegren.

Erich Schwebsch, *Schottische Volkslyrik in James Johnson's 'The Scot's Musical Museum'.* (Palaestra 95.) Berlin 1920. Mayer & Müller. 8°. IV + 218 SS. Ladenpr. M. 20,—.

Eine tüchtige Arbeit Brandlscher Schule. Sie stellt sich die Aufgabe, aus dem vor allem von Burns geförderten *Scot's Musical Museum* die echten Volkslieder, mit Ausnahme der von Child verarbeiteten Balladen, auszuscheiden, ihren Stil zu untersuchen, sie zusammenfassend zu charakterisieren und dabei gegen Balladen und Bänkelsängerdichtung abzugrenzen. Zunächst erhalten wir im ersten Kapitel eine Geschichte des Sc. M. M.; sie befaßt sich natürlich besonders eingehend mit Burns' Anteil an diesem Werk, das dank B.s Sammeltätigkeit viel mehr durch direkte mündliche Überlieferung erlangtes Volksgut enthält als irgendeine andere ähnliche Sammlung des 18. Jh., außer der Herdschen. Aber der größte Teil der volkläufigen Bruchstücke ist von Burns so umgeformt, daß die einzelne Museumsfassung nicht die Entscheidung über die Volkläufigkeit geben kann. Diese muß vielmehr erst durch Vergleichung mit anderen sicheren Aufzeichnungen festgestellt werden. Das zweite Kapitel bringt sodann eine geschichtliche Entwicklung des Begriffs »Volkspoesie« in den wichtigsten Samm-

lungen schottischer Lieder im 18. Jh. Im Mittelpunkt steht Herd, der zum erstenmal eine Reihe von wirklichen schottischen Volkslyrikstücken zusammenbrachte. Wichtig sind auch John Pinkerton, besonders durch seine drei Essays aus den Jahren 1776—83: *dissertation on the oral tradition of poetry, dissertation on the tragic ballad, dissertation on the comic ballad,* und Joseph Ritson's *Scotish Songs,* anonym London 1794 erschienen, deren Bedeutung nicht im dargebotenen Material liegt, sondern in der Ausgabetechnik und im theoretischen Teil, dem beigegebenen *Historical Essay on Scotish Song.*

Im dritten Kapitel greift der Verf. seine eigentliche Aufgabe an. Die theoretische Grundlage entnimmt er John Meiers »Kunstlied und Volkslied in Deutschland« (Halle 1906), — warum nicht auch den »Kunstliedern im Volksmund« (ebenda 1906)? — indem er besonders dessen Unterscheidung zwischen volkläufigen und volkstümlichen Liedern annimmt. Es erhebt sich die Frage: Welche Nummern des Sc. M. M. erweisen sich durch Variantenvergleichung als zum Schatz der echten Volkslieder gehörig, wie er aus Aufzeichnungen bis in die neueste Zeit hinein erschlossen werden kann? Verf. gibt darauf Antwort, indem er die einzelnen Stücke feststellt, ihre bibliographische Überlieferung aufzeigt, sie vergleicht und erläutert. Der eigentliche Variantenapparat wird nur für zwei besonders interessante Gruppen, »Lowlands of Scotland« und »My love is like a red, red rose«, in vollem Umfang abgedruckt; für die übrigen Nummern müssen die Quellennachweise genügen. Wo der Verf. sich kontrollieren läßt, verrät er gutes Urteil und Geschick in der Entwirrung der Überlieferung bzw. in der Aussonderung von volkläufigen, volkstümlichen, Bänkelsänger- und Kunstliedbestandteilen.

Zu den echten Volksliedern rechnet er so die Nummern 46[a], 90, 115, 152, 200, 213, 288, 372, 403, 473, 563, 581 von Sc. M. M.; als unsicher betrachtet er die Nummern 155, 165, 348, 362, 416, 437, 440, 547, 594. Doch betont Verf., daß er Vollständigkeit in der Behandlung des Volksgutes im Sc. M. M. mit den Angaben seines dritten Kapitels nicht erreichen konnte; es sei ihm in erster Linie darauf angekommen, sicheres volkläufiges Material zur Beobachtung der Variantenbewegung und als erste Grundlage einer Stiluntersuchung zusammenzustellen. Unter Variante versteht Verf. nicht die Wiederholung eines gleichen Stoffes, sondern die in aller Freiheit gedächtnismäßiger Überlieferung aufgenommene sprachliche Gleichform, in der ein Bild oder ein Gedanke prägnante

Form gewonnen hat. Nicht das inhaltliche Thema, sondern in erster Linie die rein sprachliche Fassung, »a certain happy arrangement of Scotch syllables«, wie Burns einmal sagt, ruft die lyrische Expansion hervor. Daher das merkwürdige Auftreten der Wanderstrophen, das einen sicheren Beweis für das Aufgeben des Individualcharakters einer Dichtung und einen wichtigen Schritt zu ihrer Aufnahme in den Schatz der Volkspoesie bedeutet. Der fortschreitende Prozeß der Volkläufigkeit hinsichtlich der Umwandlung des Stoffs geht auf die Vernichtung des Allzulogischen und des Abstrakten, des rein Stofflichen. Nicht logisch gegliederte Handlung ist Gegenstand des Volkslieds, sondern Situationen und Stimmungen. Die Situation der Erzählung wird allerdings nach Möglichkeit festgehalten oder neu dazu geschaffen, ganz rein lyrische Lieder oder Situationsmomente sind für die Variantenforschung verdächtig als Kunstlieder. Es handelt sich dabei nicht um einen bloßen Abschleifprozeß, sondern um eine Änderung der logischen Struktur des Stoffes, die darin beruht, daß nicht das tatsächliche Objekt, sondern das sympathische Gefühlsabbild des Stoffes Gegenstand der Volkslyrik ist. Der freien Behandlung des Stoffes steht ein um so zäheres Festhalten an den einmal geprägten sprachlichen Formeln gegenüber. Auch in der formalen Entwicklung lassen sich indessen gewisse Tendenzen und Schemata feststellen. Die sich gleichbleibende Situation in sprachlicher Gleichform bildet die Variante. Diese am besten gehaltene Strophe ist der lyrische Keim des ganzen Liedkomplexes, dem gegenüber alles andere mehr willkürliche Bedeutung und Form hat. Die größte Zähigkeit kommt nicht der Anfangsstrophe zu, wenn auch im untersuchten Material der sprachlich-lyrische Kern gelegentlich im Anfang steht, sondern der Strophe, die die prägnant formulierte Situation enthält. In zweiter Linie hält sich das möglichst kondensierte Handlungsmoment oder wenigstens die entscheidende Situation als das Skelett des Ganzen. An dritter Stelle in der Zähigkeit steht gern ein weiter fortführendes und motivierendes Handlungsmoment oder, wo die Handlung keinen so starken Anteil mehr hat, ein Phantasiebild oder eine Beschreibung. Auch der Schluß bewahrt eine gewisse Zähigkeit, aber meist verdankt er dies den anderen erhaltend wirkenden Momenten. Verf. macht dann noch auf die Neigung zu Parallelbildung aufmerksam, zu der ja die Melodiestrophe durch beständige Wiederholung stark verlockt. Sie zieht durch Assoziation und Analogie Wanderstrophen

großer Beliebtheit aus dem Bewußtsein des Liedsängers in einen neuen Rahmen. Dieser Vorgang bedürfte noch einer genaueren Untersuchung.

Die Stiluntersuchung des vierten Kapitels ruht auf der Grundlage von 50 volkläufig aufgezeichneten Liedern aus den oben erwähnten als echt herausgeschälten zwölf Gruppen. Sie stellt zuerst fest, welche Personen und Begebenheiten ausgewählt werden, welche Umgebung dargestellt wird, was für eine Auffassung herrscht. Dann wendet sie sich der Form zu, d. h. der Komposition, der Metrik, der Diktion, zu der die Mittel zur Erregung und Befriedigung der Aufmerksamkeit und die Mittel des Nachdrucks gerechnet werden, und schließt mit einer zusammenfassenden Charakteristik der untersuchten Volkslieder und den Stilunterscheidungen gegen Volksballade, Bänkelsängerdichtung, Kunstlied. Einige Hauptsätze daraus über die Volkslyrik mögen hier wiedergegeben werden.

Person. Träger der Stimmung sind von untergeordneter Wichtigkeit. Einfachste Lebensverhältnisse, meist Liebhaber und Geliebte, dazu als Gegenspieler ein Nebenbuhler, Vater oder Mutter. Meist »Ich«-Lieder, jedes »Er«-Lied ist verdächtig. Der jammernde Liebhaber spielt eine ziemliche Rolle.

Umgebung nie poetisches Motiv im Sinne des Milieu. Es gibt kein poetisch verwertetes Naturgefühl im Volkslied, keine individuell gesehene Naturschilderung, dafür sehr stark typische Phantasiebilder, Freude am Ungewöhnlichen und Unrealistischen, besonders in pathetischen Momenten. Individuelle Naturschilderung ist eines der allersichersten Kennzeichen für Kunstpoesie.

Auffassung. Volkslied empfindet naiv. Reflektierende Züge werden in poetische Einkleidung, mit Vorliebe in Phantasiebilder aufgelöst. Das Moralisierende fehlt nicht vollständig, wohl aber die Pedanterie. Das Volkslied ist überwiegend ernsthaft, oft tragisch, voll Hang zur Sentimentalität, doch nicht zu groben Plattheiten und Zoten. Parodie und Travestie sind kaum zu finden.

Komposition. Innerhalb der drei Kompositionstendenzen: Situationszeichnung, Parallelismus und Steigerung entwickelt die Strophenform mit der Melodie immer neue Spiegelungen des lyrischen Kerns, neue Variationen des Hauptthemas. Streben nach Ausmalung nach der Empfindungsseite, nicht Fortführung des Handlungsmoments. Wandlung wird möglichst in Rede und Gegenrede aufgeteilt, die in abgeschlossenen Strophen mit einer Vorliebe für springende Situationen dargestellt wird. Zwei Halbverse bilden

inhaltlich eine engere Einheit. Einzelverse sind gern inhaltlich und satzmelodisch abgeschlossen. Auftreten von Enjambement weist auf Kunstpoesie.

Die inhaltlich-logische Komposition ist äußerst locker. Die zugrunde liegende Handlung setzt das Volkslied als beim Hörer bekannt voraus; seine Wirklichkeiten sind die Empfindungen. Der Schluß verlangt eindeutige Situation, oft Pathos; Ausklingen der lyrischen Stimmung in einer besonderen Schlußstrophe ist sehr beliebt. Dagegen gehören Schlußpointe und geistreicher Witz immer der Kunstpoesie an; satirische Auffassung entspricht dem Volkslied nicht. Der Lockerheit der inneren Komposition wirkt entgegen die stärkste formale Verzahnung von Zeile, Vers und Strophe durch Wiederholung und Parallelismus.

Metrik. Der Rhythmus ist holperig im Unterschied zur leiernden Glätte der Straßenballade. Starke Tendenz zur Dipodie in vierhebigen Versen, wie überhaupt zur syntaktischen und metrischen Symmetriezäsur gradtaktiger Verse. Die Strophenformen sind einfach: Kurzreimpaar, Septenarpaar, stumpf und klingend, einfache Schweifreimstrophe. Der Reim ist unsorgfältig, Assonanz und Reimlosigkeit sind häufig. Neigung zum Binnenreim an feierlichen Momenten und in komischen Stücken zur Erzielung einer gewissen Kurzatmigkeit der Verse.

Diktion. Volkslied wendet starke Mittel zur Erregung der Aufmerksamkeit an: Erkundigungsfrage, direkte Rede und Gegenrede, Ausruf, Anrede, Antithese von Begriffen, auffallende Wortstellung. Parataktische Syntax, entsprechend parataktischer Denkweise, ist grundsätzliche Form der Volkslyrik. Die Mittel der Anschauung sind schwach, da individuelles Sehen, realistisches Betrachten fehlt. Alles Malende im Volkslied ist unsichtig, assoziativ; das malende Adjektiv ist stereotyp, bezeichnet meist typische Farben. Stark sind dagegen die Mittel des Nachdrucks: Alliteration, Wiederholung, das begriffsverstärkende und gefühlsmalende Adjektiv.

Verf. hat offenbar selbst das Gefühl, daß die Grundlage für seine Charakteristik etwas schmal ist. Er schließt sein Buch mit dem Satz: »Vor einem umfassenden Material wären diese Stiltendenzen der Volkslyrik weiter zu prüfen.« Hoffentlich findet er selbst bald Gelegenheit, diese Prüfung vorzunehmen und in sie die musikalische Form des Volkslieds, die er bis jetzt kaum gestreift hat, einzubeziehen.

Bern, 29. Dez. 1920. Gustav Binz.

Ein neues Werk Shelleys.

Percy Bysshe Shelley, *A Philosophical View of Reform.* Now printed for the first Time, together with an Introduction and Appendix by T. W. Rollstone. Humphrey Milford, Oxford University Press. London 1920.

Dieses Fragment, das einzige bisher noch nicht im Druck allgemein zugängliche Werk Shelleys, erlebt seine Veröffentlichung grade zur Jahrhundertfeier seiner Entstehung. Im Winter 1819—20 hat der Dichter es in ein kleines Taschenbuch geschrieben, das Lady Shelley ihrem Helfer und Berater in der Hut des Nachlasses Rev. Stopford Brooke, vermachte. Nach dessen Tode (1916) hat es nunmehr der Gatte seiner Tochter der Welt übermittelt.

Man wußte von dem Vorhandensein dieser Schrift. Dowden hat sie in seinem *Leben Shelleys* (1886) ausführlich besprochen (II 291 f.) und sie überdies in der *Fortnightly Review* (November 1898) angezeigt. Auch die kurzlebige Shelley-Gesellschaft nahm 1888 von ihr Notiz (*Notebook* II 139). Nichtsdestoweniger wird das etwa hundert Druckseiten starke Bruchstück grade dem Shelley-Kundigen eine willkommene Vervollständigung des Gesamtbildes unseres Dichters bringen.

Nicht, daß die *Philosophische Übersicht* wesentlich Neues an Shelleyschen Gedanken oder Gesichtspunkten enthielte. Sein Gesamtwerk ist, wie H. B. Forman einmal treffend sagte, ein Kapitel zur Geschichte der Reformen[1]). Niemals hat er diese Reformen anders ins Auge gefaßt als unter dem Gesichtspunkt des Philosophen. Und die Zähigkeit, mit der er an Grundsätzen festhält, zu denen er sich einmal bekannt hat, gibt seinen Werken eine geschlossene Kontinuität, vereitelt aber zugleich überraschende Enthüllungen. Sieht man von den notwendigen Schwankungen und vor allem von dem Wachstum ab, das die Entwicklung des Geistes unvermeidlich mit sich bringt, so kann man sagen, daß Shelley die Ideen, an denen seine Jugend sich begeisterte, bis an sein Lebensende, also bis ins Mannesalter hinein als Lichtträger empfunden hat. Das Hauptinteresse der neuen Veröffentlichung liegt also darin, uns als letztes Glied die fortlaufende Kette seines Denkens zu veranschaulichen. Die Gedanken blieben dieselben. Nur das Streben nach Sachlichkeit nimmt zu mit dem ausreifenden Wirklichkeitssinn.

---

[1] Vortrag, gehalten in der Shelley-Gesellschaft, April 1887.

In Shelleys sozialpolitischer Schriftstellerei sind drei Wellen deutlich bestimmbar gekennzeichnet. Sie fallen in die Jahre 1812, 1817, 1819—20. 1812 ist das Jahr der Irenbegeisterung. Da der Dichter sich in der revolutionären Bewegung an Ort und Stelle nicht anders betätigen kann, trachtet er in drei Flugschriften das Seine zum erhofften Aufschwung beizutragen. *(An Address to the Irish People, Proposal to an Association of those Philanthropists desirous to accomplish the Regeneration of Ireland,* und *Declaration of Rights.)* Der dichterische Niederschlag dieser ersten Welle ist *Queen Mab.*

1817, das Jahr, in dem Shelley mit der Regierung einen Rechtsstreit um den Besitz seiner Kinder ausfocht und verlor, lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Parlamentsreform *(A Proposal of Putting Reform to the Vote)* und die Befreiung aus der unerträglichen Gebundenheit des Lebens im allgemeinen *(An Adress to the People on the Death of the Princess Charlotte).* Dichterisch strömen diese Gedanken in *Laon and Cythna* aus.

1819 schrieb er aus der Empörung über das »Manchesterblutbad« (16. August) heraus *The Mask of Anarchy,* die in Form einer Vision den Mord mit den Zügen des Kriegsministers Castlereagh, den Betrug im Hermelin des Oberkanzlers Eldon und die Heuchelei in der Gestalt des Ministers des Innern Lord Sidmouth einführt. In der zweiten Hälfte dieses Jahres sondert er dann fein säuberlich sein visionäres und sein konkretes Anschauungsvermögen, und indem er in beiden einen höchsten Anlauf nimmt, entstehen gleichzeitig der vierte Akt des *Entfesselten Prometheus* und *A Philosophical View of Reform.*

Der spezifisch Shelleysche Dreiklang, der sich durch die Werke dieser drei Epochen zieht, ist: energische Opposition gegen die herrschende Regierung, unbedingtes Eintreten für die Dringlichkeit ausschlaggebender Neuerungen und ebenso unbedingtes Festhalten an dem Grundsatze, daß die Reformen nicht gewaltsam und plötzlich, sondern auf dem Wege der organischen Entwicklung, des natürlichen Fortschrittes zu erlangen seien. Die Verdichtung allgemeiner Ideen zur Konkretheit praktischer Fragen bildet, genau genommen, den ganzen Unterschied. Selbst in seinem begeisterten Optimismus ändert sich fast nichts. Einesteils verfügt bereits der Zwanzigjährige über die ruhige Entsagung, den gewaltigen Wandel der Dinge nicht in absehbarer Frist zu erwarten. Glaubt nicht, sagt er in der *Irischen Adresse,* daß der Umschwung zum Guten

heut oder morgen eintreten könnte. Es ist eine Arbeit auf lange hinaus, eine Arbeit für Generationen. Andernteils bleibt ihm bis zum letzten Tage jene hoffnungsfreudige Zuversicht, jene Festigkeit im Glauben treu, die er in der Politik für noch wesentlicher hält als in der Religion. Das Ziel wird erreicht werden, »der endgültige Sieg des Volkes über seine Bedrücker«, wie es in den Jugendarbeiten heißt, die Vertretung im Parlament, wie es die *Philosophische Übersicht* konkreter faßt. Und dann erst — dies ist das eigentlich Shelleysche — wird die rechte Arbeit der Vaterlands- und Volksfreunde beginnen, die Arbeit, in staatlichen, religiösen, wissenschaftlichen Dingen, in den Gesetzen und der Rechtspflege alles Erhaltenswerte in die neue Ordnung hinüberzunehmen und es den neuen Errungenschaften zu verschmelzen.

Diese Arbeit fesselt ihn in seiner Beschäftigung mit der Parlamentsreform, die mittlerweile zur brennenden Frage geworden. Er erblickt im allgemeinen Stimmrecht das eigentliche Hauptprinzip der politischen Reform, deren volle Entwicklung zur republikanischen Verfassung ohne König und Pairskammer führen muß.

Das verläßlichste Maß für den Grad der Freiheit oder Knechtung eines Volkes gibt, seiner Meinung nach, die Zahl seiner zur Ausübung ihrer politischen Rechte zugelassenen Individuen. Seit dem Emporkommen eines neuen, des vierten Standes, der im Parlament nicht vertreten war, konnte füglich in England nicht mehr von einer Volksvertretung die Rede sein. Trotz dieser hohen Bewertung und der prinzipiellen unbedingten Zustimmung zum allgemeinen Wahlrecht erfährt doch Shelleys Stellungnahme eine wesentliche Einschränkung aus Rücksicht für den besonderen Fall. Er kann bei dem augenblicklichen Stande der Volksbildung nicht umhin, in der ausnahmslosen Allgemeinheit des Stimmrechtes eine Gefahr zu erblicken und möchte es daher fürs erste nicht über die kleinen Steuerträger hinaus ausgedehnt sehen. *(Proposal for Putting Reform to the Vote, Address to the People on the Death of Princess Charlotte.)* Obzwar er zugibt, daß der Mangel einer Selbstregierung des Volkes die Quelle aller andern Übel, zumal der Arbeiteraufstände sei. Es unterliege keiner Frage, daß das Haus der Gemeinen unmittelbar vom Volke ernannt werden müsse. Allein gerade wegen der ungeheuren Bedeutung, ja der Heiligkeit des Gegenstandes, sei bei seiner Durchführung mit äußerster Vorsicht zu Werk zu gehen. So verhält Shelley sich auch gegen das Frauenstimmrecht ablehnend, trotz Bentham und Mary Wollstone-

craft. Die Unreife der Frauen flößt ihm Bedenken ein, von denen er sich allerdings je eher desto lieber bekehren ließe. Von einer geheimen Abstimmung will er unter keiner Bedingung etwas wissen. Nur unehrenhafte Beweggründe hätten die Öffentlichkeit zu scheuen. Wähler und Wahlwerber sollten sich von Angesicht kennen und in möglichst innigem Verkehr miteinander stehen. Was die Dauer der Wahlperiode betrifft, so ist er für dreijährige Parlamente (*Philosophical View*).

Neben der Parlamentsreform ist es von den aktuellen Fragen die des Nationalkredits, die Shelley zu schaffen macht. Im Gegensatz zu seiner besonnen beobachtenden Haltung gegenüber den Verfassungsänderungen kommt er in bezug auf die Nationalschuld nicht über ein rein gefühlsmäßiges Erfassen — einen fanatischen Widerwillen, eine gehässige Geringschätzung — hinaus. Es fehlt ihm nicht nur das sachliche Urteil des Finanzmannes, er dringt nicht einmal zur Selbsterkenntnis dieses Mangels durch. Auch in der *Philosophical View* sehen wir ihn noch befangen in demselben leidenschaftlichen Bekämpfen eines Systems, das er nicht aus der Erfahrung und Beobachtung heraus mit dem Verständnis des Fachmannes überblickt. Seinem Dafürhalten nach entspringt die Nationalschuld einer Abmachung zwischen Geburtsadel und Geldaristokratie, um durch diesen Betrug ihre Herrschaft aufrecht zu halten, als sie es durch ihre Macht nicht länger vermochten. Das schreiende Unrecht dieses Gebarens liege nun darin, daß die Besitzlosen, die nicht einmal wissen, wer Gläubiger, wer Schuldner sei, für das Kapital aufzukommen hätten, dessen Nutznießung nur den Reichen zugute komme. Selbst für die Ungerechtigkeit in der ungleichen Verteilung des Arbeitsertrages macht Shelley die Nationalschuld verantwortlich, die recht eigentlich sein Sündenbock im Staatshaushalt ist. Durch das Papiergeld werde die Zahl der Müßigen im Verhältnis zu den Arbeitenden vermehrt. Die Steigerung der Produktion, die man diesem Finanzsystem gewöhnlich zuzuschreiben pflegt, läßt er für nichts weiter gelten als ein Arbeitsplus für die Armen zur Deckung eines Plus an Luxus für die Reichen. Bis ans Ende verurteilt er den Nationalkredit als den verwerflichen Regierungsbehelf einer Mißherrschaft, die geeignet sei, alle Errungenschaften der Kultur in Frage zu stellen.

Der demokratische Radikalismus, der hier Shelleys Stellungnahme in der Finanzfrage zu bestimmen scheint, ist gleichwohl nichts weniger als des Dichters politische Farbe. Schon sein Ver-

halten gegenüber den Grundsätzen des Kommunismus stimmt nicht dazu. Von der *Declaration of Rights* bis zur *Philosophical View* unterscheidet er genau zwischen zwei Arten des Eigentums. Was durch rechtschaffene Arbeit erworben worden, gibt nicht nur Anspruch auf Besitz und freies Verfügungsrecht, es darf auch vererbt werden. Der unmittelbare Lohn des Fleißes und der Geschicklichkeit sei ein heiliges, unanfechtbares Recht. Hingegen erwächst aus allem durch Schlauheit, Gewaltsamkeit oder Betrug erworbenem Eigentum nur ein höchst bedingtes Besitzrecht. Die Schwierigkeit der Entscheidung zwischen rechtmäßig und unrechtmäßig Erworbenem läßt Shelley allerdings unbeachtet.

Gleichheit an Besitz ist für ihn gegenwärtig noch keine aktuelle Frage, sondern vielmehr das noch in weiter Ferne des Zukunftsideals strahlende letzte Ergebnis höchster Kulturverfeinerung, eine der Bedingungen jenes vollkommenen Gesellschaftszustandes, den wir pflichtgemäß — gleichviel mit welcher Aussicht auf Erfolg — anzustreben haben. Die in den Menschenrechten proklamierte natürliche Gleichheit wird von Shelley nicht als Gleichheit in bezug auf Besitz, sondern auf Recht gedeutet. Von dieser moralischen Gleichheit gehe das allgemeine Stimmrecht aus. Und einer seiner Gründe, es nicht uneingeschränkt zu fordern, ist, daß im Falle der Uneingeschränktheit konsequenterweise auch die Abschaffung der sozialen Unterschiede und die gleiche Aufteilung von Vermögen und Grundbesitz damit Hand in Hand gehen müßte. Trotzdem ist Shelley empfindlich für die Ungerechtigkeiten der Klassenunterschiede und erblickt in der Parlamentsreform ein Mittel, sie in gesunder Weise zu bemeistern. Seiner Ansicht nach hat der Geburtsadel der allgemeinen Freiheit weniger hart zugesetzt als die Geldaristokratie. Die eigentliche Gewaltherrschaft der Oligarchie begann erst, als der Geburtsadel aus eigennützigen Beweggründen der Geldaristokratie Vorschub leistete. Seit 1688 wächst unter dem Deckmantel der königlichen Macht in Wahrheit die Macht des Reichtums. »Die Monarchie ist nur der Riemen. der des Räubers Bündel schnürt.«

Allmählich ist das Wort Aristokratie von seiner ursprünglichen Bedeutung zur Bezeichnung einer Klasse von Menschen übergegangen, die ein Recht auf den Arbeitsertrag anderer haben, ohne die Pflicht einer Gegenleistung im Dienste der Allgemeinheit. Es muß daher das Ziel jeder erleuchteten Gesetzgebung sein, diese Klasse von Drohnen in möglichst engen Schranken zu halten.

Immerhin hat Shelley für diese aus Geburts- und Geldadel gebildete oberste Klasse etwas übrig. Ihr ritterlicher Ehrbegriff, ihre verfeinerten Sitten sprechen zu seiner Phantasie. Völlig ablehnend und mißbilligend verhält er sich jedoch gegen eine neue Klasse von Emporkömmlingen, die aus kleinen Beamten, Landbankiers, Juristen u. dgl. besteht und deren Auftreten den Gegensatz zwischen Herrschenden und Beherrschten so verschärft hat, daß es zur Revolution kommen mußte.

Über die Notwendigkeit der Reform und der Abstellung der unerträglichen herrschenden Übelstände kann nach Shelleys Überzeugung kein Zweifel bestehen. In der *Philosophischen Übersicht* hält er eine Meinungsverschiedenheit in diesem Punkte schlechterdings für ausgeschlossen. Außer den Machthabern, deren persönlicher Vorteil mit dem Fortbestehen der alten Zustände verknüpft ist, zweifle heut niemand an der Dringlichkeit eingreifender Verbesserungen. Und was die Menge betreffe, die sich in Apathie und Untätigkeit zu keinem Urteil aufrafft, so spreche gerade diese geistige Minderwertigkeit unbewußt laut für die gebotene Erneuerung.

Es kommt also tatsächlich nur das Wie der Reform in Betracht.

Shelleys Ansicht über die Revolution ist bekannt. Man könnte ihn den unrevolutionärsten aller Revolutionäre nennen. Wie unermeßlich, sagt er in *A Philosophical View,* auch das Unheil sein mag, das die Bedrückung anstiftet, verhängnisvoller als sie ist die Mine unexplodierten Unrechts, die, unter die Grundvesten der Gesellschaft praktiziert, durch einen Griff das ganze Gebäude in Trümmer legen kann. Die gewaltsame Revolution ist ihm bestenfalls ein Kompromiß zwischen dem unauslöschlichen Geist der Freiheit und dem stets auf dem Sprunge lauernden Geist des Betruges. So ist die französische von 1789 ihm der Racheakt einer durch lange Knechtschaft irregeleiteten, durch eine gierig erfaßte, doch unverdaute literarische Produktion aufgestachelte Volksmenge. Die Urheber der Revolution hatten, wie die der (unter einen andern Gesichtspunkt fallenden) englischen von 1688 ein größeres, glorreicheres Ziel im Auge, als ihnen die niedrigen Leidenschaften ihrer Landsleute zu erreichen gestatteten. Die unreife Menge versagte in der Durchführung der Glücksprobleme, die den führenden Geistern vorschwebten.

Shelley leugnet, daß das Verlangen nach Rache der menschlichen Natur unaustilgbar eigen sei. Er erblickt im Gegenteil darin das Merkzeichen einer niedrigen Geistes- und Kulturstufe.

Der Wunsch nach Wiedervergeltung schwinde in dem Verhältnis, in dem Aufklärung und Gesittung zunehmen. Grade dasjenige Mittel, mit dem Volksaufwiegler der Menge schmeicheln, die Wiedervergeltung, ist unter jeder Bedingung zu vermeiden.

In diesen schlichten Worten faßt Shelley in der *Philosophical View* zusammen, was er mit dichterischem Schwung sein zum Freiheitsmärtyrertum verurteiltes Heldenpaar Laon und Cythna durch Beispiel und Rede verkünden ließ, was er schon früher den Iren eingeschärft und in *The Mask of Anarchy* wiederholt hatte.

Die Anwälte der Freiheit müssen frei von Schuld und unbefleckt von Blut sein. Wartet in Geduld ab, bis euch die reife Frucht vom Baume fällt. Die wahre Freiheit zerstört nicht, sie richtet auf.

Die buddhistische Passivität im Gewaltertragen, die er als höchste Überwindung von seinen Vorkämpfern der Freiheit fordert, ist zum guten Teil auch durch seinen Abscheu vor dem Vergießen menschlichen Blutes bedingt (*Address . . . on the Death of the Princess Charlotte*). Mit diesem Abscheu geht notwendigerweise ein ausgesprochener Pazifismus Hand in Hand. Tragende Gedanken der *Declaration of Rights*, des *Proposal to an Association etc. of Philanthropists* kehren zum Teil wörtlich in *Laon and Cythna* wieder und finden in der *Philosophical View* einen klareren, bestimmteren Ausdruck. Macht Shelley in den Jugendschriften die Unholde Krieg und Tyrannei verantwortlich für alle menschlichen Leiden, so bezeichnet er nun den Krieg als eine Form des Aberglaubens. Als Soldat werde der Mensch Knecht. Er lerne gehorchen. Das eigene Urteil ist nicht mehr sein Führer, der eigene Wille nicht mehr sein heiligstes menschliches Vorrecht. Man lehrt ihn die Geringschätzung von Menschenleiden und Menschenleben. Das Schaugepränge der Waffen und Wappen verdirbt seine Phantasie. Um wie viel entsprechender für den Krieg wären die Abzeichen des untröstlichen Grames, verhüllte Trommeln, Trauermusik und -gewänder, gesenkte Waffen usw. Der Krieg erniedrige den Menschen zum Mörder. Ja, einen Mörder mag man verabscheuen oder verachten, der Berufssoldat sei noch über dem Abscheu und der Verachtung. Hätte es in der Welt niemals Kriege gegeben, so gäbe es auch keine Tyrannei, will sagen keine Art der legitimen usurpatorischen oder demagogischen Gewaltsamkeit. Zwangsweises Vorgehen von seiten der Freiheitsfreunde würde,

sagt Shelley in der *Philosophical View*, die Reform gleichfalls nur aufhalten. Anderseits aber hält er es auch nicht für wahrscheinlich, daß das Unterhaus aus eigenem Antrieb, ungezwungen durch die Angst vor dem Volke, zu Reformen schreiten werde. Für diesen Fall denkt Shelley an ein gemeinsames Vorgehen der geschlossenen Gesamtheit — etwa wie es später durch die Organisation der Arbeiterschaft erreicht wurde. Leigh Hunt bezeichnete bereits *The Mask of Anarchy*. die Dichtung, die den Widerstand der Vielen gegen die Wenigen, der Arbeitenden und Leidenden gegen die Bevorzugten schilderte — den unbeugsamen, aber gesetzmäßigen Widerstand der protestierenden Menge — als politische Antizipation (Vorwort zur ersten Ausgabe 1832). Die Vorstellung, daß die Vielen, in Einigkeit handelnd, die Wenigen unter ihren Willen bringen könnten, gewann in seinem Geiste immer klareren Umriß. Das Machtverhältnis müßte sich dann einfach umkehren. Die Regierung würde die Unmöglichkeit des Widerstandes gegen den allgemeinen einheitlichen Volkswillen einsehen und sich freiwillig der angemaßten Macht entkleiden. Die öffentliche Ruhe würde durch eine solche Umwälzung nicht gestört. Sie wäre nur dem Namen nach ein Kampf. Die Souveränität des Volkswillens bedeutet für Shelley etwas feierlich Erhabenes.

Das Jahr 1688, das den Volkswillen als Quelle der Macht aller Würdenträger anerkannt hat, bezeichnet eine neue Epoche der Kultur der Gesellschaft.

Die englische Konstitution erkennt sein Recht im allgemeinen an durch das Zugeständnis, die Regierung zu ändern. Die in der Verfassung der Vereinigten Staaten vorgesehene Maßregel dagegen, sie alle zehn Jahre einer Durchsicht zu unterziehen, kommt der gesetzlichen Anerkennung des Fortschrittes des menschlichen Geistes gleich. Rascheres, stürmischeres Vorgehen entschließt er sich nur für den alleräußersten Fall des Zwanges und der gebotenen Selbsthilfe ins Auge zu fassen. Doch, fügt er hinzu, selbst dann könnte es für ihn keine Frage sein, auf welcher Seite sein Platz sei. Die Sache der Freiheit wäre unter jeder Bedingung auch die Seine.

Der normale und einzig fruchtbare Weg zur Reform ist der einer langsamen, zielbewußten Vorbereitung auf die politische Freiheit. Was in Shelleys Jugendschriften in mehr oder minder utopistische Allgemeinheiten gefaßt ist, wird in der *Philosophical View* konkret und einzeln angeführt: Die Vorbereitung besteht in der Abschaffung der Nationalschuld, der Sinekuren, der Religions-

unterschiede vor dem Gesetz, des kostspieligen, langwierigen Gerichtsverfahrens.

Zur Verbreitung und Durchführung der Reformen hat Shelley eine Art mündlichen und schriftlichen Aufklärungsdienst im Sinne. Schon in der *Irischen Adresse* fordert er mit Entschiedenheit das Versammlungsrecht, dessen Aufhebung bei dem *Manchester Massacre* hn in Entrüstung versetzt. Die Entscheidung über die Parlamentsreform möchte er durch ein Plebiszit in Form einer Riesenversammlung entschieden sehen *(Proposal for Putting Reform to the Vote)*. In der *Philosophical View* denkt er an ein zweites Agitationsmittel, nämlich an Bitt- und Denkschriften der besten Schriftsteller, die, ebenso frei von Furcht wie von persönlichen Beweggründen, dem Parlament als Volksvertreter die Wünsche und den Willen des Volkes zum Ausdruck bringen und an die maßgebende Behörde leiten.

Das sicherste und fördersamste Mittel aber bleibt ihm nach wie vor die allmähliche Emporbildung und Erziehung des Volkes zu allgemeiner Geistes- und Gemütsreife. Ohne politisches Denken wird es niemals eine politische Selbständigkeit geben. Wie Plato und Rousseau versichern und Godwin mit unwiderstehlicher Beredsamkeit dargetan, sind Moral und Politik nur Teile einer und derselben Wissenschaft, der Philosophie. Darum sind Vernunft und Ausdauer die unfehlbar zum Siege führenden Behelfe auch des politischen Fortschritts.

Volksbildung ist — recht besehen — Shelleys eigentliche Kampfmethode. Aufklärung vieler oder einzelner in Versammlungen oder im Privatverkehr — so klein und schlicht denkt er sich die Anfänge einer weltumstürzenden Bewegung. Die Freiheitsfrage ist für Shelley eine Bildungs- und Kulturfrage. Durch Zuführung geistiger Bildung weckt der wahre Patriot das schlummernde Nationalgefühl und die Begeisterung im Volke. Durch unermüdliche Verbreitung geschichtlicher und politischer Wahrheit sammelt er die Freiheitsfreunde unter einer Fahne. Shelley verweist hier also ungefähr auf die Tätigkeit unserer Volksbildungsanstalten.

Die Menschen reifer, besser, edler machen heißt sie auf ihre Befreiung vorbereiten. Freiheit ist der Inbegriff der Glückseligkeit, aber die unerläßliche Vorbedingung der Glückseligkeit ist Glückwürdigkeit. Dieser Gedanke zieht sich durch sämtliche Schriften Shelleys von der *Irischen Adresse* an, und es ist im höchsten Grade betonenswert, daß Shelley den spezifisch Kantschen Begriff aus-

Eigenem formuliert. Das Ideal, das ihm vorschwebt, ist das Aufzüchten des innerlichen Menschen zu einer Edelrasse, bei der die Freiheit nur eine Eigenschaft im Komplex ihrer übrigen höchstklassigen Lebensgaben ist.

In *The Mask of Anarchy* ist es die Aufklärung des Volkes, die als geharnischte Lichtgestalt den Vernichtern den Untergang bringt und der Hoffnung, die, eine wahnsinnige Maid, bereits vor den Hufen der Pferde lag, wieder zu Kraft und Leben verhilft. Die Aufklärung belehrt die Patrioten, das unvermeidliche Nahen der Freiheit nicht durch gewaltsame und eben dadurch verfehlte Maßregeln zu verzögern. Raubt nicht, was euch als euer Eigentum gebührt, was euch als euer gutes Recht von selbst zufallen muß. Drückt eurer gerechten Sache nicht den Makel eines ungesetzmäßigen Vorgehens auf.

Übrigens faßt Shelley das Problem grade hier von einer ganz konkreten Seite. Was ist Freiheit? läßt er eine Stimme in den Lüften fragen. Ihr wißt nur, was die Knechtschaft ist: die Schinderei erzwungener Arbeit, die Lüge des Papiergeldes, die Söldnerschar des Despoten. Auch in eurem Innern seid ihr Knechte — Sklaven eurer Rachgier, eurer Leidenschaft. Aber was ist Freiheit? Und er erwidert: Für den Arbeiter ist sie der Feierabend nach des Tages Müh, ein sauberes Heim, ein gedeckter Tisch. Für den Begüterten ist sie die Selbstzucht, mit der er seine Regungen eindämmt. Freiheit ist Gerechtigkeit, Weisheit, Friede. Nichts ist bezeichnender für Shelleys »Anarchismus«, als daß er zum Schiedsrichter in seinem Kampfe Englands »ehrwürdige alte Gesetze« aufruft, jene Kinder eines glücklicheren Tages, deren Stimme das Echo der Freiheit sei.

So hatte er schon 1812 eindringlich davor gewarnt, der Regierung den Garaus zu machen, ehe sie überflüssig geworden, d. h. ehe der Mensch in der eigenen Selbstzucht und Selbsterkenntnis seiner veredelten Natur jene Schranke findet, die ihn des äußeren Zwanges überhebt.

So bleibt es letzterdings das für Shelley bezeichnende, daß auch das konkrete Ziel, das er in seiner Mannesreife ins Auge faßt, sich ihm unversehens in ein ethisches verwandelt. Da er die Politik für ein Sondergebiet der Philosophie hält, kann sie seiner Meinung nach der Sittenlehre so wenig entraten wie diese. Seiner Meinung nach haben die von Mensch zu Mensch geltenden Begriffe von Anstand und Moral auch im diplomatischen und po-

litischen Verkehr zu gelten. Und wie jedes andere Sondergebiet der Philosophie ist auch die recht verstandene Politik untrennbar verbunden mit der Verbreitung von Wissen und Tugend. Daher die seiner Weltverbesserungsleidenschaft entsprechende hohe Einschätzung der Politik. Nistet doch in Shelleys innerstem Geisteskern etwas vom didaktischen Dichter, wie völlig auch sein poetischer Genius das Lehrhafte der Absicht durch die Vollkommenheit der Kunstform überwindet. Er schreibt (Anfang 1819) an Peacock: »Meiner Meinung nach ist die Poesie der philosophischen und politischen Wissenschaft sehr untergeordnet. Wäre ich gesund, so schwänge ich mich zu diesen auf . . denn ich kann mir ein großes Werk denken, das die Entdeckung aller Zeiten und die widerstreitenden Bekenntnisse versöhnen sollte.« Wie sonderbar nähern sich diese Worte dem Standpunkt des Shelleyantipoden G. B. Shaw, der — in der Shelleygesellschaft — einmal der Überzeugung Ausdruck gab, eine Dichtung habe einem lehrhaften Zweck zu dienen, und solle in der Art einer politischen Abhandlung gehalten sein, denn Poesie sei eben die künstlerischste Form, um jene Dinge zu lehren, die zu lehren gerade dem Dichter obliegen (April 1887).

So war auch, was Shelley mit der *Philosophical View* anstrebte, nicht eine theoretische Abhandlung schlechthin, sondern eine unmittelbarer dem praktischen Zweck gewidmete. Nur nebenbei legt er sein eigenes Verfassungsideal klar: die Republik mit einer einzigen repräsentativen Kammer. Ein Ideal, das er, im Vorübergehen bemerkt, am deutlichsten in der Verfassung der Vereinigten Staaten erkennt, deren negative Vorzüge ihn mit neidvoller Bewunderung füllen: kein König, will sagen kein Beamter, dem Reichtümer zufließen, und von dem Verderbnis ausgeht; keine Oligarchie, will sagen keine Klasse, die das Vorrecht besitzt, die andern zu betrügen und zu verletzen, und der die Handhabung — (der Mißbräuche) — der Gesetzgebung und der Rechtspflege erblich anheimgegeben ist; keine Staatskirche, will sagen kein System von Meinungen über abstruseste Fragen.

Shelleys eigentlicher Zielpunkt war, seine mißhandelten Landsleute, wie Mary Shelley im Vorwort zu ihrer Ausgabe seiner Poetischen Werke sagt, über die Art des Widerstandes aufzuklären, den sie der Gewalt entgegenzusetzen hätten. Er findet für die gegenwärtige Gesellschaftsform den anschaulichen Vergleich mit einer modernen Maschine zu nützlichem Zweck, die aber statt Korn zu mahlen das eigene Räderwerk abnützt und zerreibt

Die *Philosophische Übersicht* sollte dartun: 1. daß die große Allgemeinheit von der Notwendigkeit eines Wechsels durchdrungen sei, 2. die Ursachen und Ziele dieses Wechsels, 3. die Durchführbarkeit und Nützlichkeit eines solchen Wechsels, 4. die Stellungnahme der Gesellschaft in bezug auf ihn, 5. die wahrscheinliche, mögliche oder wünschenswerte Form seiner Durchführung. Ausgeführt hat Shelley eine Einleitung und zwei Kapitel, die sich nicht an die obige Einteilung des Planes halten. Im dritten Kapitel bricht die Arbeit mitten im Satze ab.

Eine Briefstelle aus dem Jahre 1822, die sich auf die *Philosophische Übersicht* beziehen kann, scheint einen Schlüssel zum Grund dieses plötzlichen Liegenlassens an die Hand zu geben. Shelley schreibt: »Ich dachte, diese Dinge zu studieren und über sie zu schreiben oder mich in ihnen zu betätigen. Ich bin froh, daß mein guter Genius mir sagte: Laß ab! Ich erblicke wenig Volkstugend und sehe voraus, daß es ein Kampf um Gold und Blut werden wird.«

Shelley mochte erkennen, daß es mit dem inneren Aufstieg, der ihm am Herzen lag, noch gute Weile hatte. Von den herrschenden Zuständen und Ideen angeödet, mochte er die Lust verlieren, den aussichtslosen Kampf mit ihnen weiterzuführen. Er hatte das Buch zu einer Art Richtschnur für die philosophischen Neuerer bestimmt, »ungefähr wie das Buch Jeremy Benthams, aber anders und vielleicht systematischer« (an Leigh Hunt, 26. Mai 1820). Es verlor seinen Zweck, wenn es sich nicht Gehör verschaffen konnte. Schon diese Erwähnung Benthams, wie die Berufung auf Cobbett hinsichtlich des Papiergeldes beweist, daß Shelley sich im praktischen Streben nach Fachkenntnissen mit einschlägigen Schriften beschäftigte und ihnen kritisch gegenüberstand.

Die Veröffentlichung der *Philosophical View of Reform* zu einem Zeitpunkt, da das Leben der Staaten und Völker ihren Inhalt zum Teil überholt hat und die Produktionsschwierigkeit im Buchhandel Verlegern und Herausgebern Zurückhaltung auferlegt, ist dennoch kein bloßer Akt der Pietät. Rollstone verweist auf gewisse Beziehungen zwischen der heutigen Lage Englands und der vor hundert Jahren. Auch 1820 ging England eben aus einem langwierigen Kriege hervor, äußerlich siegreich, im Innern aber voll Unruhen und Bedrängnis. Auch damals hatte die Nationalschuld eine bisher unerhörte Höhe erreicht, auch damals war die Teuerung der zum Leben unentbehrlichen Dinge eine erschreckende

geworden. Die Notwendigkeit der Erneuerung des gesamten Daseins lag damals wie heute auf der Hand. Shelley bezeichnete unumwunden die Lage als eine Schicksalskrise. Er erwartete die Regeneration in hohem Ausmaß auch durch die Nationalliteratur, die eben wie in einer großen Wiedergeburt erstand. In der Darlegung der hohen Mission des Dichters verlor er sich in jene schwungvolle Betrachtung, die an einer ihr geziemenden Stelle Platz fand: in der *Defence of Poetry*.

Das Zurückgreifen auf Shelleys der heute in England herrschenden Strömung kaum entsprechende Philosophie ist möglicherweise als eine vielleicht unbewußte Erkenntnis zu begrüßen, daß das Alte unter Umständen das Zukünftige sei.

Wien. Helene Richter.

N. Bøgholm, *Robert Browning, Ringen og Bogen.* (Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning, udgivne af det filologisk-historiske Samfund Nr. 109.) København 1918. 64 SS.

Das Büchlein will ein Führer sein in das bekannte Gedicht Brownings und dessen Entstehung. Verf. hat sich somit ein ziemlich bescheidenes Ziel gesetzt. Er gibt erst den Inhalt des Gedichts wieder, wobei er das ursprüngliche, von Browning benutzte Buch zugrunde legt, aber vielfach Brownings eigene Worte anwendet. Er hat dabei Teile des Gedichts ins Dänische übertragen, m. E. sehr verdienstlich. Das einzige, was eingewendet werden könnte, ist ein etwas zu sehr markiertes Hervorheben des Realistischen bei Browning, das weniger merkbar ist, wenn man die englischen Verse liest, als die dänische Übersetzung es ahnen läßt.

Der zweite Teil enthält eine Analyse des Gedichts, eine Auseinandersetzung, wie die Begebenheiten sich in den verschiedenen Temperamenten der handelnden Personen widerspiegeln. Unter Hinweis auf Bacons bekannte "Idola" wird hier feinsinnig klar gemacht, wie der Konflikt aus dem Unvermögen der Beteiligten, über das eigene Ich hinauszukommen, hervorwächst. Verf. legt dabei, scheint es mir, das Hauptgewicht auf Browning den Moralisten, dem das Leiden nicht lebenhindernd, sondern lebensteigernd ist. Andere Saiten Brownings, die dies schöne Gedicht hat ertönen lassen, bleiben in dieser Weise unberührt. Damit ist wohl Browning als ethischem Führer hauptsächlich Gewicht beigelegt gerade in dem Produkt, wo er am glücklichsten Shakespeares weitherzigem

Menschentum nahegerückt ist. Übrigens scheint mir, als ob das Heranziehen von Bacon, Carlyle, Shakespeare usw. mitunter etwas Zufälliges an sich habe, als ob Verf. auf sie nur *comparationis causa* hinweise, was freilich dem Verf. seine Erklärung erleichtern mag, vielleicht aber nicht immer notwendig ist für die Frage nach dem inneren Zusammenhang der betreffenden Anschauungen. Daß ein solcher innerer Zusammenhang wenigstens mit Bacon bestehe, scheint jedoch mit Recht die Auffassung des Verf.s zu sein.

Das Büchlein ist im ganzen eine gut geschriebene Studie, die wohl verdient, gelesen zu werden.

Lund. S. B. Liljegren.

Mrs. Humphry Ward, *A Writer's Recollections.* London 1918, W. Collins. 373 pp.

The present recollections are interesting not only as a record of the life of one of the most prolific English woman novelists but also on account of the people with whom she was related or acquainted. We need only mention that her father was the younger brother of Matthew Arnold and a son of "Rugby Arnold". The first two chapters, "Early Days" and "Fox How", principally tell us about Tom Arnold and his attempt to settle in New Zealand, his conversion to Roman Catholicism — the son of Cardinal Newman's adversary! — and his return to England with his wife and three children, among them the author herself at the young age of five. For the understanding of her later career as a writer we ought to recollect the atmosphere her father breathed in at Oxford, the interest he took in Carlyle, in George Sand and budding humanitarianism, an interest which, when strengthened with the appearance of Ruskin, was to leave such indelible traces in the work of Mrs. Ward.

The chief interest attached to the chapters following: "The Family of Fox How", "Other Children of Fox How", "The Friends of Fox How", lies in the glimpses caught of Charlotte Brontë; of Jane Arnold, afterwards Mrs. W. E. Forster, and her husband; of the early years of Matthew Arnold, his first collections of verse, and his appointment to the professorship at Oxford; of W. D. Arnold and his novel *Oakfield;* of E. P. Arnold, of Mary and Susan Arnold; and further of the last days of the old poet at Rydal Mount, his death and the death of his wife, of A. H. Clough, and of Arthur Stanley. We find a curious note of a

vision — or rather hallucination — of the eldest daughter of Mrs. Ward when she and her mother stayed for some weeks at Rydal Mount, in 1911. She fancied that she saw the old Wordsworth one night when she was going to bed in what had once been Dorothy Wordsworth's bedroom and she noted down the incident on the spot with every curious detail and the picturesque freshness which accompany such vivid and extraordinary incidents.

In the next chapter we begin to get a more direct view of the life of the authoress herself. "Young days at Oxford" really tries to bring home to the reader the atmosphere and the spiritual surroundings which were to affect the young mind of the girl till her marriage. Among the foremost figures here are Mark Pattison and his wife, afterwards Lady Charles Dilke, a vivacious, intellectual, unacademical woman who evidently made a very deep impression on the younger generation of contemporary Oxford. In the house of the Pattisons she met many remarkable people: Taine, deeply depressed by the heavy misfortunes of his country about 1871; G. H. Lewis, to whom she took a real aversion, and his wife who talked like a book on their travels in Spain; Swinburne, nervous and restless, and the Paters who shocked their surroundings by their disbelief in the tenets of Christendom though Mrs. Ward insists on a thesis of her own that Walter Pater later on returned to the old creed, perhaps more unconsciously so.

"Balliol and Lincoln" mainly records the names of Jowett, Th. H. Green and Newman, Pusey, and Liddon, and will interest those who like to hear about the outward appearance of these men, and some snapshots showing them at a dinner, at a sermon, joining in a conversation, and so on. Any addition to our knowledge of the Oxford Movement in its inner significance will, however, be sought for in vain.

"Early Married Life" is so far a misleading heading as this chapter is a mere continuation of the preceding one and its methods. We get some information of a personal kind about Creighton, that incredibly vivacious historian J. R. Green and his greater colleagues, Freeman and Stubbs. Those who do not remember the strong interest Mrs. Ward took in history, especially Spanish history, will perhaps be a little surprized at finding so many names of historians recorded by her. From this period dates also Mrs. Ward's active part in the Women's Movement,

in the beginning principally manifesting itself in the organization of series of lectures for women in the university town. The vacations of these university years were mostly spent in travelling, especially in France, and the French acquaintances of Mrs. Ward were numerous. Taine has already been mentioned. Now she also saw Renan.

Next chapter, "The Beginnings of *Robert Elsmere*", takes us a step farther toward the literary career of the authoress. While engaged in work on Spanish History a sermon preached on the moral causes of unbelief called forth, first a pamphlet and then the novel as a protest. Glimpses of Renan and William Forster complete the chapter.

"London in the Eighties" and "London Friends" continue the record of remarkable men and women met with during these years: Henry Morley, Henry James, Mrs. Lyttleton, Balfour, Edmond Scherer, Lord Acton, Browning, Lowell, and a great many other constituents of the intellectual history of these times at home and abroad.

Then we witness "The Publication of *Robert Elsmere*". This chapter is of some real interest on account of the attempt to analyse the process and the method of producing the book. Mrs. Ward quite correctly states that what produced the story was an intellectual process, noways the intuition of Turgenieff with whose method Mrs. Ward compares her own. The time after the publication of *Elsmere* was filled by the exitement of the reviews -- especially Gladstone's — the congratulatory letters, and — the death of Matthew Arnold.

"First Visits to Italy" records what the heading says and further the controversy following upon *Elsmere*, the germing of *David Grieve* and of *Marcella*.

"Amalfi and Rome. Hampden and *Marcella*" tells also about the University Hall Settlement in London which was to play so important a part in the life of the writer during these years. With the early history of this settlement is also connected the name of James Martineau, the author of *Types of Ethical Theory*.

The last three chapters are: "*Helbeck of Bannisdale*"; "The Villa Barberini. Henry James"; "Roman Friends. *Eleanor*"; continuing the same desultory manner of touching on every subject within reach of time and place in this period of the life of Mrs. Ward. An "Epilogue" principally records stray recollections fo

some authors like Tennyson, Meredith, Stevenson, Kipling, Hardy, Wells, Bennett, Conrad, Galsworthy; and notes down the principal facts of the part taken in the war by the authoress herself, her visits to the United States and Canada.

Lund. S. B. Liljegren.

Henry Festing Jones, *Samuel Butler, Author of Erewhon, (1835—1902).* A Memoir. London 1919, Macmillan & Co. 2 vols. Pr. 42 s. net.

Several of late English writers, e. g. Wilde and Swinburne, have incurred a fate in a certain respect somewhat similar to that of Samuel Johnson or Goethe inasmuch as they have had more or less intimate friends for a kind of biographers and recorders to whose eyes everything about these great man has assumed proportions that sometimes do not appear quite adequate to the public standing farther off. We do not look at Goethe just with the eyes of Eckermann; nor at Johnson with the eyes of Boswell. In the same way Watts-Dunton, Gosse, Sherard, and other friend-biographers are liable to impress the reader with a suspicion of having stood with their faces somewhat too close to the picture to be able to tell what was really to be seen from what they have fondly wished, — perhaps quite unconsciously — to see.

The present volumes offer another instance of a case where friendship with the author has brought about a personal and literary memoir and appreciation which does not suffer the reader to lose consciousness of the friendly handshake, the quiet chat over a cup of tea, the long strolls together which in such cases unite the teller with his subject. Out of his intimate acquaintance with Butler Jones felt, as he tells us himself in the preface to the present work, a duty rise to become his biographer when attention to Butler began to succeed neglect of him in the years which closed round Butler's death. The first important instalment in fulfilment of his task Jones offered to the world ten years after the death of his great friend when he published "The Note-Books of Samuel Butler". As we remember, the Note-Books were somewhat curtailed by the editor, principally in order to keep back some materials intended for the work now published.

As far as we are able to judge, this work on Butler ought to be exhaustive. The author, in his quality of being an intimate friend of Butler's and familiar with Butler's acquaintances and

relatives, has had access to a collection of facts and documents in completeness evidently ranking among the very best. Add to this a painstaking care which has induced the author to spare no efforts in order to procure information, a care aptly illustrated by the incident he relates of how, having met one of Butler's acquaintances and on that occasion having neglected to add to his own knowledge of the subject, he immediately afterwards wrote to the man and, as the latter shortly died, turned to his friends to atone for his negligence. This has consequently resulted in an overwhelming mass of details and documents which will prove the chief source to future research on Butler. That such a lavishness may turn out an objection to the work itself, is probable. Readers ordinarily want to be told about things, not to look for things on their own account or to read and sift letters and memoranda. The scholar has a right, of course, to overlook the wishes of that part of the public if pertinent matter remains abundant and heavy on his hands even after a judicious sifting. Only when this last condition is disregarded need the author take a reproach of the above kind *ad notam*, and several persons of judgment will think that the author's shortcomings lie in this direction. In fact, many quotations from Butler's works, from his prose translation of the Odyssey, and so on, do not add to the value of the book in its quality of an-exhaustive collection of fresh matter for his final biography. But on the other hand, several of these quotations seem rather convenient and hardly make the whole thing more unwieldy.

A fault rather trying to the reader is often committed in similar admiring biographies of great men by their friends inasmuch as the author is inclined to think his subject so far above the ordinary reader that it needs explaining in a quite extraordinary degree. Jones' Life sometimes proves somewhat exasperating reading on account of his distrust of other peoples' common sense. He tells e. g. p. VIII that Butler jestingly said that, if his Life were written, it ought to begin with the following sentence: "The subject of this Memoir was born of rich but dishonest parents", and Jones adds the following commentary: "This, however, was intended as a gibe at his father rather than as a testamentary direction." Such naïve remarks on this and other distressingly common witticisms of whose far back ascending origin Jones seems to be ignorant, can hardly fail in some cases

to predispose the reader against the author. Jones is, curiously enough, quite unconscious of the fact that he offers help not asked for. P. 359 vol. II he expressly "departs from his usual practice of leaving the reader to settle for himself when Butler is serious and when he is jesting"!

Probably the most interesting parts of Butler's *personalia* now added to those already known before are the new facts as to his relations with his old companion from the sheep-breeding years in New Zealand, Charles Payne Pauli. It is not exactly pleasant reading to those who stand aloof from both men. Pauli's behaviour looks very unfavourably for him as far as the facts revealed at his death go. Continually keeping Butler in the dark as to his, Pauli's, real economical position, not even admitting Butler's visiting him, Pauli seems really to have drawn the 200 l. per annum which Butler lent, or rather gave, him although he himself had an income which was greater than Butler's. When everything is considered the latter evidently had a right to give vent to his feelings in these notes where, however, the reasoning impresses one rather painfully in spite of many philosophical concessions to the Roman *Audiatur et altera pars.*

Particularly interesting is also the information about the friendship between Butler and Miss Savage and the latter's share in *The Way of All Flesh,* re-written in accordance with her suggestions, interrupted for good by her death, and where Alethea was conceived on the model of Miss Savage, barring the beauty. I am not sure, however, that the inferences drawn by Butler himself or by Jones as to the quality of Miss Savage's attachment are probable. So intensely intellectual a woman *may* have felt nothing but friendship for Butler. Be it as it may, entirely contemptible are the verses Butler wrote on her after her death;

> Hard though I tried to love I tried in vain.
> For she was plain and lame and fat and short,
> Forty and over-kind.

where wretchedness of form and coarseness and paltriness of sentiment combine in making these sonnets unworthy even of a common scribbler. Another passage showing Butler rather below his own worst occurs vol. I p. 441 in his comment on a tombstone which he evidently saw in the churchyard when attending Miss Savage's funeral: "If a corpse can drink, I am sure this one does, and am also sure that if she has the keys of Hell and of Death,

she is not at all a fit person to be intrusted with them." His miserable failure in being witty leaves the sentence without any redeeming feature, pure coarseness that would hardly have escaped a footman immediately on the funeral of the person dearest to him.

The correspondence between Butler and Miss Savage reveals two rather congenial minds especially in their common idiosyncrasies. They cordially agree over Wilhelm Meister, both being alike incapable of penetrating into Goethe's world of "Abklärung". As a matter of fact, the stubbornness which Butler brought into his quarrels with his father, with the Darwinians, with the antagonists of his Homeric theories, etc., he also brought into predilection or antipathy in literature, art, music. A judgment like the one that Blake was no good because he read Dante has only the form of a joke. It really states Butler's position. He would turn everything into hobbies which at times would prove useful, as in the case with some of his ideas about Darwinism and evolution, when ascribing cunning to the cell in its adaptability, when connecting heredity with memory, or the like; or as in the case with some of his works on art, his championing Tabachetti, or his questioning received opinion on old paintings; on the other hand his dislike of everything in music not Handelian bore no valuable fruits either in criticism or work. His admiration for Handel is hardly more intelligent than his aversion for Beethoven. In both cases his position results from his narrowness and ponderousness of mind compelling continued motion begun in a direction. The Handelian compositions by Butler alone or in collaboration with Jones are about as valuable as his paintings whether accepted or rejected by the Royal Academy. The clue to his failure in both respects seems to me to be furnished by the inscription on the clumsy picture "Family Prayers": "I did this in 1864 and if I had gone on doing things out of my own head instead of making Studies, I should have been all right." Butler's mind was nothing if not critical whereas richness of imagination was lacking in him as well as in his greater predecessor Swift. Clear and penetrating thought, tenacious memory, and a strong sense of facts are the merits of *The Way of All Flesh, Erewhon, Luck or Cunning* as well as of *The Tale of a Tub* or *Gulliver's Travels.*

The documents presented illustrative of the Darwinian quarrel are sufficient to allow a summary of the case. The letters that

passed between Butler and Charles Darwin in 1865 on B.'s "*Evidence for the Resurrection of Jesus Christ*" and later on are very friendly. But afterwards Butler resented that the preliminary remark of "*The Origin of Species*" passed over Erasmus Darwin, Lamarck, and Buffon in silence. B. saw here an attempt by Charles Darwin to claim all honour of the theory of evolution for himself. Be it as it may, Darwin's later behaviour seems not very creditable. In February, 1879, came the account of Erasmus Darwin by Krause in the German periodical, *Kosmos*, some weeks later, Butler's *Evolution Old and New*, where Butler compared Charles' and Erasmus' theories and contended the superiority of the latter; and finally Charles Darwin published a pretended translation of Krause's article, in November, 1879, but really an entirely re-written version of it, with views modified by *Evolution Old and New* and with attacks upon Butler. The latter's remonstrations evidently put Charles Darwin into a great fright. His altogether untruthful letters to *The Athenæum* and his letters to Huxley prove this fact. Butler's position was rather difficult as he had to stand alone against all officially recognized representatives of science and learning but time has proved him to be right and assenting voices were heard even in his own days. More than once his antagonists tacitly accepted his theories into their systems.

Whatever the merits of Jones' memoir, they are not literary. An interpretation or placing into its connexions of Butler's literary achievement is not attempted nor even the materials collected with a view to facilitate such an undertaking but rather at hap-hazard. There are a great many questions that invite investigation. How far are the many parallels between Swift and Butler unconscious? There is a great similarity of temperament, of course. Swift's intellectual penetration is the finer and more delicate of the two, his pessimism thorough-going. Butler is at bottom an optimist in spite of a surly manner of expounding his creed. The Yahoos are clods of filth in which the filth is essential and essentially incapable of improvement. The musical banks and sunchildism result from certain aberrations in an essentially reasonable being worthy of respect. Swift sees but folly and injustice in mankind, Butler want of commonsense. Hence Butler's work is far more positive than Swift's, it *is* primarily positive. Swift's Laputan scholars are entirely ridiculous; Butler joins scientific quarrels positively in a manner liable to make the ridicule

he poured upon others recoil upon himself. The satirical method is identical in both, conditioned by their country. It presupposes the quality which is usually looked upon as the English insularity. The object is held up to derision by placing a person imbued with prejudices which isolation has prevented him to suspect the existence of, among people developed in a different direction, unknown to and not knowing of their visitor's nation. But for all obvious indebtedness to the author of *Gulliver's Travels* Butler did not borrow the name of *Erewhon* alone from More. Their optimism, their belief in good-breeding as efficient cause of social welfare is common.

One of the most striking things about these heaps of letters to Butler, their effect on him, and his own letters and notes, is the egocentricity of his thoughts and interests. If he has written upon a subject and then discusses it with another person, he is inclined to regard that person as superficial and a fraud if he proffers an opinion without having made the subject discussed his special study. Butler, to a degree rather difficult to realize, lacked sense of the fact which might be called the current money of politeness. If a person whom he had sent one of his books thanked him politely in quite general terms so that it is all but evident that he had not read the book, Butler would take this as the opinion of a serious adherent. If, out of politeness, a person evaded discussing some of Butler's hobbies, he was considered by Butler stupid and wanting arguments when the fact is that the arguments needed would have involved a breach of politeness. There is no doubt much truth in the statement that Butler insisted on intensity and common sense as regards scientific research, and that his merits in this direction are very great, but the statement needs qualification. On the one hand Butler's intensity may lead to infinite waste of energy every time someone has settled firmly into an impossible position, as more than once the case proved with himself. On the other hand Butler himself is not free from a certain superficiality in his reasonings. His intensity in matters he did not sufficiently know or understand proved the same danger to him as mathematics to Hobbes, he wanted to prove the impossible, to prove that things were as he wanted them to be.

Lund. S. B. Liljegren.

John Galsworthy, *The Freelands.* London 1915, W. Heinemann. Pr. 6 s. net.
— *Five Tales.* London 1918, W. Heinemann. Pr. 6 s. net.
— *Saint's Progress.* London 1919, W. Heinemann. Pr. 7 s. net.
— *The Skin Game.* London 1920, Duckworth & Co. Pr. 2 s. 6 d. net.
— *A Bit of Love.* London 1915, Duckworth & Co. Pr. 2 s. 6 d. net.
— *The Foundations.* London 1917, Duckworth & Co. Pr. 2 s. 6 d. net(?) (These three dramas also to be had in one volume, published by B. Tauchnitz, Leipzig.)
— *In Chancery.* London 1920, W. Heinemann. Pr. 9 s. net.
— *Awakening.* Illustrated by R. H. Sauter. London 1920, W. Heinemann. Pr. 7 s. 6 d.

Among Galsworthy's last novels *The Freelands* stands out as — not the most evident, it is true — sample of how far his intentions and his inclinations go together. In spite of the general opinion — at least as founded on his earlier work — according to which he is open to the objection of suffering his outlook upon life to encroach upon the reality and the convincing power of his characters, to fill them with ideas instead of with blood, — in spite of this opinion his interest in his men and women is so predominant as to make him — and his readers — lose sight a little of the problem involved. *The Freelands* is obviously conceived as a study on the agrarian question, but the impression left on the reader's mind is that anything might have brought about the drama developing between the persons in the book, that is, the latter are the original constituents of the weaving. This is hardly to be reckoned as an artistic fault in itself. We know that many of the greatest novel writers are in the habit of first conceiving the character they wish to study and then the task will be to find out what aspects of life are requested most saliently to bring out his qualities. When we perceive, however, that such a problem as the present one is attacked, we are disposed to expect that a definite view of it will be advanced, that, at least, this problem is necessary for the construction of the book. But such is here the case only to a certain extent.

The Freelands belong to the same country family, disbanded in previous generations but adhering to the soil by means of one member, whose position reminds us in a way of the grouping of the Forsytes in *The Man of Property.* Galsworthy makes other members return from different strata and surroundings in

society and be brought into fresh contact with the problems of the soil.

Conceived as a study of social problems the book centres round the motto on the title-page. "Liberty's a glorious feast" is apparently put there with a view to the central plot of the book: a landowner, or rather his wife, sharply resents not only that one of his labourers, a widower, lives in the same house with his sister-in-law, but even that they want to avail themselves of a relenting law to marry. He thinks himself at liberty to do with his property what he likes, and evicts the family. The combat between employer and his workmen is here an agent of helping to reveal class difference as well as individualities. As I have said already, the latter is apparently the chief aim or has involuntarily become so. Nedda and her lover, e. g., are not intrinsically conditioned by *such* a trend of events. These latter rather serve to bring out their character. It is perhaps on account of this circumstance that the book fails to admit of a definite answer on the question put by the plot. Is the landowner in the right? Or his antagonists? The book sets one thinking but does not furnish real suggestions in what direction the solution lies.

With *Five Tales* Galsworthy has returned for the time being to the short story. With the last of these tales, *Indian Summer of a Forsyte,* we are to deal later on in this paper, the other four may be briefly mentioned here, as the true importance of Galsworthy, according to the present writer, is not to be looked for in this direction.

The First and the Last reminds one in certain respects of another great English novelist whose short stories in the same way are inferior to his novels, viz. Joseph Conrad. This tale verges on the tale of horror. A prominent barrister, a cool head and a cold heart, is suddenly faced by the problem of a murder having been committed by his brother, a now shady person living with a common whore. The specifically Galsworthian grasp of the subject becomes apparent in the putting of the successful, prominent man as morally inferior to the outcast. The woman and her lover, doomed to misery by the same society which immensely respects the barrister, nevertheless have a conscience. They cannot bear that another man is suspected of the murder of the woman's brute of a husband, but commit suicide together, leaving a full written confession of their crime — if it is a crime

otherwise than according to the laws of society. The confession is found by the brother who burns it, in this way suffering three human beings to become victims to his family honour, as the innocent man, too, really gets hanged.

The Juryman is in its essentials something of a sketch of Soames Forsyte's case. A business man of his type has got a wife mysteriously fascinating to him, with the power of always keeping alive a raging hunger for her, of all women, within him. Herself full of unused up longings she has none of them left for her husband. He becomes a juryman and is to try a case where a khaki has "shirked" — the time of the tale is the Great War — out of sickness for his home and his wife. Whereas the other jurymen have no feelings for the culprit, Mr. Bosengate has, and procures an acquittal on certain conditions.

A Stoic is also a study in Forsyteism but this time it is old Jolyon we are reminded of. Especially his end in that little tale we are shortly going to turn our attention to. Old Heythorpe is hardly able to move about without help. And nevertheless he bullies his Board, his family, his creditors, everybody. He is on the verge of bancruptcy but on one occasion simply dictates a deed to one of his friends, his very contrast as to "cheek", very profitably to get his fleet sold to the Stoic's Board. The transaction enables the Stoic to provide a settlement for the widow and children of his natural son. A shareholder getting wind of this fact wants to fight the old man by making a scandal before the Board, but the preliminary steps taken see him unyielding and before the last encounter he dies, a true English stoic, having had his way to the last.

It is no objection to an author like Galsworthy to find that in reading one of his works we are reminded of others. On the contrary, his power of treating similar subjects with steadily rising perfection often keeps the reader spellbound. *The Apple Tree* resembles in some respects *The Dark Flower*. It is the story of the sensitive youth drinking beauty with the same natural necessity as he is breathing with. His kiss to a pretty country girl means everything for ever, to him everything only for the moment, and twenty-four hours' involuntary separation suffice to bring him under the spell of the pretty sister of a chum of his. In the love scenes between Ashurst and the pretty country girl Galsworthy achieves his very highest.

The different way in which the war affected the work of the foremost living English writers of fiction is worth noticing. In fact, it discloses their individuality very adequately. The admirers of H. G. Wells might have been able to predict the coming of *Mr. Britling*. Never losing sight of life's meaning Wells would naturally be expected to take the occasion by the ears and "see it through" as he always did when "it" had become something affecting the welfare of mankind at large. Mr. B. has a goal to arrive at. Not at all possessed of Wells' exuberant, immediately resourceful vitality Arnold Bennett wrote *The Pretty Lady*. G. J., like Mr. Britling, is lead into some kind of activity by the war but like the usual figures created by Arnold Bennett, he does not put his whole heart into the matter. On the contrary, the war has only kicked G. J. off his legs for the time being, he sways and catches at something to hold on to, and gets something. And to this he sticks and gets used as the ordinary machine, it fills the empty hours of his days, simply.

In Galsworthy's war-novel, *Saint's Progress*, the war does not enter very much. It is outside the door, something terrible affecting the consciousness of those indoors like an impending earthquake or flood — lifting life out of its hinges and the heart's generosity out of petty everyday-life considerations. The younger daughter of a clergyman is dreaming away some beauti ful summer weeks with a boy of twenty, a dream which in ordinary circumstances would pass into a mellow recollection of youth's vagaries, but now, when suddenly Cyril is called away to the war, affects her whole life, those of her relatives, even society at large. The remaining hours before her lover's departure witness the wonderful growth of the girl into mature, self-conscious womanhood, she, in a way, instinctively feels life's strain upon mankind and rises to the demand upon her to the utmost of her power. And she gets her share of the burden as a woman. Cyril is killed at the front and she soon becomes aware that her will at their parting in the mild summer night, which Galsworthy has made one of his most perfect pictures of the beauty of nature melting into human mind, is going to have the consequences desired by her. Her power of continuing to live up to the force of that parting moment in face of the sorrow she is going to cause her father, the "saint", does not diminish, not even when

the child is born and society knows and resents that one of its most cherished conventions has been disregarded.

The "saint" whose progress the book intends to trace is one of those kindhearted and sympathetic men whom we know from Galsworthy's other books. His life is a continuous struggle to overcome his prejudices and to be capable of understanding and compassion towards everybody and everything in life, to get over that absolute limit of the human heart beyond which there is no pardon or love. And he succeeds in the manner which is peculiar to Galsworthy's figures, without the least trace of the clerical unction, without any dust raised of an ethical codex, only infinitely true when he stands a human being before another human being. After his first struggle over his daughter's fate he becomes one with her and is able successfully to stand another trial on her account when love comes to her a second time from a man whom he cannot understand or immediately believe in.

At present (June-July 1920) there is a play of Galsworthy's going at St. Martin's theater in London which has been unanimously proclaimed by the press to be of extraordinary force and merit. The fact is that *The Skin Game* moves the reader as well as the looker-on in a way which marks a decided advance upon the early Galsworthy, the one e. g., of *The Island Pharisees* and *The Dark Flower*. Like *Saint's Progress* this play seems to deepen the impression upon the admirers of Galsworthy that the war has affected him in the manner of a great and lasting sorrow, intensifying and widening his power of sympathy with humankind at large. His attacks on what he choses to regard as British hypocrisy and conventionality are frequent still, but less bitter and resentful, a fact which, as no other objects have emerged above his horizon on which to bestow the usual, unrelenting lashes of his satire, brings the author infinitely nearer his characters, makes him more fit to present them with the conviction of life itself.

The plot is constructed on lines which Galsworthy has in common with e. g. Henry James, his master in this respect by otherwise vital difference. A country-squire of old traditions is intruded upon by an upstart business man become his neighbour, the family of whom is made intensely conscious of their utter repulsiveness to the squire's, especially to his proud wife. Goaded on by this circumstance the "pachydermatous" Hornblower unites with his endeavours to expand his business the aim of making

the squire's uncomfortable, of driving them away. He manages to purchase the estates in the neighbourhood so as to encircle the squire in order to offend him by building factories and mills close upon his premises. The hatred is there, the "skin game" has begun in spite of budding affection between the children of the two families. On the squire's side the combat is fought by his wife, who here is equivalent to e. g. the squire in *The Country House*, the ever-recurring object of Galsworthy's *J'accuse* against British selfrighteousness and inability of transcendency beyond self. The squire's wife has got knowledge of the fact that Hornblower's daughter-in-law before her marriage has "helped married men to get divorce" by living together with them for payment, and this card she plays out against Hornblower and defeats him. To save his family honour or at least to try to save it he must sell to the squire the contested estate at half the prize paid by himself, but it is a Pyrrhic victory. The squire feels and resents deeply that the "skin game" has left him and his wife with unclean hands, that the real victims of the combat are a defenceless woman and her husband, both innocent of the father's malice. The curtain falls on victors vanquished as thoroughly as their enemies.

The play abounds in interesting characters and convincing psychology. The old gentlemanly squire, made sore all over by the sole presence of the "pachydermatous" upstart, but of a true, innate refinement stands out against his wife whom their daughter characterizes as England personified, "always right according to herself." "The squire is too squeamish, but the grey mare is all right," says their vulgar agent. Galsworthy's keensighted tracing of the psychology of the base action in the squire's wife might be regarded as momentous to the history of Puritan ethics in England. When the question is about using or not using such recognizedly contemptible means of combat she says: "You are outside our palings" and that apparently quite settles the matter. There the old Puritan ethical attitude pops up its head. To put it crudely: when you are to proceed against someone, first determine his position. If he is deemed of a moral quality fit to be outlawed, if it is possible to place him outside "your paling", then hardly any means is too despicable for use against him. You yourself have the right to commit crimes in order to punish him. You are right whatever you do him and he is wrong whatever he does.

The squire's daughter is one of those fresh and attracting girls, a little slangy and wild but thoroughly soundhearted that recur in many of Galsworthy's books, open to love and averse to hatefulness and such charming daughters to their father that one feels immediately inclined to suppose that they are parts of the author's own near life.

If nevertheless those girls are no extraordinary specimens of Galsworthy's interpretation of women such is eminently the case with the young Mrs. Hornblower in the present play, the counterpart of Mrs. Bellew in *The Country House*, of Leila in *Saint's Progress*, etc. She remains as the real centre of the play when once the footlight has been shifted on to her person, incalculable, irresponsible, irreproachable in spite of everything revealed about her earlier life, the woman who is righted and somehow always right on account of the love she is capable of. I think it ought to be noted what exceptional reverence is paid by Galsworthy to real woman's love wherever he detects it; it is to him something particularly sacred which commands his respect and silences criticism and judgment and never needs pardon. In presence of it Galsworthy makes us feel that the whole world is wrong if venturing upon a verdict. This is a point where neither Wells, nor Hardy, Meredith, James or any other of late English masters of fiction quite reaches up to Galsworthy's level.

It is a matter of course that the rest of the persons in the play do not produce as immediate an impression as the above even if one or two more are conceived far above the common.

The hero of *A Bit of Love*, Michael Strangway, we know from several of Galsworthy's books. His latest incarnation was named Edward Pierson, in *Saint's Progress*. The only thing these men do not know or understand is hatred. Strangway is also a clergyman. His wife loves another man and lives with her lover. As a divorce would ruin the latter, she visits her husband and begs him to do nothing but to suffer her to continue living with the man she loves. Strangway loves her deeply but his conscience bids him to consent. The conversation having been overheard people soon know of Strangway's position towards his wife which Mrs. Grundy of course thinks cowardly and immoral. Sensitive and incapable of enduring the purple indignation of society his suicide is prevented by a child.

There is not much to add about *The Foundations*, the third

of Galsworthy's recent dramas. Different strata of society are contrasted as in *The Skin Game,* but their essentials are shown as mostly common to them all.

We want to treat of the two remaining tales: *Indian Summer of a Forsyte* and *Awakening,* and the novel *In Chancery* together, as they are all of them to be regarded as sequels to *A Man of Property,* offering a view of the further fates of the Forsytes. *Indian Summer of a Forsyte* is a most wonderful picture of the last days of old Jolyon at Robin Hill, bought by him from Soames after the tragic death of its architect and ordinarily inhabited also by young Jolyon and his wife, who now, however, are absent in Paris. An occasional meeting with Irene, who is irresistibly attracted to the spot so closely connected with the memory of her lover, gives rise to a series of visits by her to Robin Hill and by old Jolyon to Chelsea. The spell of this most perfectly conceived woman ever created by Galsworthy, soon is cast on old Jolyon. His sense of beauty inhales the revelation of the manifold charms of Irene, her soft deep eyes, the warm insinuatingness of her whole being, and his true heart gains an intensified life from its yearnings towards her wrecked existence. The few remaining weeks make of the woman the necessary condition of old Jolyon's life at the same time as they sap it. A letter from Paris announcing the impending arrival home of young Jolyon, his wife and June, and Irene's consequent staying away from Robin Hill become fatal to old Jolyon. A promise from Irene to come to him once more revives him seemingly, he sits waiting for her under the big oak tree in a glorious sunset, and softly falling asleep surrounded by the loveliness and radiant beauty of a mild July evening he imperceptibly passes away.

In Chancery is, together with *The Rescue,* the most important novel in English tongue, of 1920. The time has moved forward in the generations of the Forsytes to the Boer War and the close of the Victorian æra with the death of the Queen. Just now we were present at the death of old Jolyon. He has left Robin Hill to no-longer-young Jolyon and a legacy to Irene making her independent of her lessons. James is much older, he bears everybody a grudge even worse than when we saw him last for not letting him know anything about anybody. Everything is the colour of ink in life, and money is the only thing worth having. The same thoughts as when we left him last are eating Soames's

heart away, George cracks his old jokes, Aunt Juley, the Forsyte Malaprop, blunders into other people's sore secrets just as usual. The backwaters of closing Victorianism surround Forsytes, and Forsyteism too. We feel that the recorder has done wisely to leave out the period since Bosinney's tragic death, a period, evidently outwardly uneventful but of inner growth and of saturation of the atmosphere with elements that only await the occasion to become explosives. The first explosion is Montague Dartie's sailing for Buenos Aires with a fair dancer. And then we watch Soames's vacillations between a certain French restaurant in Soho, where he has detected the pretty Annette in whom he instinctively feels the possibilities of a motherhood suitable to him — and Irene whom he only has to see to be overcome by that old hunger and craving for her which haunted him from the moment he first set eyes on her and — what is more remarkable still — through all their married life. The principal interest of the book centres round Soames's persecution of his wife, her protection by widdowed no-longer-young Jolyon and the love story of the two latter. Jolly dies in the Boer War, Holly marries Val Dartie, Jolyon feels solitude closing round him. And this makes Irene's heart go out towards him the more intensely. The two refuse to plead their cause in Chancery, where Soames has led them, and the birth of Jon, the hero of *Awakening*, immediately upon their marriage is their willed manifestation of protest against the brutality of social conventions so long brought to bear upon Irene and laying part of her life desolate. And Soames — to him the birth of a daughter and the message that Annette cannot bear him any more children significantly accompanies the funeral of the Queen, of Victorianism, and of James Forsyte. The last line of the book asserts the man of property before his new-born little daughter: "By God! this — this thing was *his!*" And his sense of property, so long and so cruelly outraged by the evading soul and body of Irene, by the impossibility of grasp on the French nature of Annette, at last heaves a sigh of contentment.

Compared with the pathos of the principal part of this the most important epic of recent English literature *Awakening* is a trifle, something of a *soufflé*. The bare facts are these: Irene and her husband turn back from the seaside to Jon and the boy *awakens* to the beauty and charm of his mother. An English reviewer said with regard to this charming thing of a story:

How the Freudians would scream! Now, to the readers of Galsworthy and of *The Forsyte Saga* it is a document testifying to the vacillation of the sense of property on border land and how, in the Jolyon branch of the Forsytes, it more and more succumbs to the sense of beauty.

Lund. S. B. Liljegren.

John Masefield, *Reynard the Fox* or *The Ghost Heath Run.* London 1919, W. Heinemann.
— *Right Royal.* London 1920, W. Heinemann. Pr. 6 s. net each.

Mit seinen letzten zwei Epen hat Masefield die nationalsten Stoffe zur Behandlung vorgenommen: die englische Fuchsjagd und die "Steeple Chase". Er gehört zu den Dichtern, denen man es ansieht oder allenfalls anzusehen glaubt, daß sie nach dem Geschmack des Publikums sich richten, daß sie an den größtmöglichen Leserkreis sich wenden, daß sie keine wählerischen, aristokratischen, exklusiven Kunstideale besitzen. Wenn dann hinzukommt, daß einem solchen Dichter der volkstümliche Ton abgeht, so läuft er Gefahr, ein Zwitter, ein Mittelding zu bleiben, das weder Fisch noch Fleisch ist. So beliebt Masefield in weiten Kreisen ist, so hat er es doch mit der ernsteren Kritik nicht allzu leicht gehabt: mehrmals ist er von ihr gewogen und als nicht vollwichtig erkannt worden. Versuchen wir jedoch, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Masefield besitzt ein großes versifikatorisches Talent und volle Kenntnis aller Kunstgriffe, die zur Meisterschaft der Versbehandlung gehören. Leider bleibt es ihm jedoch zu sehr beim Mechanischen; wir vermissen die *quinta essentia*, den angeborenen Instinkt des fein abgewogenen Rhythmus, der nie fehlgeht, und den wir z. B. in John Davidson bewunderten. Man kann mehrere Seiten von Masefields Gedichten lesen, ohne imstande zu sein, einen direkten Fehlgriff hervorheben zu können, aber seine Verse ermüden. Wenn wir uns über seinen glücklichen Griff gefreut haben, daß er mit den behäbig trabenden Jamben den geeignetsten Rhythmus des Fuchsjagdepos und mit den purzelnden Anapästen (meist nach der Zäsur) die suggestivste Bewegung der "Steeple-Chase" getroffen hat, erreichen wir bald die Stelle, wo es uns Anstrengungen kostet, dem Dichter zu folgen; wir werden nicht mehr wie von Davidson, wohl oder übel, gewaltsam hingerissen.

Dieselbe etwas mechanisierende Geschicklichkeit zeigt Masefield bei der Handhabung des Stoffes. Man merkt es ihm deutlich an, daß er es wünscht und sich ehrlich darum bemüht, tief in seinen Stoff einzudringen, diesem seine Geheimnisse, seine innerste Wesenheit abzuringen, aber es scheint ihm nie ganz gelingen zu wollen. Er hütet sich vor dem Künstlichen, nur um hin und wieder dem Banalen anheimzufallen, vor dem Verwickelten, um gelegentlich oberflächlich zu werden; er steuert auf den Realismus zu und gerät nicht selten ins Sitzungsberichtsschreiben.

Die Fuchsjagd — die übrigens zur Vergleichung mit Davidsons *Runnable Stag* einlädt in einer für Masefield unvorteilhaften Weise — wird in der letzten Hälfte des oben genannten Gedichtes geschildert. Die ersten 60 Seiten bereiten die Jagd vor und geben ein filmartiges Bild vom alten Wirtshaus, wo man sich versammelt, um auf die Jagd zu gehen oder den Abzug anzuschauen. Man ist hier unter alten Bekannten. Das Wirtshaus hat schon seine Geschichte in den Annalen der Straßenräuber und der Postchaise; das Auge des Zuschauers weidet sich am Grau des uralten Bauwerkes, am frischen Grün des Rasenstreifens an der Vorderseite. Gegenüber, an der anderen Wegkante, der Wassertrog zum Tränken der Pferde. Man hört die Dienerschaft bei ihrer Arbeit, beim Kleiderklopfen, Stallreinigen. Einer schlendert hin zur Pumpe und pumpt Wasser in seinen Eimer, das ihm dann bei der Rückkehr über den Rand läuft und seinen Weg mit einer breiten Spur kennzeichnet.

> The meet was at "The Cock and Pye
> By Charles and Martha Enderby,"
> The grey, three-hundred-year-old inn
> Long since the haunt of Benjamin
> The highwayman, who rode the bay.
> The tavern fronts the coaching way,
> The mail changed horses there of old.
> It has a strip of grassy mould
> In front of it, a broad green strip.
> A trough, where horses' muzzles dip,
> Stands opposite the tavern front,
> And there that morning came the hunt,
> To fill that quiet width of road
> As full of men as Framilode
> Is full of sea when tide is in.
> The stables were alive with din
> From dawn until the time of meeting.
> A pad-groom gave a cloth a beating,

Knocking the dust out with a stake.
Two men cleaned stalls with fork and rake,
And one went whistling to the pump,
The handle whined, ker-lump, ker-lump,
The water splashed into the pail,
And, as he went, it left a trail,
Lipped over on the yard's bricked paving.

Das Gemälde ist mit großem Geschick angelegt und wird in gewissem Sinne erfolgreich ausgeführt. Die Pinselführung ist vielfach die eines Meisters, die Pinselstriche sind oft knapp, zurückhaltend und gut berechnet. "The handle whined, ker-lump, ker-lump" fällt in seiner suggestiven Einfachheit geradezu klassisch aufs Ohr. Die noch werkeltägliche Stimmung am Morgen auf dem Wirtshaushof ist gut getroffen, das Striegeln der Pferde im Stall, von der charakteristischen vertraulichen Anrede der Knechte an ihre Tiere begleitet, ist ein gutes Stück gelungenen Realismus':

And others said: "Ge' back, my son,"
Stand over, girl; now, girl, ha' done.
Now, boy, no snapping; gently. Crikes!
He gives a rare pinch when he likes.
. . . . . .
Now, Beauty, mind them feet of yours.

Rein virgilianisch ist:

They groomed, and sissed with hissing notes
To keep the dust out of their throats.

Eine gute Einzelheit:

Then with a thud some horse's foot
Stamped, and the gulping munch again
Resumed its lipping at the grain.

Das folgende Schauspiel, wenn die Zuschauer und Neugierigen anlangen und endlich die Jägerschar herantrabt, bietet dem Dichter eine ausgezeichnete Gelegenheit, eine wahre Völkerschau zu halten, und Masefield setzt hier die Traditionen Chaucers im Prologe der *Canterbury Tales* nicht unwürdig fort. Der greise, ausgediente Pflüger mit seinen altersleeren Augen watschelt breitbeinig heran, auf seinen eigens zugeschnittenen Holzstock gestützt; sein langes Wams ist voller Risse und Löcher; die Muskeln und Adern an seinem Halse bewegen sich beim Schlucken wie Seile. Freilich treibt der Dichter es viel zu weit, der Leser ermüdet ob der nie endenden Reihe Neuangekommener, die wiederzuerkennen man von ihm erwartet. Aber es gibt hier wirklich vortreffliche Züge charakteristischer, derb-realistischer Porträtmalerei.

At twenty past, Old Baldoch strode
His ploughman's straddle down the road.
An old man with a gaunt, burnt face,
His eyes rapt back on some far place
Like some starved, half-mad saint in bliss
In God's world through the rags of this.
He leaned upon a stake of ash
Cut from a sapling: many a gash
Was in his old, full-skirted coat.
The twisted muscles in his throat
Moved, as he swallowed, like taut cord.

Eine gewisse Unsicherheit des Geschmacks, des Auftragens der Farbe und der Linienführung, die aus der virtuosenmäßigen Beherrschung der Technik hervorschimmert, und wovon auch diese Stelle nicht ganz frei ist, wird zuweilen zur reinen Stümperei wie in:

... The clergyman from Condicote.
His face was scarlet from his trot,
His white hair bobbed about his head
As halos do round clergy dead.

Das ist der reine Sekundanerwitz.

Der nationale Ton, den der Weltkrieg so häufig in moderner englischer Dichtung hat hervorbrechen lassen — wir erinnern z. B. an Hewletts *Song of the Plough* —, tritt öfters in diesem Epos besonders an den Tag. Der Dichter ergreift die Gelegenheit, um hier einen Landmann die englische "countryside" mit deren ruhiger, feuchter, gründuftender Erde und blühenden Gärten in seinen Gedanken hätscheln zu lassen, oder um dort das englische Temperament aus den Zügen eines anderen der Anwesenden herauszulesen.

He loved the English countryside:
The wine-leaved bramble in the ride,
The lichen on the apple-trees,
The poultry ranging on the lees,
The farms, the moist earth-smelling cover,
His wifes's green grave at Mitchel dover,
Where snowdrops pushed at the first thaw.
. . . .
So, in Dawe's face, what met the eye
Was only part; what lay behind
Was English character and mind,
Great kindness, delicate sweet feeling
(Most shy, most clever in concealing
Its depth) for beauty of all sorts,
Great manliness and love of sports,
A grave, wise thoughtfulness and truth,

A merry fun outlasting youth,
A courage terrible to see,
And mercy for his enemy.

Dieses lange Vorüberziehen beinahe sämtlicher Typen und Charaktere der in Betracht kommenden englischen Volkskreise ist zweifelsohne eine außergewöhnliche Leistung von nachhaltiger Bedeutung. Bei mehr Ökonomie und Zurückhaltung in den Einzelheiten hätte daraus etwas werden können, das einen Platz neben seinem Vorbild hätte behaupten können. Vom künstlerischen Fortlassen versteht aber Masefield offenbar zu wenig, was am hellsten zutage tritt, wenn man ihn mit Davidson vergleicht. Er weiß nicht oder scheint nicht zu wissen, daß eine gute Metapher, eine meisterhafte Phrase, ein gutgetroffener Ausdruck nicht an sich unter allen Umständen berechtigt ist, mitaufgenommen zu werden, daß der große Künstler unter den Bildern seiner Phantasie wählerisch verfährt. Deshalb fällt er wiederholt dem Hochstapeln anheim, zuweilen in dessen schlimmster Form. Wenn der Engländer auf Hunde und Pferde zu sprechen kommt, sagt man, weiß er nie zu enden; und in der Tat, der Anblick der Meute entlockt Masefield einen endlosen, ermüdenden und eintönigen Katalog — den man gern vermißt hätte —, ein unbeholfenes Anreihen von einzeiligen Aussagesätzen, die alle mit *their* anfangen, was eine geradezu abstumpfende Wirkung ausübt und mit wahrer Poesie wenig gemein hat:

Their noses exquisitely wise,
Their minds being memories of smells;
Their voices like a ring of bells;
Their sterns all spirit, cock and feather;
Their colours like the English weather,
. . . .
Their manners were to come when called,
Their flesh was sinew knit to bone,
Their courage like a banner blown.
Their joy to push him out of cover,
And hunt him till they rolled him over;
They were as game as Robert Dover.

Nun, die eigentliche Jagd geht endlich los, und der Fuchs, nach Schmaus und Schlaf, wird gewahr, daß es auf ihn abgesehen ist.

He moved to his right to a clearer space,
And all his soul came into his face.
Into his eyes and into his nose,
As over the hill a murmu. rose.

His ears were cocked and his keen nose flaired,
He sneered with his lips till his teeth were bared,
He trotted right and lifted a pad
Trying to test what foes he had.

Er sucht sich zu orientieren. Wohin? Er weiß, daß ein Trugschluß im Anfang bezüglich des von ihm einzuschlagenden Weges seinen Tod bedeutet. Er weiß, daß weitumher in der Gegend die Höhlen und Löcher verstopft sind, er fühlt sein einzelnes Leben allerseits von Menschen umgeben, Menschen, die ihn plagen, ihn tothetzen, seinen Tod genießen wollen.

He ran in the hedge in the triple growth
Of bramble and hawthorn, glad of both,
Till a couple of fields were past, and then
Came the living death of the dread of men.

Dann beginnt er seinen langen Lauf. Schnelligkeit und List sind seine Waffen, und er bekommt vollauf Gelegenheit, sich derer zu bedienen. Er durchschwimmt einen Fluß und sieht verschmitzt zu, wie die Spur seinen Verfolgern einen Augenblick verloren gegangen ist. Er verirrt sich in die Dörfer, in die Gärten, überspringt Zäune. Er muß den Dorfleuten, den Jungen, den Pflügern ausweichen, auf die er geraten ist. Die Köter fahren ihn an; er entwischt. Der anfangs große Stolz auf seine eigene Schnelligkeit, auf die Kraft und Geschmeidigkeit seiner Muskeln und Füße, auf die animalische Zuverlässigkeit seines Körpers beginnt mehr und mehr der Müdigkeit, der Atemlosigkeit und der lähmenden Furcht vor dem Tod zu weichen. Das anfangs prangende Schauspiel der Farben, der Frische, der gärenden Lebenskraft von Mensch und Tier schwindet allmählich angesichts der sich offenbarenden angeborenen Brutalität, der Blutgier der Menschen und der Todesfurcht des Tieres. Alle keuchen mit heißem Atem und dem ganzen Animalismus ihrer Körper dem Ende zu.

The fox was strong, he was full of running,
He could run for an hour and then be cunning,
But the cry behind him made him chill,
They were nearer now and they meant to kill.
They meant to run him until his blood
Clogged on his heart as his brush with mud,
Till his back bent up and his tongue hung flagging,
And his belly and brush were filthed from dragging.
Till he crouched stone-still, dead-beat and dirty,
With nothing but teeth against the thirty.
And all the way to that blinding end
He would meet with men and have none his friend.
. . . .

The pure clean air came sweet to his lungs,
Till he thought foul scorn of those crying tongues.
In a three mile more he would reach the haven
In the Wan Dyke croaked on by the raven
. . . .
On he went with a galloping rally
Past Maesbury Clump for Wan Brook Valley.
The blood in his veins went romping high,
"Get on, on, on, to the earth or die."
The air of the downs went purely past
Till he felt the glory of going fast,
Till the terror of death, though there indeed,
Was lulled for a while by his pride of speed.
. . . .
And here, as he ran to the huntsman's yelling,
The fox first felt that the pace was telling;
His body and lungs seemed all grown old,
His legs less certain, his heart less bold,
The hound-noise nearer, the hill-slope steeper,
The thud in the blood of his body deeper.
His pride in his spead, his joy in the race
Were withered away, for what use was pace?
He had run his best, and the hounds ran better,
Then the going worsened, the earth was wetter.
Then his brush drooped down till it sometimes dragged,
And his fur felt sick and his chest was tagged
With taggles of mud, and his pads seemed lead;

Als schließlich schon alle Hoffnung vergebens erscheint, der Fuchs alle Höhlen und Löcher verstopft findet, kommt er auf die Spur eines anderen Fuchses — und damit ist er gerettet. Die Hunde merken nichts, sondern stürmen der neuen Beute nach, und es gelingt ihnen auch, den andern Fuchs zu erwischen.

Then the moon came quiet and flooded full
Light and beauty on clouds like wool,
On a feasted fox at rest from hunting,
In the beech-wood grey where the brocks were grunting.

Man könnte sagen, daß Masefield mit diesem Epos das Genre erschöpft habe, was seine eigene Behandlung solcher Stoffe betrifft. Die Architektur von *Right Royal* ist ganz identisch mit der des vorher behandelten Epos. Right Royal ist ein Pferd, dessen Besitzer geträumt hat, es werde der Sieger im Wettrennen werden. Auch hier werden die einleitenden Szenen mit breiter Pinselführung gemalt; auf dem Wege zum Wettlauf, auf dem Walplatz, überall ist der Dichter da mit seiner scharfen Beobachtung. Und dann das Drama auf der Rennbahn, der Start, die wechselnden, bald

Angst einflößenden, bald Hoffnung erweckenden Begebenheiten; der innige Einklang zwischen dem Pulsschlag des Tieres und dem des Reiters; die Intimität des Zusammengehörigkeitsgefühls, die die beiden zu einer einzigen Wesenheit macht, das Tier dieselben Einzelheiten der Umgebung, dieselben Chancen für oder gegen den Sieg sehen und herausfühlen läßt wie sein Reiter und im selben Augenblicke denselben atemlosen Willen zum Sieg einflößt, der den ganzen Doppelkörper des Mensch-Pferd-Kentauren beherrscht.

Charles felt his horse see it and stir at the sight:
Again his heart beat to the dream of the night;
Once again in his heart's blood the horse seemed to say,
I'll die or I'll do it. It's my day to day.
. . . .
As Charles neared the water, the Rocket ran out
By jumping the railings and kicking a clout
Of rotten white woodwork to startle the trout.
When Charles cleared the water, the grass stretched before
And the glory of going burned into the core.

Und Right Royal siegt. Gegenüber seinen früheren erzählenden Werken bevorzugt Masefield offenbar in diesen zwei Epen "the happy ending".

Obwohl zu den neueren Richtungen in englischer Literatur zählend, zumal zur "new poetry" gehörend, finden wir in Masefield wenig von dem neue Wege suchenden Experimentieren eines Abercrombies, Wilfrid Gibsons oder Brookes. Sowohl was Form als was Stoff und Behandlung betrifft, sind diese zwei Epen, wie Masefields übrige Dichtungen, im ganzen als konservativ zu betrachten.

Lund. S. B. Liljegren.

Lyra Heroica. A Book of Verse for Boys. Selected and arranged by William Ernest Henley. (Golden Treasury Series.) London 1920, Macmillan & Co. Pr. 3 s. 6 d. net.

Dies Buch, das zuerst 1891 erschien und jetzt in die *Golden Treasury Series* aufgenommen ist, will eine Auswahl englischer Dichtungen für Knaben bieten. "To set forth, as only art can, the beauty and the joy of living, the beauty and the blessedness of death, the glory of battle and adventure, the nobility of devotion — to a cause an ideal, a passion even — the dignity of resistance, the sacred quality of patriotism, that is my ambition here." So sagt der Herausgeber in seinem Vorwort. Die Sammlung enthält also nicht bloß patriotische Poesie, sondern eine Auswahl von Dichtungen, die an das Heroische im Menschenherzen sich wenden.

Die Auswahl ist gut, aber eigenartig. Der Leser wird manches vermissen, was er in einem solchen Buch erwartet: Dichtungen, wie Thomson

"When Britain first at Heaven's command", Burns "Is there for honest poverty", Tennyson *The Charge of the Light Brigade* und manche andere fehlen.

Die Sammlung beginnt mit poetischen Verherrlichungen der Schlacht von Agincourt durch Shakespeare und Drayton; sie endet mit drei eignen Gedichten des Herausgebers. Eine Anzahl knapper Anmerkungen machen den Beschluß des Buchs.

J. H.

An Anthology of Modern Verse, chosen by A. M. With an Introduction by Robert Lynd. Methuen & Co., London 1921, XLV + 240 SS. 6/–.

Selections from Modern Poets, made by J. C. Squire. Martin Secker, London 1921. VIII + 479 SS. 6/–.

Vor mir liegen zwei reizende Anthologien neuester englischer Lyrik, und ich weiß kaum, welcher von beiden ich den Vorzug geben soll. Das von A. M. für Methuen besorgte Büchlein berücksichtigt — in alphabetischer Anordnung — die Verse lebender Dichter oder solcher, die innerhalb der letzten fünfzehn Jahre gestorben sind. Es kommen im ganzen 90 Sänger zum Worte. Eine stattliche Zahl! Darunter leuchten große Namen. Unter den neuesten grüßen uns Drinkwater, der durch sein edles *Of Greatham* und durch *The Midlands* vertreten ist, W. W. Gibson, der uns die ergreifende Leuchtturmtragödie von *Flannan Isle* erzählt, Hodgson mit seinem realistisch pathetischen Stierlied Masefield, der vier Nummern zum besten gibt, darunter sein Programm *Consecration*, J. C. Squire, dessen *Winter Nightfall* mit seinen mitleidvollen, bildermalenden Fragen das einsame Haus auf des Hügels Fläche mit den letzten Angst- und Visionsaugenblicken des alten Obersten durchblendet, der hier einst verlassen starb, D. H. Laurence mit seinem bangen Totengesang — *Giorno dei Morti* oder *Service of all the Dead* —, der den dunklen Zypressenhain durchschwebt. Leise wie aus Traumgefilden klingen Walter de la Mares Gesänge zu uns herüber, das echoweiche *The Listeners*, die Silbersymphonie, das Lied auf den Schäfer Nod, die Alexanderballade usw. Kein englischer Dichter der Gegenwart weiß besser als er Märchenluft zu weben. Sinnend verweilt man bei diesen Gedichten und nimmt als Ergänzung gerne ein winziges hübsches Büchlein zur Hand, das soeben im Druck erschienen ist: *Story and Rhyme. A Selection from the Writings of Walter de la Mare, Chosen by the Author. (The King's Treasuries of Literature, General Editor: A. T. Quiller-Couch.* J. M. Dent and Sons, London 1921. 160 SS. 1/9.) Elf

reizende Gesänge sind hier zusammengeflochten mit drei Kapiteln aus der Erzählung *Henry Brocken*, einigen Abschnitten aus *The Three Mullamulgars* und zwei kurzen Geschichten *The Almond Tree* und *The Riddle*. Gedämpftes Silberglöckleinklingen im Dämmerlicht!

Durch Phantasieleuchten und Bewegung fallen auch hier die Iren auf. Da fesselt uns gleich zu Anfang der Sammlung das Licht- und Lachgeflimmer des *Frolic* und die Metempsychose *Babylon* von A. E. (George Russell); weiter hinten das folkloristische *I am the Gilly of Christ* von Joseph Campbell; der Stoßseufzer der alten Irin, die sich ein Haus und Heim wünscht, von Padraic Colum (*An old Woman of the Roads*); Seumas O'Sullivans Pfeifertanz — zurück in die goldene Zeit auf den Wogen der Musik —, James Stephens' Landschaftszauber und Tier- und Pflanzensympathie (*In the Poppy Field; The Snare; The Goat Paths*), Jolo Aneurin Williams' Seligkeitsgefilde, wo Sonne und Liebe schlummern — und vor allen Dingen W. B. Yeats' Aengusballade, sein Weltrosenlied, sein Weißvogeltraum, seine Salleygärten, sein Inselsee von Innisfree und sein Liebesleid. Blütenregen, Laubgeflüster, Sternenlächeln, Meereshauchen zerfließen traumgleitend in Liedern [1]).

Eigenartig, fast wehmütig muten uns die Gesänge der Frühvollendeten an. Ganz für sich steht der formbeflissene James Elroy Flecker (1884—1915) mit seinem Keatsschen und französischen parnassischen Edelsteinglanz. Er ist durch fünf Proben vertreten; neben dem bekannten *Dying Patriot* auch durch das schöne *Old Ships (I have seen old ships sail like swans asleep)*. Hinter ihm steht die Gruppe der im Krieg Gefallenen, an ihrer Spitze Rupert Brooke (1887—1915), dessen weitbekanntes *Soldier* zusammen mit seinem Glanzstück *Grantchester* abgedruckt wird. Ihm folgen Wilfrid Owen (1893—1918), dessen *Greater Love* und *Anthem for Doomed Youth* den Totenglockenklang der Kanonen in Versen läutet; Francis Ledwidge († 1917) — ein junger Ire, von dem ein einziger, aber vielversprechender Gedichtband, *Songs of the Fields* (Herbert Jenkins 1915, 3/6), vorliegt — mit seinem Wehruf auf die Verstorbenen (*The Lost Ones*) [2]); C. H. Sorley (1895—1915) mit seinem lebendigen

---

[1]) Vgl. noch die Anthologie von L. D'O. Walters, *Irish Poets of To-Day*. London 1921. (Besprechung folgt.)

[2]) Seitdem hat Lord Dunsany eine Gesamtausgabe seiner Werke ver-

Marschlied (*The Song of the Ungirt Runners*) und schließlich Edward Thomas (1877—1917), der nicht immer von Krieg, sondern ebenso gerne vom Wandern, vom Bächlein und von der Nacht singt.

In die Nähe dieser Gefallenen stellt man gerne die Dichter in Khaki: Robert Nicholos, der uns den Marsch in der Tageshitze schildert — vgl. seine *Battery moving up to a new position from Rest Camp: Dawn* —, Robert Graves, der seltener vom Krieg spricht und in seinen *Star Fields* Fernphantasien spinnt. Ich lasse hier die zwei ersten Strophen seines »Sternengeplauders« (*Star-Talk*) folgen:

"Are you awake, Gemelli,
    This frosty night?"
"We'll be awake till reveillé,
Which is Sunrise," say the Gemelli,
"It's no good trying to go to sleep:
If there's wine to be got we'll drink it deep,
    But rest is hopeless to-night,
    But rest is hopeless to-night."

"Are you cold too, poor Pleiads,
    This frosty night?"
"Yes, and so are the Hyads:
See us cuddle and hug," say the Pleiads,
"All six in a ring: it keeps us warm:
We huddle together like birds in a storm:
    It's bitter weather to-night,
    It's bitter weather to-night."

Der größte dieser Gruppe ist aber Siegfried Sassoon, der eine zarte Seele mit der Rauheit der Kriegswirklichkeit umbaut, bis wir ihre leise Stimme nicht mehr hören können, wohl aber noch ahnen. In den drei hier angeführten Beispielen (*A Concert Party; Everyone Sang; The Dug Out*) zittert sie am Schluß immer wieder durch; in den Proben der zweiten Anthologie kommt seine typische Tonart besser zur Geltung [1]).

öffentlicht: F. Ledwidge, *The Complete Poems of, with an introduction by Lord Dunsany*, H. Jenkins 1919, 291 SS., 7/6.

[1]) Die englische Kriegspoesie ist noch nicht kritisch gesichtet worden. Einen wertvollen Beitrag zu ihrer Wertung gibt uns Floris Delattre, *La Poésie anglaise d'aujourd'hui*, Paris, Henri Didier 1921, 19 S. (auch in der Januar- und Februarnummer der *Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes*). Teil I behandelt den Geist der neuen Poesie, Teil II die Kriegsdichtung, Teil III die Dichtung nach dem Kriege (Licht und Liebe möge dem Blut entsteigen), Teil IV Frankreichs Gefühle dieser lyrischen Neurichtung gegenüber.

Das wäre der engere Ring der zeitgenössischen englischen Lyrik, der durch weitere Namen noch gefestigt werden kann: Lascelles Abercrombie, Edmund Blunden, Chesterton — dessen farbenlautes *Lepanto* wir hier wiederfinden —, Belloc, Laurence Binyon, Gordon Bottomley, Mary E. Coleridge, Frances Cromford, W. H. Davies, John Freemann, Gerald Gould, Julian Grenfell, F. M. Hueffer, Rose Maucaulay, Alice Meynell, Harold Monro, Quiller-Couch, Edward Shanks, Herbert Trench, W. J. Turner, Francis Brett Young. —

Diesem engeren zeitgenössischen Dichterkreis, der sich aus der Masse des Ganzen loslösen läßt, gilt die zweite Anthologie, die J. C. Squire unter bescheidener Ausschließung seiner eigenen Lyrik zusammengestellt hat. Gelegentlich vermissen wir den einen oder andern der obenerwähnten Namen. So fehlen Gibson, Binyon, Trench, Mrs. Meynell und Yeats. (Housman ist weder in der einen noch in der andern Anthologie vertreten.) Aber es treten dafür neue Namen hinzu: Francis Burrows, R. C. K. Ensor, Robin Flower, Ivor Gurney, James Joyce, Thomas Macdonagh (1884—1916), Joseph Plunkett (1887—1916) — mit diesen beiden letzten Dichternamen blickt das trauernde Irland in die englische Lyrik hinein; Macdonagh und Plumkett wurden beim Osteraufstand des Jahres 1916 hingerichtet. Die Reihe der Frühvollendeten ergänzt sich durch Edward Wyndham Tennant (1895 bis 1916), der Ruinen mit Heimatgefühlen durchhaucht (*Home Thoughts in Laventie*).

Da sich Squire auf die lebenden Dichter beschränkt, die 1919 alle noch nicht 50 Jahre alt waren, kommt der Einzelpoet hier besser zur Geltung als in der Methuenschen Blumenlese. Dies zeigt sich besonders bei Belloc, Bottomley, Brooke, Davies, de la Mare, Flecker, Freeman, Shanks und Thomas. Wir sind dankbar für das stimmungsvolle *Lights Out* und *Tall Nettles* und für den Wintertraum *Swedes* (alle von Thomas).

Wiederum singen auch hier prächtig, aus fernsten Gefühlstiefen, in einer Halbwirklichkeit, die zwischen Sage und Geisterwelt schwebt, die Iren. So James Stephens in dem kurzen Phantasiestück auf *Deirdre*, das wie leiser Harfenklang aus dem dunkeln Vorgestern in das helle Heute hineinraunt:

. . . . . .
A thousand years! The grass is still the same,
The clouds as lovely as they were that time

When Deirde was alive.

. . . .

Now she is but a story that is told
Beside the fire! No man can ever be
The friend of that poor queen.

Oder O'Sullivan in seinem Ruf an das Zwielichtvolk.

Noch ein Wort über die Methuensche Anthologie. Sie legt um den engeren, soeben behandelten Kreis noch zwei weitere Blumenkränze. Der erste ist geflochten aus den Versen noch lebender Altmeister wie Thomas Hardy, Robert Bridges und Kipling und Dichter wie Sir Henry Newbolt, Alfred Noyes, Sir William Watson, Arthur Symons und Edmund Gosse. Der zweite, noch weitere Kranz duftet von den Blumen der 70er, 80er und 90er Jahre. Es sind Namen mit zum Teil gutem Klang, die wir hier hören: Meredith, John Davidson, Francis Thompson, Austin Dobson, Ernest Dowson, W. E. Henley, Andrew Lang, R. L. Stevenson und Oscar Wilde.

Neunzig bis hundert Dichter singen hier im Wettgesang! Wie vielen unter ihnen aber gebührt der Lorbeer für alle Zeiten?[1])

St. Gallen. Bernhard Fehr.

Marguerite Wilkinson, *New Voices. An Introduction to Contemporary Poetry.* The Macmillan Company, New York 1920. XXII + 409 SS.

Den Wert dieses Buches sehe ich in der Unvermitteltheit, mit der wir in den blühenden Garten der zeitgenössischen angelsächsischen Lyrik hineinversetzt werden. Es ist die Methode, die in jenen bekannten amerikanischen Handbüchern mit so großem Erfolg angewendet wird: *Burns, How to Know Him; Browning, How to Know Him; Matthew Arnold, How to Know Him* usw. *New Voices* ist die idealste Form einer Chrestomathie. Die Gedichte werden hier nach motivischen, technischen, ideellen, zeitgeschichtlichen Gesichtspunkten in Gruppen geordnet, die vorher in erörternden, mit zahlreichen Beispielen arbeitenden Einleitungen kritisch beleuchtet werden. Als Amerikanerin greift M. Wilkinson mit Vorliebe nach einheimischen Proben. Wir nehmen ihr das nicht übel; denn so lauschen wir einem ganzen Chor prächtiger

---

[1]) Mit diesen beiden Anthologien rückt die bei Sidgwick and Jackson verlegte, heute, 1921, in 20. Auflage (113. bis 122. Tausend) vorliegende Sammlung *Poems of To-Day, an Anthology*, XXXII + 174 SS., 3/6, stark in den Hintergrund.

amerikanischer Gesänge. Wir lernen einen Vachel Lindsay, einen Robert Frost, einen Louis Untermeyer, einen Carl Sandburg, eine Amy Lowell kennen und schätzen, und wir sehen oft in diesen neuen amerikanischen Tonlinien nur die kecke Weiterführung schüchterner englischer Anfänge.

Ein hübsches Kapitel ist dem organischen Rhythmus — *Organic Rhythm* — gewidmet, dem, was bei uns in neuester Zeit als Schallplastik bezeichnet worden ist, die mit dem Problem der dichterischen Anschaulichkeit eng zusammenhängt. Rhythmus, Schall und Emotion müssen eins sein. Hier schätze ich besonders die Beispiele: Lindsays *The Santa Fé Trail* — welch Gekrache und Getute! —; sein *Congo* — welch laute Vision! — und vor allen Dingen G. K. Chestertons Farbenschallen in seinem *Lepanto:*

In that enormous silence, tiny and unafraid,
Comes up along a winding road the noise of the Crusade.
Strong gongs groaning as the guns boom far,
Don John of Austria is going to the war,
Stiff-flags straining in the night-blasts cold
In the gloom black-purple, in the glint of old-gold,
Torchlight crimson on the copper kettle-drums,
Then the tuckets, then the trumpets, then the cannon, and he comes.

Oft entspinnt sich ein ganzes Gedicht rhythmisch-lautlich-emotionell aus dem natürlichen prosaartigen Klanggebilde der ersten Zeile, wie etwa in dem traumhaft stimmungsvollen *The Listeners* von *Walter de la Mare*, das mit der Frage anhebt: "*Is there anybody there?*"

Der Abschnitt über *Images and Symbols* enthält wertvolle Ausführungen über die neue amerikanische Dichterschule der Imaginisten (*Imagists*), die in der Poesie ein Bilderabrollen in organischem Rhythmus mit Stimmungseinflüsterung sehen. Ihre glänzendste Vertreterin ist Amy Lowell. Ich gebe hier ein Beispiel in Prosa — entgegen ihrer Gewohnheit läßt es M. Wilkinson gerade hier an Exemplis gebrechen —:

A long oak corridor. Then a burst of sunshine through leaded windows, spangling a floor, iris-tinting rounds of beef, and flaked veal-pies, and rose-marbled hams, and great succulent cheeses. Wine-glasses take it and break it, and it quivers away over the table-cloth in faint rainbows; or, straight and sudden, a startling silver whorl on the polished side of a tea-pot of hot bohea. A tortoise-shell cat naps between red geraniums, and myrtle sprigs tap the stuccoed wall, gently blowing to and fro.

Dem Imaginismus gegenüber ist die Symbolik eine ideelle Hochtürmung des Bildhaften über die Erscheinung hinaus. Tagore

ist ihr Meister. Symbolisch wirkungsvoll sind Masefields *Cargo*, Hodgsons *Bull*. — Wenn M. Wilkinson beiläufig W. de la Mares *Silver* als Beispiel eines ungewollten Imaginismus hinstellt, so kann ich dem nicht beipflichten. *Silver* ist diskreter Whistlerismus, der in den neuziger Jahren ganz einfach als »Symphonie in Silber« betitelt worden wäre.

Der Stil der zeitgenössischen Lyrik — *The Diction of Contemporary Poetry* — geht auf eine sorgfältige Auswahl der Worte aus. Hier hat W. B. Yeats bahnbrechend gewirkt. Archaismen werden verpönt. Die gesprochene Sprache kommt zu ihrem Recht. Höchste Forderung aber ist die Angemessenheit. Stil und Ton müssen sich auf den Geist des Gedichtes, den Charakter des Sprechers und Ort und Moment einstellen. Masefields *Everlasting Mercy* erfüllt diese Forderung aufs glänzendste. Unter den Amerikanern sind Robert Frost und Vachel Lindsay Meister dieser Angemessenheit. Des letztern Phantasie in der chinesischen Wäscherei — *The Chiuese Nightingale* — bezeichnet M. W. als sein größtes Gedicht.

Zu der Stilfrage möchte ich ergänzend bemerken, daß wir es hier mit einer weltliterarischen Bewegung zu tun haben, die von der Prosa ausgeht und bei den Franzosen, zumal bei Flaubert, einsetzt, dessen Theorie des *mot inévitable*, der auch Kipling huldigt, sich so ziemlich mit dem deckt, was M. W. über Gibsons Wortmeisterschaft aussagt.

Was den Geist der neuesten Lyrik betrifft — *The Spirit of Contemporary Poetry* —, so klingt die demokratische Note am lautesten; typisch bei Lindsay, bei Gibson und vor allen Dingen bei Masefield, dessen *Consecration* die poetische Weihung der verachteten Menschheit ist. Die Amerikaner gehen hier noch weiter und berauschen sich an der sichtbaren Stofflichkeit, die der demokratische Schöpfungsgeist erzeugt, an Maschinen, Turbinen, Kanälen und Fabriken. Hier sind Eunice Tietjens und Harriet Monroe gattungsvertretend.

Die neuerliche Entwicklung der Psychologie hat auch auf die Lyrik verwandelnd gewirkt, die heute in die verborgensten Seelengehäuse einzudringen weiß (Gordon Bottomley, Gibson, Masefield). Dementsprechend bricht auch die Kinderseele und die Kinderphantasie in Gesang aus, märchenfein und traumleise in W. de la Mares *Peacock Pie*.

Die Naturdichtung trägt die Spuren der Erfahrung eines

ganzen Jahrhunderts liebevollster Einfühlung. Sie singt am spontansten bei Housman und bei W. H. Davies.

Und die Kriegsdichtung? Bei strenger Sichtung der Spreu vom Korn bleibt der Realismus eines Gibson und eines Sassoon, die edle Schönheit eines Masefield, eines Brooke — und M. W. hätte zufügen können: eines Drinkwater — übrig.

Etwas langatmig kommen uns die Ausführungen über Dichtertechnik vor — *How Poems are made.* Gedichte machen sich selber, sagen die Poeten; eine unhaltbare Behauptung, die sich durch Dichterzeugnisse widerlegen läßt. M. W. gibt auf zwei Seiten die Theorie der Sara Teasdale wieder, die ungefähr in den Worten gipfelt: Das Gedicht ist eine Abreagierung, ein Abwälzen der Gefühlsbürde. Wenn nicht, ist es ein bloßes Stück Technik. Die Grundidee taucht langsam auf oder in blitzartigen Zuckungen. Sie ist das Licht, das der Dichter ertastet. Hat er es ergriffen, gibt sich alles andere von selber.

In dem zweiten Dichterzeugnis, dem des William Rose Benét, ist nur eines auffallend, der salto mortale. Man soll sehen und schauen und erschauen, sagt er uns eindrücklich. *Visualize intently.* Und dann? O dann! *Then think of your visualization in terms of the greatest music you know. Hold that thought!*

Noch ein Wort über die Liebeslyrik. Hier fehlt die große überwältigende Leidenschaft. Der moderne Eros ist fröhlich und kennt die Liebestragik nicht. Eine Ausnahme ist A. E. Housmans *A Shropshire Lad.*

St. Gallen. Bernhard Fehr.

AMERIKANISCHE LITERATUR.

Amerikanische Mark Twain-Literatur 1910—1920.

Mark Twains Todesjahr brachte eine Gesamtausgabe seiner bis dahin bekannten Geschichten, Reisebücher, Skizzen, Essays und Reden mit Brander Matthews' vielgerühmter Einleitung: *Writings of Mark Twain* in 25 Bänden.

Kenner machten gelegentlich Andeutungen über manches noch Unveröffentlichte, und tatsächlich ist schon einiges von großem Interesse zutage getreten. So wurde: *The Mysterious Stranger. A Romance,* im Laufe des Jahres 1916 von "Harper's Magazine" veröffentlicht und im selben Jahr von Harper and Brothers Publishers

als eine Art Kinderbuch herausgegeben. Es ist in Wirklichkeit eine bittere Satansgeschichte, die Mark Twains Weltanschauung erst verständlich macht und zum Verständnis seines ganzen Werkes dient.

1917 brachte: *What is Man? and other essays.* Der einführende Aufsatz ist der Wiederabdruck eines andern schon 1906 bekannt gewordenen philosophischen Werkes und kann die Teufelsgeschichte ergänzen. Von den insgesamt 16 Aufsätzen waren bisher 6 noch unveröffentlicht, die aber nicht von Belang sind. Dagegen enthält der Band einige der besten Essays Mark Twains: "The Death of Jean" und "The Turning-Point of my Life", die beide unsere persönliche Kenntnis des Schriftstellers schön bereichern; zwei über die Schweiz und Richard Wagner; und für den Anglisten von Wert: "William Dean Howells", "English as she is taught" und "Is Shakespeare Dead?" Der letzte Aufsatz verrät Mark Twains Stellungnahme zum Bacon-Shakespeare-Streit.

1917 erschienen schließlich noch: *Mark Twain's Letters.* Arranged with Comment by Albert Bigelow Paine. Two Volumes. Illustrated, im bekannten Mark Twain-Verlag von Harper & Brothers. Die Sammlung der Briefe ist dem Vorwort nach "reasonably complete". In diesem Zusammenhang darf ich vielleicht auf meine eingehende Besprechung dieser Briefe hinweisen, die demnächst im »Archiv« erscheint. Eine einbändige Auswahl aus dieser amerikanischen Ausgabe mit verkürztem Kommentar erschien 1920 in London bei Chatto & Windus unter dem Titel: *Letters of Mark Twain.* With a biographical Sketch and Commentary by Albert Bigelow Paine.

Der Veröffentlichung harren noch *The Adventures of a Microbe* und eine Art Autobiographie, von der bisher nur Kostproben bekannt geworden sind, z. B. "North American Review", 1907. Das eine oder andere von Mark Twain wird uns noch lange aus Angst vor der öffentlichen Meinung Amerikas vorenthalten bleiben.

An Bibliographien zu Mark Twain sind zu verzeichnen: 1. Merle Johnson, *A Bibliography of the Work of Mark Twain.* A List of first editions in book form and of first printings in Periodicals and occasional publications of his varied literary activities (Harper & Brothers, 1910), mit brauchbarem Index. 2. Archibald Henderson in seinem Buch über Mark Twain (s. unten); bis September 1910. — Von Zeitschriften-Aufsätzen möchten die folgenden aus dem Jahr 1910 besonders zu erwähnen

sein: die Mark Twain-Nummer des "Bookman" vom Juni; Britannicus in der "North American Review" vom Juni, ebendort anderes im Juni- und Dezemberheft. Außerdem: *Mark Twain as a serious force in literature,* 1913 im Juniheft von "Current Literature".

In Anbetracht der ungeheuren Volkstümlichkeit Mark Twains in den englischsprechenden Landen, ja des Weltrufs, dessen er sich seit langem erfreut, ist die Zahl der Bücher über ihn etwas enttäuschend. *Mark Twain, a Biography* by Albert Bigelow Paine (1912) umfaßt 3 Bände. Diese sehr breite Lebensbeschreibung bietet im großen und ganzen den wichtigsten Stoff, die Grundlage von Mark Twains Leben. Sie ist voller Liebe geschrieben, mit manchem feinen Verständnis besonders der menschlichen Seite des großen Schriftstellers, aber ohne jede wissenschaftliche Kritik. Die Grundhaltung Paines ist zudem die eines recht konservativen Amerikaners, der verschiedene Rücksichten zu nehmen hat. 1916 erschien vom selben Verfasser: *The Boy's Life of Mark Twain,* worin die amerikanische Vorliebe für übertriebene Lobpreisungen seltsame Blüten treibt; und 1920: *A Short Life of Mark Twain,* worin Paine in einem sehr lesbaren Band zusammendrängt, was er vordem in drei starken Bänden brachte. Für wissenschaftliche Zwecke ist natürlich die erstgenannte Biographie allein zu brauchen.

Kritischer angelegt ist: Archibald Henderson, *Mark Twain* (London, Duckworth & Co. 1911), ein hübsch mit Bildern erläutertes, gut geschriebenes und auch wissenschaftlich anregendes Buch. Am aufschlußreichsten ist darin das Kapitel: "The World-Famed Genius", das sich mit Hendersons Aufsatz in der "North American Review" vom Dezember 1910 eng berührt; beide Arbeiten bringen auch Beiträge zu: Mark Twain in Deutschland. In Hendersons Studien kann man mit einigem Aber den Anfang des wirklich wissenschaftlichen Interesses für Mark Twain erblicken. Die allgemeinen amerikanischen Literaturgeschichten lassen einen im allgemeinen im Stich; hier und da ein gutes Urteil, das ist alles. Die nicht seltene Zusammenstellung von Bret Harte und Mark Twain bekommt beiden nicht. In Amerika unterschätzt man leicht den Humoristen, in Deutschland überschätzt man ihn. Das zeigt etwa ein Vergleich der Würdigungen in Trent-Erskines *Great American Writers* (Henry Holt & Co., New York 1912) und in Leon Kellners *Geschichte der nordamerikanischen Literatur* (Sammlung

Göschen, Band II, 1913). Zu beachten sind die Betrachtungen der Professoren Brander Matthews (s. oben) und William Lyon Phelps in *Essays on Modern Novelists* (Macmillan, New York 1912) und *Essays on Books* (ebendort 1914); aber sehr viel Förderung hat die eigentliche Forschung nicht durch sie erhalten. Etwas besser fährt Mark Twain in einem zusammenfassenden Sonderkapitel bei: John Macy, *The Spirit of American Literature* (Garden City and New York 1913). Bedeutend tiefer schürft endlich Fred Lewis Pattee in *A History of American Literature since 1870* (New York, The Century Co, 1915). Hier wird Mark Twain das erste Mal von einem amerikanischen Forscher in den richtigen geschichtlichen Zusammenhang gebracht, die neue Zeit nach dem Bürgerkrieg. Die beinahe revolutionäre Bedeutung der *Innocents Abroad* wird nachgewiesen, Mark Twains Humor auch im Verhältnis zum »Humor des Westens« zu erfassen gesucht, wenn auch das Endurteil lautet: "Mark Twain cannot be classed with the great humorists." Pattee unterscheidet (S. 58) sehr fein drei Mark Twains:

> 1. the droll comedian, who wrote for the masses and made them laugh; 2. the indignant protester, who arose ever and anon to true eloquence in his denunciation of tyranny and pretense; 3. the romancer, who in his boyhood had dreamed by the great river and who later caught the romance of a period in American life. The masterpiece of the first is *The Jumping Frog*, of the second *The Man that Corrupted Hadleyburg*, and of the third *Life on the Mississippi* and *Roughing it.*

Diesen dritten Mark Twain bewertet Pattee am höchsten. Die Aufstellung ist weder vollständig noch unumstößlich, aber sie ist sehr verwertbar und verlockt zum Weiterdenken.

Ein Buch ganz besonderer Art ist: William Dean Howells' *My Mark Twain.* Reminiscences and Criticisms (Harper & Brothers, 1910), wenige Monate nach Mark Twains Tode veröffentlicht. Es enthält zuerst persönliche Erinnerungen eines der wenigen wirklichen Freunde Mark Twains, die beide Amerikaner kennzeichnen, und zwar mehr in dem, was nicht gesagt wird. Die bekannten amerikanischen unkritischen "general statements" fehlen nicht, doch beleben zahlreiche Einzelzüge unser Bild vom Menschen Samuel Langhorne Clemens alias Mark Twain. Besonders aufschlußreich sind Kapitel IV über Mark Twains Art zu lesen, VI über den Dramatiker, XIII, XIV über den Briefschreiber und Vortragenden. Die Erinnerungen schließen mit dem kühnen Urteil: "the Lincoln of our literature". Die darauffolgenden

Kritiken sind Buchbesprechungen hauptsächlich aus dem "Atlantic Monthly" von Dezember 1869 bis Mai 1888. Außerdem werden einige zusammenfassende, aber weniger ansprechende Aufsätze über Mark Twain abgedruckt. Das Ende machen zwei Geburtstagssonette von Howells: "The American Joke".

Ein absonderliches Buch über Mark Twain soll hier wenigstens erwähnt werden: Jap Herron, *Mitchell Kennerley* (New York 1917). Es ist nämlich ein Werk, das der — Geist Mark Twains geschrieben hat "somewhere beyond the grave", und zwar mittels des ouija board!

Von kürzlichen amerikanischen Beiträgen zur Erforschung Mark Twains sind noch einige zu nennen. Professor Olin H. Moore, der 1919 vor der Jahresversammlung der Modern Language Association of America einen Vortrag ankündigte: *Mark Twain's Humor: a Study in Literary Influences.* Die Arbeit, die meines Wissens noch nicht erschienen ist, verspricht zu zeigen, daß Mark Twain für *Tom Sawyer* und *Huckleberry Finn* außer Cervantes noch Dumas père und Walter Scott beliehen hat, was durchaus einleuchtet. Homer E. Woodbridge, der u. a. in der New Yorker Wochenschrift "The Nation" vom 23. März 1919 über "Mark Twain and the 'Gesta Romanorum'" schrieb, im Anschluß an *The Mysterious Stranger*. Es handelt sich um die Geschichte "de hermitate et pastore et angelo", die Mark Twain wohl englisch gelesen haben könnte, in "Select Tales from the Gesta Romanorum", in Wiley and Putnam's 'Library of Choice Reading', 1845. Ein späteres »Eingesandt« verwies noch auf Gaston Paris' Studie »L'Ange et l'Ermite« im ersten Band von *La Poésie du moyen Âge.* Durch Woodbridge angeregt, konnte ich in einer Notiz über Mark Twain and Wilbrandt (Modern Language Notes, Juni 1919) noch einen anderen Einfluß auf die Satansromanze nachweisen, nämlich den des »Meisters von Palmyra«.

Schließlich als letzten Kritiker Mark Twains: van Wyck Brooks, von dem ich bereits zwei vortreffliche Aufsätze las: *The Genesis of Huck Finn*, in der New Yorker Wochenschrift "The Freeman" vom 31. März 1920, und *Mark Twain's Satire*, in der Monatsschrift "The Dial" vom April 1920. In jenem werden die Hemmungen besprochen, die Mark Twains schriftstellerische Offenheit in sich und um sich fand, in diesem wird *The Gilded Age* als Mark Twains erster und einziger Roman gepriesen und das folgende künstlerische Versagen des "Voltaire,

the Swift, the Rabelais of the Gilded Age" aufgespürt: "in consequence, his satirical gestures remained mere passes in the air." In dem höchst bemerkenswerten Buch: *The Ordeal of Mark Twain* (New York, E. P. Dutton & Co., 1920) geht Brooks seinen neuen Weg zur Erkenntnis Mark Twains noch weiter. Schon die Überschriften seiner gründlichen Kapitel verraten das: "Mark Twain's Despair. The Candidate for Life. The Gilded Age. In the Crucible. The Candidate for Gentility. Everybody's Neighbor. The Playboy in Letters. Those Extraordinary Twins. Mark Twain's Humor. Let Somebody Else begin. Mustered out." Danach ist Mark Twains Pessimismus das Ergebnis seiner Verzweiflung an sich selbst. Anstatt eines Genies und echten Künstlers, zu dem er das Zeug hatte, wurde er der Pionier des Gilded Age. "He was the supreme victim of an epoch in American history, an epoch that has closed." Sein Ziel war Satire; sein erzwungener Humor blieb eine Vergewaltigung seiner eigensten Natur und seiner künstlerischen Gabe. "Mark Twain was an unworthy double of Samuel Langhorne Clemens." Brooks gliedert Mark Twain ähnlich geschichtlich ein wie Pattee, nur ist er viel schärfer in der Beurteilung des amerikanischen Pioniertums. Er gehört ja gleich H. L. Mencken zu den wenigen nichtkonservativen, nicht einseitig schottisch-irisch gerichteten Kritikern der Vereinigten Staaten. Seine Beweisführung ist sehr klug, aber Mark Twains Bedeutung wird sie vielfach nicht gerecht. Die wissenschaftliche Kritik wird unvoreingenommen abzuwägen haben, was Mark Twain von seiner Zeit empfing, und was er ihr gab.

Münster i. W. F. Schönemann.

S. B. Liljegren, *American and European in the Works of Henry James.* Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1. Bd. 15. Nr. 6. Lund, Leipzig 1920.

Der amerikanische Novellist und Romanschriftsteller Henry James starb 1916. Er rückte bekanntlich schon bei Lebzeiten in die Literaturgeschichte auf und war, vor allem nach seinem Tode, häufig Gegenstand von Einzeluntersuchungen. Liljegren hat in den E. St. 55. Bd. 1. H. eine Einführung in die James-Literatur gegeben. Er erwähnt in diesem Bericht auch kurz jene eigene Abhandlung, auf welche hier näher eingegangen werden soll. — Beschäftigte man sich bis jetzt mit J., so stand die technische Seite seines Werkes im Mittelpunkt: sein Grundsatz objek-

tiver Erzählung, nur den "point of view" der Personen, über die berichtet wird, gelten zu lassen und das eigene Werturteil auszuschalten. L. dagegen geht auf den Inhalt ein. Er verfolgt in J.s Werken in ihren Hauptlinien die Schilderung des Gegensatzes von Amerikaner (immer = U.S.-Amerikaner) und Europäer. Es ist das Hauptproblem von J., das dieser, der vor dem Kriege durchaus als kosmopolitischer Weltmann lebte, mit einer neuen Eindringlichkeit zu sehen lehrte. L. leistete eine in mehrfacher Hinsicht nützliche Arbeit. Obgleich unseren deutschen Bibliotheken J.s Name wohl in der Regel nicht völlig unbekannt ist, so dürften sich auf keiner die zahlreichen "novels" des Amerikaners vollständig befinden, ja auch nur (außer in Berlin) in der Hauptsache einigermaßen vertreten sein. L. wird also vielen von uns den Zugang zu dem Wichtigsten in J.s Hinterlassenschaft erleichtern, wenn nicht eröffnen, d. h. zu einer Zeugnissammlung, die in der vielumstrittenen und für die allgemeine und die deutsche Anglistik grundlegenden Frage nach dem Wesen des Amerikanismus durchaus berücksichtigt werden muß. Aber auch die Behandlung dieser Frage, an sich betrachtet, bereitet L. vor durch die in ihrer Knappheit klärende Übersicht über die reich abgestuften Züge, die J. zur Charakterisierung amerikanischer im Gegensatz zu europäischer Art herausstellt. Zudem hat L. mit sicherer Intuition es verstanden, J.s Ausgefülltsein durch das untersuchte Problem in Zusammenhang zu setzen mit seiner Methode des "point of view" und vor allem seinem Hin- und Herpendeln zwischen Alter und Neuer Welt, äußerlich und innerlich, seiner "double consciousness".

Betrachten wir jetzt etwas näher zur allgemeinen Orientierung und vor allem zur Einführung in die auf sie bezüglichen folgenden Bemerkungen die Analyse L.s von den das Gegensatzproblem am meisten ausprägenden Werken des Amerikaners.

Während im Drama (The High Bid) der ins Auge gefaßte Gegensatz nicht lebendig wird, geschieht dieses in hohem Maße in mannigfachen Abschattungen in den "novels" und "short stories", die J. während seiner fast ein halbes Jahrhundert dauernden Laufbahn verfaßte. Im "American", der Geschichte eines lebensfrischen self-made-man, der nach Paris reist, getrieben von dem Wunsche, sich eine Frau mit alter Kultur, mit Rokokograzie, "the best thing going", zu suchen, bedeutet die Alte Welt "refinement", geistige und gesellschaftliche Verfeinerung, wenn auch nicht notwendigerweise sittliche Feinheit, während für den amerikanischen

Charakter optimistische Kraft, nüchterne Rechenhaftigkeit, verbunden mit einem "sense of cleanliness" in sittlicher Hinsicht, bezeichnend gefunden wird. Eine ähnliche Gegenüberstellung liegt "Lady Barberina" zugrunde. In der "International Episode" tritt außer der Geschichtslosigkeit, die in Amerika als Mangel empfunden wird, und dem Glanze, den die Überlieferung über europäische Familien breitet, andererseits das demokratische Selbstbewußtsein der Vereinigten Staaten hervor. In "Daisy Miller", dem Bildnis des "American girl", wird des modernen amerikanischen Mädchens eigentümliche Freiheit im Umgang mit dem anderen Geschlecht, die nicht als Emanzipation, sondern als selbstverständliches Ergebnis der die Erziehung bestimmenden elterlichen Auffassung anzusehen ist, in Zusammenprall mit der europäischen Gesellschaftswelt gebracht, in der sie als peinlicher Flirt mißverstanden wird. Ein Gegenbild dazu stellt die ungeheure Ehrfurchtslosigkeit des jungen Master Randolph C. Miller gegen Eltern und Ältere dar. An der Mutter Daisys und Randolphs wird die Unterwürfigkeit der Eltern gegenüber dem Willen der Kinder als ein bewußter amerikanischer Grundsatz betrachtet. Aus der eingehenden Zergliederung des "Portrait of a Lady" treten die Amerikaner Isabel Archer, die selbständige, besitzfreudige, der energische, auf Erfolg gerichtete Mr. Touchett und die journalistische Miß Stackpole mit ihrem mangelnden Sinn für Verschwiegenheit, Takt und ihrem "disregard of privacy", verbunden mit unbezähmbarer Weltverbesserungslust, besonders hervor, zum Unterschied von einer Alten Welt, in der die Menschen ängstlich in Klassen eingeschlossen, die Frauen hilfsbedürftig, die Männer zum Teil wirklichkeitsunsicher an phantastische Ideen verloren erscheinen. Nicht immer wird einem durch die Macht der Überlieferung charakterisierten Europa ein vergangenheitsloses Amerika gegenübergestellt. In den "Europeans" schildert J. eine sich in ihrer Gewissenhaftigkeit quälende neu-engländische Familie, Nachkommen der Pilgrim Fathers, in die zwei Europäer als das Neue, Unbelastete, Erregende und Befreiende hineinschneien. Dem engen Weltverbesserungsfanatismus Neu-Englands als einem Erbe des Puritanismus und Independentismus wird in den "Bostonians" das Temperament der Südstaaten, die Hinterlassenschaft des Franzosentums und des Kavalierwesens, als das europäischere entgegengesetzt. Im "Siege of London" reißt sich der Abgrund auf, der die "immensely divorced Mrs. Headway", die Repräsentantin des

verwegenen Goldsuchergeistes der westlichen Staaten, von einer englischen Dame trennt, die sozusagen im "conservatory" aufgewachsen ist. Der posthum veröffentlichte "Ivory Tower" stellt das Amerika der Geldkultur heraus, durch dessen Roheit ein kultivierter Europäer ohne "money-sense" abgestoßen wird.

Ich deutete so etwas von dem an, was über den Gegensatz zwischen Amerikaner und Europäer aus L.s Bericht über J.s Werke herausspringt. Es fehlt in L.s Schrift ein Hinweis[1]) auf die Stellung, die J. während des letzthin vergangenen Krieges zu der berührten Frage einnahm und bezeugte. Der Kosmopolit wandelte sich zum Angelsachsen. Während vor 1914 J. in seinen zahlreichen Novellen den Amerikaner mit dem Europäer schlechthin verglich — Deutsche, Franzosen, Italiener und Engländer waren damals eine gleichförmige Masse für ihn —, stand nun J. nicht mehr Europa als neutraler Amerikaner gegenüber, sondern erklärte sich vom ersten Augenblick an für die Entente. Hierfür sind zwei kleine Schriften Belege: 1. The American Motor-Ambulance Corps in France, a Letter to the Editor of an American Journal, London 1914, und 2. The Question of the Mind, issued by the Central Committee for National Patriotic Organizations, London (ohne Datum, aber wie aus dem Eingangsdatum der Berliner Bibliothek ersichtlich ist[2]), vor 1915 erschienen). Zur näheren inhaltlichen Veranschaulichung der beiden Schriften sei hier das Folgende angeführt. In dem Motor-Ambulance Tractat, wo für die Deutschen schlechthin die Ansicht maßgebend gefunden wird, „that the insignia of the Red Cross with the implication of the precarious freight it covers, are in all circumstances a good mark for their shots", wird von den Amerikanern gesagt: "we Americans are as little neutrals as possible where any aptitude for any action, of whatever kind,

---

[1]) Wie mir L. mitteilte, unterließ er diesen Hinweis, da er vor allem das im engeren Sinne literarische Werk von J. betrachten wollte.

[2]) Bei beiden Schriften ist als Verf. Henry James angegeben. Im Katalog der Berliner Staatsbibliothek fand ich Januar 1921 die Identität des Verf. der beiden Traktate mit dem Romanschriftsteller angezweifelt. Da in erster Linie Stil, Begriffswelt, aber auch inhaltliche Momente die besondere Beziehung des Verf. zur Harvard-Universität, seine Vorliebe für den Automobilsport (vgl. den Bericht von Edith Wharton, The Quarterly Review, Nr. 464, July 1920, über Automobiltouren mit J. in Amerika und Europa) auf den ersten Blick die in Zweifel gezogene Identität sicherstellen, so halte ich ein Eingehen auf die Frage für überflüssig.

that affirms life and freshly and inventively exemplifies it, instead of overwhelming and undermining it, is concerned." „The Question of the Mind" ist nichts anderes als ein von jeder sachlichen Betrachtung entferntes Preislied auf die unterschiedslose Gutartigkeit (good nature) der Engländer. Sind diese Kriegsschriften also dazu geeignet, unsern Eindruck von der Unbestechlichkeit des Blickes von J. in der Beurteilung der einzelnen europäischen Völker (wenigstens für die Kriegszeit) durch ihre Einseitigkeit zu erschüttern, so setzt diese doch nicht den Wert seiner, wie wir sahen, durchaus nicht immer günstigen Charakterisierung seiner eigenen Landsleute für die Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Amerikanismus herab.

L. hat in seiner Abhandlung die Wichtigkeit des J.schen Werkes für diese allgemeine Frage hervorgehoben, ohne selbst eine nähere Verfolgung dieser Beziehung in den Rahmen seiner Arbeit einzuschließen. Ich möchte nun einige hierauf gerichtete methodische Bemerkungen hinzufügen.

J.s Kunst ist dadurch ausgezeichnet, nicht psychologische Entwicklungen darzustellen, sondern Zustände. Er gibt in seinen Romanen vornehmlich "portraits", in denen die Handlung vor allem dazu dient, das Sein und den Zustand seiner Personen zu beleuchten. In dieser künstlerischen Einstellung auf Statisches steht er im Banne des französischen Naturalismus, für den das geschichtliche Geschehen nur im Querschnitt des Augenblicks sozusagen gesehen und so zum Zustand erstarrt als historisches "milieu" unter die übrigen zuständlichen Momente wie Rasse, örtliche Umgebung usw., eingereiht wird. Sogar in Werken wie "The American Scene", wo geschichtliche Betrachtung nahegelegen hätte, versucht er im allgemeinen nicht, gegenwärtige Beobachtung mit der Geschichte in Zusammenhang zu bringen, sondern stellt nur Eindrücke seiner Jugend denen seines Alters gegenüber, ohne eine geschichtliche Verbindung oder Vertiefung anzustreben. J. gibt also nur Daten, deren historische Einordnung noch zu geschehen hat.

Fernerhin hat man sich bei der Bewertung des von ihm gebotenen Stoffes darüber klar zu sein, daß ihm oder jedenfalls seiner Kunst der Zugang zum zentraleren sittlichen und religiösen Leben verschlossen blieb. Er will nicht nur jedes Werturteil ausschließen, er vermag auch tiefstes wertendes Leben nicht darzustellen. Schon Richardson (American Literature, 1889, S. 18)

hat dieses gemeint, als er von ihm sagte: "If it be true that he is preeminently the American novelist who represents "life" and reality without artificial idealism in adornment, then life nowadays is a sadly shrunken and shrivelled thing, cold, thin and incomplete." Man könnte darüber im Zweifel sein, ob dieser Mangel auf eine, wenn auch nicht notwendige Wirkung von J.s naturalistischem Prinzip oder auf eine persönliche Enge zurückzuführen ist[1]). Würde er tatsächlich in einer künstlerischen Auffassung im Sinne von Zola folgerichtig sein, so würde man zunächst diese allein verantwortlich machen. Schon Brownell (American Prose Masters, L. 1910) wies aber mit Recht darauf hin — im Gegensatz zu dem hier oberflächlicheren Ford Madox Hueffer, Henry James, a critical Study, L. 1913 —, daß, obgleich J. alles Moralisieren anscheinend vermeide, aus seinen Geschichten doch immer zuletzt ein moralisches Schwänzchen herausluge, das etwas absurd erscheine im Verhältnis zu der strengen objektiven Miene des Ganzen. Das "Awkward Age" sei einem Lilliput ohne Gulliver zu vergleichen; das einzige greifbare Ergebnis einer breit ausgeführten Schilderung sei die These, daß ein freierzogenes Mädchen ein besserer Mensch werde als ein streng erzogenes. Ein derartig vager, verschwommener Libertinismus findet sich als einziges typisch Angebbares für die J.sche Weltanschauung, die z. B. auch im Felix und der Baroneß der "Europeans" dem Ernst Neu-Englands gegenübergestellt wird[2]). — Aus dieser Begrenztheit seiner Person scheint es mir daher zu entspringen, daß, wenn J. vollkommen erfüllte religiöse Menschen schildern will, er nur eine Darstellung zu geben vermag, die zunächst die Wahl offen läßt, ob man an der tatsächlichen religiösen Erfülltheit seiner Personen oder an der Eindringlichkeit seiner Schilderung zweifelt. Aber eben die erwähnte persönliche Enge läßt allein die letztere Möglichkeit offen. Sie erklärt, daß, wo religiös geistiges Leben bedeutet werden soll, nur das äußere Aussehen der dieses tragenden Seelen in Begriffen, die natürliche, psychologische Eigenschaften

---

[1]) Vgl. als Versuch (wenn auch nicht erfolgreichen), mit naturalistischer Methode religiöses Leben in seiner Besonderheit darzustellen, Huysmans, dazu H. Schöffler in seiner Diss. »Die Stellung H. im frz. Roman«, Leipzig 1911, S. 62 ff.

[2]) Vgl. z. B. ferner das Sichausleben der Jane in »Europe«, deren deutlich verherrlichtem Egoismus gegenüber die Aufopferung der Maria in ein sonderbares Licht rückt.

bezeichnen, niemals sein wirkliches Wesen, seine jenseitigen Ziele geschildert werden. In den "Europeans" sind die Begriffe, die die Religiosität der neu-englândischen Familie schildern sollen, z. B. durchweg der folgenden Art: I. S. 107, much meditating life; S. 122, gentle, tranquil people; simple, serious life; S. 126, sense of responsibility; S. 178, ascetic type; S. 197, „they look at it (at life) as a discipline — that is what they do here" usw.

Nach dieser Warnung vor dem Gebrauch von J.s Werk als Quelle für die Erforschung des religiösen amerikanischen Lebens (das wahrhaftig nicht mit Formeln wie: "Geist einseitig-puritanischen Muckertums", Henning, Die Wahrheit über Amerika, Leipzig 1915, S. 137, oder "pragmatistische Sektiererei" einfach abzutun ist) betrachten wir J.s übrigen Zeugniswert für unsere Anschauung vom Amerikanismus. Da ergibt sich, daß die für ihn von dem amerikanischen Epiker angeführte Summe der Charakteristika in mehrere Gruppen zerfällt, je nachdem die beschriebenen Geisteshaltungen zeitgenössischer Amerikaner in näherem oder fernerem Verständniszusammenhang stehen mit der Weltanschauung der Pilgrim Fathers. Zunächst läßt sich leicht das ganze Bündel der Merkmale heraussondern, die schon von Weber und anderen Erforschern des Kalvinismus in Verbindung mit diesem gebracht sind, so die energische Hinwendung auf weltlichen Erfolg, der rechenhafte Kaufmannsgeist usw. Aber auch sonst zeigt sich die von Amerikanern oft herausgestellte Lückenlosigkeit in dem Band zwischen modernem amerikanischen Charakter und dem der ersten Siedler an der Massachusetts Bay. J. selbst hat (ohne dem tiefer nachzugehen) die für Boston, aber auch die gesamten U. S. eigentümliche Weltverbesserungslust als ein Erbe der auf altruistische Ziele gerichteten Energie des alten Puritanismus bezeichnet (Liljegren, S. 37, The American Scene von H. J., Kap. VII). Deutlich stehen dem gegenüber das zügellose Glücksrittertum der Mrs. Headway und vor allem das sich vollkommen verändernde Verhältnis der Eltern zu den Kindern, die weitestgehende elterliche Nachgiebigkeit und die vollständige Ehrfurchtslosigkeit der Jugend, die durch einen Abgrund von dem bürgerlichen Fleiß, der Sittenstrenge, dem alttestamentarischen Patriarchentum des Puritanismus getrennt scheinen. Wo ist noch Gemeinsames zwischen der als typisch hingestellten Ungezogenheit des Master Randolph und einer Moral, der das Gesetz von 1641, das auf halsstarrige Widerspenstigkeit der Kinder den Tod setzte,

gemäß war? Auch der komfortistische Sinn des modernen Kapitalismus der U. S., der von J., The American Scene, S. 237, so gefaßt wird: "to make so much money that you won't, that you don't 'mind', don't mind anything — that is absolutely, I think, the main American formula", ist gründlich verschieden von seinem Ursprung im "laborare pro Dei gloria".

Wie wir schon oben andeuteten, liegt J. gemäß seiner Kunst auffassung ein Eingehen auf geschichtliche Zusammenhänge fern. Ein wesentlicher Beitrag zur Erforschung des Amerikanismus wäre daher eine Zurückführung der als zuständliche Individualpsychologie von J. gegebenen Merkmale auf ihre überindividuellen geistesgeschichtlichen Grundlagen. L. hat hier einen meiner Meinung nach wohlberechtigten Anfang gemacht, indem er das nach natürlichen Gesichtspunkten rätselhafte Verhalten bestimmter Romangestalten bei J. in vielen Fällen auf die von J. nicht verdeutlichte Nachwirkung der religiös-puritanisch gerichteten Ethik schiebt. Nur glaube ich, wäre sein Ergebnis deutlicher gewesen, hätte er die einzelnen Fälle für sich betrachtet. Wenn Isabel Lord Warburton abweist und zu einem Gatten zurückkehrt, den sie verabscheut, so scheint mir hier nicht die Auffassung dieses Verhaltens als eines instinktiven Nachklangs der Prädestinationslehre allein ausreichend, sondern gleichfalls die Unverbrüchlichkeit der puritanischen Ehe gegenüber der laxeren Ansicht, die sich im bürgerlichen Recht mancher Staaten bekundet, heranzuziehen zu sein. Eine andere derartige Verbindungslinie wäre meines Erachtens zwischen der gern als demokratischer Geist bezeichneten Öffentlichkeitsliebe des Amerikaners, seinem Mangel an Diskretion und Zurückhaltung und dem sich ganz in der Öffentlichkeit abspielenden Leben der ersten puritanischen Siedlungen zu ziehen. Sollte nicht eine ununterbrochene Kette den Hotelgeist des modernen Amerika (American Scene S. 102), sein journalistisches Eingehen auf das Privatleben usw. verbinden mit dem lebhaften Gemeinschaftsleben Neu-Englands, das in dem meeting-house[1]), der Stätte ebenso für das town-meeting wie für den Gottesdienst, zusammenströmte? (Vgl. Tyler, History of American Literature, New York 1879, und die dort zitierten Quellen: C. Mather, Magnalia usw.; Hoops, Virginien zur Kolonialzeit, St. z. Engl. Phil., L, S. 506 f.) Der-

[1]) Vgl. auch die sich gleichgebliebene Bedeutung des meeting-house im heutigen Landleben der U.S.

artige geschichtliche Ableitungen hätten natürlich die religiösen und geistigen Anschauungen in ihrer Entwicklung generationsweise zu verfolgen, um den Zusammenhang in lückenloser Dauer festzustellen. Daß aber die meisten Charakteristika des modernen Amerikanismus auf den am stärksten färbenden Bestandteil der U. S., auf Neu-England, zurückzuführen sind, bedarf keines Zweifels, so daß die Tatsache der Vorliebe von J., der seine Jugend vor allem auf altem puritanischem Boden verlebte (vgl. Lilj. E. St. 55. Bd. 1. H.), für den sich noch heute von den übrigen Amerikanern abhebenden Typus des Neu-Engländers kein falsches Bild der allgemeinen Lage gibt.

Im Zusammenhang mit einer solchen Ableitung von als Individualpsychologie gegebenen Charakteristiken aus religiös-geistigen Haltungen wird dann schließlich auch die Frage belangreich, inwieweit die über eine Reihe von Generationen andauernden überindividuellen Merkmale als Nationalcharakter anzusehen sind. Es wirft sich die Frage nach dem Wesen desselben auf[1]).

Wenn man den Puritanismus der Pilgrim Fathers (ohne auf die im englischen Volkscharakter und in der englischen Geschichte liegende Vorbereitung dazu zurückzugreifen) als eine ursprünglich gegebene geistige Gesamtwelt annimmt, so erscheinen Eigenschaften wie die der rücksichtslosen Emsigkeit, der Konzentration und des Ernstes als die besonderen Wirkungen, die die religiös-geistigen Prinzipien des Arbeitens zur Ehre Gottes und der Sichtbarkeit der Gnadenbeweise Gottes in den einzelnen Seelen auslösten. Verlassen wir nun aber die Tage der neu-englandischen Aristokratie der Auserwählten, gleiten wir über den Unitarismus, die Übergangswelt Hawthornes hinab zu der Ideologie, wie sie etwa Miß Stackpole oder die Frauenrechtlerin in den "Bostonians" bei J. vertritt, so finden wir, daß die Amerikaner die für die seelische Erscheinungsform des ursprünglichen Puritanismus gültigen Momente als dauernde Eigenschaften in der Vertretung von Ideen bekunden, die mit den ursprünglichen inhaltlich wenig oder nichts mehr gemein haben. Die Ideale wechseln materialiter, aber andererseits beharren gewisse formale Momente, die die Art der intersubjektiven Gerichtetheit auf diese Ideale charakterisieren. Nur diese formale

[1]) Vgl. die Erörterungen Leo Spitzers über dieses Problem (Archiv f. d. St. d. Neueren Sprachen, 41. Bd., 1. u. 2. H.), in denen er zu dem Buch von Eugen Lerch über das romanische Futurum als Ausdruck eines sittlichen Sollens (Leipzig 1919) Stellung nimmt

Sphäre, diese Geistesform, nicht die Art oder das Wesen ideeller Inhalte verdient meines Erachtens als Nationalcharakter angesprochen zu werden. So sicher es also ist, daß der Begriff der Konstanz, der nur in der Mathematik und Naturwissenschaft mit Recht eine Rolle spielt, wie überhaupt in der Geschichte in bezug auf den Nationalcharakter sinnlos ist, so sicher ist es auch, daß bestimmten formalen geistigen Merkmalen ein über eine Reihe von Generationen sich erstreckendes Beharrungsvermögen innewohnen kann. Zu der Frage der absoluten Dauer dieser sich gleichbleibenden Formen scheint nun noch an dem uns hier vorliegenden Beispiel die Beobachtung möglich, daß eine Veränderung in den leitenden Idealen ihrem Sachgehalt nach die Identität der besagten formalen Charaktere zu verwischen geeignet ist. Autoritätslosigkeit in der Erziehung und Komfortismus scheinen das, was an Disziplin vom Puritanismus her im amerikanischen Nationalcharakter bestand, aufzulösen: American Scene, S. 232, "Therefore had I the vision, as filling the sky, no longer of the great Puritan 'whip', the whip for the conscience and the nerves . . ." Selbstverständlich ist aber das Sichverwischen dieser geistigen Formen nicht als ein völliges Aufhören ihrer geschichtlichen Wirkung anzusehen. Auch wenn nicht mehr in ausgeprägter Art erkennbar, bestimmen sie den Verlauf des nachfolgenden Geschehens. "Tout s'inscrit."

Göttingen, März 1921. Gustav Hübener.

Upton Sinclair, *The Brass Check.* A Study of American Journalism. 8th Edition. Published by the Author, Pasadena, California, 1920. Pr. 60 c.

Selbst im Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist der Erfolg, den dieses Buch erzielt hat, ein überraschend großer. Die erste Auflage erschien Februar 1920, und mit der vorliegenden achten Auflage vom Oktober 1920 ist schon fast das 150. Tausend erreicht. Wodurch erklärt sich der Anklang, den dies Buch beim amerikanischen Publikum gefunden hat?

Nur ein kleiner Teil des Erfolgs kommt auf die Rechnung der geschickten, echt amerikanischen Aufmachung. So werden z. B. Inhalt und Zweck des Buches durch folgende Fragen auf dem Umschlag dargestellt:

Wem gehört die Presse, und weshalb?

Wenn Sie Ihre Zeitung lesen, lesen Sie Tatsachen, oder lesen Sie Propaganda, und wessen Propaganda?

Wer liefert das Rohmaterial für Ihre Ansichten über das Leben? Ist es anständiges Material?

Niemand kann wichtigere Fragen als diese erheben; und hier werden diese Fragen zum erstenmal in einem Buch beantwortet.

Aber das eigentliche Geheimnis des Erfolgs, den dieses Buch erzielt, liegt wohl in dem Ton, den der Verfasser in ihm anzuschlagen versteht.

Upton Sinclair ist ein in Amerika sehr bekannter sozialistischer Schriftsteller und Politiker. Und durch das ganze Buch sieht man die Geste des idealistischen Volksführers, der selbstlos den Kampf gegen die volksfeindlichen Mächte ausficht. Im Vorwort verpfändet Sinclair »seine Ehre als Mann und seinen Ruf als Schriftsteller für die Wahrheit jeder Angabe in diesem Buch«.

Zunächst erzählt er seine persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen, die er mit dem amerikanischen Journalismus gemacht hat. Dabei fällt manches helle Schlaglicht auf die Verhältnisse und Anschauungen im heutigen Amerika. Ein Beispiel: Sinclair hatte 1906 ein Buch (*The Jungle: Der Sumpf*) veröffentlicht, das zum erstenmal die skandalösen Zustände im Chicagoer Schlachthaus enthüllte, und das damals in Amerika ungeheures Aufsehen erregte. Im vorliegenden Buch beschreibt Sinclair nun, wie der "beef trust", der Verband der Fleisch-Interessenten, die entstehende nationale Erregung dadurch ablenkt, daß er die Presse veranlaßt, dementierende Artikel zu bringen, welche die Sinclairschen Enthüllungen als übertrieben oder gänzlich erfunden hinstellen. — Ein anderes Beispiel: Im Jahre 1914 war im Staate Colorado ein großer Kohlenstreik ausgebrochen. Militär wurde aufgeboten, und es kam zu Schießereien, bei denen auch unbeteiligte Bergmannsfrauen und -kinder getötet werden. Die Presse bringt nur Artikel zugunsten der Kapitalsinteressenten, zu denen hauptsächlich Rockefeller gehört. Sinclair will die Wahrheit über den Streik verbreiten: die Zeitungen verschließen sich ihm. Er will für die unschuldig Getöteten demonstrieren. So verabredet er sich mit mehreren bekannten Radikalen vor dem Bureau von Rockefeller, um dort, lediglich eine schwarze Binde um den Arm tragend, auf der Straße schweigend auf und ab zu gehen. Die Demonstranten werden verhaftet; und nun hat Sinclair sein Ziel erreicht: er läßt sich von Reportern über den Streik interviewen, und die Blätter, die ihm vorher verschlossen waren, bringen jetzt, da er im Gefängnis ist, drei bis vier Spalten seiner Ansichten über den Streik.

Sehr interessant ist endlich Sinclairs Verhalten im Kriege. Er schloß sich jener Gruppe von rechtsstehenden Sozialisten an, die den Krieg mit Deutschland befürworteten, weil (mit seinen eigenen Worten) »ein Sieg der preußischen Herrenkaste die Demokratie in Lebensgefahr bringen würde«. So unterstützte er die Wilsonsche Politik bis Ende 1918. »Aber als der Kaiser vernichtet war, und als ich sah, wie Amerikas Kampf für die Demokratie sich verwandelte in einen Kampf zur Niederwerfung der ersten proletarischen Regierung in der Geschichte, da ging ich zurück ins radikale Lager.«

Auf Grund seiner Erlebnisse und Erfahrungen kommt er dann zu folgender Definition: »Journalismus in Amerika ist das Gewerbe und die Praxis, die Nachrichten des Tages im Interesse der wirtschaftlichen Privilegien darzustellen.«

Er versucht nun, diese Stellung der Presse zu erklären, und findet folgende vier Methoden, die das Kapital in Amerika zur »Kontrollierung« der Presse anwendet: 1. Besitz der Zeitungen; 2. Beeinflussung der Zeitungsbesitzer auf gesellschaftlichem Wege; 3. Anzeigenaufträge — und ihre Entziehung!; 4. direkte Bestechung.

Reiches Material gibt Sinclair auch über die Organisation und das Funktionieren der "Associated Press", für die das Wort "truth trust" geprägt wird. Auch sie arbeitet nach Sinclairs Erfahrungen lediglich für die Interessen des Kapitals.

Im letzten Teil des Buchs bringt Sinclair Vorschläge, welche Heilmittel gegen die Schäden des heutigen amerikanischen Zeitungswesens angewandt werden könnten: Er bespricht die Möglichkeit, unabhängige Zeitungen zu gründen. Er erwägt, welche Folgen es haben würde, wenn die »klassenbewußten Arbeiter Amerikas die Zeitungsdruckereien besetzen und nur zehn Tage in der Hand behalten würden«: Sinclair verspricht sich von diesen zehn Tagen »Pressefreiheit und Pressewahrheit« das Ende des Kapitalismus in Amerika. Endlich behandelt er noch die Gründung eines großen mächtigen Reporterverbandes, um schon heute den einzelnen ehrlichen Reporter (der in Amerika ja fast die Rolle spielt wie bei uns der Redakteur) vor der schlimmsten Willkür der kapitalistischen Interessenten zu schützen.

Sinclairs Buch wendet sich direkt an den Leser, spricht zu ihm in amerikanischer »Mann-zu-Mann-Sprache« und fesselt deshalb vom Anfang bis zum Ende. Immerhin muß seinem Riesen-

erfolg ein gewisses Bedürfnis zugrunde liegen, und so ist dies Buch auch ein Symptom für die soziale Mentalität im Amerika von heute.

Heidelberg. Kurt Kauffmann.

REALIEN.

Trial of the Wainwrights. Edited by H. B. Irving M. A. (Oxon.). With an Appreciation of the Editor by Sir Edward Marshall Hall K. C. XLIII + 235 SS.

Trial of Thurtell and Hunt. Edited by Erik R. Watson LL. B. Of the Inner-Temple, Barrister-at-Law. 217 SS.

Die beiden Bände gehören einer Sammlung von Rechtsfällen an, die unter dem Titel: *Notable English Trials* in dem Verlage von William Hodge & Company, Ltd. (Edinburgh and London), erscheint. Die einzelnen Bände dieser Sammlung sind reich illustriert, mit Bildern der Täter, der bei der Verhandlung besonders beteiligten Richter, des Ortes der Tat usw. Sie umfaßt schon eine große Reihe von Zivil- und Strafprozessen, die sämtlich sehr interessant und zum Teil auch im Auslande, besonders in Deutschland, wohl bekannt sind (z. B. des Giftmörders Palmer, des Deutschen Franz Müller wegen Mordes) oder ein besonderes literarisches Interesse haben, wie der Mordprozeß Eugene Aram, der Bulwer die Anregung zu seinem bekannten Roman gegeben hat.

Für den Juristen sind wohl alle Bände der Sammlung wertvoll. Das würde freilich eine Anzeige an dieser Stelle noch nicht rechtfertigen. Aber man kann mit Recht sagen, daß jeder große Prozeß ein grelles Licht auf die Gesellschaftszustände wirft, innerhalb deren er sich abspielt. Die Kenntnis solcher Fälle ist nicht nur für den Geschichtschreiber, den Seelen- und Gesellschaftsforscher, sondern auch für jeden wichtig, der die Kunst und die Dichtung oder die Abstimmung des allgemeinen geistigen und sittlichen Empfindens innerhalb eines bestimmten Zeitraumes kennen lernen will.

Die Art der Herausgabe der Sammlung dient der Förderung auch dieses allgemeinen Interesses trefflich. Vorausgeschickt ist jedem Bande eine Einleitung, in der die Persönlichkeit des Täters, die Umgebung, in der er aufwuchs und sündigte, die Beweggründe zur Tat, deren Bewertung im sittlichen Empfinden der Zeitgenossen anschaulich geschildert wird. Dann folgen die eigentlichen Prozeßverhandlungen, die einen sehr guten Einblick in das englische Rechtsleben gewähren, aber auch für die Psychologie der Zeugen-

aussage, deren allgemeine soziale Bedeutung ja mehr und mehr gewürdigt wird, lehrreichen Stoff liefern. Das Geschick, mit dem Ankläger und Verteidiger das Kreuzverhör leiten, wird jeden interessieren, zum mindesten als urkundliche Grundlage zur Würdigung der in der englischen Literatur (z. B. bei Dickens) ziemlich häufigen Schilderungen solcher Vorgänge.

Die beiden erwähnten Bände schildern Mordprozesse. Der »Fall Wainwright« (Nov. 1875) enthält außer der üblichen Einleitung noch eine eingehende Würdigung des vor der Veröffentlichung gestorbenen Herausgebers (des Sohnes des berühmten Schauspielers Sir H. Irving), der selbst literarisch und künstlerisch interessiert, sich namentlich um die vergleichende Kriminologie Verdienste erworben hat.

Als Täter kamen in diesem Falle in Betracht Henry Wainwright als Mörder, sein Bruder Thomas als 'accessory after the fact' (Begünstiger). Der Fall zeigt manche bemerkenswerten Eigentümlichkeiten. Der Täter stammte aus gut bürgerlicher Familie, gründete früh ein eigenes Geschäft, galt in seinen Kreisen als solider Kaufmann und liebenswürdiger, gastfreier Hausherr, der in glücklicher Ehe lebte. Sein erhebliches schauspielerisches Talent machte ihn sehr populär, seine Bildung befähigte ihn, öffentlich Vorträge zu halten, seine Beteiligung am öffentlichen Leben verschaffte ihm Ehrenämter in Gemeinde und Kirche. Aber seit längerer Zeit führte er ein Doppelleben. In einem andern Stadtviertel wohnte er mit Harriet Lane als Herr King und Frau. Dabei ging Wainwrights Geschäft zurück, er konnte die Ansprüche seiner illegitimen Familie nicht mehr befriedigen. Da verschwand eines Tages Frau King. Von einem Besuche, den sie ihrem Mann in seinem Geschäfte machen wollte, kehrte sie nicht zurück. Wainwright hatte sie erschossen und die Leiche in seiner Werkstatt begraben. Das Verschwinden seiner Frau erklärte er damit, daß sie mit einem gemeinsamen Bekannten, Frieake, auf das Festland gereist sei. Ein Telegramm von Frieake bestätigte diese Behauptung. Der Bruder Wainwrights hatte es in Dover aufgegeben. Inzwischen war Wainwright in Konkurs geraten und sein Geschäftsgebäude verkauft worden. Er hielt nun eine Entdeckung seines Verbrechens für möglich und wollte deshalb die Leiche an einen anderen Ort schaffen, der ihm ein sicherers Versteck zu bieten schien. Er grub die Leiche aus, verpackte die Überreste in zwei große Wachstuch-Pakete. Eins davon gab er einem Arbeiter, das andere trug er

selbst. Da ihm die Last bald zu schwer wurde, ließ er die Pakete unter Aufsicht des Arbeiters zurück, um ein Cab zu holen. Der Arbeiter, dem die Pakete verdächtig geworden waren, öffnete eins und entdeckte darin eine menschliche Hand. Inzwischen kam Wainwright mit dem Wagen und einer Dame seiner Bekanntschaft, die er zufällig getroffen und zur Mitfahrt eingeladen hatte. Die Pakete wurden aufgeladen, das Paar stieg ein; aber der Arbeiter folgte dem Cab und ließ es durch einen Polizeibeamten anhalten. Hätte Wainwright den Arbeiter nach dem Wagen geschickt, so würde sein Verbrechen wahrscheinlich unentdeckt geblieben sein.

Henry Wainwright wurde zum Tode verurteilt und am 31. Dezember 1875 in Newgate hingerichtet, Thomas Wainwright zu einer Freiheitsstrafe von sieben Jahren verurteilt.

Auch in dem Fall Thurtell und Hunt (1824) handelt es sich um einen Mord. Auch hier war der eigentliche Täter Thurtell aus guter Familie. Ursprünglich diente er in der Marine als Offizier, nach seiner Entlassung wurde er Kaufmann. Freilich mit wenig Erfolg. Er vernachlässigte sein Geschäft über dem Faustkampfsport, machte einen schimpflichen Bankrott und lebte dann hauptsächlich vom Spiel in denkbar schlechtester Gesellschaft. Schließlich ermordete er in Verbindung mit zwei Genossen, Probert und Hunt, einen andern Spieler, der, wie man wußte, stets größere Summen baren Geldes bei sich trug. Die Tat wurde sehr ungeschickt ausgeführt und deshalb die Schuldigen bald entdeckt. Verurteilt wurden nur Thurtell und Hunt, da Probert, der gleichwohl wahrscheinlich die Seele des ganzen Unternehmens gewesen war, als Kronzeuge angenommen und deshalb freigesprochen wurde. Probert entging aber dem verdienten Schicksale nicht, denn kurze Zeit nachher wurde er wegen Pferdediebstahls verurteilt und hingerichtet.

Thurtell und Hunt wurden beide zum Tode verurteilt, Thurtell am 9. Januar 1824 hingerichtet, Hunt begnadigt und auf Lebenszeit deportiert.

Der Fall erregte damals ein heute nicht recht verständliches Aufsehen. Die Presse und selbst das Theater beschäftigten sich so eingehend mit Tätern und Tat, daß die Verhandlung um einen Monat aufgeschoben wurde, damit die Geschworenen nicht unter dem Einflusse solcher verwerflichen Suggestionen ihr Urteil fällen müßten.

Die besonders sorgfältige Einleitung schildert trefflich den

Boden, auf dem die Tat erwuchs: das Leben und Treiben in den Kreisen der des niederen Sports Beflissenen und der Spieler. Nicht minder sorgfältig werden die Angeklagten und der Kronzeuge gekennzeichnet. Auf diese Weise ist ein wichtiges Dokument für die Beurteilung der Volksseele jener Zeit entstanden, um so wichtiger, als auch der geradezu riesige Andrang des Publikums zu den Verhandlungen und der Hinrichtung richtig gewürdigt wird.

In mehreren Anhängen sind juristisch interessante Beigaben enthalten, aber auch Proben der volkstümlichen Dichtkunst, die sich des Falles gründlich bemächtigte.

Menschlich interessant ist vor allem die Persönlichkeit des Angeklagten Thurstell. Seine Verteidigungsrede, die sich wesentlich darauf bezog, daß gegen ihn nur ein Indizien- und kein direkter Beweis geführt, der Indizienbeweis aber stets unzuverlässig sei, ist ein glänzendes Zeugnis seiner Begabung. Die ganzen Verhandlungen geben ein ebenso schlagendes für seine völlige sittliche Verkommenheit.

Heidelberg. v. Lilienthal.

MISZELLEN.

ZUM NAMEN DER TERFINNAS IN KÖNIG ÆLFREDS OROSIUS-ÜBERSETZUNG.

Zum Namen *Beormas* in Ælfreds Orosius bemerkt schon M. Förster, Ags. Lesebuch[2] (1921), S. 37, daß er »die Karelier an der Kandalaks-Bucht« bezeichnet, ins Ags. durch Vermittlung dei Skandinavier (anord. *Bjarmar*) gedrungen ist und den Skandinaviern durch Vermittlung der norwegischen Lappen zugekommen sein muß, weil das Norwegisch-Lappische der einzige finnisch-ugrische Dialekt ist, welcher anlautendes *p* lautgesetzlich in *b* verwandelt hat.

Zu den Terfinnas setzt Förster a. a. O ein: [*ter*??] und bemerkt dazu, es seien darunter die lappischen Einwohner der Südostküste der Kola-Halbinsel gemeint, welche noch heute als Tersche-Lappen (russ. *Terskij beregŭ* 'Tersche-Küste') bezeichnet zu werden pflegen.

Die Verknüpfung von *Terfinnas* mit russ. *Terskij beregŭ* finde ich schon bei Tiander, Pojězdki Skandinavov na Běloje More (Petersburg 1906), S. 56, sowie Sjögren, Ges. Schriften I 349 sq., Anm 396; Ahlqvist, Kalevalan Karjalaisuus (Helsingfors 1887), S. 9. Das Verhältnis der beiden Formen zueinander läßt sich genauer bestimmen, wenn man noch andere Namen des östlicnen Teiles der Kola-Halbinsel in Betracht zieht.

Im Altrussischen findet sich nämlich dafür die Form *Trě*. Dieser Name kommt sehr oft in Novgoroder Urkunden des 13.—14. Jahrh.s vor, immer in der Verbindung mit andern nördlichen Ländern, darunter auch *Permĭ*. Man vergleiche z. B. bei Schachmatov, Izslědovanije o jazykě Novgorodskich gramot XIII i XIV věka (Petersburg), Urkunde 1 (a. 1265) z. 25; 3 (a. 1269) z. 21: *trě*; 6 (a. 1305—8) z. 28; 9 (a. 1304—5) z. 18: *tĭrě*; 7 (a. 1305—8) z. 25: *terě*; 15 (a. 1325—27) z. 16: *trě*; 8 (a. 1371) z. 24: *těrĭ* (letzteres nur verschrieben aus *tĭrě*). Ur-

sprünglich muß danach der russische Name *tĭrĕ* gelautet haben. Davon stammt altruss. *tĭrĭskyjĭ beregŭ* 'terisches Ufer'.

Die Form *Tĭrĕ* kann auf älteres **Tŭrĕ* zurückgehen, wo *ŭ* zu *ĭ* durch Einfluß des Vokals der folgenden Silbe geworden sein kann. Eine große Menge derartiger Fälle verzeichnet Schachmatov, Očerk drevnějšago perioda istorii russkago jazyka (1915), S. 66 (mit Liter.). Daß wirklich eine Form *Tŭrĕ* bestanden haben muß, zeigt nun aber die finnische Bezeichnung derselben Gegend *Turja(maa)*; ihre Einwohner heißen finn. *Turjalaiset*. Vgl. Ahlqvist, Kalevalan Karjalaisuus, p. 9; Sjögren, Ges. Schriften I 349; Schachmatov, Novgorodskija Gramoty 151. Die lappische Benennung von *Turjamaa* lautet nach Sjögren a. a. O. *tarje*. Der altrussische Name *Tŭrĕ* muß unbedingt auf die karelische Entsprechung von finn. *Turja* zurückgeführt werden[1]). Aus dem Lappischen halte ich es für unmöglich, ihn zu erklären, da es keine so alten direkten Berührungen zwischen Nordrussen und Lappländern gegeben hat. Der *e*-Vokal von *Terfinnas* ist nur eine zufällige Übereinstimmung mit dem *e* von russisch *Terskij beregŭ*; denn das russ. *e* ist erst im 13. Jahrh. aus *ĭ*, letzteres aus *ŭ* entstanden.

Wegen des lappischen Namens *Tarje* wandte ich mich an K. B. Wiklund, Upsala, und habe von ihm brieflich (22. Mai 1921) folgende Auskunft erhalten:

»Der vielgestaltige Name finn. *Turja* usw. muß, soviel ich verstehe, lappischen Ursprungs sein. A. Genetz, Wörterbuch der kolalappischen Dialekte (Helsingfors 1891), S. 185, schreibt die jetzige russisch-lappische Form des Wortes *Tarje* und übersetzt es finnisch und deutsch: *Turja*, 'itäisin osa Kuollan Lappia, der östlichste Teil von Kola-Lappland'. Dieses *Tarje* geht auf ein urlappisches **Tịrjā* zurück, dessen *ị* nach unserer finn.-ugr. Transkription etwa = russ. *y* ist. Aus dem Lappischen wanderte das Wort ins Finnische, wahrscheinlich in sehr alter Zeit, da man sonst, soviel ich mich erinnern kann, kein Beispiel von finn. *u* aus lapp. *ị* hat, sondern immer nur finn. *a* = lapp. *a* = urlapp. *ị*. Finnisch *Turja* wird von Lönnrot übersetzt 'landet på andra sidan om fjällarne i norden, Norge, Lappland, Lappländare'. Es kommt wohl nur in der Volkspoesie vor.«

---

[1]) Russ. *ĕ* entspricht finn.-karel. *ja*, wie etwa russ. *korĕla*: finn. *karjala* 'Karelien'.

So weit Wiklund. Danach und nach den obigen Ausführungen über die russischen und finnisch-ugrischen Formen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der *e*-Vokal von ags. *Terfinnas* nicht mit dem *e* von russ. *Terskij beregŭ* gleichgesetzt werden darf. Wohl aber läßt sich ags. *Ter-* ohne Schwierigkeiten auf lapp. *tarje-* zurückführen. Wir hätten es dann sowohl bei *Beormas* wie bei *Terfinnas* mit finnisch-ugrischen Volksnamen zu tun, die durch Vermittlung des Altnorwegischen auf das Lappische zurückgehen. Die Geschichte des Namens der Terfinnas stützt also die Förstersche Ansicht über den Ursprung des Namens der *Beormas*.

Leipzig, August 1921. Max Vasmer.

AGS. *SCRĪĐAN*.

Die Bedeutung des Verbs *scrīđan* wird von Grein-Köhler wiedergegeben mit 'ire, procedere, progredi, incedere', von Bosworth-Toller mit I 'to go, take one's way to a place', II 'to go hither and thither, go about, wander', III, IV, V 'gliding motion of a ship, etc., increase of light, etc., coming of the seasons' usw. Fr. Kluge Etym. W. s. v. 'schreiten': 'schreiten, gehen, wandern'. Hall: 'to go, move, glide'. Chambers, Bēowulf: 'stride, stalk, glide, wander, move'. Holthausen, Bēowulf: 'schreiten, gehen'. Tupper, Riddles: 'move, glide, stalk'.

Es fragt sich, ob die hier überall angenommene Bedeutung: 'schreiten, gehen' für das Angelsächsische zutrifft. Für das Germanische muß, wie mich Siebs unter Hinweis auf die hierher gehörige litauische Sippe: *skrindù* 'fliegen, schnell laufen', *skrindinėju* 'fliegen, schweben' und ähnliche belehrt, eine viel allgemeinere Grundbedeutung angenommen werden, worauf ja an. *skríđa* 'kriechen, gleiten', dän. *skride* 'gleiten' u. a. hinweisen. Würde im Ags. der Sinn 'gehen, schreiten' schon vorliegen, so würde man erwarten, daß das Wort einmal von einem lebenden menschlichen Wesen gebraucht würde. Bei diesen aber kommt es nur im Sinne von 'umherschweifen' vor, wie Widsiđ 135, *swā scrīđende hweorfađ glēomen*. Wo bisher die Bedeutung 'schreiten, gehen' angenommen ist, da handelt es sich um außermenschliche Wesen, nämlich *wērige gāstas*, in der Stelle *sōna æfter þæm wordum wērige gāstas hwyrftum scrīđađ in þæt sceađena scræf* Satan 631. Ferner *men ne cunnon hwider helrunau hwyrftum scrīđađ* Bēow. 163 und *cōm on wanre niht*

scrīdan sceadu-genga Bēow. 703. Aber unter diesen Umständen kann man vielleicht annehmen, daß die Anschauung des Angelsachsen eine abweichende ist. Bei *wērige gāstas* und *helrūnan* ist das weniger auffällig als bei Grendel, von dem 725 ausdrücklich *on fāgne flōr fēond treddode* gesagt wird; trotzdem macht es der Zusammenhang mit den anderen Fällen wahrscheinlich, daß bei dem von ihm ausgesagten *scrīdan* auch an ein gespenstisches Gleiten gedacht ist. Eine gleitende Bewegung des Drachen ist auch Vers 2569 gemeint: *gewāt þā byrnende, gebogen scrīdan,* wo Heyne unzutreffend übersetzte: »es kam gekrümmt geschritten der Drache.« Für die Auffassung von der Fortbewegung des Unholds ließe sich auch die übliche Anschauung von den Gespenstern anführen. Auch der Geist, der in den *Awntyrs off Arthure* auftritt, die Mutter der Guinevere, wird dadurch gekennzeichnet. Vgl. Vers 85 »and glides to Sir Gawayne«, Vers 325 »the gost awey glides« und öfter.

Breslau. L. L. Schücking.

MARGARET FULLER (1810—1850).

Margaret Fuller verdient ernste Beachtung in Deutschland. Sie ist nicht nur die erste bedeutende nordamerikanische Berufsschriftstellerin und Frauenrechtlerin, die Freundin Emersons und der Transzendentalisten, nicht nur die erste Kritikerin der Kultur und Literatur ihres Landes, sondern auch die beste Gönnerin und Förderin, die das deutsche Geistesleben, besonders Goethe, in der ersten Häfte des 19. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten besaß. Sie hatte einen scharfen, kühnen Geist, ein ungewöhnliches literarisches Talent, gründliches Wissen und vielseitige Bildung. Ohne äußere Schönheit, von Wesen angriffslustig und oft barsch, fesselte sie trotzdem durch ihren Geist, ihre innere Liebesfülle und ihre Unterhaltungsgaben die bedeutendsten Geister ihrer Zeit. Ihre Wirksamkeit war so vielseitig wie ihre Kultur. Sie hielt Vorlesungen, "Conversations", besonders von 1839—1844, die sie in ganz Neuengland berühmt machten. Daraus erwuchs ihr Buch *Woman in the Nineteenth Century* (1845), das Mary Wollstonecrafts *Vindication of the Rights of Woman* würdig fortsetzte. Sie leitete von 1840 zwei Jahre mit Emerson zusammen *The Dial*; hierin finden sich außer Gedanken des Transzendentalismus u. a. wichtige Aufsätze über deutsche Literatur und einige Übersetzungen aus

dem Deutschen. Später war sie literarische Kritikerin am *New York Tribune* unter Horace Greeley. Ihre literarischen Arbeiten sind zusammengefaßt unter *Literature and Art: Essays* (1846); *Life Without and Life Within* (1860) und *At Home and Abroad* (1856). 1847 ging sie über England (Miss Martineau, Carlyle, Lewes) und Frankreich (George Sand) nach Italien, verheiratete sich mit dem Marquis Ossoli, machte die Belagerung Roms mit (Mazzini) und kehrte 1850 nach den Vereinigten Staaten zurück. An New Yorks Küste kam sie in einem Schiffbruch mit Gatten und Kind um. Ihre »Geschichte der Römischen Revolution« ging mit verloren; ebenso kam ihr Lieblingsplan einer Lebensbeschreibung Goethes nicht zur Ausführung. Von Übersetzungen sind noch zu erwähnen: *Eckermann's Conversations with Goethe* (1839) und *Correspondence of Fräulein Günderode and Bettina von Arnim* (1842).

Seit Thomas Wentworth Higginsons Biographie über Margaret Fuller Ossoli (Boston 1884), der noch heute besten zusammenfassenden Arbeit, sind einige Schriften mehr über M. F. erschienen: Andrew Macphail, *M. F.*, in *Essays in Puritanism*, Boston 1905. Richard V. Carpenter, *M. F. in Northern Illinois*, Journal of the Illinois State Historical Society, Springfield, Jan. 1910. Fred. A. Braun, *M. F. and Goethe*, New York 1910. Derselbe, *M. F.'s Translation and Criticism of Goethe's "Faust"*, Journal of English and Germanic Philology, April 1914. Im 1. Band der *Cambridge History of American Literature*, New York 1917, werden M. F. innerhalb des Kapitels vom New England Transcendentalism (Harold C. Goddard) einige würdigende Seiten gegönnt, obwohl sie sich eigentlich nie als Transzententalistin bekannte. Braun, a. a. O., hat das klargemacht.

Das Jahr 1920 brachte ein selbständiges Werk der nordamerikanischen Frauenrechtlerin Katharine Anthony über sie = *M. F. A Psychological Biography*. Harcourt, Brace & Howe, V und 223 SS. Eine gute Bibliographie am Ende. Fräulein Anthonys Buch ist methodisch sehr interessant. »My purpose has been to apply a new method to old matter . . . It is an 'attempt to analyze the emotional values of an individual existence, the motivation of a career, the social transformation of a woman's energies." Die neue Methode heißt hauptsächlich — Sigmund Freud, von dessen Schriften über Träume allein zwei zwischen 1912 und 1917 in englischer Übersetzung erschienen, 1916 noch sein Leonardo da Vinci. "The Freudian psychology" ist augenblicklich Mode

im literarischen Amerika, besonders im New Yorker Greenwich Village. Auch K. Anthony hofft besonders tiefe Erkenntnisse dadurch zu erlangen, aber sie täuscht sich. In ihren vier ersten Kapiteln "Family Patterns", "A Precocious Child", "Narcissa" und "Miranda" erörtert sie "the uncanny eroticism", "a clinical picture of the future hysteric", "the delusional life" und kommt zum Ergebnis: "So far as Margaret's case is concerned, Sigmund Freud's theory of hysteria is a perfect fit" (S. 23). Die Frage ist nur, ob dadurch unser Verständnis Margaret Fullers gefördert wird. Im Grunde erhalten wir für Bekanntes nur ein paar neue Namen, das ist alles. Die einseitig väterliche, zu frühe und übertriebene, zum Teil wahnsinnige Erziehung durch den puritanischen Vater hat M. F. ungesund und wunderlich gemacht. Aber das Hysterische hat sie in ihrer öffentlichen Wirksamkeit, ihrem Eheleben und ihren besten Arbeiten überwunden. Wichtiger, als ihrer Hysterie nachzugehen, erscheint mir eine Ergründung ihrer ganzen Frauenart, ohne die man ihre Gedanken über Liebe, Ehe und soziales Leben nicht versteht. Sie war ganz Frau (auch als Frauenrechtlerin!), ohne daß man sie doch "A Woman's Woman" einseitig nennen darf, wie das Fräulein Anthony gelegentlich tut. In ihren Anschauungen über die Frau und ihren Frauenforderungen andrerseits war sie tief von Goethes Gedanken beeinflußt, während sie sich durch ihre tiefinnerliche Liebeskraft und reife Fraulichkeit mit so bedeutenden Schriftstellerinnen wie Bettina von Arnim, Mrs. Browning und Ricarda Huch sehr aufschlußreich vergleichen läßt. "Her Debt to Nature", d. h. als Gattin und Mutter, ist ein durch und durch selbstverständliches gesundes Streben nach menschlicher Harmonie. Weil Katharine Anthony darauf aus ist, alle seltsamen Widersprüche in Margaret Fuller als Zeichen der Hysterie zu »erklären«, geht sie an den schönsten Problemen achtlos vorbei. Ein voller Erfolg ist ihrer »psychologischen Studie« deshalb schon versagt.

Ihre Kapitel über M. F. als Journalistin und Revolutionistin zusammen mit dem über "Contacts" sind am besten geraten. Die Betrachtungen über "The Transcendentalist" sind nicht kritisch genug; hier fehlt es am rechten geschichtlichen Blick. Ähnlich kritisch unhaltbar ist die Behauptung, daß "Margaret was, after all, more interesting as a personality than as a writer". Die einseitige Einstellung auf der Fuller feministische Laufbahn verursacht reichliche Unterschätzung ihrer literarischen und kritischen Leistungen,

so daß gerade hierfür Higginsons Buch unentbehrlich bleibt. Im übrigen bringt K. Anthony die verschiedensten fruchtbaren Gesichtspunkte für ihren Gegenstand, z. B. das besondere Interesse, das M. F. für unsere Zeit hat. "She stood at the beginning of two great movements which have reached their culmination in our day. She saw the inception of the woman movement in America and the revolutionary movement in Europe. Her life, with all its inward and outward struggles, was peculiarly identified with both. Her ideals have recently renewed their vitality for us . . . In short, Margaret was a modern woman who died in 1850." Ein anderes Mal: "the essence of her fate was untimeliness". Und in der Zusammenfassung am Schluß u. a. den guten Satz: "But the conquest of a personality by a woman and a daughter of Puritanism was a heroic achievement." Es zeugt auch für M. F.s heroischen Geist, daß sie sich die Wahl stellte zwischen Emerson und Goethe und sich endgültig für Goethe entschied. Noch heute, über 70 Jahre nach M. F., dürfte es nicht mehr als zwei oder drei der amerikanischen Größen geben, die zu einer solchen Entscheidung den — Mut haben. Und als sie sich über den Modesozialisten ihrer Zeit, Fourier, schlüssig zu werden hatte, nahm sie wieder bei Goethe als dem Vertreter der persönlichen Geisteskultur Zuflucht. M. F. verdient der Deutschen Verständnis und Liebe.

Münster i. W. F. Schönemann.

ANKÜNDIGUNG VON ARBEITEN.

In Freiburg sind folgende Dissertationen in Arbeit und nahezu fertiggestellt:

1. *Die Heiligenlegende in der englischen Literatur nach der Reformation.*
2. *Der englische Freiheitsgedanke in der Literatur des 18. Jahrhunderts.*
3. *Die Stellung der Prärafaeliten zur Antike.*
4. *Swinburne als Kritiker.*

KLEINE MITTEILUNGEN.

Geh. Hofrat Professor Dr. Hermann Varnhagen in Erlangen trat nach Vollendung seines 70. Lebensjahrs (10. August 1920) von seinem Lehramt zurück. Zu seinem Nachfolger wurde Professor Dr. Rudolf Brotanek von der Technischen Hochschule in Dresden berufen, der im Januar oder April 1922 seine Lehrtätigkeit in Erlangen aufnehmen wird.

Privatdozent Dr. Walther Fischer in Würzburg, der im Winter 1920/21 und Sommer 1921 neben seiner Würzburger Tätigkeit vertretungsweise in Erlangen lehrte, erhielt den Titel und Rang eines außerordentlichen Professors.

Auf den Lehrstuhl Morsbachs in Göttingen wurde, nachdem Max Förster abgelehnt, der ordentliche Professor Dr. Emil Wolff von der Universität Hamburg berufen; auch er lehnte ab.

Geh. Regierungsrat Professor Dr. Max Kaluza an der Universität Königsberg starb am 1. Dezember 1921 im 66. Lebensjahr. Er war am 22. September 1856 zu Ratibor geboren.

Professor Henry Cecil Wyld von der Universität Liverpool wurde zum Merton Professor of English Language and Literature an der Universität Oxford ernannt, eine Stelle, die vor ihm Napier innehatte. Sein Nachfolger in Liverpool wurde Professor Allan Mawer von der Universität Durham.

Am 29. Dezember 1921 starb zu München nach langen, schweren Leiden Hermann Paul im 76. Lebensjahr. Er war am 7. August 1846 in Salbke bei Magdeburg geboren. Die Sprachwissenschaft hat mit ihm einen ihrer Großen, die Germanistik ihren Altmeister verloren, der vielen der jüngeren Forscher ein hochverehrter, unvergeßlicher Lehrer war.

ALOIS POGATSCHER ZUM 70. WIEGENFEST.

»Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei; auch das, was man von der Aloe in dieser Beziehung behauptet, halte ich für eine Fabel. Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum. Unbemerkt kommt alles, was Dauer haben wird in dieser wechselnden lärmvollen Welt.« Mit diesen Worten Wilhelm Raabes, die zwei Bücher Lebensgeschichte einleiten, glaube ich am passendsten den kurzen Lebensabriß des stillen Gelehrten zu beginnen, dessen 70. Wiegenfest seine Schüler und Freunde in treuer Verehrung und Anhänglichkeit durch ihre Beiträge in diesem Heft der »Englischen Studien« feiern.

Ohne Lärm und Aufsehen zu erregen, ist das Leben dieses tüchtigen Mannes und gründlichen, gewissenhaften Forschers verlaufen, aber trotz mancher Entbehrung und Entsagung hat es viel wahres, stilles Glück in sich geborgen; es war köstlich, denn es ist Mühe und Arbeit gewesen. Mit Stolz nennen wir Alois Pogatscher einen Sohn unserer Steiermark. Am 17. April 1852 wurde er in Graz geboren, zu einer Zeit, da unsere Landeshauptstadt noch ein kleines, in enge Grenzen eingeschlossenes und in freundliche Gärten gebettetes Städtchen mit wenigen Häusern und hohen dunklen Toren war. In einer kleinen Stadt, in einer begrenzten Sphäre bürgerlicher Gesellschaft wird die Beobachtung eines sinnigen Kindes am Kleinen und Unbedeutenden haften, und es wird sich jene innere Sammlung vorbereiten, die für den künftigen Forscher so wichtig ist. Am Grazer Gymnasium, wo damals noch meistens Geistliche aus dem Stifte Admont, tüchtig gebildete Pädagogen und bedeutende Gelehrte den Unterricht erteilten, empfing Pogatscher eine gründliche Schulung in den klassischen Sprachen. In den oberen Klassen erwachte in dem jungen Studenten die Neigung für moderne Sprachwissenschaft,

und ein glücklicher Zufall fügte es, daß er das Englische, dessen Erforschung sein künftiges Leben gewidmet sein sollte, von einem gebürtigen Engländer erlernen durfte. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien hörte er an den Universitäten Graz und Wien Vorlesungen aus Germanistik, englischer und romanischer Philologie als Schüler Heinzels und Zupitzas und legte schon im Jahre 1875 die Lehrbefähigungsprüfung für Deutsch und Englisch ab, worauf er sofort eine definitive Lehrstelle in Salzburg erhielt. Neben seiner Lehrtätigkeit arbeitete er rastlos an seiner wissenschaftlichen Ausbildung und nahm schon nach wenigen Jahren einen Ruf an das Grazer Mädchenlyzeum an, weil ihm die Universität und ihre Bibliothek die Möglichkeit wissenschaftlicher Forschung wesentlich erleichterte. Die Sommerferien benutzte der unermüdliche junge Lehrer vielfach zur Vervollkommnung seiner Fertigkeit in den modernen Sprachen und zur Anknüpfung von Beziehungen zu bedeutenden Gelehrten deutscher Universitäten und des Auslandes. So weilte er auf seiner Reise nach Frankreich im Jahre 1877 in Straßburg, wo er mit Seemüller verkehrte, Vorlesungen bei Martin hörte und mit Wilhelm Scherer bekannt wurde, dem er eine seiner ersten Arbeiten überreichen konnte. Den Sommer 1879 verbrachte er in Paris, 1880 in London, wo er an einer Mädchenschule Unterricht in deutscher Sprache und Literatur erteilte. Inzwischen hatte er auch die Lehramtsprüfung für Französisch nachgetragen und war zum Professor an der Landes-Oberrealschule in Graz ernannt worden. Viele seiner ehemaligen Schüler erinnern sich noch heute mit Vergnügen seiner klaren, begeisternden Vortragsweise und der mannigfachen Förderung, die sie durch ihn erfuhren.

Im Schuljahre 1885/86 erhielt er einen einjährigen Studienurlaub, den er in Straßburg verbrachte, wo ihm durch Bernhard ten Brink und Gustav Gröber anregende Belehrung und wohlwollende Förderung für die Arbeit zuteil wurde, die ihm den Weg zur Hochschule bahnen sollte. Hier erwarb er auch den philosophischen Doktorgrad.

Im Jahre 1888 erschien im 64. Heft der »Quellen und Forschungen« seine Habilitationsschrift *Zur Lautlehre der griechischen, lateinischen und romanischen Lehnwörter im Altenglischen*, die er dem Grazer Gelehrten Hugo Schuchardt in dankbarer Gesinnung widmete. In dieser grundlegenden

Arbeit Pogatschers ist, wie er selbst bescheiden sagt, zum ersten Male der Versuch gewagt, mit Hilfe der ältesten Lehnworte neben und an Stelle der bisher zumeist relativen einige in sich zusammenhängende Grundlinien einer absoluten Chronologie gewisser Erscheinungen des vorliterarischen Lautstandes des ältesten galloromanischen und altenglischen Sprachgebietes zu ziehen. Dieses Werk zeigt so recht seine im engen Kreise geübte Gabe liebevoller Beobachtung ohne Willkür, seine Fähigkeit klarer und allseitiger Anschauung, verbunden mit der Gewissenhaftigkeit methodischer Forschung, jede einzelne Erscheinung durch alle ihre Gestalten geschichtlich zu verfolgen. Pogatscher weist nach, daß in dem Lehngut deutlich zwei Schichten zu scheiden sind, die eine ganz verschiedene Behandlung des lateinischen Akzents sowie auch der Einzellaute aufweisen: eine ältere im unmittelbaren Verkehr zwischen Angelsachsen und Römern, zum großen Teil schon auf dem Kontinent übernommene und eine jüngere Schicht von gelehrten Wörtern, deren Aufnahme mit der Christianisierung der Angelsachsen zusammenhängt. Aus dem Verhalten der Lehnworte gegenüber gewissen Lautwandlungen des Altenglischen weiß er Schlüsse auf die chronologischen Verhältnisse zu ziehen, die man wegen ihrer Folgerichtigkeit bewundern muß.

Kein geringes Lob spendete der Arbeit Pogatschers der Leipziger Gelehrte Eduard Sievers, der seine im Jahre 1900 erschienene Abhandlung *Zum angelsächsischen Vokalismus* mit den Worten einleitet: »In die verwirrende Formenmannigfaltigkeit der ags. Lehnwörter hat erst Pogatschers tiefgreifende Untersuchung Licht und Ordnung gebracht. Zwar hat auch er im einzelnen noch eine Reihe kleinerer und größerer Rätsel ungelöst übriglassen müssen, aber im Ganzen werden doch, wie ich meine, seine Resultate der Nachprüfung standhalten.«

Der Habilitation Pogatschers an der Grazer Universität folgte schon 1889 seine Berufung als außerordentlicher Professor der englischen Sprache und Literatur an die deutsche Universität Prag und seine Ernennung zum Ordinarius an dieser Hochschule im Jahre 1896. Als die Grazer Lehrkanzel durch Luicks Berufung nach Wien frei wurde, kam er dem Rufe an die Hochschule seiner Vaterstadt gern nach. Aber schon 1912

gab er seine Lehrtätigkeit auf, um ganz seinen Neigungen und seiner stillen Forschertätigkeit leben zu könnnen.

Die in seiner grundlegenden Arbeit begonnenen Studien hat Pogatscher in vielen Zeitschriftenbeiträgen fortgesetzt, Einwänden anderer Forscher stets vornehm und mit Maß entgegentretend oder seine eigenen Resultate genau überprüfend. So hat er in den »Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur« 18, 465 ff. in einer Abhandlung über die Chronologie des altenglischen *i*-Umlauts seine frühere Datierung etwas modifiziert und durch die Untersuchung einer Reihe altenglischer Orts- und Personennamen abschließend gezeigt, daß jener Lautwandel in der Sprache der Angelsachsen erst in Britannien, und zwar im wesentlichen im 6. Jahrh., eingetreten ist. Damit ist ein genauer Anhaltspunkt für die chronologische Festlegung der zahlreichen und verwickelten vorhistorischen Lautwandlungen des Altenglischen gewonnen.

In einem anderen Aufsatz »Angelsachsen und Romanen« (Engl. Studien 19, 229 ff) wendet sich Pogatscher gegen Loth, der darzulegen versucht hatte, daß die eindringenden Angelsachsen keinerlei Reste romanisch sprechender Bevölkerung vorfanden, von denen sie lateinisches Sprachgut hätten übernehmen können. Pogatscher zeigt einen Irrtum auf, dessen sich Loth bei der Untersuchung der lateinischen Lehnwörter im Keltischen schuldig gemacht hat, und weist aus den Formen gewisser Ortsnamen nach, daß die Angelsachsen sie nur von Vulgärlatein sprechenden Einwohnern übernommen haben können. In den Prager deutschen Studien H. 8 unterzieht er die Behandlung von lat. *ŭ* in ae. Lehnwörtern einer neuerlichen Prüfung und kommt dabei zu sehr interessanten etymologischen Feststellungen.

Sehr schwierige etymologische Beziehungen behandelt sein Aufsatz in der Festschrift zum 8. allgemeinen deutschen Neuphilologentag Wien 1898 »Über ae. *br* aus *mr*«. In der Anglia 23, 302 ff. werden in einer Untersuchung über die *ǣ*/*ē*-Grenze auf Grund der Verbreitung gewisser Ortsnamen Rückschlüsse auf das Verbreitungsgebiet dialektischer Varianten eines altenglischen Lautes gezogen und durch ebenso scharfe wie besonnene Kritik des Materials überzeugende Ergebnisse gewonnen.

Andere Arbeiten des Gelehrten betreffen das Gebiet der Formenlehre und Wortbildung. Außer kleineren »Eine vergessene Präposition« und »Zu ne. *these*« (Anglia Beibl. 16, 105 ff. und 336 ff.) gehören hierher zwei Aufsätze über das westgermanische Deminutivsuffix *-inkil* (Anglia 23, 310 ff. u. Beiblatt 15, 238 ff.), in denen er eine neue, sehr überzeugende Etymologie für dieses Suffix vorbringt, die auch seine eigentümliche Verbreitung und Entwicklungsgeschichte aufzuklären vermag. Eine umfangreiche syntaktische Studie ist Pogatschers Abhandlung über »Unausgedrücktes Subjekt im Altenglischen« (Anglia 23, 261 ff.). Auf Grund reicher Materialsammlungen aus den verschiedenen Gebieten der ae. Literatur untersucht er die Erscheinung, daß ein als Subjekt zu erwartendes Pronomen fehlt, stellt die Bedingungen dafür fest und vergleicht die ae. Verhältnisse mit vielfach ähnlichen in den übrigen germanischen und indogermanischen Sprachen. Dabei werden auch andere syntaktische Erscheinungen besprochen und erklärt, und vielfach werden textkritische Versuche berichtigt, wie er denn auch sonst kleinere textkritische Beiträge veröffentlicht hat (Engl. Studien 19, 229 ff. und Beiträge 19, 544 f.).

Eine größere Reihe von Aufsätzen und Studien Pogatschers beschäftigt sich mit etymologischen Problemen: »Engl. Etymologie« (Engl. Studien 27, 217 ff.), »Etymologisches« (Anglia Beibl. 13, 13 ff., 233 ff.; 14, 181 ff.), »Etymologisches und Grammatisches« (Anglia 31, 257 ff.). Zu diesen Untersuchungen befähigten ihn seine vollkommene Beherrschung der englischen wie der altgermanischen Sprachgeschichte und seine bedeutenden Kenntnisse in der vergleichenden Sprachwissenschaft. Nie sucht er durch geistreiche Hypothesen zu blenden, überall zeigt sich weises Maßhalten und sorgfältiges Abwägen aller in Betracht kommender Umstände. In der letzten dieser Untersuchungen behandelt er aus Anlaß einer Etymologie ein sehr schwieriges Problem der englischen Lautgeschichte, den Ausfall des *r* vor gewissen Konsonanten, wobei er durch Heranziehung der lebenden englischen Dialekte zu sehr bemerkenswerten Ergebnissen gelangt.

Auch bei Veröffentlichung von Rezensionen hat Pogatscher oft Resultate eigener Forschung vorgelegt. So hat er Engl. Studien 25, 424 in knappster Form Probleme der englischen Lautgeschichte (gewisse ae. Dehnungen) behandelt;

im Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie 1901 Nr. 5 zeigt er die Schwächung des nachtonigen *i*; und in der Besprechung des ae. Wörterbuches von Sweet im Anzeiger für deutsches Altertum 25, 1 ff. bringt er wertvolle Ergänzungen zu diesem Werk, die von seiner gründlichen Kenntnis des Ae. Zeugnis ablegen.

Aufrichtig zu bedauern ist, daß Pogatscher nur in seiner Kritik des Buches von Fürst *Die Vorläufer der modernen Novelle* (Anglia, Beibl. 10, 329 ff.) auf Literarhistorisches zu sprechen kommt.

In seinen Vorlesungen freilich nahm die Literaturgeschichte einen breiteren Raum ein, und als gewissenhafter, anregender Lehrer hat er seinen Schülern nicht nur Überliefertes, sondern vielfach selbst Erarbeitetes geboten. Er hat die schönen Goetheworte: »Denn jungen Seelen vorzufühlen, ist wünschenswertester Beruf« wirklich in Tat umgesetzt. Von der älteren Literatur hat er besonders Beowulf und Chaucer, von der neueren Shakespeare, Milton und die Hauptwerke des 18. Jahrh. erläutert. Nur wer selbst Gelegenheit hatte, Pogatscher über einen dieser großen Dichter sprechen zu hören, kann es beurteilen, wie liebevoll er sich in ihre Werke versenkt und ihre Gestalten in seiner für alles Schöne so empfänglichen Seele nachgeschaffen hat. Die Mahnung Miltons "Be lowly wise" scheint er sich zum Lebensgrundsatz gemacht zu haben, denn als bescheidener, echter Forscher freute er sich, wenn er eine Wahrheit gefunden, wieder etwas zum Fortschritt des menschlichen Wissens beigetragen zu haben. Ihm war die Wissenschaft stets »die hohe, die himmlische Göttin«, nach äußerer Anerkennung hat er nie gegeizt. Unrichtige Ansichten hat er in vornehmer Weise und sachlich widerlegt, niemals ist er als wissenschaftlicher auch ein persönlicher Gegner geworden. Weit entfernt, sie zu beneiden, freute er sich stets, wenn seine Schüler, seinen Anregungen folgend, auf der von ihm vorgezeichneten Bahn fortschritten, und suchte sie in jeglicher Weise durch Rat und Tat zu fördern, indem er ihnen selbst Bücher aus seiner wertvollen Bibliothek aufs bereitwilligste zur Verfügung stellte oder ihnen durch Empfehlungsschreiben den Aufenthalt in England, den er für die Erlernung der Sprache für unerläßlich hielt, angenehmer und nutzbringender machte. Vor allem aber wirkte er vorbildlich durch das Beispiel seiner Persönlichkeit.

Wenn unser Jubilar heute auf sein langes, erfolgreiches Leben zurückblickt, darf er sich sagen, er habe die Mahnung getreulich befolgt, die der Erzengel Michael Adam im Paradies gab: "Nor love thy life, nor hate; but what thou liv'st, live well." Für alle edlen Freuden dieser Welt empfänglich, hat er namentlich während seines längeren Aufenthalts in England, der sich oft über ein Jahr erstreckte, schöne und sonnige Stunden genossen, wertvolle freundschaftliche Beziehungen angeknüpft und noch etwas von dem "Merry old England" miterlebt, das uns Dickens' Dichtung in unvergleichlicher Weise schildert. Ihn von seinen Erlebnissen in England erzählen zu hören, gehört wohl zu den erlesensten Genüssen, die denen zuteil werden, die das Glück haben, mit Pogatscher zu verkehren. Das, was wir beim Engländer als "reservedness" bezeichnen, die scheue Zurückhaltung vor Fremden, wird in dem deutschen Gelehrten zum vornehmen, zartfühlenden Wesen, dessen Zauber sich keiner seiner Freunde entziehen kann. "What stronger breastplate than a heart untainted" darf er als seine Devise bezeichnen. Die stete Hilfsbereitschaft der englischen "Friends" ist ihm so zur zweiten Natur geworden, daß er selbst in den schweren Zeiten nach dem Zusammenbruch, wo er das "being hard up" am eigenen Leibe erfahren mußte, stets mehr um andere als um sich besorgt war. Wie ein Held sich dem Schicksal unterordnend, hat er eine geradezu spartanische Lebensweise geführt und dadurch das Dichterwort bewahrheitet:

He's truly valiant that can wisely suffer
The worst that man can breathe.

Erhält ein echter Edelstein erst durch den Schliff die Fähigkeit, das Licht in wunderbarer Strahlung zu reflektieren, so treten auch bei einem wertvollen Menschen, der durch die Schleifmühle des Lebens gegangen ist, die edlen Eigenschaften klarer und leuchtender zutage. Dies haben wir an dem von uns verehrten Manne erfahren. Geläutert durch das Leben, tritt er, vom Alter ungebeugt, in das achte Dezennium ein, und alle, die seines Geistes einen Hauch verspürt, von nah und fern wünschen ihm einen sonnigen, freundlichen Lebensabend. Mögen die tiefempfundenen Worte Ferdinand Saars auch ihm gelten:

Das aber ist des Alters Schöne,
Daß es die Saiten milder stimmt,
Daß es der Lust die grellen Töne,
Dem Schmerz den herbsten Stachel nimmt.

Die Ruhe kommt erfüllten Strebens,
Es schwindet des verfehlten Pein —
Und also wird der Rest des Lebens
Ein sanftes Rückerinnern sein.

Graz. Ludwig Schuch.

SPRACHKÖRPER UND SPRACHFUNKTION.

Unter diesem Titel hat kürzlich Wilhelm Horn ein Buch veröffentlicht[1]), in dem er, Gedanken Behaghels weiter ausführend, darzutun sucht, daß das Wirken der Lautgesetze und der sich vielfach anschließenden Analogie nicht ausreiche, um die Veränderungen des Sprachkörpers, der Wortformen, zu erklären. Es komme öfter vor, daß Wortteile reduziert werden oder ganz ausfallen im Zusammenhang damit, daß sie bedeutungslos werden; die Bedeutung, die Funktion, habe also Einfluß auf die Lautentwicklung, und es ergebe sich die Frage, wie dazu die Vorstellung von der »blinden Wirkung der Lautgesetze« passe (S. 2). Horn trägt nun aus verschiedenen Sprachen Material zusammen und kommt zu dem Ergebnis (S. 135): »Die Entwicklung des Sprachkörpers ist abhängig von der ihm innewohnenden Funktion. Teile der Rede, die unter sonst gleichen Bedingungen stehen, können verschieden behandelt werden, wenn sie Funktionen von verschiedener Wichtigkeit haben. Die Funktion beeinflußt die Lautentwicklung nicht etwa im Gegensatz zu den Lautgesetzen. Vielmehr sind die Lautgesetze, die die Funktion nicht berücksichtigen, unvollständig.« Diese letzten Sätze suchen eine Brücke zu den bisherigen Ansichten zu schlagen. Indessen werden in der vorangehenden Darstellung die vorgeführten Veränderungen doch so behandelt, als ob sie jenseits der Lautgesetze stünden (ausdrücklich z. B. in § 47): es wird sogar der Gedanke ausgesprochen, daß die Funktion einen nachtonigen Vokal vor dem lautgesetzlich zu erwartenden Abfall schützen könne (S. 24). Auf alle Fälle fehlt jeder Versuch, irgendein bekanntes, nach Horn 'unvollständiges' Lautgesetz derart neu zu formulieren, daß es 'die Funktion berücksichtigt'. Im übrigen scheint mir in seinen Darlegungen eine große und entscheidende Lücke zu

[1]) Berlin, Mayer & Müller, 1921. (Palaestra 135.)

klaffen. Wir werden sicherlich bei Betrachtung des Sprachlebens auf Funktionsänderungen und sie anscheinend begleitende lautliche Wandlungen zu achten haben, aber uns immer die Frage vorlegen müssen, ob zwischen ihnen wirklich ein Zusammenhang und, wenn ja, ein unmittelbarer und einfacher Zusammenhang von Ursache und Wirkung besteht, d. h. ob im Tatsachenbestand sich deutliche Hinweise für diese Annahme finden, z. B. der Umstand, daß in allen gleichgearteten Fällen dieselbe Erscheinung zutage tritt, in anders gearteten aber nicht, oder andere Umstände. Ein Nebeneinander zweier Einzeltatsachen ist an sich noch kein Beweis für einen ursächlichen Zusammenhang zwischen ihnen. Horn hat an eine solche nähere Untersuchung kaum gedacht, und so hinterläßt sein Buch die Vorstellung, daß die Funktionslosigkeit ein anscheinend willkürlich bald da, bald dort in die Lautentwicklung eingreifendes Agens ist, dessen nähere Erfassung und Umschreibung sich uns entzieht. Kann das richtig sein? Tatsächlich rücken m. E. die von ihm angeführten Fälle bei schärferer Kritik in anderes Licht, wie im folgenden an einigen Beispielen dargetan werden soll.

Vorerst sind meines Erachtens zwei Gruppen von Wortverstümmelungen gesondert zu stellen. Kürzungen wie *Auto* für *Automobil* stammen, wie Horn bereits darlegt, aus Standessprachen, in denen zunächst die Vollformen in häufigem Gebrauch waren. Die Vielsilbigkeit trotz des einheitlichen Begriffs wirkte lästig, und es trat eine Verkürzung ein, die gewöhnlich nur die Anfangssilben übrig läßt, ob sie nun betont sind oder nicht. Dadurch rückt diese Erscheinung in eine Parallele zu den Abkürzungen häufig gebrauchter Wörter in der Schreibung, wie *kgl.*, *k. k.*, *M.*, *K.*, und vieles andere. Es kommt nun vor, daß solche geschriebene Abkürzungen auch in den mündlichen Gebrauch übergehen, wie im Deutschen *Em*, *kaka*, *stud. phil.*, neuerdings auch *Ka* für *Krone*, im Englischen *[em pī]*, *[pī em]* und anderes. Es fragt sich, ob nicht jene Verstümmelungen vielfach aus zunächst schriftlichen Kürzungen entstanden sind. Voraussetzung ist aber immer häufiger Gebrauch des Wortes in einem Kreis, der mit der Sache viel zu tun hat. Danach scheint mir klar, daß ein Schwund in Formwörtern, die zum Sprachgut der gesamten Sprachgemeinschaft gehören, nicht auf denselben treibenden

Kräften beruhen kann. Ebenso halte ich es nicht für angängig, im Hinblick auf solche Fälle unser *Sarg* zu *sarcophagus* zu stellen: welcher Kreis unserer Vorfahren im achten oder neunten Jahrhundert hat häufig mit Sarkophagen zu tun gehabt, in ähnlicher Weise wie Automobilfabrikanten oder -fahrer mit Kraftwagen oder englische Studenten mit *quads* und *mods*?

Eine besondere Gruppe bilden auch Verstümmelungen, die auf die Kindersprache zurückgehen, wie *gaffer*, die auf der Unfähigkeit, alle gesprochenen Laute zu apperzipieren und alle apperzipierten selbst wiederzugeben, beruhen: nur die am meisten ins Ohr fallenden, namentlich der Tonvokal, der Wortein- und -ausgang werden herausgenommen, und so entstehen neue Wortformen.

Im übrigen möchte ich vor allem gegen Horn einwenden, daß er nicht eine in vielen Fällen ganz offenkundige Veränderung in Betracht gezogen hat, die mit dem Verblassen der ursprünglichen Bedeutung eines Wortteils Hand in Hand geht, nämlich die Änderung in der Akzentlage. Als in wg. **hwalīk* (vgl. got. *hwileiks*), das als Kompositum zunächst auf jeder Silbe einen Akzent hatte (*hwálìk*), die Vorstellungen, die ursprünglich an den beiden Gliedern hafteten, verblaßten und mit dieser Silbenfolge eine einheitliche Vorstellung verknüpft wurde, schwand gewiß der Akzent auf der zweiten Silbe. Damit geriet das *ī* unter Voraussetzungen, unter denen es nach einem bekannten Lautgesetz des Urenglischen (zuletzt wohl von mir in meiner Hist. Gram. § 312 dargestellt) der Kürzung anheimfiel. Das sich so ergebende *ĭ* stand aber in einer Umgebung, in der es später nach einem ebenfalls bekannten Lautgesetz im Urenglischen ausfallen mußte (vgl. angl. *milic* > *milc*, Weyhe, Beitr. 31, 43). Die Entwicklung von wg. **hwalīk* zu ae. *hwelc* ist also vollkommen lautgesetzlich, wie ich trotz der Einwendungen Horns S. 8 behaupten muß. Gewiß hängt der Schwund des *i* in letzter Linie mit der Abschwächung der ursprünglichen Bedeutung der Silbe *-līk* zusammen; aber diese hat nicht unmittelbar den Ausfall bewirkt, sondern nur die Voraussetzungen für das Eingreifen gewisser Lautgesetze geschaffen, nur bewirkt, daß das Wort eine Gestalt annahm, die Anlaß zu weiteren Veränderungen bot. Ich glaube, nun, daß dieser Fall typisch ist, daß die unmittelbare Folge des Verblassens der Funktion eines Wortteils immer nur

Änderungen des Akzents sind, wobei nicht nur der dynamische in Betracht kommt, sondern vielleicht auch der musikalische eine große Rolle spielte. Ob noch weitere Veränderungen eintreten, hängt zunächst davon ab, ob der betreffende Wortteil in der neuen Akzentlage infolge seines Baues Angriffspunkte für das Wirken der dieser Lage eigentümlichen Lautgesetze gibt.

Außerdem wird ein Punkt in Betracht kommen, der bisher, soviel ich sehen kann, noch nicht genügend beachtet worden ist. Betrachten wir die Entwicklung unserer Grußformel *guten Morgen*, also zunächst (in meiner Sprechweise, und zwar der umgangssprachlichen Form) *gūtn moə-ŋ*. Die Einzelvorstellungen von *gut* und *Morgen* sind im Lauf der Zeit verblaßt; wir verbinden mit diesen zwei Wörtern heute einen ganz allgemeinen Begriff der Begrüßung mit einer schwachen Beziehung auf die Tageszeit. Silbenfolgen, die einen einheitlichen Begriff bezeichnen, haben aber sonst nicht zwei Starktöne: die Folge ist, daß der eine der beiden Akzente, der von Haus aus dem anderen ein wenig nachsteht, der auf dem Adjektiv, reduziert wird und vielfach ganz schwindet. Nun gibt es aber im Deutschen sonst keine lautlich und silbisch ähnlich gestalteten vortonigen Wortglieder, die völlig tonlos wären; denn *unter-* in *unternehmen* u. dgl. hat einen Nebenton. Solange noch auf *guten* ein schwacher Nebenton ruht, bei langsamerem Redetempo, oder wenn der Einfluß des Schriftbildes zur Geltung kommt, bleibt es auch im wesentlichen erhalten, es tritt nur Kürzung des Vokals ein. Wenn es aber ganz schwach wird, fehlt jedes Seitenstück im sonstigen Sprachschatz: die Folge ist, daß diese Lautfolge in eine andere übergeführt wird, die dem sonst üblichen nähersteht: *gutn moəŋ* > *gun moəŋ* > *gummoəŋ* > *gumoeŋ*. Ein vortoniges *gu-* hat ein Seitenstück im vortonigen *zu-* wie in *zufrieden*, und so beharrt es, wenigstens in der mir geläufigen Sprechweise. Weitergehende Kürzungen in anderen Sprechweisen (Mundarten) werden mit den in ihnen herrschenden Verhältnissen zusammenhängen. Somit spielt die Beseitigung von Lautfolgen, die in der betreffenden Akzentlage unüblich sind, eine große Rolle, und wir können mindestens fürs Deutsche und Englische, vermutlich aber auch für andere Sprachen den Satz formulieren: Wenn stark- oder nebentonige Wortglieder oder Wörter infolge des Verblassens

ihrer Bedeutung zu schwachtonigen herabsinken und Laute oder Lautfolgen enthalten, die in solchen nicht üblich sind, so werden diese Wortglieder so lange umgestaltet, bis sie einen Bau haben, der auch sonst in schwachtonigen Silben vorkommt. Das ist eine Art Rahmen-Lautgesetz, das in den einzelnen Sprachen, Mundarten und Perioden sehr verschiedene Einzelgesetze zur Folge haben wird. Aber mich dünkt, daß es eigentlich nur etwas Selbstverständliches besagt, insofern es ganz dem entspricht, was wir über das Sprachleben wissen und immer wieder beobachten können.

Dies Gesetz scheint mir geeignet, auf Vorgänge bei der Entwicklung von Ortsnamen, die in den letzten Jahren vielfach untersucht worden sind, Licht zu werfen. Es ist schon oft bemerkt worden, daß in ihnen besonders starke Verkürzungen auftreten, ja solche, die in Appellativen nie vorkommen. Das rührt daher, daß in den Ortsnamen sehr häufig ursprünglich stark- oder nebentonige Elemente völlig schwachtonig werden, auch solche, die im gewöhnlichen Wortschatz nie einen solchen Wandel durchlaufen. Ein ae. *burȝ* oder *wulf* behält als Appelativum auch in Zusammensetzungen immer noch einen Nebenton. Anders dagegen in Ortsnamen, wenn ein schon zusammengesetzter Personenname mit einem Gattungsnamen zusammentritt. Als in der Ortsbezeichnung *æt Eadburȝe byriȝ* 'bei der Burg der Eadburg' die Beziehung auf eine bestimmte Persönlichkeit verblaßte und diese Silbenfolge mit einer einheitlichen Vorstellung, der eines gewissen Ortes, verknüpft wurde, sank der ursprüngliche Starkton auf *byriȝ* zum Nebenton herab, und der ursprüngliche Nebenton auf *-burȝe* schwand gänzlich. Schon während dieser Prozeß ablief, fiel nach einem bekannten Lautgesetz (vgl. meine Hist. Gram. § 456) das *-e* in *burȝe*. Das völlig schwach gewordene *-burȝ-* wies aber zwei Züge auf, die in tonlosen Silben in mittelenglischer Zeit nicht vorkamen, nämlich die Konsonantenfolge *rȝ* (mit gutturalem *ȝ*) und den Vokal *u* (der nur im Auslaut oder vor Labialen und Gutturalen sich fand, nicht vor *r*, vgl. Hist. Gram. § 440). So wurde *-burȝ-* zu *-ber-* umgestaltet und der Name zu *Adberbury*. Ersatz der ungewohnten Folge *db* durch *dd* oder *bb* führte zu den Formen *Adderbury* und *Abberbury*, die in verschiedenen graphischen Varianten reichlich vorliegen, bis die erste siegt (Alexander, Place-Names of Oxfordshire, S. 34).

Ähnlich wurde *Eardwulfes lēah* (ältester Beleg *Ardulveslie* im Domesday Book eb. 40) über **Ardulvs-, Ardus-, *Ardesley*, mit *s*-Schwund (vgl. Alexander, M. L. Rev. 7, 65) zu *Ardele(y)*, auf dessen Weiterbildung wir gleich zu sprechen kommen werden.

Besonders lehrreich ist die Geschichte des Namens *Alvescot* aus *Aelfhēazescot* (ältester Beleg *Elfegescote* im Domesday Book eb. 38). Die Tonminderung von *-hēazes* führte dazu, daß das normalerweise (Hist. Gram. § 401, e und 453, 1 γ) daraus entstandene *-(h)eis*, das wiederholt belegt ist, zu *-es* gekürzt wurde und me. *Alvescot* entstand, das noch in der Schreibung erhalten ist. Aber in dieser Form, also einer des Typus ×́ × ×̀, trat neuerlich Schwächung des Nebentones ein; dies führte zur lautlichen Reduktion des *o* und zum Schwund der Mittelsilbe (wie me. *Sunnenday* zu *Sunday*, d. i. ne. *[svndi]*, vgl. eb. § 456, 2), und so ergab sich die heutige Lautung *[ǭlskət]* oder *[ælskət]* (Alexander, Oxf. Pl. N. 38). Ähnlich wurde aus ae. *Burȝwardescot* das heutige *Buscot* in Berkshire (Skeat 26) und das oben erwähnte *Ardele(y)* weiter verkürzt zu *Ardley*, der heutigen Form (Alexander 40).

Auf diese Weise erklären sich die Namensformen, die Horn S. 10 anführt (die ich nicht unmittelbar einer Besprechung unterzogen habe, weil mir das Belegmaterial für sie nicht zur Hand ist), ferner ganz entsprechende deutsche Formen (Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache [4] 1916, S. 194): es ist die bekannte Erscheinung, daß Namen, die nach der Formel (a + b) + c zusammengesetzt sind, das Mittelglied ganz oder bis auf Spuren verlieren (vgl. H. C. Wyld in Alexander, Pl.-N. of Oxf., S. 5). Eine systematische Durcharbeitung des englischen Namenmaterials wird wahrscheinlich zu dem Satze führen, daß von dem Mittelglied höchstens ein reduzierter Vokal und ein Konsonant, und zwar ein solcher, wie er auch im gewöhnlichen Wortschatz in schwachen Silben vorkommt, Liquida, Nasal oder Dental, namentlich *s*, übrigbleiben, während Labiale, Gutturale und *þ* wohl durchaus schwinden. Abweichungen wie *Elstree* aus *Ēadwulfes trēo* im Herts. (Skeat, Berkshire Pl. N. 49) haben ihre besonderen Ursachen: hier ist vom ersten Glied nichts als der Vokal übriggeblieben. All das ist aber nur die Auswirkung des oben S. 188 aufgestellten Rahmenlautgesetzes.

Im vorangegangenen war mehrmals vom Ersatz eines ungeläufigen Lautgebildes durch ein geläufiges die Rede: mit diesem Vorgange werden wir überhaupt öfter zu rechnen haben. Sehr deutlich und auch in der Gegenwart immer wieder zu beobachten ist ja diese Erscheinung bei der Übernahme fremden Sprachguts: ich meine aber, es gibt auch Lautersatz innerhalb einer und derselben Sprache. Gewiß kann man nicht allgemein sagen, daß die Sprache Scheu vor neuen Lauten oder Lautverbindungen habe: viele Wandlungen führen zu solchen; aber wenn in wenigen Einzelfällen Neues entsteht, das in der großen Masse sonst entsprechend gebauter Gebilde kein Seitenstück hat, so sehen wir nicht selten Veränderungen eintreten, die am einfachsten als Lautersatz zu deuten sind. Wenn z. B. im Lauf der englischen Sprachentwicklung immer wieder langer Vokal, der in nachtonige Silbe zu stehen kommt, gekürzt wird (Beispiele Hist. Gram. § 443), so besteht dies wohl nur im Einordnen vereinzelt dastehender Gebilde in einen geläufigen Silbentypus. Ebenso werden die Wiederholungen der großen Quantitätsverschiebungen des 11. Jahrhunderts in etwas späterer Zeit (ebd. §§ 385 ff., 433) aufzufassen sein. Ein ganz deutlicher Fall aus dem Gebiet der Lautqualität ist folgender. Im Urgermanischen gab es infolge eines bekannten Lautgesetzes kein *-kt-*, sondern nur *ht-*, und die Folge war, daß in Lehnwörtern und fremden Namen mit der ungewohnten Lautfolge dafür *ht* eingesetzt wurde: ae. *dihtan, Piohtas* für *dictare, Picti.* Ganz dasselbe tritt aber im Mittelenglischen in Ortsnamen mit ursprünglichem *-ct-* ein: *Broughton, Houghton, Aughton, Beighton* aus *Brōctūn, Hōctūn, Āctun, Bectūn* (Alexander, Oxf. Pl. N. 65; Walker, Derb. Pl. N., S. 29). Solange das Gefühl für die Zusammensetzung des Namens lebendig blieb, die Form also zwei Akzente hatte, war kein Anlaß zu einer Veränderung: in der Kompositionsfuge treffen ja die verschiedensten Konsonanten zusammen. Als aber jenes Gefühl verblaßte und die zwei Silben zu einem einfachen Worte zusammenwuchsen, wurde offenbar die in solchen nicht übliche Folge *-ct-* als störend empfunden und durch das geläufige *ht* ersetzt. Danach ist zu erwägen, ob der bekannte Übergang von Präteritis wie ae. *recte* zu *rehte* (Sievers, Ags. Gr., § 407, 2) nicht auch hieher zu stellen sei. Gewöhnlich werden die jüngeren Formen als analogische Neubildungen nach dem Muster von *sēcean–sōhte* gefaßt. Es ist

nur bemerkenswert, daß sich keinerlei Spuren des »Rückumlauts« zeigen, die bei solcher Anlehnung doch wohl zu erwarten wären. Wie aber dem auch sein mag, jedenfalls sind die angeführten Ortsnamen ganz sichere Beispiele für Lautersatz innerhalb der Sprache.

Ich möchte nun an einigen Beispielen darlegen, wie von solchen Gesichtspunkten aus die Erscheinungen, die Horn anführt, zu deuten sind.

Ein Fall, der sich unmittelbar vor unseren Augen abspielt, dessen Entwicklungsstufen wir sämtlich belegen können, ist die Entstehung von me. ne. *as*. Grundlage ist ae. ws. *ealswā*, angl. *alswā*, das bis zum Ende der altenglischen Aufzeichnungen keine Änderung der Schreibung aufweist. Im Frühmittelenglischen treffen wir die Formen *alsa, also, alse*, *als*, *ase, as*. Der Vorgang war m. E. folgender. Sobald das ursprüngliche Kompositum zu e i n e m Begriff verschmolz, schwand der Nebenton auf *-swā*, und es ergab sich Kürzung zu *ealswă*, weil schon seit einem urenglischen Vorgang (Hist. Gram. § 312) nur mehr kurze Vokale in tonlosen Silben vorkamen (vgl. ebd. § 443). Diese Schwächung ist sicherlich schon innerhalb des Altenglischen bei gewissen Gebrauchsweisen des Wortes eingetreten. Im 11. Jahrhundert wurde dieses *-ă* wie alle anderen zu *-e*: **alswe* (ebd. § 440). Die Entwicklung ging aber weiter. In manchen Stellungen war das Wort überhaupt enklitisch, d. h. auch der ursprüngliche Hauptton auf der ersten Silbe gemindert worden, so daß wir nun zwei schwache Silben vor uns haben, die durch die Konsonantenfolge *-lsw-* getrennt sind. Das ist eine sehr beträchtliche Abweichung von dem sonstigen Bau derartiger Silbenfolgen, deren Vokale in der Regel durch e i n e n Konsonanten oder Nasalgruppen (wie *nd* in *rīdende*) getrennt waren. Die Folge war Schwund des *w* und des *l*: *alse, ase*. Die Abneigung gegen die Lautverbindung *ls* in schwachen Silben zeigt sich auch auf andere Weise: ae. *rǣdels* wird zu me. *rēdeles* umgebildet (ebd. § 448). Aber auch diese Formen blieben nicht unverändert, weil zweisilbige Wörter auf *-e* in schwachtonigem Gebrauch schon im 12. Jahrhundert ihr *-e* verlieren, wie *whan, when, sōn* usw. zeigen (ebd. § 454), und so ergab sich *als, as*. Somit ist diese sehr weitgehende Abschwächung in allen ihren Stufen vollkommen lautgesetzlich. Soweit aber die alten Akzente erhalten blieben,

führte die Weiterbildung ganz normal zu *alswǫ*, das durch Mengung mit den schwachtonigen Formen das me. ne. *also* ergab.

Danach lassen sich andere Fälle, die zum Teil in vorhistorische Zeit zurückreichen, besser beurteilen.

Es heißt im Altenglischen *we bindađ, ȝe bindađ*, aber *binde we, binde ȝe;* ferner *we binden, ȝe binden*, aber *binde we, binde ȝe*, endlich *we bundon, ȝe bundon*, aber *bunde we, bunde ȝe*. Horn verweist darauf, daß im ursprünglichen *bindađ we, binden we* usw. die Personenkennzeichen — Personenendung und Pronomen — dicht aufeinander folgten: das sei Übercharakterisierung gewesen und der Überfluß an Kennzeichen durch Abschwächung der Personenendung gemindert worden. Aber wie kommt es, daß dieselbe Erscheinung in der dritten Person fehlt, daß es *bindađ hie, binden hie* nicht **binde hie* heißt? Horn meint, hier hätte auch Abschwächung eintreten können; aber »diesen Wortgruppen standen die Fälle gegenüber, wo ein Substantiv Subjekt war« (S. 23). Diese Tatsache ist unleugbar; aber ich vermag nicht einzusehen, warum sie eine solche Folgewirkung gehabt haben sollte. Weil neben *hie bindađ* auch *þa men bindađ* und ähnliches vorkommt, sollte die »Übercharakterisierung« in *bindađ hie* weniger empfunden worden sein? Ich möchte für diese Erscheinungen eine ganz andere Erklärung vortragen. Wenn die Personalpronomina nach den Verbalformen standen, wurden sie wohl schon früh tonlos und lehnten sich enklitisch an das Verbum an. Silbenfolgen wie *bindađ we* bildeten also e i n e n Sprechtakt, der sich solchen gleichen Baues, die aus einem Worte bestehen, völlig zur Seite stellte. Wir haben also hier zwei nachtonige schwache Silben, deren Vokale durch die Konsonantenfolgen *đw, đȝ* (phonetisch: *þw, þȝ*), *nw* und *nȝ* (und zwar wirkliches *n* + Spirans, nicht *ŋ* + Verschlußlaut) getrennt waren, und das kommt im sonstigen Sprachgut nicht vor. Diese Silbenfolgen wurden daher in Gebilde üblichen Baues übergeführt, und zwar dadurch, daß je ein Konsonant ausfiel. Vom allgemein phonetischen Standpunkt aus wäre eher Schwund des *w* und *ȝ* zu erwarten gewesen. Daß sie erhalten blieben, hängt natürlich damit zusammen, daß man in den Ausgängen *-we* und *-ȝe* doch noch die sonst üblichen Pronomina empfand. In der dritten Person nun ergaben sich die Konsonantenfolgen *þh* und *nh*, die offenbar durch Schwund des *h* Erleichterung erfuhren, wie in *ħcoma*

für *līchoma*, so daß man *bindaþie*, *bindenie* sprach. Daß man in der Schreibung trotzdem das *h* weiterführte (das ja zum Teil auch in Formen wie *līchoma* wieder erscheint), ist sehr begreiflich: es ist der Einfluß der sonst ja feststehenden Form *hie*. Bei dieser Deutung wird auch verständlich, warum im Althochdeutschen dieselbe Erscheinung zwar in der ersten Person zutage tritt, *geloube wir*, aber nicht in der zweiten: in *gelaubet ir* stand zwischen den Vokalen nachtoniger schwacher Silben ein Konsonant, und das war nichts von dem sonst Üblichen Abweichendes. Der dritten Person, *geloubent si*, standen immerhin nachtonige Silbengebilde mit ähnlicher Konsonantengruppe zur Seite (vgl. *geloubenti*, *segansa*, *heilazen* mit *[ts]* u. dgl.).

Zu dem hier angenommenen Vorgang vermag ich ein völlig genaues Seitenstück aus der Geschichte der Ortsnamen beizubringen. Es gab in altenglischer Zeit viele dreisilbige Bildungen mit dem Genitiv eines schwachen Maskuliumus an erster Stelle wie *Beccanlēah*, *Osanīeʒ* u. dgl. Nun hat Alexander, M. L. Rev. 7, 65, die Schicksale des mittleren *-an-* untersucht und gefunden, daß *n* im Frühmittelenglischen zumeist ganz schwindet. Es hält sich aber vor Vokalen, vor *h*, das verstummt, und vor den dentalen Verschlußlauten. Ae. *Beccanlēah*, *Cufanlēah*, *Ceolanwyrþ*, *Roppanford*, *Idanbyrʒ* ergibt me. *Bekeley*, *Cuvelei*, *Cheleworth*, *Ropeford*, *Idebury* (heute *Beckley*, *Cowley*, *Chilworth*, *Rofford*, *Idbury*); dagegen wird ae. *Osanieʒ*, *Buccanhyll* zu me. *Oseneye*, *Buckenhull* (heute *Osney*, *Bucknell*), und ae. *Cæccendenu*, *Wycʒantūn* zu me. *Chakenden*, *Wigenton* (heute *Checkendon*, *Wiggin(g)ton*). Wir haben phonetisch genau dieselbe Sachlage wie in der oben behandelten Gruppe Verbalform + Pronomen. Die ursprüngliche Silbenfolge ×́ × ×̀ wird zu ×́ × ×, und zwischen den nun unbetonten Silben stehen vielfach Konsonantenfolgen, die in solcher Stellung unüblich sind: *nl*, *nw*, *nb*, *nf*, *nh* usw Es erfolgt daher Erleichterung und zwar gewöhnlich durch Schwund des *n*, in der Folge *nh* aber durch Schwund des *h*. Wenn das *n* zwischen Vokalen stand, lag ein ganz geläufiger Silbengruppentypus vor (wie in *hĕvenes* u. dgl.), daher keine Veränderung; aber auch *nd* war in solcher Stellung ganz üblich (*ʒifende*), und *nt* stand dem geläufigen *nd* artikulatorisch mindestens sehr nahe: daher ebenfalls keine Veränderung. Wir

sehen also, wie auch hier *n* vor *w* schwindet, aber vor *h* erhalten bleibt: me. *Cheleworþ* gegenüber *Buckenhull* sind genaue Seitenstücke zu ae. *binde we* gegenüber *binden hie*.

Nach dem, was vorgetragen wurde, bleibt noch eine Frage offen: warum heißt es *binde we* und nicht **binda we?* Die einfachste Erklärung ist die von Sievers, Ags. Gram. § 360, 2, Anm. 3—5 gegebene: daß diese Kurzformen sich zunächst überhaupt nur im Optativ entwickelt und erst sekundär auf die anderen Fälle ausgebreitet haben. Gewisse Eigentümlichkeiten in der dialektischen Verbreitung dieser Kurzformen und sonstige Anzeichen weisen darauf hin: ich möchte sie nicht wie Horn so leichthin beiseite schieben. Im Optativ mochte die Nachstellung der Pronomina besonders häufig sein, namentlich weil er oft an Stelle des alten Imperativs gebraucht wurde, und daher eine Entwicklung eintreten, die im Indikativ in ihren Anfängen nicht gefehlt haben wird, aber durch den analogischen Einfluß der gewöhnlichen Formen unterdrückt wurde. Wie nun beim Imperativ die ursprünglichen Formen mit den Kurzformen des Optativs wechselten, *bindan (we)* mit *binde we*, *bindaþ (ȝe)* mit *binde ȝe*, so mochten auch im Indikativ und in weiterer Übertragung im Präteritum den ursprünglichen die Kurzformen zur Seite treten.

Aber auch wenn das Gesagte nicht zutreffen sollte, ließe sich das *-e* des Indikativs erklären. **Binda we* ist zu erwarten, wenn der oben geschilderte Prozeß von der Grundlage *bindað we* ausgegangen ist. Er kann indessen viel älter sein, er kann schon eingesetzt haben, als die Form noch **bindōþ* lautete. Nasaliertes urgerm. *ō* führt im Altenglischen im Wortauslaut regelmäßig zu *e* wie in *ȝiefe* (akk.), *tunȝe*, *heorte*, *worhte* (Hist. Gram. § 299, 3; 301, 3; 324); es wäre möglich, daß dies auch im Silbenauslaut, *bindōwe*, statthatte, einer Stellung, wofür es an anderen Beispielen fehlt. Wenn nun im Präsens, sowohl des Indikativs wie des Optativs, die Ausgänge *-ewe*, *-eȝe* als Ausdruck der ersten und zweiten Person des Plurals üblich geworden waren, so konnte im Präteritum ein ursprüngliches *-uwe*, *-owe* und *-uȝe*, *-oȝe* leicht durch *-ewe*, *-eȝe* ersetzt werden, zumal auch sonst ein solcher Wechsel vorkommt (*swealuwe*, *-owe*, *ewe*). In ähnlicher Weise sehen wir im Mittelenglischen die Pluralendung des Präteritums *-en* in gewissen Dialekten in das Präsens eindringen.

Erwägungen wie die voranstehenden scheinen mir auch geeignet, die gekürzten Formen ae. *bintst, bint* für **bindist, bindiþ* in neues Licht zu rücken. Man hat schon früher daran gedacht, daß sie sich in Verbindung mit dem nachgesetzten Pronomen entwickelt haben mögen (vgl. Horn S. 26). Horn greift diesen Gedanken auf und meint, die Kürzung sei eingetreten, weil das nachfolgende Pronomen die Person deutlich kennzeichnete. Aber warum tritt nicht dieselbe Erscheinung bei *lōcast, lōcađ* zutage? Es ist also nur ursprüngliches *i* ausgefallen, und außerdem zeigt der philologische Befund, daß diese Kurzformen, wo sie vorkommen, gerade bei langen Stämmen kräftig ausgebildet sind (Sievers Ags. Gram. § 358, 2). Das erinnert doch sehr an die Verhältnisse bei der Synkope des mittleren *i*. Wenn van Helten Beitr. 28, 528 meint, »es fehle in den Verbindungen *-is þu, -iþ he* eine der für die Vokalsynkope in vorletzter Silbe erforderlichen Bedingungen, nämlich die Stellung des Vokals in offener Silbe«, so ist er zu sehr am Schriftbild haften geblieben. Aus *bindis þu* wurde ja *bindistu*, wie wir aus der Entstehung der Endung *-st* erkennen, und in dieser Form stand das *i* in offener (und schwacher) Silbe geradeso wie in **hauhistō*, das zu *hīehsta* wurde (im Gegensatz zu *strénȝèsta*, vgl. meine Hist. Gram. § 306 Anm. 2). Ebenso dürfen wir annehmen, daß *bindiþ he* zu einem gesprochenen *bindiþe* wurde, das ganz normal der Synkope erlag: aus *bindþe* > *bintte* wurde wieder *bint he* erschlossen und dann auch *he bint* gebraucht. Dieselben Kurzformen bei kurzstämmigen Verben wie *færst, færđ, sitst, sit* werden im Zusammenhang mit der etwas jüngeren Synkope nach kurzer Silbe stehen, deren Studium ja erst mit Weyhe (Beitr. 30, 94) verheißungsvoll begonnen hat. Eine Deutung dieser Erscheinungen wird erst möglich sein, wenn das gesamte Material gesammelt und gesichtet ist. Immerhin möchte ich die Vermutung wagen, daß diese Synkope zunächst nur in viersilbigen Sprechtakten erfolgte, also in Wortfolgen wie etwa: *þās micilan ȝimetu* (vgl. Crist 827), *eȝisan ȝiþrēad* (vgl. Crist 1564), *þe sitis on his cynisetlæ* (vgl. Bosworth-Toller s. v.). Solche Fälle bildeten sicherlich im allgemeinen die Minderzahl. Aber in dem Maße, als allmählich das Redetempo beschleunigt wurde — diese Annahme dürfen wir gewiß machen —, wurden Kurzformen, die geläufige Konsonantenverbindungen aufwiesen,

bevorzugt und auf Stellungen außerhalb ihres ursprünglichen Bereiches ausgedehnt. So würde sich erklären, daß diese Synkope nach der Art der zusammentreffenden Konsonanten stark abgestuft erscheint. Für diese Erklärung spricht auch die von mir Hist. Gram. § 340 herangezogene Beobachtung, daß in Wörtern, die vorwiegend viersilbige Flexionsformen haben, diese Synkope besonders früh auftritt, daß es spätwestsächsisch gewöhnlich *efsian*, *firnian*, *orđian*, aber noch vorwiegend *efes -e*, *firen -e*, *orođ -es* heißt: wenn in den Formen *efesian*, *-izađ*, *-ode* der ursprüngliche Nebenton gemindert wurde, bildeten sie viersilbige Sprechtakte.

Durch diese Darlegungen möchte ich meine Bemerkungen über die Synkope in den Ausgängen *-ist*, *-iþ* in meiner Hist. Gram. § 304 Anm 1 berichtigt haben.

Die Berücksichtigung des philologischen Befundes führt auch in anderen Fällen zu Bedenken gegen die Deutungen Horns. Die endungslosen Dative ae. *hām*, *dæʒ*, *morʒen*, *ǣfen*, die in festen präpositionalen Verbindungen mit ausgesprochen lokativischer Bedeutung vorkommen (*æt hām*, *tō dæʒ*) bringt er, Behaghel folgend, damit in Zusammenhang, daß in **tō hāmi* und ähnlichen Gruppen die Lokativfunktion übercharakterisiert war: aus diesem Grunde sei die Flexionsendung abgefallen (S. 51). Demgegenüber muß m. E. sofort die Frage laut werden: wie kommt es, daß in den anderen, massenhaft vorkommenden Fällen der Verbindung einer Präposition mit einem flektierten Substantiv nicht ähnliche Erscheinungen auftauchen? Warum nur bei diesen vier Wörtern und einer ganz bestimmten Funktion der Flexionsform? Die enge und scharfe Umgrenzung der Erscheinung muß mit ihrem Ursprung in Zusammenhang stehen, und eine Erklärung, die diese Umgrenzung unverständlich läßt, halte ich für unmöglich. Die bisher herrschende Ansicht, daß in diesen endungslosen Formen alte Lokative stecken, die sich nur in alltäglichen Wendungen und Analogiebildungen dazu erhalten haben, erscheint mir daher viel wahrscheinlicher.

Einen ähnlichen Fall bildet der frühe Schwund des *e* in me. *ǫnes* (ne. *once*) und einigen anderen Fällen, gegenüber der längeren Bewahrung des *-e* in der Genitiv- und Pluralendung *-es*. Er soll daher rühren, daß der Adverbialbegriff genügend durch die übrigen Wortteile zum Ausdruck gebracht war, wie

auch sonst in Adverbien besondere Kürzungen auftreten (S. 76). Aber in me. *(a)middes*, *nēdes* und anderen wird das *e* ebenso lange bewahrt wie im Substantivausgang *-es*: somit muß der Schwund in *ǫnes* mit der Natur der umgebenden Konsonanten zusammenhängen. Diese und andere Erwägungen haben mich zu der Formulierung eines Lautgesetzes gedrängt, das in meiner Hist. Gram. § 471 vorgeführt ist. Und vollends me. ne. *pence* aus *penis* für noch älteres *penies*! »Der Schwund des *i*«, sagt Horn, »ist kaum lautgesetzlich. Nach Zahlwörtern war es nicht nötig, den Plural *penis* mit voller Deutlichkeit auszusprechen: *four penis, six penis*« (S. 53). Aber dann wäre doch Schwund des Pluralzeichens *s*, nicht des *i*, das ja zum Wortkörper gehört, erfolgt: **four peni!* Nach meiner Auffassung reiht sich dieser Schwund an denjenigen in *ǫnes* an, die Form *penis* für *penies* aber ist auch lautgesetzlich wie fme. *lafdis* und ähnliches (Hist. Gram. § 453, 1). Die Sonderstellung des Wortes rührt daher, daß erstens diese letztere Form sich infolge häufigen Gebrauchs des Plurals erhielt, während für *lafdis* die vom Singular aus analogisch neu aufgebaute Bildung *lafdies* eintrat, und zweitens in den häufigen Verbindungen mit Zahlwörtern das Wort auf die Stufe geminderten Tones herabsank und daher demselben Lautgesetz wie *ǫnes* anheimfiel.

Außerhalb der Lautgesetze stehende Erscheinungen sollen nach Horn besonders häufig bei Imperativen auftreten. Er erinnert an gewisse Kürzungen in der Kommandosprache und glaubt damit Kurzformen von Imperativen, die sich in verschiedenen Sprachen finden, in eine Linie rücken zu können. Wieder treten aber m. E. bei genauerer Betrachtung entscheidende Bedenken hervor. Das Eigenartige der Artikulation von Kommandoworten besteht doch darin, daß eine Silbe, bei deren Wahrnehmung der Kommandierte eine Bewegung ausführen soll, vom Sprechenden stark hervorgehoben wird: »*links u m*, *vorwärts m a r s c h*, *richtet e u c h*.« Diese Emphase wird nicht selten dadurch gesteigert, daß unmittelbar vor dieser Silbe eine kleine Pause eintritt und die vorhergehenden Silben gedrückt werden; daher Kürzungen wie *richt't euch*, die solchen in Grußformeln (oben S. 188) zur Seite treten. Solche Beobachtungen lassen aber nur den Schluß zu, daß in Imperativen, die als militärische Kommandos gebraucht

wurden, auch in alter Zeit ähnliches stattgefunden haben kann. Daß lat. *ambulatis* auf diese Weise zu **allatis* wurde und daher frz. *aller* stammt, hat schon Meyer-Lübke für wahrscheinlich erklärt im Hinblick darauf, daß Spuren des Gebrauches von *ambulare* als militärisches Kommando vorliegen (Etym. Wtb. S. 28). Bei Imperativen der nicht militärischen Rede treffen aber die Voraussetzungen der Kommandosprache nicht zu: sie ohne weiteres hier anzureihen, ist m. E. nicht angängig. Und selbst wenn wir davon absehen wollten, wäre eines im Auge zu behalten. In der Kommandosprache werden öfter Wortteile v o r der eigentlichen Befehlssilbe verkürzt, vielleicht auch solche n a c h ihr, aber sie selbst bleibt unversehrt: aus einem *marsch* ist doch niemals ein **mar* oder **mā* geworden. Und doch nimmt Horn an, daß aus einem germanischen Imperativ *gang* ein *gā* entstand und von dieser Form aus das ganze Paradigma von *gān, gēn* aufgebaut wurde. Außerdem ist zu beachten (worauf mich mein Kollege M. H. Jellinek aufmerksam macht), daß im Althochdeutschen der Imperativ niemals **gā* oder **gē*, sondern stets *gang* lautet (Braune, Ahd. Gram. § 383) und auch im Mittelhochdeutschen *gē* erst spät und selten auftritt: ist ein solcher Tatbestand mit Horns Erklärung zu vereinigen?

In ähnlicher Weise denkt er sich die *k*-losen Formen der mittelenglischen Verben *mak(i)en* und *taken* aus den Kurzformen des Imperativs *ma* und *ta* entwickelt. Aber wieder spricht der philologische Befund dagegen. In dem ersteren erscheinen die *k*-losen Formen zunächst im Präteritum und Partizipium Präteriti, am frühesten wohl im Manuskript Cotton Titus 18, welches sicher in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, vielleicht zu Anfang desselben, geschrieben ist (OEH, erste Serie, S. 271 Z. 13), dann öfter in Aufzeichnungen aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts wie Genesis und Exodus und den Liedern von Harl. 2253, um im Lauf dieses Jahrhunderts als Variante von *maked(e)* ziemlich allgemein zu werden. In den anderen Formen des Verbums, also auch im Imperativ, ist dagegen *k*-Schwund im Süden und südlichen Mittelland überhaupt unbekannt: er ist dem Norden und nördlichen Mittelland eigen, wo er zuerst im Auchinleck-Manuskript aus der Zeit um 1330—1340 (im Tristrem), dann in Aufzeichnungen aus dem Ende des 14. und

Anfang des 15. Jahrhunderts, wie Alliterative Poems, Minot, Prick of Conscience usw. auftritt. Also in der südlichen Hälfte des Sprachgebietes, das *măde*, *măd* schon früh und kräftig entwickelt zeigt, ist ein Imperativ *mă* überhaupt nie in Gebrauch gewesen; kann man danach die Erklärung Horns für wahrscheinlich erachten? Die Tatsachen legen vielmehr den Gedanken nahe, daß der *k*-Schwund im Präteritum eingetreten sei, und hier wird er sich wohl am besten erklären, wenn man mit Holthausen annimmt, er sei zunächst der auxiliar verwendeten Form, die Tonminderung erlitt, eigen gewesen, also in Gruppen wie *he makede flēn* eingetreten. Der Weg, der von der vollen Form zu *măde* führte, ist freilich nicht deutlich zu erkennen, da es an Belegmaterial fehlt. Außer *makede* und *măde* verzeichnet das NED. nur noch gelegentliches *maude* im 13. Jahrhundert, aber ich kann unter den mitgeteilten Stellen keinen Beleg dafür finden. Synkope zu **makde* ist nicht eben wahrscheinlich; denn daraus würde wohl **makte* und **mahte* geworden sein (vgl. oben S. 191). Eher könnte man an Lenisierung der Fortis, **magede*, dann Öffnung des Verschlusses, **mazede*, und schließlich Schwund des Reibegeräusches, *maude*, oder völligen Schwund des Konsonanten, *mǟde*, denken. Die Quantität des sich so ergebenden Vokals war wohl von Haus aus keine volle Länge, wurde es aber, als die Form in Stellungen eindrang, wo sie unter vollem Ton stand. Die angesetzten Wandlungen sind bisher unbekannt, weil sie im gewöhnlichen Wortschatz nur in Ausnahmsfällen wie diesem eintreten können. Dagegen wären ihre Voraussetzungen bei der Reduktion des Mittelgliedes dreiteiliger Ortsnamen (vgl. oben S. 189) vorhanden. Leider fehlen mir die Behelfe, um dieser Frage nachzugehen. Daß aber diese Kürzung speziell im Präteritum eintrat, nicht in den anderen Formen, mag daher rühren, daß es dreisilbig war, also bei Minderung des ursprünglichen Starktones das Bedürfnis nach Erleichterung in ihm besonders stark wurde und daher die Kurzformen auch gegenüber ausgleichenden Einflüssen von den starktonigen Varianten her sich hielten, während in den zweisilbigen Formen zwar auch die Ansätze zu dieser Entwicklung eingetreten sein mögen, aber gegenüber diesen Einflüssen nicht durchdrangen. Nur das Partizipium Präteriti, das ja auch sonst mit dem Präteritum zusammengeht, hat sich ihm angeschlossen.

Bei *take(n)* sind die *k*-losen Formen in der mittleren Periode eine Eigentümlichkeit des Nordens und nördlichen Mittellandes. Am frühesten belegt ist das Partizipium *tān* im Auchinleck-Manuskript von 1330—1340 (Tristrem). Andere *k*-lose Formen, darunter auch der Imperativ *tā*, folgen bald nach (in der Gawain-Hs. usw.); aber im ganzen zeigt sich doch, daß vor allem das Partizipium ohne *k* häufig ist. In neuenglischer Zeit haben sich dann auch in südhumbrischen Dialekten solche Formen entwickelt (Horn, Beiträge zur Geschichte der englischen Gutturallaute 1901, S. 13), und dabei zeigt sich einmal ein regelmäßiger Wechsel von *[tek]* vor Vokalen, *[tee]* vor Konsonanten. In diesem Falle würde also der philologische Befund nicht gerade gegen die Entstehung der Kurzformen im Imperativ sprechen. Aber wenn sie wirklich statthatte, so kann ich mir nicht vorstellen, daß sie von den Fällen mit emphatischer Betonung der Verbalform ihren Ausgang nahm, sondern nur, daß im Gegenteil Gruppen, in denen sich der Imperativ an ein folgendes Wort anlehnte und daher geringeren Ton hatte, die Grundlage boten. Aus einer französischen Mundart wird uns ein *né dō* für *venez donc* berichtet (Horn S. 34), es scheint also nicht einfach *né* für *venez* zu heißen. Wie dem auch sei, wir können unmittelbar wahrnehmen, daß im deutschen *geh weg* oder im englischen *take care* die Imperativform einen geringeren Ton und kürzeren Vokal hat, als wenn sie allein steht oder eine schwache Silbe darauf folgt, wie in *geh* oder *take it.* Imperativsätze werden nun häufiger als andere emphatisch gesprochen. In Gruppen mit zwei natürlichen Akzenten wird aber die Emphase vor allem auf den stärkeren Akzent, in unserem Falle also das auf die Verbalform folgende Wort gelegt, so daß diese selbst relativ, aber auch absolut minder betont wird. In alter Zeit kam noch dazu, daß der Imperativ gerade bei den häufigsten Verben, den starken, einsilbig, die meisten anderen Verbalformen vorwiegend zweisilbig waren und daher volle oder leichtere Anlehnung an ein anderes Wort bei ihm viel eher möglich war. Mit diesen Umständen möchte ich es in Zusammenhang bringen, wenn in Imperativen sich besondere Kürzungen ergeben: sie sind nie die Folge von Tonstärke, sondern immer nur von Tonschwäche.

So erklärt sich m. E. die frühe Vokalkürzung in einem

Verbum, welches häufig im Imperativ und in halbauxiliarer Verwendung gebraucht wird, nämlich me. *lăte(n)*, *lĕte(n)* aus ae. *lǣtan*, *lētan*, worauf ich schon Arch. 102, 58 hingewiesen habe: die Kürze ist in Gruppen wie *lat bē*, *lat gō* entstanden. Es fragt sich nun, ob nicht noch weitere Erscheinungen minderbetonter Silben sich anschließen können. Die Möglichkeit, daß aus einem ahd. *lāz stān* ein *lā̆stān* wurde und daher das frühe Auftreten der Imperativform *lā* und die spätere Entwicklung anderer *z*-loser Formen stammt, scheint mir vorhanden zu sein: ob sie mehr Wahrscheinlichkeit als andere Erklärungen hat, muß ich besseren Kennern des Althochdeutschen überlassen. Ähnlich könnte man sich die Entstehung eines Imperativs *tā̆* in Wendungen wie *take courage*, *take counsel*, die im Mittelenglischen sehr geläufig sind, leicht vorstellen, auch in Gruppen wie *take pity*, *take tent*; hier wäre in der Umgangssprache zunächst Assimilation des *k* an den folgenden Konsonanten und dann Vereinfachung der Geminata eingetreten: *taktent* > *tattent* > *tatent* (vgl. ne. *[si daun, ai kaaŋ gou]* Sweet, Elementarbuch 21, Primer of Spoken English 12). Die *k*-losen Formen der südhumbrischen Dialekte werden höchstwahrscheinlich so zu deuten sein, weil wenigstens in einem von ihnen *k* bloß vor Konsonant geschwunden ist. Bei den mittelenglischen Kurzformen, die dem Norden eigen sind, scheint aber doch die besondere Häufigkeit des Partizipiums *tān* einen Fingerzeig zu geben, daß der Schwund speziell in dieser Form erfolgt und in ihren besonderen Verhältnissen begründet ist. Welches Merkmal, das sie von den anderen unterscheidet, könnte nun in Betracht kommen? Ich meine: der Umstand, daß die anderen durch den üblichen Ab- und Ausfall des schwachen *e* ohne weiteres einsilbig werden, *tak*, *taks*, während das Partizipium auch nach dem Ausfall zweisilbig bleibt: *takn*. Das Bedürfnis nach Kürzung, das sich bei Minderung des Tones einstellte, führt daher in ihm zu einer weitergehenden Umgestaltung als sonst, zum Schwund des *k*, der Einsilbigkeit herstellte. Die einzelnen Stufen mögen dabei dieselben gewesen sein, wie bei *makede* (oben S. 200). Während also in *tak tent* (imp.), *he takes tent*, *they take tent* durch Minderung der Vokallänge und *e*-Schwund eine ausreichende Verkürzung der Wortform erreicht wurde, war dies bei *they have aken*

tent, he hadde taken tent nicht der Fall, und so trat eine weiterreichende Abschleifung ein.

In ähnlicher Weise müßten m. E. auch die anderen Fälle Horns einer strengen Nachprüfung unterzogen werden. Aber schon jetzt, bevor dies geschehen ist, möchte ich bezweifeln, daß Bedeutungs- oder Funktionsschwund jemals unmittelbar Kürzung oder Schwund von Teilen des Wortkörpers bewirkt: ich glaube, er verursacht immer nur eine Änderung der Akzentverhältnisse. Aber für jede Akzentlage gelten besondere Lautgesetze und daraus sich ergebende Typen der Silbengestaltung. Akzentverschiebungen bringen daher häufig Teile des Wortkörpers in eine Kategorie, in die sie ihrem Baue nach nicht hineinpassen, und dies führt zu einer Abänderung ihres Baues. Paßt dagegen die Silbe in die Schicht, in die sie gerät, dann tritt trotz der Funktionsminderung keine Umgestaltung ein. In den Wortfolgen ae. *binden we, binden ʒe, binden hie* stehen die Personalendungen in bezug auf Abschwächung ihres Bedeutungsgehaltes vollkommen auf gleicher Linie: eine Veränderung tritt aber nur in den ersten zwei Fällen ein, weil nur in ihnen ein lautlicher Anlaß vorlag (S. 193). Ähnliches zeigt sich bei der Entwicklung der Ortsnamen mit mittlerem *-an* (S. 194).

Man hat die strenge Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze als ein Stimulans bezeichnet, das zu einer schärferen Erfassung und Untersuchung der lautlichen Erscheinungen zwingt. Die Lehre Horns, die so leichte und bequeme Erklärungen an die Hand gibt, erscheint mir wie ein Narkotikum, das unsere wissenschaftlichen Sinne einzuschläfern droht.

Wien, am 6. Januar 1922. Karl Luick.

ENGLISCH-KELTISCHES.

1. Ae. *ancora, ancra, ancor* 'Einsiedler'.

In meiner Abhandlung 'Keltisches Wortgut im Englischen' (Halle 1921) habe ich eine Liste der sicher aus dem Keltischen stammenden Lehnwörter des Altenglischen aufzustellen versucht, zu der noch zwei weitere Wörter hinzugefügt [1]) werden müssen. Einmal handelt es sich um das gut bezeugte ae. *torr* 'hervor-

[1]) Ich sehe hier ab von nur in Ortsnamen vorkommenden britischen Entlehnungen wie ae. *-funta* 'Quelle' (Engl. Stud. 54, 103 ff.), *cors* (nkymr., abret. *cors* 'Sumpf, Moor' Henry 76), *dofer-* 'Wasser' (akorn. *dofer*, nkymr. *dwfr* Henry 105), *pull* 'Teich' (akymr. *pull*, nkymr. *pwll* 'Teich', Henry 227; Loth, Mots lat. 200), *ydyr?* (akymr. *hitir*, nkymr. *ytir* 'Getreidefeld', zu *yd* 'Korn' Stokes 45 und *tir* 'Land' Stokes 130) u. a. Vor Middendorffs zu weitgehender Annahme keltischen Einflusses bei den altenglischen Flurnamen muß gewarnt werden und noch mehr vor seinen »keltischen« Wortformen. Sein "kelt. *amhan*" 'Wasser' (S. 7), das in ae. *Amman brōc* vorliegen soll, beruht auf einer schlechten neugälischen Schreibung *amhainn* für *abhainn* 'Fluß' (= air. *abann*, akymr. *afon*, abret., akorn. *auon* Henry 21, Walde s. v. *amnis* für **abnis*), die sich aus dem lautlichen Zusammenfall von *mh* und *bh* erklärt. Ein "kelt. *pannog* 'besetzt, gefüttert'" (S. 101) beruht wohl auf nkymr. *pannog*, das aber nur die Bedeutung 'gewalkt' zu nkymr. *pannu* 'Tuch walken' hat (zu nkymr. *pan* 'Walken; Tuch' aus lat. *pannus*). Ein "kelt. *rhidwll* 'Loch'", das ein ae. "*ride* 'Loch'" ergeben haben soll (S. 107), existiert nicht; gemeint ist offenbar das nkymr. *rhidyll* 'Sieb', das aber aus dem ae. *hrīddel* 'Sieb' entlehnt ist. Auch das nkymr. *pert* 'hübsch', welches ein angebliches ae. "*peart*, *pyrt* 'schön'" rechtfertigen soll (S. 101), ist moderne Entlehnung aus me. *pert* 'nett' für afrz. *apert*. Nkymr. *pig* 'Spitze' [spr. *pīg*] setzt langes *ī* voraus und kann schon darum nicht für ein angebliches ae. "*peċǧ* 'Spitze'" verantwortlich gemacht werden (S. 101); überdies ist es selbst aus ae. *pīc* 'Stachel' entlehnt. Nkymr. *cogan* 'Becher', das S. 29 zur Deutung von ae. *cogge* herbeigezogen wird, ist Diminitivum zu mkymr. *cawg* 'Gefäß, Becher', welches seinerseits aus lat. *caucus* entlehnt ist; sein Stammvokal war also zur Zeit einer eventuellen ae. Entlehnung noch langes *ō*, wozu ae. *cogge* nicht stimmt. Mkymr. *cefn* 'Bergrücken' (gall. *Ceb-ennā*) könnte ins Altenglische nur als angl. **cefn*, ws. **ciefn*, **cyfn* übernommen sein, nicht aber als *ceawan* (S. 26). Ein "kelt. *pil*", das zur Rechtfertigung eines ae. "*pill*, *pyll* 'Graben'" herangezogen werden könnte (S. 102), kenne ich nicht; vermutlich spuken hier nkymr. *pil* [spr. *pīl*] 'Rinde', *pilio* 'schälen', die aber ganz moderne Entlehnungen aus ne.

stehender Fels' (auch in ae. *hēah-torras* 'Alpen' und *stān-torr*), das, wie E. Ekwall, Engl. Stud. 54, 108 ff., gezeigt hat, aus dem Britischen entlehnt ist, etwa aus dem in seiner ursprünglichen Bedeutung nur in Ortsnamen belegten akymr. *torr* 'Felskegel, Felsspitze', das im Neukymrischen (*tor* F.) nur noch in den Bedeutungen 'Aufbauchung; Bauch' vorkommt und auf ein abrit. **torrā* < **turr-ā* zurückgeht, während die maskuline Nebenform nkymr. *twr* 'Haufen' lautgesetzlich einem abrit. **turr-os* entspricht[2]). Für die weiteren keltischen Verwandten und die Literatur des Wortes verweise ich auf 'Keltisches Wortgut' S. 136 f. Ae. *torr* gehört dann, wie ae. *carr*, *luch* und *-cumb*, zur Gruppe der Entlehnungen für geographische Erscheinungen, die den Angelsachsen in ihrer kontinentalen Heimat an der flachen Nordseeküste unbekannt geblieben waren.

Zweitens möchte ich zu meiner Liste hinzufügen das ae. *ancora*, *ancra* oder *ancor* 'Einsiedler, Eremit', das aus der irischen Missionssprache stammt. Natürlich liegt ihm letzten Endes zugrunde das lat. *anachōrēta* oder vielmehr das griech. *ἀναχωρητής* der byzantinischen Kirchensprache, das von *ἀναχωρεῖν* 'sich [von den Staatsgeschäften] zurückziehen', eigentlich 'Platz machen', abzuleiten ist. Und so hatte man sich bisher gewöhnt, das altenglische Wort direkt aus dem Lateinischen herzuleiten. Lautliche Schwierigkeiten waren dabei insofern vorhanden, als im Altenglischen nicht bloß, wie sonst üblich, die letzte, sondern die beiden letzten Silben aufgegeben waren. Aber man tröstete sich damit, daß auch sonst bei Lehnwörtern auffallende »Verkürzungen« vorkommen. Und in der Tat, wenn man sieht, was Pogatscher, Engl. Stud. 27, 221, und vor allem Horn in seiner trefflichen Abhandlung 'Sprachkörper und Sprachfunktion' (Berlin 1921) S. 13 ff. von Analogien für derartige Kürzungen vorzubringen wissen, wird man die Möglichkeit

---

peel sind, oder nkymr. *pyllu* [spr. *pə·łü*] 'einen Graben machen', welches ein Denominativum zu nkymr. *pwll* 'Graben' ist, mit lautgesetzlicher Reduktion des *u* zu *y*, d. i. *ə*, bei Antritt einer ursprünglich den Akzent auf sich ziehenden Ableitungssilbe. Ganz allgemein unterschätzt wohl Middendorff die Bedeutung des Personennamenelements für die Flurnamen. So ist in dem oben herangezogenen *Amman brōc* doch wohl sicher ein Personenname ae. *Amma* = ahd. *Ammo* zu sehen.

[2]) Das *o* in *torr* ist also dem altbritischen *ā*-Umlaut zu verdanken. Ekwall S. 109 faßt das *o* als dialektische Entwicklung auf, worin ich ihm nicht beizustimmen vermag.

einer direkten Ableitung aus dem Lateinischen nicht ganz von der Hand weisen können. Indessen, wenn es möglich sein sollte, einen Weg zu finden, der uns zu einigermaßen einleuchtenden Gründen für das Eintreten der Verkürzung führte, würde dieser doch wohl vorzuziehen sein, namentlich wenn sachliche Momente diese Auffassung stützten. Und ich glaube, daß es einen solchen Weg gibt.

Schon Pogatschers Blicke hatten sich auf das Keltische gerichtet, waren aber leider durch H. Zimmer davon abgelenkt worden. Die Auskunft dieses Meisters der Keltologie, die Pogatscher a. a. O. S. 220 in einer Anmerkung mitteilt, ging nämlich dahin, daß sich das in Frage kommende Lehnwort, akorn. *ancar* und mkymr. *ancr*, »nur bei den beiden, den Sachsen und Angeln benachbarten Keltenstämmen finde« und bei diesen nicht aus dem lat. *anachōrēta* abzuleiten sei, eher aus dem Altenglischen entlehnt schiene. Das letztere wird unbestreitbar sein; und auch ich möchte die kymrisch-kornische Form als Lehnwort aus dem Altenglischen auffassen. In einem Punkte aber irrte leider der große Keltologe, daß nämlich das Lehnwort nicht auch im Irischen vorkomme. Es rächte sich da das damalige Fehlen eines größeren Wörterbuches für das ältere Irische. Denn, wie wir jetzt aus dem 1900 erschienenen Teile von K. Meyers 'Contributions to Irish Lexicography' S. 96 und aus J. Vendryes' Abhandlung 'De Hibernicis vocabulis quae a Latina lingua originem duxerunt' (Paris 1902) S. 112 bequem ersehen können, erscheint das lat. *anachōrēta* in einer ganzen Reihe von Wortformen, zum Teil durch Volksetymologie stark umgestaltet, sowohl im Mittel- wie im Neuirischen. Und die Vielheit dieser Formen in Verbindung mit dem altirischen Flexionsschema gibt uns die Lösung dieser Frage an die Hand.

In drei Formtypen finden wir das lat. *anachōrēta* im älteren Irischen: 1. als mir. *anchara* mit dem Genetiv *ancharat*, Nom. plur. *ancharait*[3]); 2. als mir. *anc(h)oire*, das wohl auf eine lat. Nebenform mit *i* — *anchorita* ist wirklich belegt, z. B. Tripartite Life of S. Patrick ed. Stokes II 337^{25}, 354^{10} —

3) Diese Form wird von B. Güterbock, Bemerkungen über die lateinischen Lehnwörter im Irischen (Leipzig 1882), S. 15, 35, 48, und nach ihm von J. Vendryes S. 112 als Normalform angeführt. Als Nom. Sing. scheint sie indes nicht belegt.

zurückgeht und sich bis heute in nir. *anchaire* erhalten hat; 3. als mir. *anm-chara*, das eine volksetymologische Umbildung in Anlehnung an air. *anim* 'Seele' (lat. *anima*) und *cara* 'Freund' darstellt[4]). Von diesen Typen interessiert uns am meisten der erste; denn er zeigt uns, daß der lat. Ausgang *-ēta* wie ein urkeltisches *t*-Suffix behandelt ist, d. h. in *-at* verwandelt wurde und wie die heimischen Dentalstämme sein *-t* im Nominativ verlor (Thurneysen §§ 321 und 323) Mit anderen Worten: ein lat. *anachōrēta* ergab lautgesetzlich ein air. **ancharat*, das aber nur im Casus obliquus erhalten blieb, im Nominativ Singularis dagegen nach Analogie der heimischen Dentalstämme sein *-t* aufgab. Dies konnte um so leichter geschehen, als ein air. **ancharat* volksetymologisch aufgelöst werden konnte in die Negativpartikel *an-* (nhd. *un-*) und air. *carat* 'des Freundes' (Thurneysen § 207), einen Genetiv zu dem Nominativ *cara*, älter *carae* 'Freund' (Thurneysen § 94), so daß der Einsiedler gewissermaßen als der 'Freundlose' aufgefaßt wurde[5]).

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß im Irischen das Aufkommen einer Form ohne *t* sich sehr leicht begreifen läßt. Und da muß doch, wenn man sonst irische Einflüsse auf die angelsächsische Kirchensprache zugesteht[6]), ernstlich die Frage aufgeworfen werden, ob nicht das ae. *ancora* über das Irische entlehnt sei. Lautlich steht dieser Annahme nichts entgegen: denn ein air. *anchara* mußte von den Angelsachsen als *ancora* übernommen werden. Und sachlich läßt sich sogar einiges dafür sagen, daß das Wort diesen Weg gegangen sei. Bei dem Anachoretentum handelt es sich bekanntlich um eine kirchliche Einrichtung, die zuerst in der morgenländischen Kirche (im 3. Jahrhundert) in die Erscheinung trat und ihrem ganzen Wesen nach orientalischen Ursprunges ist und orientalischer Neigung zu Weltflucht und mystischer Beschaulichkeit entgegenkam.

---

4) So nach H. Gaidoz, Notes sur l'étymologie populaire et l'analogie en irlandais (Zeitschr. für vergl. Sprachforsch. XXII 410). Wie Pedersen, Vergl. Gramm. der kelt. Spr., I S. 228, sich das Verhältnis von ir. *anchara* und *anamchare* denkt, ist mir nicht ganz klar geworden.

5) So K. Meyer, Contributions, S. 96 Anm.

6) In meinem 'Kelt. Wortgut im Englischen' S. 142—162 glaube ich gezeigt zu haben, daß ae. *drȳ* 'Zauberer', *cīne* 'Pergamentlage', *cross* 'Kreuz', *clucge* 'Glocke', *cūrsian* 'tadeln; fluchen', *gabol-rind* 'Zirkel', *mind* 'Diadem', *ster* 'Geschichte' aus der irischen Missionssprache entlehnt sind.

Von allen abendländischen Völkern ist solcher Hang aber am stärksten entwickelt in der irischen Volkspsyche. Und so ist es, auch abgesehen von der engen historischen Verknüpfung der irischen Kirche mit der morgenländischen[7]), leicht zu verstehen, daß das Einsiedlerwesen, zumal in der Form des sog. Inklusentums, besonders tiefe und weite Verbreitung unter den Iren gefunden hat. Sind es doch selbst auf dem Kontinent in erster Linie irische Religiosen, sog. "Schotten", die sich dem strengen Einsiedlerleben ergeben. Und vielleicht ist es kein Zufall, daß noch die englische Mystik des 14. Jahrhunderts ihren Hauptherd auf dem mit Keltenblut durchtränkten Boden des Nordens findet, während die nüchtern-realistische Denkungsart des Vollblutengländers dem Süden nur isolierte Denkmäler bescherte. Sonach werden wir aus kirchengeschichtlichen wie aus völkerpsychologischen Gründen mehr der Annahme zuneigen, daß das keltischer Psyche so sympathische Anachoretentum zuerst von irischen Missionaren nach Nordengland verpflanzt ist, als daß es mit der römischen Mission aus Italien importiert sei. Lag doch das Einsiedlerwesen der römischen Kirche ursprünglich so wenig, daß nicht eine einzige romanische Sprache eine volkstümliche Bezeichnung dafür geschaffen oder übernommen hat. Ist dies alles aber richtig, so wird auch ins Altenglische das Wort *anachōrēta* nicht direkt aus der lateinischen Kirchensprache übernommen sein, sondern aus der irischen Missionssprache. Und wenn sprachliche Tatsachen, wie wir oben sahen, diese Annahme noch stützen, werden wir sie als einigermaßen gesichert ansehen dürfen.

Noch eine lautliche Besonderheit muß besprochen werden. Wie schon Kluge, PBB 8, 536, bemerkt hat, bietet das Tanner-Ms. der altenglischen Beda-Übersetzung Schreibungen wie *aancora* (ed. Miller 100[20]), *áncor-stow* (424[22]) und *áncer-lif* (364[30]), die auf Länge des *a* hinweisen. Hiermit stimmt überein, daß gelegentlich auch im Mittelirischen in dem Worte ein *á*, d. h. langes *ā*, geschrieben ist: z. B. *ánchara* (Annals of Innisfallen 955). *áncharait* (Book of Leinster 298 b 24, Félire of Oengus 251). Sollen wir deswegen annehmen, daß das altenglische Wort stets langes *ā* gehabt und mit Langvokal bereits aus dem

7) Der Kulturhistoriker muß es bedauern, daß diese tiefgreifenden und interessanten Beziehungen noch immer nicht eine zusammenfassende, eingehendere Darstellung gefunden haben.

Irischen übernommen sei? Ich glaube nicht. Denn daß das Altenglische neben *ā* auch Kurzvokal gehabt hat, und zwar nicht erst infolge der um 1000 anzusetzenden Vokalkürzung vor Doppelkonsonanz, sondern bereits in alter Zeit, als die vorhistorische Verdumpfung des *a* vor Nasalen zu *ǫ* noch nachwirkte, lehrt die Nebenform *oncra*, die in der altnordhumbrischen Glosse des Lindisfarne-Evangeliars (Joh. S. 188[4]) erhalten ist. Überdies kann die Länge des Vokales nicht aus dem Irischen stammen; denn ich wüßte kein Lautgesetz oder keinerlei Analogie, die die Dehnung auf irischem Sprachboden erklären könnte. Das lange *ā* muß also im Englischen aufgekommen sein. Und hier bietet sich leicht eine Erklärung für diese Neuerung, nämlich durch volksetymologische Anlehnung an ae. *ān* 'eins', die durch die kontinentalen Parallelformen as. *ēnkoro* 'Anachoret' und ahd. *einchoran* (vgl. ahd. *einsidilo*, and. *ēnsedlio*, an. *einsetumaðr*, *einsetumunkr*, *einsetubrōðir*, *einbūi*, nnorw. *einbue* 'Einsiedler') nur bestätigt wird, wenn die kontinentalen Formen auch erst aus der angelsächsischen Missionssprache stammen. Ich glaube also, daß ein ae. *ancora* ursprünglich mit kurzem Vokal aus dem Altirischen entlehnt ist, dann aber durch Anlehnung an ae. *ān* 'eins' stellenweise ein langes *ā* angenommen hat und mit dieser Länge sowohl auf das Irische zurückgewirkt als auch auf dem kontinentalen Missionsboden das entsprechende as. *ēnkoro* wie ahd. *einchoran* hervorgerufen hat.

2. *Nith* und *Νοουιος*.

Schon Renaissance-Gelehrte, wie der berühmte William Camden[1]), waren sich darüber klar, daß der von dem antiken Geographen Claudios Ptolemaios (um 150 n. Chr.) erwähnte[2]) britannische Fluß *Νοουιος*, d. i. urkelt. *Nowios*, seiner Lage nach mit dem heutigen schottischen *Nith* in Dumfriesshire identisch sein müsse. Und an dieser sachlichen Gleichsetzung hat man auch mit Recht bis zum heutigen Tage festgehalten. Eine andere Frage freilich ist es, wie es mit dem Verhältnis der beiden Namen steht. Hier herrschen, soweit man nicht mit dem bei keltischen Dingen üblichen Fatalismus des Nicht-

[1]) Camden, Britannia (ed. Gibson, 1695, S. 907).

[2]) Claudii Ptolemaei geographia, ed. C. Müller (Paris 1883) I 84: *Νοουίου ποταμοῦ ἐκβολαί*.

wissens stillschweigend über diese Frage hinweggleitet[3]), drei verschiedene Ansichten, die ich sämtlich für unrichtig halte. Die einen, wie z. B. McClure[4]) (1910), leugnen jeden Zusammenhang der beiden Namen, wie das ja zweifellos mehrfach bei den ptolemäischen Namenangaben zutrifft. Die andern, wie Camden[5]), nehmen eine Verschreibung bei der ptolemäischen Form an — ein Gesichtspunkt, mit dem sicherlich in anderen Fällen[6]) zu rechnen ist. Und die dritten endlich glauben, daß in *Nith* eine lautliche Fortsetzung von *Novios* vorliegt, aber nicht nach gälischen, sondern nach irgendwelchen, nicht näher bekannten britischen Lautgesetzen[7]). In der Tat wird letztere Vermutung auf den ersten Blick dadurch nahegelegt, daß die gälische Entwicklung von urkelt. **now-io-s* 'neu' — ein Wort, mit dem man doch wohl den Ptolemäischen Flußnamen wird gleichsetzen dürfen — regelrecht air. *nūe* 'neu' ergeben hat, während das entsprechende britische Adjektiv, mkymr. *newyd*, nkymr. *newydd*, abret. *nouuid* (> nbret. *nevez*), einen dentalen Auslaut (aus dem urkelt. *j* entwickelt) aufweist und darin dem heutigen Flußnamen *Nith* nähersteht. Indes will es in keiner Weise gelingen, den Vokal des Flußnamens *Nith* mit

---

3) Z. B.: W. F. Skene, Celtic Scotland, a history of ancient Alban (Edinburgh 1876) I 66: *the 'Novius' or Nith;* S. 133 Anm.: *Ptolemy terms the river Nith 'Novius'*. Auch J. B. Johnston, Place-Names of Scotland (Edinburgh [2]1903), S. 232, schweigt über das lautliche Verhältnis der beiden Namen.

4) Edm. McClure, British Place-Names in their Historical Setting (London 1910), S. 95: *The* Novios *may be the* Novia *or* Novitia *of Ravennas, but its position alone and not its form connects it with the* Nith; S. 120 A. 1: Novios *could not become* Nith, *and it is pure conjecture that it is the* Novitia *of Ravennas.*

5) Camden, Britannia (ed. Gibson S. 907): *Nidisdale* [richtiger *Nithsdale*] ... *so named from the River* Nid [richtiger *Nith*], *by Ptolemy falsely written* Nobius, *for* Nodius *or* Nidius.

6) Siehe weiter unten Nr. 3 S. 216.

7) Z. B.: J. Rhys, Celtic Britain (London [3]1904), S. 199: *Lastly may be mentioned the name of the river Nith, called in Ptolemy's Geography* Novios, *which, if Celtic, was the word for 'new' in all the dialects; but the Brythons treated it as* Noviоs *or* Novijos, *and eventually made it into the Welsh* newydd, *new; and it is from some stage of this last that we get* Nith; *but it could only happen through the medium of the men who spoke Goidelic.* Ähnlich Al. Macbain, A Disquisition on Ptolemy's Geography of Scotland (Trans. of the Gaelic Soc. of Inverness; dann separat Stirling 1911, S. 35): *We first meet the river Novios, the Nith; the word is the Celtic* novios, *new, Welsh* newydd, *Gaelic* nuadh. *and the word* Nith *is a Brittonic rendering of the old name.* Ebenso Fr. G. Diack, Place-Names of Pictland (in Revue celtique XXXVIII, 1921, S. 120).

kymr. *newydd* [sprich *ne·u̯üđ*] in Einklang zu bringen. Auch haben wir keinerlei Anhalt, daß etwa in einem ausgestorbenen nordbritischen Dialekte eine solche Entwicklung möglich gewesen wäre.

Es läßt sich nun, wie ich glaube, zeigen, daß wir all diese Annahmen nicht brauchen, und daß der Name *Nith* die regelrechte englische Fortentwicklung einer echt goidelischen Form zu **nowi̯os* ist. Nur müssen wir uns von der Annahme frei machen, daß beide Wörter in allen Bildungselementen identisch sein sollen. Gerade die letzten Jahre haben uns ja gelehrt, daß nicht nur Personennamen, sondern auch Ortsbezeichnungen im Mittelalter noch nicht die starre Fixiertheit kennen, wie wir sie heute gewohnt sind. Durch B. Walker (Interchange and Substitution of Second Elements in Place Names, Engl. Stud. 51, 25 ff.) wissen wir, daß Ortsnamen ihren zweiten Bestandteil wechseln können, so daß z. B. *Brackenfield* und *Brakenthweyte* denselben Ort meinen. In meinem 'Keltischen Wortgut im Englischen' S. 183 f. habe ich gezeigt, daß auch der erste Bestandteil eines Ortsnamens, wenn es sich um Benennungen nach Personen handelt, verschiedene Gestalt haben kann, wie z. B. in *Chad-hunt* neben *Chadeles-hunt*, wo ein Kurzname mit einem Kosenamen wechselt. Wir werden weiter hinzufügen müssen, daß Flußnamen mit verschiedenen Ableitungssuffixen auftreten können. Ein deutliches Beispiel hierfür bietet der heutige schottische Flußname *Lossie* aus ngäl. *Losaidh* [sprich *lo·sī*], der bei Ptolemaeus in der lautlich genau entsprechenden Form, aber ohne das Suffix *-aid* als *Λόξα* erscheint [8]. Und ein weiteres Beispiel haben wir, wie sich ergeben wird, in unserem *Nith* gegenüber älterem *Novios*.

Schon das Altirische kennt zu *nūe* 'neu' aus urkelt. **now-io-s* eine Weiterbildung mit dem noch heute lebendigen Adjektivsuffix *-de* (Pedersen II 28; Thurneysen, Handb. des Air., § 347 f.), nämlich air. *nūide* (mit $d = đ$), die sogar in der heutigen irischen und gälischen Schriftsprache als *nuadh* die alte suffixlose Form fast völlig verdrängt hat. Diese air. Nebenform

---

[8]) Dasselbe Verhältnis haben wir bei den schottischen Flüssen *Aber-lour* [spr. *æbəlau·ə*], aus ngäl. *Obair-labhar* [spr. *o·pər-lau·ir′*; p = unaspirierte Tenuis], und *Lowrie* [spr. *lau·rī*], aus ngäl. **Labhraidh* [spr. *laur·rī*], beide zu urkelt. **labaro-s* 'tönend' (Stokes 239; Henry 180; Macbain Et. Dict. 199); vgl. den agall. Fluß *Labarus* und Diack in Rev. celt. 38, 117.

nūide müßte aber nach Sievers' neuer Auffassung[9]) noch zu Bedas Zeit im Altenglischen **nūide* gelautet haben, so daß, wenn wir auch für den Flußnamen dieselben Doppelformen, nämlich urkelt. **Nowidįo-s* neben **Nowįo-s*, annehmen dürften, den Angelsachsen der Name in der suffigierten Form **Nūide* entgegengetreten wäre und so von ihnen übernommen sein könnte. Ein ae. **Nūide* des 7. Jahrh.s ergäbe aber etwa im 8. Jahrh. ae. **Nȳde*, welches über me. **Nīthe* bzw. mschott *Nĭth* (ca. 1300 *en vaal de Nith*, Documents and Records illustrating the History of Scotland ed. Fr. Palgrave, 1837, S. 306) zum heutigen *Nith* gekürzt sein könnte. So glaube ich also, daß das heutige *Nith* auch etymologisch derselbe Name ist wie das ptolemäische *Novios*, aber lautlich nicht aus dieser suffixlosen Form abzuleiten ist, sondern auf eine Weiterbildung mit dem beliebten *-de*-Suffix, wie air. *nūide* zu *nūe*, zurückgeht. Ne. *Nith* verhält sich demnach zu *Novios* wie der heutige Flußname *Lossie* zu seiner ptolemäischen Form *Loxa*.

Für die Vorliebe, die gerade schottische Flußnamen für eine Dentalableitung haben, mag erinnert werden an die folgenden, sämtlich mit dem Suffix *-aid*[10]) gebildeten schottischen Flüsse: *Alyth* [spr. *ēⁱ·liþ* nach Johnston] aus ngäl. *Ailid* [spr. *a·l'itš*]; *Beallid* aus ngäl. *Bialaid* [spr. *bi·alitš*]; *Nude* [anglisiert[11])

---

9) S. Förster, Keltisches Wortgut, S. 234, Nachtrag 2, und weiter unten S. 222 f

10) Das gäl. Suffix *-aid* aus urkelt. *-antī* (Pedersen II 48) erscheint im heutigen Schottischen bald als *-d*, als *-t*, als *-th* oder als *-dž*. Das letztere (in *Cochrage*) beruht auf einer ganz jungen neugälischen Dialektentwicklung des mouillierten *-d'*. Die Vertretung durch *-d* (in *Beallid, Nude, Turraid, Druid*) geht offenbar auf ältere, vielleicht noch mittelgälische Formen zurück aus einer Zeit, als das gäl. *-d* noch als Media gesprochen wurde. Der Ersatz durch *t* (in *Mossat, Mosset, Livet, Livenet, Turret, Fernate, Arbuthnott, Elat, Buchet*) beruht wohl darauf, daß das Neugälische (seit wann?) die ursprünglichen Medien im großen Umfange als stimmlose Verschlußlaute spricht, allerdings ohne die im Englischen und überhaupt im Germanischen übliche Aspirierung (J. H. Staples, On Gaelic Phonetics in Trans. Phil. Soc. 1891—3, S. 396). Die Entwicklung des *-þ* in *Alyth* ist mir unklar. (Ob vielleicht englische Apperzeption eines gälischen interdentalen *t*? Vgl. Förster, Kelt. Wortg. S. 213.) — Die neugälischen Formen in der obigen Liste entnehme ich Diack, Rev. celt. 38, 120 ff.

11) Dieselbe Vokalentwicklung ist im Englischen anzunehmen bei den schottisch-gälischen Ortsnamen *Lude* aus ngäl. *Leòid* [spr. *l'ōtš*] und schott. *Lewis* [anglisiert *ljū·is*, *ljū·iz* (Hope) und *ljūs* (Jones) aus schott. *lūs* (Schröer),

njūd aus schott. *nūd,* mit *ū* aus me. *ǭ*] für ngäl. *Noid* [spr. jetzt *notš*]; *Mossat, Mosset* aus ngäl. *Musaid* [spr. jetzt *mu·satš*]; *Livet* aus ngäl. *Libheid* [spr. *l'ĭ·vatš*]; *Livenet* aus gäl. **Libhneid* (mit Suff. *-n-aid*); *Turret* aus ngäl. *Turaid* [spr. *tu·ratš*]; *Turraid* aus ngäl. **Turthaid; Druid* [spr. ngäl. *trūtš*]; *Fernate* aus ngäl. *Farnaid* [spr. *fa·rnatš*]; *Arbuthnott* [anglisiert *ābv·þnət*], me. *Arbuthnott* (1482) aus älterem *Abir-buthenot* (1202) = ngäl. **Obair-Buadhnaid* [spr. *opər-bu·ĭnatš*]; *Arklet* aus ngäl. *Aircleit; Elat* aus ngäl. *Aingleid* [spr. *ęĩ·latš*]; *Cochrage* aus ngäl. *Cochraid* [spr. *kǫ·χratš*]; *Bucket, Buchet* aus ngäl. *Buidhchead* [spr. *pu·ĭχat*].

Der Fluß Nith hat übrigens seinen Namen auch dem westlichen Teile der Grafschaft Dumfries vererbt, welcher bis heute den Namen *Nithsdale* 'Tal des Nith' trägt. Da diese Gegend im 12. Jahrh. im Besitze gälischer Barone war, hat sie sich gefallen lassen müssen, eine Gälisierung ihres Namens zu *Stra-Nith* c. 1350 (mit mgäl. *strath* [sprich *stra*] 'Talgrund') zu erfahren. Und daher erscheint in schottischen Urkunden des 12. Jahrh. als Ortsname und Familienname ein *Stranit* und *Stradnit* (Early Scottish Charters, ed. A. C. Lawrie, Glasgow 1905, S. 49 u. 162), dessen Schluß-*t* eine in mittelirischen Handschriften häufig vorkommende Orthographie für spirantisches *-th* (= *þ*) ist; vgl. Thurneysen, Handb. des Air., § 26. Auffallend ist die Schreibung *dd* in mschott. *Niddisdale* (1461, Liber Pluscard. ed. Fel. Skene I 228) oder *Nyddysdale* (Wynton's Chronicle ed. Laing VIII V. 6820 u. ö.). Um 1300 in einer französisch geschriebenen Petition an König Edward I. heißt die Gegend jedenfalls *vaal de Nith* (s. oben S. 212).

Im Lichte der neugewonnenen Erkenntnis dürfen wir uns nun die Frage vorlegen, ob es nicht noch andere Belege für unseren Flußnamen gibt, die vielleicht mit einem der angesetzten Entwicklungsstadien des Namens sich vereinigen. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit kann dies gelten von dem alten Völkernamen *Niduari,* welcher sich in Bedas Vita das hl. Cuthberht findet: *ad terram Pictorum, quae Niduari vocatur, navigando pervenit* (c. XI; Opera Bedae ed. Giles IV 242).

älter **lū·is,* für ngäl. *Leòdhas* [spr. *l'ǭ·jəs, l'ǭəs*]. Für die neugälischen Formen s. Diack, Rev. celt. 38, 115.

Ziemlich einig ist man sich darüber, daß das Gebiet der *Niduari* das alte Galloway meint[12]), also jene Gegend, die vom Nith durchflossen wird und bei Ptolemaeus[13]) als das Land der *Noουάνται* bezeichnet wird. Da *d* für *đ* eine ganz gewöhnliche Schreibung bei Beda ist und die spätere Überlieferung fast regelmäßig *i* für *y* einsetzt, könnte obiges *Nıd-uari* sehr wohl die Latinisierung eines ae. **Nȳđ-ware* sein und also 'Anwohner des Nith' bedeuten, wie z. B. auch ein so guter Kenner wie Wh. Stokes[14]) den Namen erklärt. Andere freilich, wie Skene und Rhys[15]), leiten *Nidware* von dem Völkernamen *Novantae* ab. In der Tat würde ein urkelt. **Nowantī* (Plur.) ein air. **Nūid* ergeben (vgl. etwa air. *Brigid* aus **brigantī* 'die Glänzende'), welches seinerseits wieder im Altenglischen als **Nȳd* erscheinen müßte. Aber wahrscheinlicher und natürlicher will mir doch die Ableitung von ae. **Nȳđe* bedünken.

Weiter könnte in Betracht kommen, daß ein anderer

---

[12]) Vgl. namentlich die Ausführungen bei Skene, Celtic Scotland I 133, Anm.

[13]) Cl. Ptolemaei Geographia, ed. Müller 91, 5: *Οἰκοῦσι δὲ τὰ μὲν παρὰ τὴν ἀρκτικὴν πλευρὰν ὑπὸ μὲν τὴν ὁμώνυμον χερσόνησον Noουάνται.* Vorher 82, 6: *Noουαντῶν χερσόνησος.* Es trifft also nicht zu, daß, wie Nicholson, Keltic Researches, 1904, S. 18 Anm. 3, behauptet, *the name is found only in the ambiguous gen. plur.* Auch Nicholsons Ableitung des Namens von dem Zahlworte urkelt. **nou̯an* 'neun' wird kaum Glauben finden. Macbain, Ptolemy's Geography, S. 42, deutet den Namen als 'new-comers'. Mir scheint Zusammenhang mit dem Flußnamen *Novios* das Wahrscheinlichste (— so auch Rhys, Celtic Britain, S. 222, der auch auf die *Setantii* neben dem Flusse *Seteia* verweist —), wenn wir auch in diesem Falle vielmehr die Form **Noviantī* erwarten sollten, die ja in der Tat die ursprüngliche Lesart des Ptolemaeus gewesen sein könnte. Vgl. auch das häufige agall. *Novientum* (nfrz. *Nogent, Noyant, Nouvion*) und dazu H. Gröhler, Ursprung und Bedeutung der französ. Ortsnamen (1913), S. 143 ff.

[14]) Wo? Nach Holder II 747 deutet Stokes den Namen als '*men of the Nith*'. Auch Johnston, Place-Names of Scotland (² 1903), S. 232, zieht *Niduari* zu *Nith.* Ebenso H. Bradley, Ptolemy's Geography of the British Isles ('Archaeologia' Bd. XLVIII, 1884), S. 383: "*There can be little doubt that ... the Novantae received their name from the river Novius, now the Nith. It is remarkable that the inhabitants of the district continued to be designated from the river after it had received its present name. Bede mentions them as Niduari.*"

[15]) Skene, Celt. Scotland I 133: *Bede's 'Niduari' is the exact equivalent of Ptolemy's Novantae;* Rhys, Celtic Britain (³ 1904), S. 223: *the name of the Novantae becomes, in Bede's mouth, that of the Niduarian Pits.* [Nicht ganz richtig, denn Beda würde den Namen noch als **Nūid-ware* gesprochen haben.]

antiker Geograph, der sog. Geographus Ravennensis, dessen Werk seine uns vorliegende Gestalt erst im 9. Jahrh. erhalten hat, unter den Flüssen Britanniens zwei Namen nennt, die mit dem *Novios* des Ptolemaeus zusammenzuhängen scheinen, nämlich *Novia* und *Novitia*[16]). Sachliche Gründe für die Identifizierung dieser Namen mit einem bestimmten Flusse scheinen leider nicht vorzuliegen. So bliebe nur die etymologische Inbeziehungsetzung mit alten englischen Flußnamen übrig. Und da kann zweierlei gesagt werden. Der Name *Novia* könnte als Variante von *Novios* gelten, da das lateinisch-griechische Genus bei den alten Flußnamen oft in der Überlieferung, sogar bei demselben Autor, wechselt: so lesen wir z. B. bei Ptolemaeus an derselben Stelle in den einen Handschriften *Οὐέδρα*, in den anderen *Οὐέδρον* (ed. Müller 89, 9) oder *Ἄβουβος* neben *Ἀβούβα* (90, 5) und *Ἰδουμανίου* neben *Εἰδουμανία* (90, 9). Somit stände sprachlich wohl nichts der Annahme im Wege, daß der Ravennate mit *Novia* denselben Fluß gemeint hat wie Ptolemaeus mit *Novios*, nämlich den Nith. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß die älteren Herausgeber *Novia* als Schreibfehler für *Rovia* auffassen.

Mehr Gewicht möchte ich darauf legen, daß in dem *Novitia* des Ravennaten ein Flußname mit dentalem Ableitungssuffix vorliegt, also eine ähnliche Nebenform zu *Novios*, *Novia*, wie wir sie für ae. **Nūiđe* > ne. *Nith* supponierten. Nun weisen freilich beide Namen nicht das gleiche Suffix auf: *Novitia* zeigt idg. *-i-ti̯ā*, während *Nith*, **Nūiđe* ein idg. *-i-di̯ā*, *-i-di̯o-s* verlangt. Aber auch dieser Unterschied ließe sich beseitigen, wenn man annähme, daß *Novitia* für *Novidia* verschrieben sei, was bei einem so arg verderbten, nur in späten Handschriften des 13.—14. Jahrh.s überlieferten Texte wie der Kosmographie des Ravennaten keine allzu große Zumutung wäre. Dann würde also diese Quelle des 9. Jahrh. noch die Urform (urkelt. **Now-i-di̯ā*) bewahrt haben, welche wir sowohl für ae. *Nīd-uari* (falls = **Nȳđ-ware*) wie für ne. *Nith* nötig haben.

Endlich wäre noch in Erwägung zu ziehen, ob unser Nith mit dem in Bedas Kirchengeschichte[17]) erwähnten Flusse *Nidd*

---

[16]) Ravennatis anonymi Cosmographia ed. Pinder et Parthey (Berlin 1860) S. 438, 6 u. 20.

[17]) Beda, hist. eccl. V c. 19 (ed. Plummer S. 329): *mox synodo facta iuxta fluvium Nidd.*

etwas zu tun hat, an dem der Northumbrer-König Ōsred im J. 705 eine Synode abhielt, auf welcher dem früheren Bischof von York, Wilfrith, das Kloster Ripon und das Bistum Hexham zugesprochen wurden. Kein Geringerer als H. Sweet (OET. S. 516) und nach ihm Mc Clure (Brit. Place-Names S. 94) haben *Nidd* und *Nith* lautlich wie sachlich gleichgesetzt. Indes kann das *dd* in *Nidd* keine altertümliche Schreibung für die Spirans *đ* sein, weil auch in der altmercischen Übersetzung[18]) von Bedas Kirchengeschichte die Form *Nid* erscheint. Dies beweist vielmehr, daß die Angelsachsen hier wirklich eine (gedehnte) Media sprachen. Aber auch sachlich erhebt sich das Bedenken, daß nicht einzusehen ist, warum der Yorker Bischof und der Northumbrer König so weit nach Norden, nach Südwestschottland, ihre Zusammenkunft verlegt haben sollten. Viel wahrscheinlicher ist es, daß diese auf nordenglischem Boden, etwa in Yorkshire, stattgefunden habe. Und wenn wir nun auf der Karte feststellen, daß es im mittleren Yorkshire auch heute noch einen Fluß *Nidd* (so!) gibt, und daß dieser nicht fern von dem Kloster Ripon fließt, mit dem Bischof Wilfrith fast zeitlebens in enger Beziehung stand — auch begraben ist er dort —, so kann wohl kaum ein Zweifel übrigbleiben, daß Bedas *Nidd* mit dem heutigen Nidd identisch[19]) ist und nichts mit dem Nith zu tun hat. Wie der Flußname *Nidd* seinerseits zu erklären ist, vermag ich nicht zu sagen.

3. *Aberystwyth* und *Στουκκία*.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei einem anderen Flußnamen des Ptolemaeus, der *Στουκκία* bzw. *Στουκκίας*[1]) oder, wie andere Handschriften lesen, *Σουκκία*, *Τουκκία*, *Στουλκία* heißt. Seiner geographischen Lage nach ist dieser Fluß an der mittleren

---

[18]) Beda-Übersetzung ed. Miller I 464, Z. 13: *sinođ wæs gesomnod be Nide streame.*

[19]) So schon z. B. J. Pinkerton, Dissertation on the Origin and Progress of the Scythians or Goths (1787), S. 333; W. Bright, Early English Church History (1897), S. 422; Plummer, Bedae hist. eccl. II (1896) 500; Th. Miller, Place Names in the English Bede (1896), S. 45; Holder, Altceltischer Sprachschatz II (1904) 746.

[1]) Cf. Ptolemaei geographia ed. C. Müller S. 85, 5: *Στουκκία ποταμοῦ ἐκβολαί.* Es läßt sich nicht feststellen, wie Ptolemaeus sich die Nominativform des Namens dachte: ob er *Στουκκία* als indeklinable Form verwendete oder darin einen Genetiv zu einem Nominativ auf *-ας* sah.

Westküste Englands, in Wales, zu suchen; und daher ist er früh [2]) mit dem wallisischen *Ystwyth* [3]) identifiziert, welcher der wallisischen Hauptstadt Aberystwyth seinen Namen gegeben hat. Neuerdings scheint diese Gleichsetzung aber wenigstens in England ziemlich allgemein [4]) wieder aufgegeben zu sein, wohl weil lautlich sich die beiden Namenformen nicht zusammenbringen lassen. Und darum mag es angebracht sein, ihr mögliches Verhältnis hier einmal näher zu besprechen, obwohl, wie ich leider erst nachträglich sehe, die von mir vorzuschlagende Lösung schon an versteckter Stelle, nämlich bei Henry Bradley, Remarks on Ptolemy's Geography of the British Isles (in 'Archaeologia' Bd. XLVIII [1885] S. 392), bei E. Ernault, Glossaire Moyen-Breton (Paris 1896), S. 660, unter dem Worte *Stoe*, sowie in Holders Altkeltischem Sprachschatz II 1640 angedeutet ist [5]). Ganz sicher ist, daß ein abrit. *Stukkia* nie und nimmer ein mkymr. *Ystwyth* — so oft belegt in der vielleicht bis ins 13. Jahrh. zurückreichenden 'Geschichte der wallisischen Fürsten' (Brut y Tywyssogyon, ed. Rhŷs und Evans, Red Book of Hergest II 299 u. ö.) — ergeben kann. Dagegen wäre diese Entwicklung die lautgesetzlich-normale, wenn wir von einem abrit. Stamme **stŭkt-* ausgehen dürften, da ein urkelt. *kt* im Kymrischen zu *iþ* bzw. *-üþ* geworden ist. Man vergleiche etwa nkymr. *rhaith* 'Recht, Gesetz' aus urkelt. **rekt-*,

---

[2]) So schon von W. Camden, Britannia, ed. Gibson (1695) S. 642: ... *several rivulets. Amongst them, that which Ptolemy calls* Stuccia, *at the upper end of the County, deserves our notice; the name whereof is still preserv'd by the common people, who call it* Ystwyth. Ebenso C. Müller in seiner Ptolemaeus-Ausgabe (1883), S. 85.

[3]) Sprich nkymr. *ə'stuü̯þ* oder *ə'stui̯þ*, anglisiert (Schreibaussprache) *i'stwiþ*. Ebenso nkymr. *abərə'stui̯þ*, ne. *æbəri'stwiþ* (Jones, English Pronouncing Dictionary, 1917).

[4]) Mc Clure, British Place-Names (1910), S. 96, erklärt den Flußnamen *Stukkia* ausdrücklich für nicht-identifizierbar. Und Johnston, The Place-Names of England and Wales (1915), erwähnt unter *Aberystwyth* nicht die ptolemäische Form. Rhys scheint weder im 'Celtic Britain' (1904) noch in seinen 'Lectures on Welsh Philology' ([2]1879) die Frage zu berühren.

[5]) H. Bradley sagt a. a. O.: "*The Stuccia, from its name, may be inferred to be the Ystwyth. As the Latin word* fructus *has become in Welsh* ffrwyth, *the ancient form of* Ystwyth *would probably be* Stucta, *from which Ptolemy's* Stuccia *or* Stucia *is not very far removed.*" Ernault schreibt a. a. O.: "*Στουκκία ποταμοῦ*, Ptolémée II 3 (lire *Στουκτία*?), gall. *Ystwyth* (*ystwyth* 'souple')." Ähnlich Holder II 1640: "*Stucc-ias* von **stuctio-s* (courbe)".

nkymr. *aeth* [spr. *āü̯þ*] 'er ging' aus urkelt. **akt-*, nkymr. *noeth* [spr. *nōü̯þ*] 'nackt' aus urkelt. **nokt-* und vor allem, da sie dieselbe Vokalentwicklung wie *Ystwyth* zeigen, nkymr. *llwyth* [spr. *ḷāü̯þ*] 'Gewicht, Last' aus urkelt. **lukt-* (air. *lucht* 'Teil', agall. *Lucterius*) und nkymr. *ffrwyth* [spr. *frūü̯þ*] 'Frucht' aus lat. *frūctus*; s. Pedersen I 123 f., 228; Morris Jones, Welsh Grammar (1913), S. 175 f. Daher liegt es doch wohl sehr nahe, eine Verschreibung des ptolemäischen *Στουκκία* für **Στουκτία* anzunehmen, zumal die Überlieferung der ptolemäischen Namen, wie schon oben betont, nicht nur weit auseinandergeht, sondern auch bei dem zeitlichen Abstande eine sehr unsichere ist. Ein abrit. **Stukt-i̯a*, **Stukt-i̯os* (oder wie der Nominativ sonst gelautet haben mag) würde in der Tat ein heutiges *Ystwyth* im Kymrischen ergeben müssen[6]).

Daß im Altbritischen ein Partizipialadjektiv **stukt-i̯o-s*, **stukt-i̯ā* 'gekrümmt, krumm' wirklich vorhanden gewesen sein muß, lehrt die völlig durchsichtige Etymologie des Flußnamens *Ystwyth*. Denn dieser ist klärlich nichts anderes als das heute noch ganz gewöhnliche Adjektiv nkymr. *ystwyth* 'biegsam, geschmeidig, weich', das sich zu einem urkelt. Stamme **stoug-*, **stug-* 'gebogen' stellt, der in air. *stūag* 'Bogen, Wölbung', nir. *stuadh* 'Steinbogen, Regenbogen' (mit falscher Schreibung *dh* für *gh*), ngäl. *stuadh* 'eine besonders hohe Meereswelle' und nbret. *stou* 'Neigung, Verbeugung', mbret. *stouff* 'Neigung', mbret. nbret. *stou(v)i* 'sich verneigen', mbret. *stou* 'biegsam' sowie, mit urkelt. *kk* für *gn*, in nir. *stuaic* 'Wall, Hügel, Schädel, Kopf', nir. *stúca* 'runder Haufen' (von Korn usw.), ngäl. *stùc* 'Hügel' vorliegen dürfte (vgl. Stokes 314; Ernault 659 f.; Macbain 315; Henry 254).

Endlich läßt sich die Vermutung, daß die richtige Lesung bei Ptolemaeus **Στουκτια* sei, auch noch stützen durch den Hin-

---

6) Dem *i*-Umlaut ist der Diphthong *wy* im Kymrischen nicht zugänglich, wie z. B. Plurale wie nkymr. *wyrion* zu *wyr* 'Enkel' oder *arglwyddi* zu *arglwydd* 'Fürst' beweisen. Anderseits ist oft *wy* selbst geradezu das Produkt des *i*-Umlautes, so z. B. in *wyth* 'acht' aus abrit. **oktī* < idg. **oktō* oder in Pluralen wie *wyn* und *crwyn* zu *oen* 'Lamb' und *croen* 'Haut'. — Das Stammbildungssuffix von **Stukti̯ā* kann jedenfalls nur ein einfaches *-i̯ā* oder *-i̯o* gewesen sein, nicht *-ii̯ā* oder *-ii̯os*, weil diese Endungen im Kymrischen nicht abgefallen, sondern als *-ydd* bzw. *-edd* bewahrt geblieben wären. Daher wird die im Griechischen übliche Verlegung des Hauptones auf das *i* kaum fürs Britische zutreffen.

weis auf einen andern antiken Geographen, den Anonymus von Ravenna. Dort lesen wir unter den Flüssen Britanniens einen Namen *Iuctius* (Ravennatis anon. cosmographia ed. Pinder u. Parthey S. 437, 19), mit dem absolut nichts anzufangen ist, so daß der Verdacht einer Entstellung naheliegt. Da nun unter den Varianten der Ptolemaeus-Stelle, wie oben angegeben, sich eine Lesart *Τουκκία*, also mit Verlust des anlautenden *Σ*, findet, drängt sich die Annahme auf, das rätselhafte *Iuctius* des Ravennaten sei aus einem (paläographisch sehr ähnlichen) **Tuctius* verderbt[6a]), welches seinerseits auf ein falsches **Τουκτιος* für **Στουκτιος* zurückginge. Wegen des Wechsels der Endung *-ος* und *-α* vergleiche das oben S. 215 über *Novios* und *Novia* Gesagte.

Sonach glaube ich, daß der heutige Flußname *Ystwyth* auf ein abrit. **Stukt̯ā*, **Stukt̯os* zurückgeht, welches wir sowohl in Ptolemaeus' *Στουκκία* (für **Στουκτια*) wie in des Ravennaten *Iuctius* (für **Tuctius*, **Stuctius*) vermuten dürfen.

Und nach diesem Flusse ist die an seiner Mündung liegende Stadt *Aberystwyth*, mkymr. *Aber Ystoit* (a. 1116), *Aberystuit* (a. 1136), *Aberistut* (a. 1211; alle drei in den Annales Cambriae ed. John Williams ab Ithel, London 1860, S. 36, 40, 68), *Aber Ystwyth* (14. Jh.; Brut), d. h. 'Mündung des Ystwyth', genannt.

Jetzt werden wir auch zwei mittelalterliche Belege für den Ortsnamen *Aberystwyth* sicherer beurteilen können, die wohl geeignet waren, die Forschung auf eine falsche Fährte zu locken. Der älteste Beleg für den Namen, den Johnston anzuführen weiß, findet sich bei dem Historiker Giraldus Cambrensis (um 1200), der als geborener Walliser — er stammte aus Maenor Pyr in Pembroke — im vorliegenden Falle besondere Autorität beanspruchen könnte. Aber die bei ihm überlieferten Namensformen[7]) *Escud* und *Aberescud* sind offenbar verschrieben oder verlesen für **Estud*, **Aber-estud* — vielleicht in Anlehnung an das kymrische Adjektiv *ysgut* 'schnell'. Und **Estud*, **Aber-estud* würden wohl als anglo-normannische Schreibungen (mit *u* für *ui* und *d* für *th*) gelten können für **Estuith*, **Aber-estuith*[8]),

---

[6a]) Für *Ταμήσα* 91, 1 lesen sogar alle Ptolemaeus-Hss. fälschlich *Ἰάμησα*.

[7]) Giraldus, Descriptio Kambriae ed. J. Dimock (London 1868, Rolls Series), S. 175. Das erst in Handschriften des ausgehenden 14. Jahrh. auf uns gekommene Werk bietet sehr viele unkymrische Schreibungen.

[8]) Daher sind die Etymologien, die Johnston S. 90 auf *-escud* gründen will, alle abzulehnen.

was sehr gut mittelkymrische Orthographie für heutiges *Ystwyth, Aberystwyth* sein könnte. Ganz klar liegt eine Verderbnis vor in der zweiten von Johnston angeführten alten Form *Abirhust Wiche* aus dem 1461 geschriebenen Liber Pluscardensis. Alle mit der heutigen übereinstimmenden mittelkymrischen Formen fehlen bei Johnston, so daß die Etymologie dort unnötigerweise als zweifelhaft erscheint.

4. *Loidis, Leeds* und *Lothian.*

Eine Ortsbezeichnung *Loidis* erscheint an zwei Stellen von Bedas Kirchengeschichte, und zwar anscheinend für zwei räumlich so weit getrennte Gegenden, daß man vielfach — z. B. noch Plummer in seiner trefflichen Beda-Ausgabe — zwei verschiedene Bedeutungen für das Wort angesetzt hat. An der ersten Stelle (II c. 14) wird die *regio quae vocatur Loidis* zusammen mit der *silva Elmete* genannt, die sicherlich mit den heutigen Ortschaften *Barwick-in-Elmet*, *Saxton-in-Elmet* und *Sherburn-in-Elmet* zusammenhängt. Diese liegen aber sämtlich so nahe bei der heutigen Stadt *Leeds*, daß eine sachliche Gleichsetzung von ae. *Loidis* mit ne. *Leeds* kaum von der Hand zu weisen sein wird, zumal das Ganze sich nach Bedas Angabe im Lande der Deiri, also in Süd-Yorkshire abgespielt hat und auch andere im Zusammenhang damit genannte geographische Punkte, wie der Fluß *Sualua*, jetzt *Swale*, und das Städtchen *Cataracta*, jetzt *Catterick*, nach Yorkshire verweisen. An der zweiten Beda-Stelle (III c. 24) scheint mit der *regio Loidis*, in der der Sieg des Northumbrer-Königs Oswiu über den Mercier-König Penda stattfand, allerdings eine wesentlich nördlicher gelegene Gegend gemeint zu sein, wenigstens wenn man die Berichte des Nennius-Fortsetzers (ed. Mommsen 1894, S. 208) sowie des Florenz aus Worcester (ed. Thorpe I 23) über diese Schlacht nicht als unglaubwürdig beiseiteschieben will. Eine Gegend in Bernicia (nach Florenz), und zwar nach dem Nennius-Fortsetzer (§ 64) vermutlich ganz im Norden am Firth of Forth, also im späteren Lothian, müßte dann dafür in Betracht kommen. Ganz deutlich meint eine Gegend n ö r d l i c h von Tweed damit Simeon von Durham (ed. Arnold II 278), der ausdrücklich sagt: *pervenit apud fluvium Twedam, qui Northymbriam et Loidam disterminat.* (Vgl. die Diskussion der Frage bei Skene, Celtic Scotland I 240 f. und 254—256 und in Plummers Beda-Ausgabe II 183, wo auf weitere Literatur verwiesen ist.)

Zur Entscheidung dieser schwierigen Frage etwas Wesentliches beizutragen, vermag auch ich nicht. Aber nicht ganz ohne Bedeutung dafür scheint mir die kaum noch genügend geklärte Unterfrage, wie sich die in Betracht kommenden Ortsnamen lautlich zueinander verhalten. Zunächst die beiden Namen *Loidis* und *Leeds*. Entspricht ihrer kaum zu bezweifelnden sachlichen Gleichsetzung auch eine lautliche Identität? Allgemein wohl nimmt man dies an — trotz der lautlichen Schwierigkeiten, die nach der bisherigen Auffassung der englischen Lautgeschichte zweifellos bestehen. Prof. Moorman, der einzige, der dieser Frage ernsthaft zu Leibe gerückt ist, glaubt denn auch zur Erklärung der neuenglischen Form zu dem Aushilfsmittel einer volkstümlichen Umgestaltung des alten *Loidis* in Anlehnung an ae. *lēod* 'Fürst' greifen zu müssen[1]). Wenn er sich freilich zur Stütze dieser Ansicht auf eine »circ. 796« in »Nennius' Historia Britonum cap. LXV« erscheinende Namensform *Leodes* beruft, so ist ihm da ein seltsames Versehen untergelaufen: die angezogene angebliche Nennius-Stelle ist nichts weiter als eine moderne Erklärung des Herausgebers Thomas Gale, dessen Nennius-Ausgabe in den »Historiae Britannicae, Saxonicae, Anglo-Danicae scriptores XV« (Oxford 1691) Prof. Moorman benutzt hat[2]). Ein "*Leodes*" für Leeds wird man

[1]) Da sein Werk 'The Place-Names of the West Riding of Yorkshire' (The Publications of the Thoresby Society Vol. XVIII, Leeds 1910) als ein Privatdruck der Thoresby Society kaum in aller Hände sein dürfte, lasse ich die ganze Stelle hier folgen: *As stated in the Introduction, pp. IX.—XII., I am of the opinion that* Lead, Ledsham, Ledston, *and* Leeds *all contain the same element and all go back to the regional name* Loidis, *mentioned by Bede, which was the name of the district on the north bank of the Aire, between Leeds and Sherburn-in-Elmet. The name* Loidis *is certainly not English; it may be Celtic. I have no idea of its meaning. But at an early period it became changed, in accordance with the principle of popular etymology, to* Leodes [s. oben], *which is the genitive case, singular, of the O. E.* lēod *= a prince. Bede's phrase* regio Loidis, *changed to* regio Leodes, *came therefore to mean "the district of the prince". With the reduction of the diphthong* ēo *to the simple vowel* ē *in early Middle English times,* Leodes *became* Ledes, *and from this has developed the modern* Leeds. *In* Ledsham *and* Ledston *we see the addition of the familiar endings* hamm *and* tūn, *both of which signify "an enclosure". In* Lead, *the earlier form of which is* Lede, *the final* s *has been lost* (Moorman S. 121 f.; ähnlich vorher S. VI).

[2]) Auch in einem zweiten Falle hat ihn die Benutzung einer so veralteten Nennius-Ausgabe in die Irre geführt. Aus Nennius § 37 glaubt Moorman (S. XI)

also aus der Diskussion ausschalten dürfen, solange nicht diese Form in einem mittelalterlichen Texte nachgewiesen ist[2a]). Richtig ist aber, daß die neuenglische Form zunächst auf ein me. *Lēdēs* zurückgeht, wie es sowohl im Doomsday Book[3]) wie in Steuerlisten des 13./14. Jahrh.s mehrfach belegt ist. Aber wie verhält sich diese Form zum ae. *Loidis?* Diese sonderbare Form ist offenbar zu vergleichen mit Fällen wie ae. *Oiddi* (Beda) für späteres *Eddi* (Birch CS 47) neben *Odda* (Redin S. 68, 65), *wōidiberge* (Corpus 1017) für *wōedeberge, wēde-berge* 'Nieswurz', *Ōidiluald* (Beda) für *Ēđelwald*, *Cōinrēd*, *Cōinualch* (Beda) für *Cēn-rē̆d*, *Cēn-walh*, *Cōifi* (Beda) für *Ceefi* (LV 340), *Cēfi* (Redin 133), *Ōisc* (Beda) — dazu *Ōiscing* (Beda) — für *Ōesc, Ēsc* (Redin 33), *Hōica* (Kemble CD 792) für *Hēca* (Redin 97) neben *Hooc*, *Bōisil* (Beda) für *Bōesil*, *Bēsel* (Redin 141) neben *Bōsel, buiris* (Corpus 11) für *byres* 'Bohrer', *Buitta* (Alcuin, ep. 22) für **Bytta* (vgl. dazu die Koseform *Byttic*, Kemble CD 935 u. Hyde-Register S. 60), *Thrūidrēd* (Beda) für *þrȳđ-rē̆d, grūiit* (Corp. 1619) für *grȳt, seic* (Leyden 151) für *seč̆ǧ* 'Riedgras', *dēid* (Corp. 728) für *dēd, dǣd* 'Tat', *brēitibannae* (Erfurt 885), lies **brēidipannae*, für *brēdi-pannae* (Epinal), *brǣde-panne* 'Bratpfanne' neben *brād-panne*, *ēil* (Corp. 1331) für *ēl, ǣl* 'Aal', *nēidfāer* (Bedas Sterbespruch V. 1) für *nēd-fǣr*, *nȳd-fǣr* 'unentrinnbares Unheil' (M. Förster, Ae. Lesebuch, [2]1921, S. 54), vielleicht auch ndh. (dann aus der Vorlage der Lindisfarne-Glosse übernommenes) *suindrig*, *suyndrig*,

---

herauslesen zu dürfen, daß ein "Cerdic, König von Elmet" als einziger in der Lage gewesen sei, im Verkehr mit den unter Hengist und Horsa landenden Nordseegermanen als Dolmetscher zu dienen, und er knüpft hieran die Frage, ob die Könige von Elmet dann wirklich Briten gewesen sein könnten. Aber aus Mommsens Ausgabe S. 178 und noch besser auch Zimmers 'Nennius vindicatus' S. 24 und 39 hätte er sehen können, daß es sich bei der Notiz nur um eine wertlose Randbemerkung einer späten Handschriftengruppe handelt, und daß obendrein der Zusatz "*Elmet*" dort aus einer anderen Nennius-Stelle (§ 63) hineininterpoliert ist.

[2a]) In der ae. Beda-Version liest allerdings e i n m a l eine Hs. (B) *leod is* statt *Loidis*.

[3]) Die uns heute vorliegende Abschrift des Doomsday-Books scheint mir paläographisch in die erste Hälfte oder die Mitte des 12. Jahrhunderts zu gehören. Auch der Lautstand der darin vorkommenden englischen Orts- und Personennamen ist ein so fortgeschrittener, daß wir diese Formen ruhig als mittelenglische bezeichnen dürfen. Jedenfalls ist es sprachlich irreführend, dieselben, wie meist üblich, unter der Jahreszahl 1086 zu zitieren.

swindrig, drūige, tōcnuicte, gefuilgide, fuilgendo, bærsuinnig, unsuinnig 'unschuldig', *geđuild, wyflo* 'Übel', *hryuic* 'Rücken' [3a]). Auf Grund solcher Fälle ist Sievers zu dem von der Melodieprobe bestätigten Ergebnis gekommen, daß die Einwirkung eines *i* auf den Vokal der vorhergehenden Silbe im Altenglischen zum Teil nicht sofort in Form einer Qualitätsverschiebung, dem sog. *i*-Umlaute, sich geäußert habe, sondern zunächst wenigstens teilweise in Gestalt von *i*-Epenthese sich bemerkbar mache, die dann allerdings seit dem 8. Jahrh. zu dem gleichen Ergebnis wie der *i*-Umlaut geführt habe. Zur Beurteilung dieser Erscheinung ist es lehrreich, einen Blick auf das Keltische zu werfen, wo die gleiche Doppelheit der *i*-Wirkung, zumal im britischen Zweige, zutage tritt, ohne daß allerdings eine befriedigende Erklärung für die Verteilung bisher aufgedeckt werden konnte (Pedersen §§ 254—257). Im Kymrischen stehen bis zum heutigen Tage nebeneinander *i*-Umlaut in Fällen [3b]) wie nkymr. *Ebrill* aus lat. *Aprīlis*, nkymr. *engyl* 'Engel' (Plur.

[3a]) Nach dem Obigen scheint die Quelle des Epinal-Erfurt-Corpus-Glossars noch reichlicher jene alten Diphthonge in der Schreibung bewahrt zu haben. Daher ist vielleicht auch so zu erklären *grēig* (Corp. 850) für *grēg, grǣg* 'grau'. In *buyrgenas* (Erfurt 760) für *byrgeras* 'Begraber' und *huymblicae* (Erfurt 185) für *hymblice* 'Schierling' scheint eine Mischung der alten und der jungen Lautentwicklungen (*ui* und *y*) vorzuliegen. *Sciutil* (Erfurt 1177) könnte falsche Abschrift aus **scuitil* sein, falls nicht etwa die Handschrift direkt so liest; denn die Vollstufe *iu* hat kaum in dem Worte Berechtigung. — Man könnte geneigt sein, auch die häufigen *i*-umlautlosen Formen der alten Glossare hierher zu rechnen, wenn nicht vielmehr mit Sievers (Braune-Festschrift 1920, S. 157 f.) auch für das Altenglische anzunehmen ist, was für das Deutsche gilt, daß nämlich der *i*-Umlaut ursprünglich nur im Steigton eintrat, so daß im Fallton umlautlose Formen daneben standen: ae. *Agilberct* (Bede), *gigarauuit* Erf. 730, *gedurstip* 'durstig' Erf. 81, *hurnitu* Corp. 603, *munit* Erf. 670, *tunderi* 'Zunder' Leiden 19, *fordultænde* Vesp. Ps. 57^{5}, *ontudri* Corp. 723, *uppae* 'Oberraum' Ep. 553, *ætgāru* 'Speer' Erf. 440, *hāui* 'blau' Erf. 221, Leid. 62, *hättendæ* 'erhitzend' Erf. 206, *unsmōþi* Corp. 232, *wōstu* VP 108^{7}, *wōstenne* VP 77^{15}, *groop* 'Abzugsgraben' Leid. 150, *uuōdenti* Erf. 575, *spōde* VP 108^{11}, *gemōted* VP 36^{36}, *gemōtes* VP 36^{10}, *swōge* VP 150^{3}, *ōhtende* VP 142^{3}, *sōcende* VP 23^{6}, 33^{11}, *dōmeđ* VP 95^{10}, *gedrōfde* VP 59^{4}; ndh. (Lindisf.) *drūgi, untūned, bærsunigo, āwurigde, dōmad, sōcenda, wōpendum, sōcnisse, tuōge, hālend, aldo, feallo, onweald* u. a. m. — Unverständlich ist mir das *theodoice snād* einer Urkunde von 843 (Birch Nr. 377; Sweet, OET, S. 436). Der Vorschlag, *theodice* zu lesen (Earle, Land-Charters, S. 506), befriedigt nicht recht.

[3b]) Ich wähle zu Beispielen möglichst lateinische Lehnwörter, weil bei diesen der Vorgang dem Nicht-Keltisten leichter deutlich wird. Natürlich zeigen sich dieselben Erscheinungen aber auch bei einheimischem Erbgut.

zu *angel*) aus lat. *angelī*, nkymr. *melin* 'Mühle' aus lat. *molīna*, nkymr. *gwedy* 'nach' aus akymr. *guotig*, nkymr. *ystyr* 'Bedeutung, Sinn' aus lat. *(hi)storia*, nkymr. *dyn* 'Mann' aus urkelt. **don-i̯o-s*, nkymr. *cyn* 'Keil' aus lat. *cuneus*, und *i*-Epenthese in Fällen wie nkymr. *beirdd* 'Barden' (Plur. zu *bardd*) aus urkelt. **bardī*, mkymr. *eil* > nkymr. *ail* 'der zweite' aus urkelt. **al-i̯o-s*, mkymr. *yspeit* > nkymr. *ysbaid* 'Raum' aus lat. *spatium*, mkymr. *yspeil* > nkymr. *ysbail* 'Beute' aus lat. *spolium*. Im Bretonischen sind nur wenige Formen mit *i*-Epenthese bewahrt (Pedersen § 257 A. 1); im allgemeinen ist überall dort jetzt der *i*-Umlaut durchgeführt. Das Kornische hat in der älteren Sprache noch häufige Formen mit Epenthese; im Neukornischen ist aber überall hier an die Stelle des Diphthongs ein einfacher Vokal getreten. Wir haben also im Kornischen denselben Verlauf der Entwicklung, wie ihn die Sieverssche Theorie für das Altenglische voraussetzt.

Wenn im 7. Jahrhundert im Altenglischen Diphthonge wie *ŏ̄i*, *ŭ̄i*, *ĕ̄i* existierten, die später im 8. Jahrhundert zu *ǣ̆/ĕ̄*, *ȳ̆*, *e* sich vereinfachten, so ist zu folgern, daß auch die aus dem Keltischen ins Altenglische übernommenen Diphthonge die gleiche Entwicklung mitmachen mußten. Und daß dies tatsächlich der Fall war, scheinen Beispiele wie ae. *drȳ* aus air. *drūi*, ae. *Lyččid-* aus akymr. *Luitcoit*, ae. *ster* aus air. *stoir* (Förster, Kelt. Wortg., S. 161), ae. **Nȳde* (s. oben S. 212) aus air. *Nūide* zu beweisen, weiter aber auch Eigennamen wie ae. *Dēre* aus älterem *Dēiri* (Beda; mkymr. *Deivyr* Gododin St. 5 u. 18, *Deybyr* Hs. des 15. Jahrh.s in Plummers Beda I 428; Nennius *Deuri*; Windisch, Kelt. Brit. 56; Miller, Pl.-Names in the Engl. Bede S. 22; Rhys, Celt. Brit. 295), me. *Melros* (Sim. Dun., c. 1130; Urk. 1144 in A. Lawrie's Early Scottish Charters, Glasgow 1905, S. 107 u. ö.) neben *Malros* (c. 1120, Early Scott. Ch. S. 27) aus air. *Māilros* (Beda; = *Magilros* bei Ælfric, H. C. II 348), ae. *Mēlcolm* (Ae. Ann. E 1067—1093), *Mǣlcolm* (D 1034) neben *Malcolm* (eb. D 1073, E 1100), *Malculm* (eb. A 945), *Malcholom* (eb. D 1067) aus air. *Māil-Colum*[4]).

---

[4]) Vielleicht sind hierher zu ziehen auch folgende irische Namensformen der altenglischen Annalen, die mit demselben air. *māil*, *māel* 'kahl; Diener' zusammengesetzt sind: *Mǣlslæhtan* (für air. *Māelsnechtān*) und *Mǣlbæþe* (zur mir. *Baithin*?). Jedoch ist wahrscheinlich hier das ae. *æ* bloß falsche Schreibung für den air. Diphthong *āe*, wie wir dies sicher für den britischen Diphthong *ae*

Auf Grund des Vorstehenden wird man also behaupten dürfen, daß eine altenglische Form *Loidis* ganz ohne Rücksicht auf ihren Ursprung und die Quantität ihres Haupttonvokales, über die weiter unten zu handeln sein wird, sich im 8. Jahrh. lautgesetzlich zu ae. **Lædes*, *Ledes* fortentwickeln mußte. Weiter wird man sagen dürfen, daß der Diphthong *oi* in dem *Loidis* des 7. Jahrh.s an sich sowohl aus einem irischen oder kymrischen *ŏ̄i* entlehnt sein als auch eine intern-englische Lautentwicklung aus *ŏ̄* unter Einwirkung des *i*-Vokales der Endsilbe darstellen könnte. Ob die eine oder die andere Erklärung zutrifft, wird nun zu untersuchen sein.

Daß *Loidis* ein irisches Wort sei, ist kaum wahrscheinlich, da die Gegend, der dieser Name zukam, so gut wie sicher zum Britenstaat Elmet gehörte, wenn nicht gar mit ihm identisch war, wie manche (z. B. Moorman S. IX) meinen. Auch scheint irisches Ortsnamengut in Yorkshire nur im Gebiet des Ribble und Hodder, also in der äußersten Westspitze, vorzukommen (Ekwall, Scandinavians and Celts, S. 101 f.). Britisch könnte der Name an sich sein. Aber es will nicht gelingen, ihn mit irgendeinem britischen Wortelemente zusammen zu bringen. Denn ein kymrisches Wort "*lloed* 'a place'", das Johnston, Pl.-N. of England, S. 341, als Quelle für den Namen anfuhrt, dürfte in Wirklichkeit nicht existieren. Anderseits läßt sich auch kein germanischer Stamm finden, von dem der Name einigermaßen befriedigend abgeleitet werden könnte, so daß wir uns ratlos nach einem Ausweg umsehen.

Eine Lösung des Problems läßt sich vielleicht finden, wenn wir uns des eingangs Gesagten über die geographische Verwendung des Namens erinnern. Wir sahen dort, daß an der zweiten Beda Stelle eine weit nördlicher, vermutlich am Firth of Forth, gelegene Gegend Bernicias mit *Loidis* gemeint ist. Das wäre also die Gegend, die im Mittelalter und zum Teil heute noch den Namen *Lothian* trägt. Und da wäre vielleicht

nachweisen können (s. Förster, Kelt. Wortg., S. 187). — Völlig hiervon zu trennen und zu dem keltischen Stamme **maglo-* 'Edler' (Stokes 198) zu stellen ist das ae. *Mægla* (d. i. **Mai'a*) in den Annalen sowie in ae. *Mælan-beorh*, welches einer akymr. Koseform *Maelon* (mit *ān*-Suff.) entspricht. Ebendahin gehört auch, in dem Bodmin-Evangeliar (ed Torpe, Dipl. Angl., S. 631), der kornische Name *Mæiloc*, eine Koseform mit *ōc* (vgl. akymr. *Mailoc*, nkymr. *Maelog*, abret. *Maeloc* sowie den me. Ortsnamen *Dun-Mallok*, jetzt verderbt *Dunmallet* oder *-mallard* geschrieben, aber mit anderem Kosesuffix *dun-mǭ'lən* gesprochen, Ellis, EEP V 605).

doch zu erwägen, ob die beiden Namen *Loidis* und *Lothian*, die auf den ersten Blick eher dem Laien als dem Philologen vergleichbar erscheinen, wirklich so ganz voneinander zu trennen sind. *Lothian* liegt auf gälischem Gebiete und müßte daher eine goidelische (irische) Lautgestalt aufweisen, während *Loidis*, wenn überhaupt keltisches Wortgut vorliegt, vielmehr eine britische Form erwarten läßt. Tatsächlich würde nun einem irisch-gälischen **loth-*, das zur Zeit der Angelsachsen-Herrschaft über jenes Gebiet noch mit stimmlosem *þ* zu sprechen wäre, ein britisches **lod-* entsprechen, die beide sich auf ein urkelt. **lot-os* oder **lut-ā* vereinigen würden. Ein urkelt. **lut-ā* mit der Bedeutung 'Schlamm, Lehm' hat aber wirklich existiert. Dies beweist das air. *loth* 'Sumpf' im Verein mit seinen keltischen und indogermanischen Verwandten wie lat. *lutum* 'Dreck', gr. *λυθρόν* 'Besudelung', *λῦμα* 'Schmutz', lit. *lutynas* 'Lehmpfütze' und anderen, die Stokes S. 250, Henry unter nbret. *loudour* 'schmutzig', Macbain unter ngäl. *lod* 'Pfuhl', Ernault unter mbret. *louan* 'schmutzig' sowie Walde unter *lutum* und Boisacq unter *λῦμα* verzeichnen. Ein solches **lutā* 'Schlamm, Lehm' würde sich aber gut zur Bildung von Ortsnamen eignen; und so wird dieser Stamm höchstwahrscheinlich zu suchen sein in den vielen kontinental-keltischen Ortsbezeichnungen wie agall. *Lotusā* in Belgien (nfrz. *Leuze*), *Lutŏsā*, Fluß in Frankreich (nfrz. *Loze*), *Lutĕvā* oder *Lotĕva* in Südgallien (nfrz. *Lodève*), **Lutiācum* in Belgien (ahd. *Luticha*, nhd. *Lüttich*, nfrz. *Liège*, nl. *Luik*), *Lutiā* in Spanien, *Lotodos* in Noricum, *Lutudae* in England u. a. m. Besonders die beiden Namen *Lotusā* und *Lutŏsā* erinnern stark an unser ae. *Loidis*, wenn wir annehmen — was ja, wie wir oben sahen, durchaus möglich ist —, daß diese Namensform eine frühaltenglische Lautentwicklung mit *i*-Epenthese aus britischem **Lodissā* darstellt. Ein altbrit. **Lodissā* würde aber die normale Lautentwicklung aus urkelt. **Lot-issā* sein und sich also zu den vielen keltischen Ortsnamen mit dem Suffix *-issā* stellen, wie agall. *Cantissa, Carissa, Nabrissa, Nebrissa, Saloissa, Turissa, Villonissa, Vindonissa* (Holder II 80), so daß der Annahme eines abrit. **Lodissā* wohl keinerlei Bedenken entgegenständen. Auch die Bedeutung dieses Namens, etwa 'Sumpfland', würde an den zahlreichen Mooren Yorkshires einen Anhalt finden; vgl. an. *í Ioforvík úrgom hiarli* 'im nassen Lande York' (10. Jahrh.).

Die lautliche Fortentwicklung dieses früh [5]) ins Altenglische übernommenen abrit. **Lodissā* würde ich mir folgendermaßen

---

5) Die Herübernahme müßte so früh erfolgt sein, daß **Lodissā* noch nicht unter dem Einfluß des *ā*-Umlautes sein Suffix in *-es* verwandelt hatte, was vielleicht schon im 6. Jahrhundert eingetreten sein mag. Ebenso hat ein abrit. *Sabrĭnā* — so belegt bei Tacitus, Agric. 12 und als gelehrte Lateinform noch bei Beda und Nennius (Ptolomaeus *Σαβρινα*; mir. *Sabrann* [Hogan] aus akymr. **Sabren*) — etwa im 6. Jahrh. ein **Saƀren* ergeben, welches im Satzzusammenhange eine sog. »lenierte« Nebenform *Haƀren* entwickelte (Pedersen I 71 f.; 217). Letztere ist als akymr. *Habren* schon bei Nennius § 68 und im Chartular von Llandaff belegt und lebt heute noch in dem kymrischen Namen des Flusses Severn als nkymr. *Hafren* [spr. *ha·vren*], aus mkymr. *Haueren* (c. 1190 bei Giraldus Cambr.), fort. Da langes *ī* auch in schwachtoniger Silbe als nkymr. *i* erhalten bleibt, beweist die kymrische Form, daß *Sabrĭna* mit kurzem und nicht, wie bei klassischen Philologen immer noch üblich (z. B. in der Neubearbeitung von Heinichens Wörterbuch), mit langem *i* anzusetzen ist. Die im Altenglischen übliche Form dieses Flußnamens lautet *Sæfern*, welche, je nach dem Datum ihrer Entlehnung, entweder aus obigem abrit. **Saƀren* oder (mit Luick § 201) aus abrit. **Saƀrinā* herzuleiten wäre. Zu der ae. Form stimmen auch die me. Belege *Saverna* (Doomsday Book) und *Saverne* (c. 1450). Die neuengl. Form *Severn* dagegen erklärt sich aus der südenglischen Dialektentwicklung des ae. *æ* zu *e*, die sich schon in dem *Sefærn* der Peterborough-Annalen (c. 1125) sowie in dem *Severne* bei Robert von Gloucester (1297) ausspricht. Nach vorstehendem ist ae. *Sæfern* kaum mit Sicherheit für die Chronologie des *i*-Umlautes zu verwerten. — Da Luick a. a. O. großes Gewicht auf die (erst im 9. Jahrh. belegte) Form *Wyrtgeorn* legt, sei bemerkt, daß diese stark anglisierte Namensform nicht aus *Worti-gern* (Luick) abzuleiten ist, sondern aus abrit. **Wur-tigern* ‘Über-Herr’, wie der Name auch noch bei Beda (*Uur-tigern*) überliefert ist und in mkymr., nkymr. *Gwr-theyrn* [spr. *gurþeĭ̯rn*] seine Fortsetzung gefunden hat sowie ganz entsprechend im Altbretonischen als *Gur-tiern*, *Gur-diern* (Loth, Chrest. 180) auftritt. Der Name stammt aus urkelt. **wer-* ‘über’ und **tigern-os* ‘Herr’ (Stokes 126, 283; Holder III 244; Pedersen I 98 f.; Dottin, Langue Gauloise S. 292, 297; Rev. celt. 15, 100; Henry s. v. *gour-*, Macbain s. v. *for* und *tighearn*). Ae. *Tened* (*Tenid* a. 679) und *Temes* gehen auf altbritische Formen mit *ē* zurück, das wie manches lateinische *ē*, von den Angelsachsen als *ī* apperzipiert ist: abrit. *Tanēd* < **Tanēt-on* (vgl. nfrz. *Tannois* aus gall. *Tannēt-on*, und ital. *Taneto* aus Polybios' *Ταννητος*) und abrit. **Tamēs-ā* (Caesar *Tamēsis*, Tacitus *Tamēsa*, Ptolomaeus *Ταμήσα*; die Länge des *ē* wird erwiesen durch mkymr., nkymr. *Tafwys* und die gelehrte Fehlschreibung *Tamensis* bei Orosius, Gildas, Beda u. a.). Der kelt. (?) Stamm **tam-* (unbekannter Bedeutung) erscheint auch in anderen Flußnamen in- wie außerhalb Englands, wie z. B. in span. *Tambre* aus *Tamaris* (Mela), ital. *Tamaro* aus *Tamaras*, ne. *Tamar* < ae. *Tamor* (Ptolomaeus *Τάμαρος*), ne. *Taff* in Wales < akymr. *Tāv*, *Tam*, wohl auch ne. *Tame* (Staffordsh., Warwick, York) aus me. *Tāmë* (13. Jahrh.); dazu die Ortsnamen ne. *Tamworth* < ae. *Tama(n)-worđig*, *Tamerton* (me. *Tanbre-tone*

denken: **Lodissā* wurde im englischen Munde zunächst mittels *i*-Epenthese in *Loidis* (Beda) verwandelt, welches im 8. Jahrh. zu **Lœdes*, im 9. Jahrh. zu **Lĕdes* vereinfacht wurde. Das ae. **Ledes* erfuhr im Mittelenglischen die übliche Vokaldehnung zu **Lę̄dës* (c. 13. Jahrh.), und diese Form ergab regelrecht im Ne. *Leeds*, wobei wohl die kleine Differenz, daß hier, wie auch sonst gelegentlich[6]), offenes me. ę̄ mit ne. *ee* (statt *ea*) geschrieben ist, wohl nicht ins Gewicht fällt. Wenn der Ortsname *Lead* (me. *Lę̄de*), wie Moorman S. 120 will, mit *Leeds* identisch ist — was mir übrigens keineswegs ausgemacht scheint —, so würde wenigstens hier die zu erwartende Schreibung vorliegen.

Und nun zu *Lothian*. Wenn wir die alten Formen dieses Namens aus Johnston's Place-Names of Scotland (² 1903) S. 207 und Lawrie's Early Scottish Charters (1905) uns zusammenstellen, überrascht uns eine Buntheit von Formen, die auf den ersten Blick sich unmöglich miteinander zu vereinigen scheinen und tatsächlich auch nicht alle lautgesetzlich übereinstimmen. Ohne weiteres stellen sich zur heutigen Namensform, wenn wir von dem latinisierten Suffix *-ian* absehen, das ae. *Lodene* der Peterborough-Annalen (a. 1091 und 1125) sowie die mittelgälische Form *Lothoneium* in einer Urkunde des Bischofs Robert von St. Andrews vom Jahre 1127 (Lawrie S. 60). Die in den altschottischen Urkunden am haufigsten vorkommenden Formen *Lodoneium* (1095), *Lodeneium* (c. 1117), *Lodoneum* (c. 1098) oder *Lodonia* (1127) — Lawrie S. 12, 14, 16, 23, 26, 54 f., 59 — sowie jenes

---

D. B.), *Llandaff* < akymr. *Lann Dav* (L. Land.) ‘Kirche am Taff’, *Cardiff* < mkymr. *Kaer Dif*, nkymr. *Caerdyf* ‘Burg am Taff’ (mit alter Genetivbildung). Die gelehrte Lateinform hat dem ursprünglichen *a* wieder zur Herrschaft verholfen in me. *Thanet* und in der Schreibung auch in *Thames*.

6) Dieselbe Differenz haben wir bei dem Flußnamen ne. *Tweed*. Hier beweist das ae. Nebeneinander von *Twide* und *Tweode* (Miller, Place-Names, S. 31; Mawer, Pl.-N., S. 202; Johnston S. 484), daß der Stammvokal kurz gewesen ist, also die me. Durchgangsform *Twę̄dë* (aus ae. *Tweode*) mit offenem ę̄ gelautet haben muß. Die Form *Twoda*, welche sich zweimal in einer altschottischen Urkunde um 1120 findet (Lawrie S. 27), zeigt Umspringen des Akzentes bei dem Diphthong *eo*. Die Formen ohne *w* sind entweder Schreibfehler, wie wohl bei dem ae. *Tide* der Hdschr. B des Beda-Übersetzers, oder Gälisierungen des Namens, wie das *Tede* der Piktenchronik, da ein anlautendes *tw-* im Gälischen nicht vorkommt, weil idg. *w* in solcher Stellung nach Konsonanz schon im Altirischen zu schwinden pflegte (Pedersen § 41). Wegen seines *tw-* muß also der Flußname vorkeltisch sein.

provincia Lodonesia einer späten Randbemerkung zu Nennius § 56 (ed. Mommsen S. 200) weisen *d* statt *th* auf, was nur eine andere Schreibung für das damals im Gälischen dem Verstummen nahe oder bereits verstummte *th* ist (Thurneysen § 119). Orthographisch hat dieses Verstummen Ausdruck gefunden in Formen wie *Loonia* (Piktenchronik ed. Skene) und *Loenei* (1158) sowie dem Adj. *Loenensis* bei Heinrich von Huntingdon (ed. Arnold S. 263). Die bisher genannten Formen lassen sich also wohl, trotz ihrer anscheinenden Verschiedenheiten, auf ein urkelt. **Lot-on-i̯ā*, *-i̯on* zurückführen. Aus dieser Form stammt auch das heutige *Lothian*, das lautlich an die altenglische Form *Lođene* anknüpft, nur daß sein Suffix Anlehnung an das lateinische *-iānus* zeigt, wie das schon in mschott. *Louthion* (c. 1200), mschott. *Lowthyan* (c. 1400, Chron. mon. de Melsa, ed. Bond II 371 und stets in Wyntoun's Chronicle) und frühne. *Lawdien* (c. 1600) vorgebildet ist[7]. Wir werden also für die neuenglische Form die Entwicklungsreihe ae. *Lođene* > me. **Lǭthen* > **Lǭthian* > ne. *Lothian* ansetzen dürfen. Das *ou* in mschott. *Louthion* und *Lowthyan* müßte dann wohl ein *ū* meinen, welches sich als Vorstufe für den heutigen südschottischen Diphthong *uə* aus me. *ǭ* erklären ließe. Eine zweite Gruppe von Formen, wie *Laudonia* (c. 1126, Lawrie S. 57), *Laudonium* (c. 1150, Lawrie S. 183), *Laodonia* (c. 1200, Ailred), *Laodonia* (c. 1245), *Lawdien* (c. 1600), läßt sich hiermit nicht zusammenbringen. Sie müssen gelehrte Latinisierungen sein, die von Formen wie *Lodonia* ausgehend gewissermaßen vulgärlateinisches *ǭ* durch klassisches *au* zu ersetzen meinten. Ob dabei spätlateinische Städtenamen wie *Laudunum*[8]) (nfrz. *Laon*) mitgewirkt haben, vermag ich nicht zu sagen. Wenn aber in einer Vita des hl. Kentigern (ed. Forbes, Lives of S. Ninian and S. Kentigern, S. 125) für Lothian sogar die Form *Leudonia* erscheint, so weiß ich allerdings keine andere Erklärung als

---

7) Lautlich völlig unmöglich sind die Ableitungen des Namens *Lothian* von ngäl. *làban* 'Schmutz' oder ngäl. *làthach* 'Schmutz, Lehm' oder ae. *lēod* 'Fürst', angeblichem *lēoda* 'Volk' (alles bei Johnston, Pl.-N. of Scotland) sowie von einem angeblichen *leothaidean* oder *leoidean*, die Diminutive zu ngäl. *leathad* 'Abhang' sein sollen (nach J. Milne, Gaelic Place Names of Midlothian, S. 33, und Gaelic Place Names of East Lothian, S. 28).

8) Über dessen *a* Meyer-Lübke, Die Betonung im Gallischen (Wiener Sitz.-Ber. 143, 1901), S. 31, zu vergleichen ist.

Einwirkung des spätlateinischen Ortsnamens *Leuduna* (Holder II 197; Meyer-Lübke, Beton. des Gall., S. 31). Die dritte Namengruppe *Loidis* haben wir schon oben besprochen und als eine britische Namensform kennengelernt.

Das Ergebnis unserer Betrachtung läßt sich also folgendermaßen zusammenfassen. Zu dem urkelt. **lut-ā* > **lot-ā* 'Sumpf' ist im Bereich des alten Königreichs Northumbrien eine Ortsbezeichnung mit zwei verschiedenen Suffixen gebildet: in Südhumbrien mit *-issa* ein **Lot-issa*, in Nord-Northumbrien mit *-onịā* ein **Lot-oniā*, beide etwa mit der Bedeutung 'Sumpfland'. Die südliche Form ergab im britischen Munde ein **Lod-issā*, welches, von den Angelsachsen übernommen, sich in *Loidis* verwandelte, das seinerseits sich regelrecht weiter über me. *Lęděs* zu ne. *Leeds* entwickelte. Die nördlichere Form ergab im goidelischen Munde **Loth-onịā*, das von den Angelsachsen als *Lođene* übernommen wurde und mit Suffixvertauschung über me. **Lǫthen*, **Lǫthian* ein ne. *Lothian* ergab.

Eine schwierige Frage ist es nun, ob die beiden in der Bedeutung und dem Stammelement identischen Namensformen ursprünglich zwei örtlich verschiedene Gegenden meinten oder vielleicht für ein und denselben größeren Distrikt, etwa die das alte Northumbrien umfassende, westliche nordenglisch-südschottische Moorlandschaft, gebraucht wurden. Diese Frage vermag ich nicht zu lösen. Aber sicher ist, daß die südlichere britische Namensform von den Angelsachsen auch für das südschottische Lothian angewendet ist. Dies beweist nicht nur der oben angezogene zweite Beda-Beleg, sondern mehr noch eine Stelle bei dem Chronisten Florenz von Worcester (ed. Thorpe II S. 28), welcher kriegerische Handlungen des Schottenkönigs Malcolm II. aus dem Jahre 1091 in offenbarer Anlehnung an die Peterborough-Annalen erzählt und dabei das ae. *Lođene*, d. i. Lothian, in *provincia Loidis* verwandelt, sowie eine Angabe bei Simeon von Durham (ed. Arnold II 278): *pervenit apud fluvium Twedam, qui Northymbriam et Loidam disterminat.* Es ist daher nicht ganz ausgeschlossen, daß die Engländer des 7.—11. Jahrh.s den Namen *Loidis*, **Ledes* für das gesamte Gebiet des ehemaligen northumbrischen Königreiches, also Bernicia und Deira umfassend, gebraucht haben, wenn auch geographisch betrachtet der Name 'Moorland' nicht für den ganzen Distrikt paßt.

5. *Peanfāhel, Penneltūn* und ne. *Kinneil.*

Der einzigste Beleg für die angeblich "piktische" Ortsbezeichnung *Peanfahel* findet sich bei Beda, historia ecclesiastica I c. 12, wo es von dem östlichen Ende des unter Antoninus errichteten nördlichsten Römerwalles heißt: *Incipit autem duorum ferme milium spatio a monasterio Aebbercurnig ad occidentem in loco, qui sermone Pictorum Peanfahel,* [so Hss. MB^1N^2; *Peanfaeld* B^2, *Peanuahel* C, *Pecimfahel* N^1], *lingua autem Anglorum Penneltun* [*Penneltuun* C, *Pegneltuun* N] *appellatur.* Eine späte, aus dem 13. Jahrhundert stammende Randbemerkung der Nennius-Handschriften C und L sagt, offenbar mit Bezug auf dieselbe Örtlichkeit: *Penguaul [Pengaaul* L^a, *Pengaul* L^b*], quae villa Scottice Cenail, Anglice vero Peneltun dicitur* (Nennius § 23 ed. Mommsen S. 165). Und so ergibt sich das Problem, wie sich die Ortsnamen *Peanfahel, Penguaul, Penneltun* und *Cenail* sachlich und lautlich zueinander verhalten[1]). Daß sie alle denselben Ort, nämlich das östliche Ende des Antoninischen Walles bezeichnen sollen, kann nach dem klaren Wortlaut der beiden Stellen kaum bezweifelt werden. Aber wie steht es mit ihrem lautlichen Verhältnis?

Völlig durchsichtig und leicht miteinander zu verbinden sind zunächst die Namen *Penguaul* und *Cenail.* Das erstere Wort, *Pen-guaul* [sprich *pen-gwau̯·l*], ist offenbar zusammengesetzt aus abrit. *penn* 'Kopf, Ende' (akymr. *penn,* nkymr. *pen,* akorn. *penn,* nkorn. *pen, pedn,* abret. *pen,* nbret. *penn,* agall. *penno-,* air. *cenn,* nir., ngäl. *ceann* 'Kopf, Ende', manx *kione* 'Kopf, Ende' aus urkelt. **ku̯enn-os*, Stokes S. 59; Henry S. 220; Ernault S. 473; Holder II 965; G. Dottin, La langue Gauloise, Paris 1920, S. 98; Jones, Welsh Gr., S. 128) und akymr. *gu̯aul* 'Wall' (mkymr. *gu̯aul* Ir. Nennius

---

[1]) Am ausführlichsten handelt darüber E. W. B. Nicholson, Keltic Researches (London 1904), S. 21—24. Doch vergleiche auch Rhŷs, Celtic Britain ([3]1904), S. 153 f.; Stokes, On the Linguistic Value of the Irish Annals (Trans. Phil. Soc. 1889—90), S. 39 u. 48; Holder, Altcelt. Sprachschatz II 960; Mc Clure, British Place-Names in their Historical Setting (1910), S. 72, 85; Pedersen, Kelt. Gr. I 17; Windisch, Kelt. Brit. 31; Revue Celtique VI 398 f.; Rhŷs, Inscriptions of the Northern Picts (Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland Vol. XXXII), S. 325; Rhŷs u. Brynmor-Jones, The Welsh People (London [6]1913), S. 12.

S. 64, akorn. *-guol?* in *Panguol* [Cornwall DB.], air. *fál* 'Wall, Zaun', nir. *fál* 'Wall, Hecke, Gehege', ngäl. *fàl* 'Hecke, Gehege', Stokes 276), das, wie Nennius § 23 ausdrücklich angibt *(vocatur Brittanico sermone Guaul)*, als britische Bezeichnung für den Römerwall gebraucht wurde. Das Ganze heißt also 'Ende des Walles' und ist, wie die Lautform beweist, die bei den südlich des Walles wohnenden Briten übliche Namensform.

Die andere Form *Cenail* dagegen ist, wie der Zusatz *Scottice* ausdrücklich vermerkt, die bei den nördlich des Walles sitzenden Goidelen oder Iren herrschende Namensform, die Laut für Laut einem britischen *Pen-gu̯aul* entspricht. Denn *Cen ail* — so müssen wir etymologisch und grammatisch trennen — ist eine genau die altirische Aussprache wiedergebende und in alter Zeit durchaus mögliche Graphik für daneben übliches, der Etymologie entsprechendes air. *Cen-fāil*, mir. **Cenn-fhāil* (Thurneysen, Handb. des Air. § 130; 231, 7; 232, 3; Pedersen I 428, 450). Diese Wortgruppe besteht aus air. *cenn* 'Kopf, Ende', das, wie oben schon angedeutet, die einem abrit. *penn* entsprechende Normalentwicklung aus urkelt. **ku̯enn-os* ist, und dem Genetive **fāil* zu dem Nominative air. *fāl* 'Wall [Tāin bō Cuailnge S. 972], Zaun, Gehege', welches die lautgesetzlich aus urkelt. **wāl-os* entstandene Entsprechung von abrit. *gu̯aul* ist. In der begrifflich eng zusammengeschlossenen Genetivgruppe **cenn fāil* 'Ende des Walles' konnte der anlautende Konsonant des Genetivwortes 'leniert' werden, d. h. in diesem Falle verstummen, was graphisch in alter Zeit entweder gar nicht zum Ausdruck gebracht wurde, oder durch Auslassung des Konsonanten bzw. Hinzufügung eines sog. punctum delens oder eines *h* bezeichnet wurde. So wird man also sagen dürfen, daß das östliche Ende des Römerwalles am Forth bzw. die dort entstandene Ansiedlung von den südlich wohnenden Briten *Pen-gu̯aul*, von den eingewanderten Iren in lautlich wie syntaktisch genau entsprechender Form als *Cen-ail* benannt wurde.

Bei Beda erscheint ein dritter Name, *Pean-fahel*, von ihm ausdrücklich als "piktisch" bezeichnet, der, wenn wir uns die ältesten keltischen Besiedler der Gegend als "Pikten" denken, als älteste einheimische Bezeichnung des Ortes gelten müßte. Und tatsächlich wird wohl allgemein auf Bedas Zeugnis hin

dieser Name als eines der wenigen sicheren Sprachreste des Piktenvolkes betrachtet. Bei dieser Auffassung ständen wir aber der merkwürdigen Tatsache gegenüber, daß dieser "piktische" Name in seinem ersten Teile mit der britischen Lautentwicklung übereinstimmte, im zweiten Teile aber mit der irischen Entwicklung ginge. Denn der erste Bestandteil *Pean-* ist offenbar identisch mit akymr. *penn*. Die auffallende Graphik mit *ea* ist nicht etwa als Schreibfehler aufzufassen, sondern als ein Versuch, den Übergangslaut vom Vordergaumen *-e* zu dem (durch das *-os* der geschwundenen Endung) dunkelgefärbten *n* zum Ausdruck zu bringen, wie das bei demselben Worte im Mittel- und Neuirischen in der Schreibung *ceann* regelmäßig und mit demselben Mittel geschieht und seit rund 800 (in den Mailänder Glossen) im Altirischen gelegentlich belegt ist (Thurneysen § 153f.). Englische Schreiber pflegen diesen Übergangslaut in keltischen Wörtern, heimischer Gewohnheit folgend, zumeist durch *o* wiederzugeben, wie in *Peonnas* (Ae. Ann.; Sim. Dun.; Flor. Wig.) für ne. *Pen* oder *Penns (?)*, ae. *Peon-ho* (Ann.) für mkymr. *Penn Ho* (Lib. Land. 322) > ne. *Pinhoe* (Devon), ae. *Peon-mynet* (Urk. um 670) für abrit. **Pen minit* 'Kopf des Berges' (McClure 157), ae. *Peonedoc* (875 CS. 541; 964 CS. 1134; D. B.) für ne. *Pendock*, ae. *Beocherie* für mir. *Bec-hÉriu* (Förster, Kelt. Wortg. 222), wohl auch an. *Beocca* (Redin 84) für air. *Beccān*. Doch erscheint *ea* z. B. auch in der Form *Peanda* bei Galfrid von Monmouth sowie in einer von McClure S. 336 angeführten, von mir leider nicht nachzuweisenden Nebenform *Peannas*, so daß wir die Bedasche Form *Pean-* auch im Vokalismus dem akymr. *penn* gleichsetzen könnten [2]). Dann ergibt sich

---

[2]) Eine Unterscheidung von palatal und velar gefärbter Konsonanz, wie sie im Irisch-Gälischen bis zum heutigen Tage eine so große Rolle spielt, hat sich bisher für den britischen Sprachzweig des Keltischen nicht nachweisen lassen. Die obengenannten Schreibungen englischer Handschriften, wie *Peonnas*, *Peonko*, *Peonmynet*, *Peonedoc*, *Peanda*, *Peannas*, scheinen mir aber dafür zu sprechen, daß auch das Altbritische zum mindesten ein dunkel gefärbtes, also mit *u*-Hebung der Zunge gesprochenes *n* kannte. Die neubritischen Dialekte scheinen aber eine besondere Velarfärbung von Konsonanz nicht mehr zu kennen, indem sich die Konsonantenaussprache überall der vokalischen Umgebung angepaßt hat. Nur Palatalisierungen (Mouillierungen) kommen noch vor, wie z. B. bei *k'*, *g'*, *ɣ'*, *χ'* im Nordkymrischen (Fynes-Clinton, The Welsh Vocabulary of the Bangor District, 1913, S. XVIII ff. Pedersen § 254, 1) oder bei *t'*

allerdings aber die Schwierigkeit, daß hier ein urkelt. *kų* oder *kụ* durch piktisches *p* wiedergegeben wäre, während sonst in den alten Inschriften des Piktenlandes, in Wörtern wie *maqqo* und *Iddaiqnnn* der Guttural erhalten bleibt (Rhys, Proceed. Soc. of Antiquaries of Scotland, Bd. 32, S. 390). Man hat daher zu dem Ausweg greifen wollen, in *pean-* ein Lehnwort aus dem lat. *pinna* 'Mauerzinne' sehen zu wollen (Nicholson, Keltic Researches, S. 24; Rhys, Celt. Brit. 153; Rhys und Brynmor-Jones S. 12), wogegen sich aber lautliche wie inhaltliche Bedenken erheben, so daß an der alten Deutung als 'Kopf, Ende' festzuhalten sein wird. Fraglich scheint mir aber in der Tat, ob wirklich *pean-* als echt piktische Form anzusprechen und nicht vielmehr eine Entlehnung aus dem Britischen anzunehmen ist. Haben doch manche den ganzen Namen *Peanfahel* geradezu als '*the English spelling of the Pictish pronunciation of a Brythonic word*' bezeichnet[3]) (J. Rhys, Rev. celt. VI 398; Rhys, Proc. Soc. Ant. Scotl. 32, 325), was für den ersten Teil wohl zutreffen mag.

Bei dem zweiten Bestandteil *-fahel* fällt zunächst das *h* auf, welches auf zweierlei Weise erklärt worden ist. Nicholson S. 24 schlug vor, das *h* umzustellen und einen Schreibfehler für *-fhael* anzunehmen, wodurch wir eine irisch-gälische Schreibung für Verstummen des *f* und damit eine echt irisch-gälische Lautform erhalten würden. Das würde aber voraussetzen, daß Beda die "piktische" Namensform nicht durch mündliche Mitteilung gehört hat, sondern aus schriftlicher und noch dazu von einem Iren aufgezeichneter Quelle mit den Augen übernommen habe, was doch im höchsten Grade unwahrscheinlich ist. Nichts spricht aber gegen die Richtigkeit einer zweiten Annahme, daß nämlich das *h* hier, wie so oft im Altkymrischen und auch im Altirischen und Altgälischen, als Hiatuszeichen gebraucht ist[4]). Daß ein solches Hiatus-*h*,

und *d'* im Kornischen (Pedersen § 254, 2) und verschiedenen Zahn- und Gaumenlauten im Neubretonischen (Pedersen § 254, 3), die vermutlich doch wohl auf alte Ansätze zurückgehen.

3) Ähnlich Mc Clure S. 85: *Peanfahel, a manifestly British form*, was aber für den zweiten Bestandteil *fahel* zuviel behauptet ist.

4) Vgl. in den Nenniushandschriften akymr. *Guhir, Guhyr* (Mommsen S. 215) für *Guir* und *Guhent* (Mommsen 211) für *Guent*, im Liber Landavensis *Cehir* für *Ceir, Guhir, Guher, Goher* für *Guir, Iuhil* für *Iouil,* dazu sonstiges akymr. *diheu* 'Tage' für *dieu, Mahurth* für *Mawrth, rohi, yhu, entehu, arnehy*,

wie bei unserem *-fahel*, sogar zwischen die Bestandteile eines Diphthongs tritt, ist nach Ausweis unserer Beispiele etwas ganz Gewöhnliches. Aus der Lesart *-faeld* der Hdschr. B² könnte man übrigens folgern, daß Bedas Originalhandschrift das *h* in *-fahel* nicht hatte; doch will ich darauf keinen sonderlichen Wert legen.

Und wie ist nun lautlich das sonach verbleibende "piktische" *-fael* aufzufassen? Da es semantisch dem air. *-fāil* und akymr. *guaul* gleichsteht, muß es eine Form von urkelt. **wāl-os* 'Wall' sein. Dann lehrt aber sein *f* an Stelle von brit. *w* oder *gw* sowie sein *ā* gegenüber brit. *ō*, daß es sich nur um eine der irischen Lautentwicklung genau gleichgehende Form handeln kann. Und nach derselben Richtung weist das vor *l* eingefügte *e*, das doch wohl dem *i* in dem air. Genetive *fāil̃* zum Nominativ *fāl* gleichstehen muß und wie dieses das Genetivzeichen[5]) darstellen wird. Dann müßte aber *ae* eine Graphik für älteres *āi* sein, die an den gleichen Wechsel von *āi*, *āe* im Altirischen erinnert, der nach Sievers mit dem Fall- und Steigton zusammenhängt. In allen Einzelheiten erweist sich somit *fael* als eine dem air. *fāil* gleiche Form. Und sollte es da nicht geratener sein, direkt unser *fāel* für irisch zu erklären und *Pean-fahel* als partielle Irisierung des abrit. *Penn-gwaul* aufzufassen, während *Cen-ail* dann die völlige Umsetzung ins Irische darstellte? Man sollte jedenfalls mit dieser Möglichkeit rechnen und nicht *Pean-fahel* als das am sichersten bezeugte "piktische" Sprachgut betrachten.

Nun bliebe noch die angelsächsische Namensform zu er-

---

nehuatr u. a. m. Auf irisch-gälischem Boden: air. *rehe* für *ree* 'des Zwischenraumes', agäl. (pikt.?) *Catohic*, Gen. zu *Catōc*, *Tarachin* = **Tarahin* für *Tarain*, *Machehirb* für *MacEirp*. S. M. Jones, Welsh Gr. § 112; Thurneysen § 23; Stokes, Ling. Val. S. 33, 39, 50; Nicholson S. 24, 39, 108.

5) Nach Sievers handelt es sich bei dem *i*-Einschub im Altirischen nicht nur um einen flüchtigen Gleitlaut (Thurneysen § 82). Vielmehr lehrt ihm die Schallanalyse, daß jenes *i* sich im Altirischen noch zu einem richtigen Diphthong mit dem vorhergehenden Vokale verbunden hat, wenngleich auch Neuirisch an Stelle des Vokalwechsels meist ein bloßer Konsonantenwechsel getreten ist (nir. Nom. *gāl*, Gen. *gāl'*, geschrieben *gall*, *gaill* 'Ausländer'). Daß diese so entstandenen Diphthonge keine wesentliche Mehrung der Silbendauer hervorrufen, findet sein Analogon in den altenglischen Sekundärdiphthongen *ea*, *eo*, *io*, *ie* und den oben behandelten Fällen wie ae. *buiris* für *byres*, *Oiddi* für *Eddi* u. a. m. (S. 222).

klären, die bei Beda als *Pennel-tūn* [Var. *Pennel-tuun, Pegnel-tūn*] und in dem Nennius-Zusatz als *Penel-tūn* geboten wird. Hier liegt zunächst eine Erweiterung des keltischen Namens durch verdeutlichende Hinzufügung des ae. *tūn* 'Gehöft' vor. Der erste Bestandteil aber, *Pennel-*, muß dem keltischen Namen entsprechen. Fraglich ist nur, ob er die britische Namensform oder das sog. "piktische", nach meiner Meinung halbirisierte *Pean-fāhel* wiedergibt. Das letztere wird angenommen von Nicholson, Keltic Researches, S. 23, der ae. *Pennel-* auf ein angebliches piktisches **Penn-fhēl* (mit verstummtem *f*) zurückführt[5a]). Ob wirklich eine Monophthongisierung von *āi, āe* zu *ē* schon so früh im keltischen Munde stattgefunden hat, muß zwar zweifelhaft bleiben (Thurneysen § 62). Da aber, wie wir oben S. 222 sahen, im englischen Munde ein air. *āi* früh zu *e* (d. i. wohl *ē*) wurde, wäre immerhin die Zurückführung von ae. *Pennel-* auf ein halb-irisches **Penn-fāil* lautlich möglich. Die Angelsachsen werden aber den Namen des Ortes nicht von den nördlich des Walles sitzenden "Pikten" oder Iren gehört haben, sondern von den südlich des Walles wohnenden Briten. Und so wäre es das bei weitem Natürlichste, wenn ae. *Pennel-* auf eine britische Form zurückginge. Und dem steht nichts entgegen. Denn das im Nennius-Zusatz überlieferte späte *Pen-guaul* mußte zur Zeit Bedas und natürlich erst recht zur Zeit der Herübernahme des Namens durch die Angelsachsen noch die altbritische Lautform **Penn-wǫl* aufweisen[6]). Ein solches abrit. **Penn-wōl* mußte aber im Munde der Angelsachsen zu **Penn-wŏl* und mit weiterer Reduktion der Schwachtonsilbe bei Verlust des Nebenakzentes zu **Penn-ol* > *Pennel* werden. Wegen des *w*-Verlustes wären

---

[5a]) Rhys hat 1904 in der 3. Auflage seines Celtic Britain S. 154 dieser Herleitung des ae. *Pennel-* aus *Peanfāhel* bzw. **Penn-fhāil* zugestimmt, wenn er auch entsprechend seiner Überzeugung von dem nicht-indogermanischen Ursprung der Pikten letzteren Namen für goidelisch hält.

[6]) Es ist also ganz und gar falsch, wenn Nicholson, Researches, S. 23, behauptet: *In the Welsh of Bede's time Lat.* vallum *would have been* vāl, vaul, guāl, *or* guaul, *and, although the* v *or* gu *might have been got rid of, the* ā *would not have become* e. Daß ein altes *ā* zu Bedas Zeit im Britischen nicht mehr *ā*, aber auch noch nicht *au* lautete, beweist die Tatsache, daß der Name des Abtes von Bangor (um 600) bei Beda h. e. II als *Dinoot* [sprich *dīnǭ·t*] erscheint, also nicht mehr in seiner lateinischen Urform *Dōnātus* und noch nicht in seiner späteren kymrischen Form *Dunawt*, nkymr. *Dunawd* [spr. *dü·naud*].

Fälle wie ae. *hlāf-ord*, *Ēan-ulf*, *Ōs-ulf*, *Gār-ulf*, *Cēol-ulf*, *Cēn-ulf*, *Ecg-ulf* usw. heranzuziehen, die soeben von Br. Borowski, Zum Nebenakzent beim altenglischen Nominalkompositum (Sächs. Forschungsinstitute, Anglistische Abteilung, Heft II, Halle 1921), S. 131 ff., trefflich beleuchtet sind, und wegen der Reduktion ō > ŏ > *e* Fälle wie ae. *rūmedlīče* zu *rūm-mōd* u. a., über die Borowski bes. S. 3, 17 ff., 38 ff. handelt. Eine dem *Pennel-* ganz analoge Abschleifung, nämlich *w*-Verlust mit Vokal-Kürzung und qualitativer Reduktion, haben wir bei ae. *scīn-efrian* 'glitzern' aus älterem **scīn-wǣfrian* (Borowski S. 13). Sonach wird es geratener sein, ae. *Pennel-* aus abrit. **Penn-wōl* herzuleiten, dem es lautgesetzlich völlig entspricht.

Zum Schluß noch eine Frage, ob nicht der heute in jener Gegend erscheinende Ortsname *Kinneil*, der vermutlich *kinīl* gesprochen wird, mit dem oben erwähnten mir. *Cenail* zusammenzubringen ist. Lautlich macht dies keinerlei Schwierigkeiten. Denn einem Nominativ *cenn* 'Kopf, Ende' entspricht im Altirischen ein Dativ-Lokativ *cinn* 'am Ende'. Und da die Ortsbezeichnungen bekanntlich besonders häufig im Dativ gebraucht werden, erscheint die Mehrzahl der mit air. *cenn* zusammengesetzten Ortsnamen heutzutage, sowohl in Schottland wie in Irland, mit der Form *Kin-*, wie die zahlreichen Beispiele bei Johnston, Plase-Names of Scotland S. 181—186 und Joyce, Irish Names of Places, Bd. III (1913) S. 434 f. beweisen. Gelegentlich treten auch beide Formen noch heute nebeneinander auf, wie z. B. bei schott. *Kennethmont* neben *Kinnethmont*. Somit kann das heutige *i* in *Kinneil*, das schon um 1250 in mschott. *Kin ēl* belegt ist, gegenüber dem älteren *Cenail* (aus **Cenn-fhāil*) nicht weiter auffallen. Der zweite Bestandteil des Namens *ail* (aus air. *fāil*) mußte sowohl im gälischen wie im englischen Munde Monophthongierung seines Vokales erfahren, wie das schon die Schreibung *Kinēl* des 13. Jahrh.s zum Ausdruck bringt. Sonach besteht lautlich kein Bedenken, den heutigen Ortsnamen *Kinneil* (mschott. *Kinēl*) aus dem *Cenail* des Nennius-Interpolators abzuleiten.

Indessen hat Nicholson S. 22 auf Bedenken hingewiesen, die ihm stark genug scheinen, um die sachliche Gleichsetzung von *Kinneil-Cenail* mit dem alten *Penneltūn-Peanfahel* trotz der Identifizierung beider durch den alten Nennius Interpolator zu bestreiten: nach Beda lag das alte *Penneltūn-Peanfahel* nur

»fast 2 (römische) Meilen« von dem Kloster *Aebbercurnig* entfernt, das zweifellos dem heutigen *Abercorn* entspricht, während das heutige Kinneil über 6 (engl.) Meilen von Abercorn entfernt ist. Auch schienen die Reste des römischen Walles sich noch heute weit östlich über Kinneil hinaus zu erstrecken. Und nach militärischen Gesichtspunkten müsse der Wall bis zu dem felsigen Vorgebirge Blackness fortgeführt sein, das tatsächlich, wie Beda angebe, fast 2 (engl.) Meilen von Abercorn entfernt sei. Hier auf Blackness müsse also das alte *Penneltūn-Peanfāhel* zu suchen sein, während der heute 4 (engl.) Meilen westlich davon gelegene Ort, der erst im 13. Jahrh. auftauche, auf eine Neugründung eines Dorfes oder Gehöftes nach Abbröckelung des Wallendes zurückgehe und eine von dem alten *Penguaul-Penneltūn-Peanfāhel* unabhängige Namenschöpfung darstelle. Diese Gründe lassen sich in der Tat sehr wohl hören; und es ist daher möglich, daß der rein irisch-gälische Name *Cenail-Kinneil* sachlich wie formell mit den von Beda angeführten Namen des um 700 am östlichen Wallende liegenden britischen Dorfs oder Gehöfts nichts zu tun hat und damals noch nicht existierte. Stutzig macht mich nur, daß auch das heutige Kinneil nach Nicholsons eigener Angabe nicht am Wallende liegt, sondern, wie Bartholomew's New Reduced Survey Map (Blatt 8) klar erkennen läßt, 1½ (engl.) Meilen westlich von den letzten heutigen Wallresten. Vom archäologischen Standpunkte wäre weiter einzuwenden, daß keinerlei Spur darauf hinweist, daß der Wall wirklich bis nach Blackness fortgeführt war; vielmehr scheint seine ganze Richtungslage darauf hinzudeuten, daß er schon 1½ Meilen westlich von Blackness an der Meeresküste endete. Weiter weiß ich nicht, ob Bedas Entfernungsangaben wirklich immer so genau und zuverlässig zu nehmen sind: ein Schreibversehen, II statt VI, könnte vielleicht die Abweichung von den heutigen Raumverhältnissen verursacht haben. Endlich wissen wir, daß die germanischen Besiedler Englands ihre Ansiedlungen nicht genau auf dem Platz der von ihnen meist zerstörten römisch-britischen Städte, sondern in einiger Entfernung davon daneben setzten[7]),

---

7) R. Lennard in Hoops' Reallexikon I 611 f.; Loth, Les mots latins dans les langues brittoniques (1892), S. 49 ff.; Seebohm, The English Village Community (1883), S. 424 ff.; J. Hatschek, Englische Verfassungsgeschichte (1913), S. 104 f.

aber gleichwohl den alten römisch-keltischen Namen beibehielten, wie wir dies z. B. gut bei dem heutigen Salisbury sehen können, wo die Reste der alten britischen Feste *Sorbio-dūnon*, jetzt *Old Sarum* genannt, 2 (engl.) Meilen nördlich von der englischen Neugründung (ae. *Searo-byrg*, me. *Saris-berie*, *Salisburi* c. 1110), oft auch *New Sarum* benannt, noch heute zu sehen sind. Im Lichte solcher Erwägungen möchte ich doch die Möglichkeit nicht von der Hand weisen, daß das alte britische **Pennwǭl-Penneltūn* in dem *Cenail-Kinēl* des 13. Jahrhunderts sowie dem heutigen *Kinneil* sachlich und formal fortlebt, wenn auch mit einiger räumlichen Verschiebung nach dem Westen hin.

Leipzig. Max Förster.

PROBE EINES METRISCHEN WÖRTERBUCHS FÜR DAS ALTENGLISCHE.
(PHOENIX.)

Zur Anlage eines metrischen Wörterbuches wurde ich vor allem durch Pogatschers und Luicks Spezialuntersuchungen auf dem Gebiete der Worttypenentwicklung angeregt. Ich sagte mir nämlich, daß durch eine systematische Untersuchung des gesamten Worttypenmateriales innerhalb bestimmter Abschnitte der Sprachentwicklung nicht nur die Richtung, sondern auch die Geschwindigkeit und der Grad der Wirksamkeit der einzelnen Tendenzen festgelegt werden könnte. Aus rein praktischen Gründen habe ich jedoch die Absicht, mir vorderhand nur in groben Umrissen ein anschauliches Bild der Typenbewegung zu entwerfen, indem ich durch möglichst viele Statistiken dieser Art eine breite, bequeme Basis für weitere Untersuchungen zu schaffen trachte. Das folgende Spezialwörterbuch wurde unter grundsätzlichem Anschluß an Sievers' metrische Auffassungen nach Schlotteroses wertvoller Ausgabe der ae. Dichtung *Phoenix* angelegt. An Einzelheiten wäre noch folgendes zu bemerken: Die Mittelvokale der Präsensformen der schwachen Verba zweiter Klasse wurden nach Sievers, »Altgerm. Metrik«, § 77, 2, kurz angenommen. Für *treowe* d. s. und *treowum* d. pl. wurden die kontrahierten Formen eingesetzt; vgl. § 77, 1 b. *Fugel* wurde durchweg einsilbig gemessen nach § 79, 4a. Fettgedruckte Buchstaben bedeuten Ergänzungen der handschriftlichen Formen.

× (1044 mal).

ac conj. 5, 19, 26, 35, 62, 75, 180, 317, 596, 609. *ǣr* prp. 40, 83, 107, 245; adv. 252, 208, 283. *æt* prp. 104, 110, 239, 262, 280, 328, 477, 538. *bēōd* v. 96, 116, 184. *bī* prp. 262. *bið, biþ* v. 11, 37, 125, 131, 145, 153, 182, 185, 189, 216, 220, 228, 237, 265, 266, 279, 287, 340, 374, 432, 463, 480, 499, 516, 521, 525, 534. *eart* v. 630. *for* prp. 344, 461. *from* prp. 353, 524. *ge* conj. 248(?), 523(?). *geond* prp. 82, 119, 323. *hē* pron. 5, 146, 148, 151, 158, 168, 171, 190, 199, 233, 235, 237, 239, 259, 267, 280,

282, 314, 317, 320, 368, 378, 379, 383, 429, 430, 433, 453, 462, 468, 532, 551, 579, 638, 642, 644, 648, 664. *hēō* pron. 413. *hēr* adv. 31. *hī* pron. 246, 247, 327, 389, 402, 410, 415, 476, 489, 658. *him* pron. 36, 39, 88, 167, 179, 189, 222, 287, 293, 319, 328, 347, 364, 369, 374, 377, 391, 397, 400, 401, 404, 417, 432, 441, 445, 448, 451, 454, 472, 474, 480, 537, 591, 594, 611, 614, 656, 661, 676. *his* pron. 277, 282, 321, 351, 356, 394, 421, 435, 459, 468, 515, 530, 536, 572, 637, 640, 651, 652. *hit* pron. 84, 531. *hū* adv. 342, 356, 359, 389. *hȳ* pron. 166, 411, 481, 609. *ic* pron. 1, 547, 553, 561, 568. *in* prp. 77, 107, 139, 168, 200, 201, 204, 205, 265, 303, 355, 363, 386, 389, 392, 414, 416, 430, 441, 447, 458, 464, 470, 475, 487, 502, 509, 517, 520, 553, 556, 567, 568^{2}, 568^{6}, 572, 582, 586, 588, 593, 597, 598, 599, 601, 607, 609, 631, 633, 640, 647, 649, 658, 660, 661, 663, 666, 672. *is* v. 1, 7, 9, 13, 20, 28, 33, 68, 86, 291, 295, 301, 307, 308, 311, 317, 319, 447, 664. *iū* adv. 41. *lǣs* adv. comp. 246. *mæg* v. 14, 179. *mē* pron. 567. *mid* prp, 8, 23, 31, 149, 160, 215, 249, 345, 483, 494, 523, 529, 543, 560, 584, 610. 621, 629, 677. *mīn* pron. 563. *mon* pron. indef. 243. *næs* adv. + v. 637. *ne* adv. 14, 22, 25, 34, 58, 61, 82, 134, 179, 347, 357, 368, 448, 480, 546, 552, 561, 581, 594, 608, 611; adv. conj. 14, 15^{1}, 15^{4}, 16^{1}, 16^{4}, 17^{1}, 17^{3}, 18^{1}, 18^{4}, 21, 22, 24^{1}, 24^{3}, 24^{5}, 25, 39, 51^{1}, 51^{3}, 52^{2}, 52^{4}, 53^{1}, 53^{4}, 54^{1}, 54^{3}, 54^{5}, 55^{1}, 55^{4}, 56^{1}, 56^{4}, 57^{1}, 57^{3}, 60^{2}, 60^{4}, 61, 74, 134, 135^{1}, 135^{4}, 136, 137, 138, 314, 315, 612^{2}, 612^{4}, 613, 614. *nis* adv. + v. 3, 314. *nō* adv. 72, 80, 157, 259. *nū* adv. 470, 583. *of* prp. 65, 66, 109, 122, 174, 230, 232, 233, 234, 250, 267, 321, 349, 373, 474, 512, 515, 648. *on* prp. 30, 50, 74, 76, 78, 81, 84, 89, 98, 100, 112, 113, 123, 136, 141, 160, 169, 171, 174, 178, 188, 206, 209, 214, 220, 231, 234, 237, 244, 246, 254, 260, 278, 281, 284, 287, 311, 328, 333, 336, 340^{2}, 340^{6}, 385, 390, 395, 400, 432, 440, 446, 450, 455, 484, 491, 496, 504, 508, 525, 555, 564, 570, 578, 611, 629, 635, 638, 643, 664. *ond* conj. 20, 37, 91, 98, 108, 124, 131, 132, 133, 140, 143, 144, 147, 149, 150, 156, 158, 160, 165, 170, 172, 192, 193, 194, 203^{2}, 203^{4}, 204, 205, 207, 210, 218, 221, 229, 238, 248, 271^{1}, 271^{5}, 273, 277, 280, 286, 298, 299^{2}, 299^{4}, 301, 302, 308, 317^{5}, 317^{7}, 318, 324, 325, 326, 332^{2}, 332^{4}, 334, 339, 344, 375^{2}, 375^{5}, 385, 391, 394, 395, 405, 406, 418, 423, 425, 427^{2}, 427^{4}, 430, 435, 439, 454, 458, 459, 467, 471, 478, 510, 513, 532, 533, 536, 541, 557, 563, 567, 576, 608, 616, 622, 623, 626, 629, 653, 659, 662, 663, 665, 671, 676. *oð* prp. 47, 490. *sē̆* def. art. 3, 7, 9, 19, 26, 33, 43, 52, 58, 81, 87, 104, 106, 121, 167, 177, 201, 229, 257, 262, 291, 295, 298, 308, 311(?), 319^{8}, 322, 346, 350, 354(?), 361, 377, 393, 418, 423, 447, 466, 496, 499, 529, 558, 574, 597, 602, 607, 613^{2}, 613^{5}, 614, 650, 652; pron. dem. 90; pron. rel. 10, 261, 319^{5}, 401, 536. *sēō* def. art. 98, 120, 141, 301, 307, 342, 560, 587. *sī* v. 622. *sum* adv. 296^{1}, 296^{3}, 296^{5}. *swā* adv. 23, 29, 36, 41, 47, 104, 108, 121, 125, 140, 147, 243, 257, 280, 300, 315, 328, 378, 381, 437, 496, 534, 558, 597, 646, 650, 652, 655; conj. 120, 322, 565. *swylc* pron. 239. *sȳ* v.[1]) 661. *tō* prp. 40, 60, 83, 139, 191, 195, 198, 226, 243, 275, 285, 346, 354, 367, 386, 460, 468, 475, 521, 542, 562, 565, 578, 594, 611, 656, 657, 658. *þā* def. art. 10, 35, 71, 190, 193, 224, 255, 292, 297, 310, 359, 409, 437, 450, 465, 509, 517, 518, 526, 528, 655, 660; pron. rel. 66, 283,

---

[1]) 623 s. Typus ´×.

316, 443, 466; adv. conj. 43, 281, 395, 413. *þām* def. art. 8, 50, 76, 78, 89, 104, 107, 109, 134, 175, 188, 195, 201, 204, 205, 207, 230, 287, 328, 353, 388, 392, 400, 431, 463, 470, 474, 538, 582, 593, 599, 611, 636, 657, 663; pron. rel. 232, 250, 447, 529. *þās* dem. pron. 139, 390, 416. *þǣr* adv. dem. u. rel. 11, 14, 21 (?), 25, 50, 60, 61, 62, 72, 74, 75, 81, 87, 106, 148, 157, 158, 171, 199, 201, 247, 327, 361, 397, 400, 404, 429, 441, 448, 451, 468, 489, 518, 526, 560, 579, 581, 587, 594, 596, 602, 607, 615, 658. *þǣs* def. art. 65, 107, 122, 131, 174, 309, 360, 561; pron. dem. 409, 546, 567; pron. rel. 313, 424, 472. *þæt* def. art. 9, 20, 28, 69, 200, 273, 293, 299, 379[2], 381, 410, 551, 619, 661; pron. dem. 13, 68, 82, 319, 357, 528, 552, 655; pron. rel. 268, 379[4], 574; conj. 148, 168, 177, 235, 237, 255, 347, 378, 383, 393, 402, 415, 433, 445, 462, 481, 531, 537, 547, 668. *þe* part. rel. 31, 138, 196, 252, 316, 424, 443, 516, 536, 568, 656; conj. 357, 369, 410, 476. *þē* pron. pers. 622, 623. *þēah* conj. 380, 563, 565, 638, 642. *þis* pron. dem. 465, 481. *þon* adv. 31, 128, 424; pron. 40, 83, 262, 379. *þū* pron. 630. *þurh* prp. 6, 30, 46, 191, 212, 215, 252, 256, 316, 366, 372, 383, 390, 394, 413, 415, 419, 421, 434, 545, 549, 557, 575, 583, 639, 646, 651, 662. *þus* adv. 482, 570, 632. *þȳ* def. art. 246, 573, 644. *ūs* pron. 29, 424, 655, 667. *wē* pron. 393, 573, 668, 670. *weard* v. 417. *wiđ* prp. 44, 451, 469. *ymb* prp. 292, 305, 360, 572, 619.

–́ (482 mal).

ā adv. 35, 180, 385, 596. *ād* sb. 365. *ār* sb. 663. *ǣ* sb. 457. *ǣr* adv. 379. *ǣt* sb. 401. *bān* sb. 221, 270, 271, 283, 286, 512. *bæc* sb. 309. *bǣl* sb. 216. *bēag* sb. 602. *beald* adj. 458, 550. *bēam* sb. 112, 171, 202. *bearn* sb. 396. *beorht* adj. 122, 240. *bēođ* v. 255, 474, 489, 491, 526, 544. *bī* prp. 388. *biđ* v. 82, 226, 231, 235, 252, 274, 354, 356, 363, 427, 611, 654, 656. *blāc* (?) adj. 296. *blǣd* sb. 391, 549, 662. *blǣst* sb. 15, 434. *bræd* sb. 240. *brēost* sb. 292. *brid* sb. 235. *brond* sb. 216. *brūn* adj. 296. *bū* num. adj. 402. *byrig* sb. 475, 588, 633, 666. *clām* sb. 277. *cnēo* sb. 459, 514. *Crīst* sb. 590. *cwealm* sb. 642. *cyn* sb. 330; *cynn* 159, 335. *dæg* sb. 334. *dǣl* sb. 261. *dēađ* sb. 52, 368, 383, 485, 499; *dēaþ* 88. *dōm* sb. 524, 642 *drēam* sb. 658. *ēac* conj. 375. *ēad* sb. 319. *eal* sb. 285, 511; *eall* 279; *eal* adv. 241. *eard* sb. 87, 158, 264, 275, 321, 427. *eft* adv. 222, 224, 231, 241, 251, 256, 264, 272, 275, 277, 351, 354, 366, 373, 376, 379, 423, 433, 648. *eorl* sb. 482. *ēst* sb. 46, 403. *fāh* adj. 595. *fæst* adj. 468. *fæđm* sb. 487, 556. *feld* sb. 26. *feng* sb. 215. *feoh* sb. 248. *fēond* sb. 595. *feor* adj. 1; adv. 192, 415. *feorg* sb. 192; *feorh* 223, 263, 266, 280, 371, 433, 558. *ferđ* sb. 415. *flǣsc* sb. 221. *flȳhđ* v. 460. *fnǣst* sb. 15. *folc* (?) sb. 5. *forđ* adv. 455, 579, 637. *forht* adj. 504. *forst* sb. 58, 248. *frēan* sb. 578. *frōd* adj. 84, 219, 426, 570. *frymđ* sb. 637. *fugel*[1]) sb. 86, 100, 104, 121, 201, 215, 257, 266, 291, 311, 322, 466, 529, 558, 574, 578, 597, 652; *fugol* 145. *fȳr* sb. 219, 380, 504, 525. *gǣst* sb. 513. *gēn* (?) adv. 236. *geong* adj. 258, 267, 647. *gim* sb. 117, 208, 300. *giong* adj. 355. *glǣm* sb. 253. *glæs* sb. 300. *god* sb. 36, 281, 355, 565. *gold* sb. 506. *gong* sb. 118. *grund* sb. 118, 498. *gyfl* sb. 410. *hād* sb. 639, 372. *hals* sb. 298. *hām* adv. 244;

---

[1]) Vgl. Sievers Metrik S. 127.

sb. 593, 599. *hāt* adj. 521. *hægl* sb. 60. *hē* pron. 142. *hēā* adj. 32, 447; adv. 121. *hēāh* adj. 23, 429, 521, 590, 626, 641. *hēān* adj. 554. *hēr* adv. 23, 536, 638, 668. *hī* pron. 395. *him* pron. 160. *his* pron. 211, 262, 267. *hlēō* sb. 374, 429. *hlyn* sb. 135. *hlyst* sb. 143. *hold* adj. 446. *holt* sb. 81. *hond* sb. 441. *hrā* sb. 228. *hrēō* adj. 58, 217. *hrīm* sb. 60. *hring* sb. 305. *hūs* sb. 202, 212, 217, 228 (?). *hwīt* adj. 298. *hyht* sb. 423, 480. *ic* pron. 552. *in* prp. (dem Kasus nachstehend) 362. *is* v. 5, 147, 177, 293, 305, 424, 636. *lēāf* sb. 39. *lēōht* adj. (leicht) 317. *lēōht* sb. 288, 508. *lēōđ* sb. 547. *līc* sb. 205, 268, 513, 563. *līf* sb. 220, 370, 381, 417, 434, 481, 533, 572, 645, 649, 651, 661. *līg* sb. 39, 268, 505. *lof* sb. 617, 634, 661, 676. *lond* sb. 20, 28, 70, 116, 166. *long* adj. 481. *lyft* sb. 101, 316. *mæg* v. 113, 347, 448, 561, 581, 594. *mèäht* sb. 6, 647. *men* sb. 157, 173, 496. *mǣst* adj. sup. 462. *mid* adv. 532. *miht* sb. 583. *mōd* sb. 657. *mōt* v. 148, 361, 383, 516. *nān* adj. 51; sb. 449. *nēāh* adv. 192. *nebb* sb. 299. *nēōd* sb. 189, 432. *nest* sb. 189, 432, 451, 469, 530. *niht* sb. 98, 262. *nis* adv. + v. 50. *nīþ* sb. 400, 413. *nū* adv. 447. *ō* adv. 72. *oft* adv. 11, 108, 261, 442. *on* prp. (dem Kasus nachstehend) 2, 97. *ōō* adv. 25. *pēān* sb. 312. *rēn* sb. 14. *ryht* sb. 664. *sǣ* sb. 103. *sǣd* sb. 253. *sceal* v. 90, 250. *scēāt* sb. 3. *scīr* adj. 234, 308. *scūr* sb. 246. *scyld* sb. 308, 463. *self* pron. 199, 374, 382. *setl* sb. 439. *sib* sb. 622. *sind* v. 359, 465, 528. *sīđ* sb. 90, 114, 440, 555. *slǣp* sb. 56. *snāw* sb. 14, 248. *snel* adj. 317. *song* sb. 540. *sōđ* adj. 622. *spēd* sb. 394, 640. *stearc* adj. 302. *stefn* sb. 135, 542. *stenc* sb. 81, 659. *stōd* v. 45. *strong* adj. 99, 161. *swā* adv. 339, 350, 405, 470, 583. *swār* adj. 56, 315. *swǣs* adj. 375. *swēg* sb. 131. *swegl* sb. 212. *swift* adj. 317. *sylf* adj. 204. *symn* sb. 54. *tācen* sb. 96. *tīd* sb. 77, 209, 334, 390, 450, 509, 517. *torht* adj. 96. *trēōw* sb. 200; *treow(e)* = *trēō* 175, 643; *treowum* = *trēūm* 76. *tū* num. 652. *tungol* sb. 96. *twelf* num. 69, 106, 146. *tyrf* sb. 66, 349. *þām* pron. rel. 430. *þǣr* adv. 167, 203, 282; rel. 670. *þæs* pron. dem. 476. *þæt* conj. 190, 553; pron. dem. 447. *þegn* sb. 165, 288. *þēōs* pron. dem. 501. *þēōw* sb. 165. *þon* def. art. 238. *þonc* sb. 623. *þrym* sb. 41, 541, 628. *þurst* sb. 613. *þus* adv. 621. *ūp* adv. 93, 102, 289, 511. *ūs* pron. 23, 31, 650. *ūt* adv. 233. *wāt* v. 355, 357, 369. *wæs* v. 239, 280, 379, 397. *weard* sb. 152. *wearm* adj. 18, 187. *wearđ* v. 404, 445. *wel* adv. 443, 516. *wēn* sb. 567. *weorc* sb. 598. *wer* sb. 394. *west* adv. 162. *wīc* sb. 448, 474. *wīf* sb. 394. *wiht* sb. 26, 179, 611. *wind* sb. 182. *wolcen* sb. 61. *womb* sb. 307. *won* adj. 99. *wong* sb. 7, 13, 19, 43, 281, 418, 439. *wōþ* sb. 51. *word* sb. 398 411, 551, 655. *worn* sb. 343, *wrōht* sb. 612. *wylm* sb. 191, 283. *wyn* sb. 290, 348, 411; *wynn* 70, 155 (?). *wyrm* sb. 232.

⏑́ × (142 mal).

æfest sb. 401. *basu* adj. 296. *bađa* sb. 110. *bearo* sb. 67. *brego* sb. 497, 568; *bregu* 620. *bryne* sb. 229, 520, 545, 575. *byre* sb. 128, 409. *cnysed* v. 59. *cyme* sb. 47, 53, 107, 245, 490. *cymed* v. 484. *cyning* sb. 175, 344, 356, 496, 514, 614. *dalu* sb. 24. *dæge* sb. 644; *dæges* (adv.) 147, 478. *dene* sb. 24. *dryre* sb. 16. *duru* sb. 12. *farađ* v. 326; *fared* 123. *fæder* sb. 95, 197, 390, 455, 492, 610, 627, 630, 646. *fealu* adj. 218. *fela* sb. 387. *Fenix* sb. 86, 174, 218, 340, 646. *freoþu* sb. 597. *fruma* sb. 377; *fruman* 328. *giefe* sb. 327, 557, 658. *gode* sb. 517, 657;

godes 91, 408, 461, 571. *gomel* adj. 258; *gomol* 154. *gumum* sb. 139. *hafađ* v. 667. *hæle* sb. 554. *heofon* sb. 131. *hige* sb. 477. *hine* pron. 106. *hryre* sb. 16, 645. *lagu* sb. 101. *late* adv. 316. *leomu* sb. 513; *leomum* 649. *lyre* sb. 53. *magon* v. 134. *meotod* sb. 358; *meotud* 176. *mete* sb. 260. *micel* adj. 625. *noman* sb. 174. *rypes* sb. 246. *sacu* sb. 54. *scade* sb. 168; *sceade* 234; *sceadu* 210. *scolu* sb. 560. *scome* sb. 502. *searo* sb. 419. *seonoþ* sb. 493. *siteđ* v. 208. *smiþa* sb. 304. *somod* adv. 584, 629. *sume* pron. 315; *sumes* (adv.) 242. *sunu* sb. 375; *sunum* 406. *swanes* sb. 137. *swole* sb. 214; *swoles* 269. *tapur* sb. 114. *þigeđ* v. 259. *þriwa* adv. num. 144[1] (?), 144[5]. *wæter* sb. 61, 65. *weceđ* v. 255. *weder* sb. 182. *welan* sb. 55, 149. *weorum* (?) sb. 247; *weras* 331; *weres* 357. *wiga* sb. 486. *wile* v. 472. *wlite* sb. 75, 332, 609. *wlitig* adj. 7, 203, 318, 516, 588. *woruld* sb. 89, 117, 130, 139, 181, 211, 662. *wracu* sb. 51. *wuda* sb. 65; *wudu* 37, 85. *wunaþ* v. 82; *wunađ* 172, 181, 580.

–́ (26 mal).

bēam sb. 447. *deal* adj. 266. *eal* adv. 505. *eall* adj 7. *eft* adv. 533, 645. *fāg* adj. 292. *frēan* sb. 675. *frōd* adj. 154. *ful* adj. 267. *fūs* adj. 208. *geong* adj. 192, 433. *gim* sb. 183, 516. *glēaw* adj. 144. *god* sb. 622. *līg* sb. 218. *nēan* adv. 326. *snel* adj. 163, 347; *snell* 123. *strong* adj. 86. *þām* pron. dem. 516. *wlonc* adj. 100. *wyn* sb. 12.

⏑́⏑ × (2 mal).

fela sb. 580. *neoþan* adv. 307.

× × (90 mal).

ǣfre adv. 128. *æfter* prp. 111, 223, 225, 258, 270, 343, 350, 370, 371, 382, 384, 405, 408, 434, 437, 527, 533, 542, 557, 559, 566, 577, 583, 645. *būtan* adv. 358; prp. 637. 651. *eallum* adj. 132, *ealne* 42; *ealra* 628. *fore* prp. 514, 600. *forþon* conj. 368, 411. *hafađ* v. 175; *hæfdon* 408. *healdeđ* v. 457. *hergađ* v. 541. *hine* pron. 111, 281, 365, 380. *hwæþre* adv. 222, 366, 443, 640. *hwonne* adv. 93, 102, 114, 334. *hyra* pron. 405, 543. *mīnum* pron. 553. *nǣfre* adv. 38, 88. *nemne* conj. 260. *ofer* prp. 4, 94, 101, 103, 115, 118, 159, 197, 202, 210, 289, 309, 330, 331, 403, 411, 480, 498, 588, 590, 604, 641. *oþþæt* conj. 263, 346, 363, 420, 484. *oþþe* conj. 300. *sēceđ* v. 524. *singađ* v. 617. *siþþan* conj. 117, 129. *swylce* adv. 235, 305. *symle* adv. 146. *tugon* v. 440. *þāra* art. 31, 138. *þǣre* art. 66, 90, 231, 288, 633, 666. *þætte* conj. 1, 69; **þætte** 573. *þenden* conj. 89, 181, 398. *þisse* pron. 321, 349; *þisses* 387, 426. *þonan* adv. (rel.) 113. *þone* art. 85, 281, 305, 339, 395, 439; pron. rel. 173, 396. *þonne* adv., dem. und rel. 48, 99, 142, 161, 182, 192, 208, 211, 214, 216, 219, 221, 226, 234, 236, 240, 248, 253, 267, 274, 276, 285, 288, 303, 324, 331, 335, 348, 354, 371, 426, 453, 485, 491, 495, 501, 504, 508, 511, 520, 522, 539, 544, 589, 654. *under* prp. 14, 27, 32, 39, 58, 73, 97, 101, 129, 173, 186, 199, 247, 374, 391, 444, 467, 532. *ūsic* pron. 630. *weorþeđ* v. 503. *wesan* v. 165. *wile* v. 492. *worhte* v. 394. *wurdon* v. 407. *ymbe* prp. 164.

⏑́ × (43 mal).

bieređ v. 199. *brecađ* v. 67; *briceđ* 504. *cuman* v. 91; *cyme* 93, 102; *cymeđ* 222, 366, 508. *cyning* sb. 664. *Fenix* 558, 597. *foran* adv. 292.

geador adv. 285. *gefeđ* v. 319. *godes* sb. 46, 403. *guma* sb. 570. *hefeđ* v. 112. *heonan* adv. 1. *leger* sb. 56. *ligeđ* v. 182. *micel* adj. 189, 432. *nime* v. 380; *nimeđ* 485. *open* adj. 11. *sceþeđ* v. 39, 88. *scyle* v. 563. *seomađ* v. 19. *þeceđ* v. 216, 365. *þigeđ* v. 219, 505. *þonan* adv. 415, 554. *ufan* adv. 308. *weder* sb. 18. *wesan* v. 435; *weseđ* 373. *woruld* sb. 501. *wunađ* v. 105.

⏑́ × (3 mal).

fæder sb. 375. *godes* sb. 96. *somod* adv. 513.

–́ × (1115 mal).

āde sb. 230, 503; *ādes* 272. *āgan* v. 559, 673. *āgne* adj. 256. *āgnum* 528, 536. *āna* adj. 177, 358. *ānga* adj. 423. *ānra* adj. 487, 503, 522, 534, 598; *ānum* 636. *ascan* sb. 231, 285, 373, 576, 648. *ātre* sb. 449. *ǣfre* adv. 40, 83, 562, 608, 637. *æfter (þon)* adv. 238. *ǣghwæs* pron. 44, 312. *ǣghwylc* pron. 164. *ǣgre* sb. 233. *ælda* sb. 198, 546; *ældum* 509. *ǣled* sb. 522. *ǣleđ* v. 222, 526. *ǣnges* pron. 136; *ǣnig* 31, 138, 357, 546, 581. *ǣnlīc* adj. 9, 312, 536. *æples* sb. 230; *æppel* 403. *ǣrest* sup. adv. 235, 281. *ǣte* sb. 405. *bāna* sb. 575. *bǣle* sb. 227, 284; *bǣles* 47. *beācnađ* v. 389, 575, 646. *beācnes* sb. 107. *beāga* sb. 306. *beāma* sb. 177; *beāmas* 35; *beāme* 122; *beāmes* 402. *bearwa* sb. 80; *bearwas* 71; *bearwe* 432; *bearwes* 122, 148. *beōdeđ* v. 497. *beorga* sb. 31; *beorgas* 21. *beorgeđ* v. 110. *beorhta* adj. 602; *beorhtan* 128; *beorhtast* adj. sup. 80, 179, 227, 306; *beorhte* adj. 31, 35; adv. 545, 592, 599. *beorhtne* adj. 389. *bīdeđ* v. 47. *bīgeđ* v. 459. *bitres* (?) adj. 179; *bitter* 404; *bittre* 409. *blēde* sb. 35, 402, 466; *blēdum* 38, 71, 207. *blīcan* v. 95; *blīcađ* 599; *blīce* 115; *blīceđ* 186. *blissum* sb. 126, 592. *blīþan* adj. 599; *blīþe* adv. 620. *blōstman* sb. 74. *blōstmum* 21. *breahtme* sb. 134. *breōstum* sb. 458, 550, 568. *briddes* sb. 372. *bringađ* v. 660. *brogden* p. p. 306, 602. *brondes* sb. 283. *brūcan* v. 148, 674. *būgađ* v. 157. *burgum* sb. 389. *burnan* sb. 107. *bȳman* sb. 134, 497. *byrgdon* v. 404. *byrneđ* v. 214, 218, 502, 531. *caldum* adj. 59. *cempa* sb. 452; *cempan* 471. *cenned* p. p. 639. *ceōsađ* v. 479; *ceōse* 553. *cildes* sb. 639. *clǣna* adj. 167; *clǣne* 252, 518, 541; adv. 226. *clǣnum* adj. 459. *cornes* sb. 252. *corđra* sb. 167. *cræftum* sb. 344. *Crīstes* sb. 388, 514. *cynne* sb. 198; *cynnes* 358, 492, 535, 546. *cyrrađ* v. 352. *cȳþađ* v. 30, 332, 344, 425, 634. *cȳþþu* sb. 277. *dǣda* sb. 463; *dǣdum* 445, 452, 528. *dǣleđ* v. 453 *deāþe* sb. 434, 557, *deāđe* 583; *deāþes* 642. *dēman* v. 494. *deorca* adj. 499; *deorce* 98; *deorcne* 383. *deōre* adj. 560. *dohtrum* sb. 406. *dōmes* sb. 48. *dreāma* sb. 138, 658; *dreāmas* 560; *dreāmes* 482. *dreōgeđ* v. 210. *dreōsađ* v. 34; *dreoseđ* 261. *drohtađ* sb. 88, 416. *dryhten* sb. 138, 445, 454, 463, 478, 494, 560; *dryhtne* 658; *dryhtnes* 48, 383, 452, 499, 557, 583, 597, 600. *dryhtum* sb. 334. *dwǣsceþ* v. 456. *eācan* sb. 285. *eāndes* sb. 398, 638. *eādga* adj. 361; *eādgan* 526; *eādge* 473, 621, 677; *eādgum* 11, 500; *eādig* 20, 46, 279, 482. *ealdne* adj. 321. *ealdor* sb. 487. *ealdre* adj. 376; sb. 40, 83, 562, 594. *ealdum* adj. 238. *ealle* adj. 77, 495, 576. *ealles* adv. 581. *ealra* adj. 177. *earde* sb. 346, 354; *eardes* 361. *earme* adj. 442; *earmum* 453. *earnađ* v. 484. *earne* sb. 238; *earnes* 235. *eāstan* adv. 94, 102, 290, 325. *ēcan* adj. 482, 600. *ēcađ* (?) v. 247; *ēce* 319, 381, 473, 572, 608, 636; adv. 594; *ēces* adj. 398, 411; *egsan* sb. 461. *elne* sb. 484. *ende* sb. 365, 484, 562, 637, 651. *enga* adj. 52. *engla* sb. 492, 568, 610; *englum* 621, 629, 677. *eorþan*, *eorđan*

sb. 43, 131, 136, 154, 207, 243, 249, 331, 349, 460, 487, 506, 629, 638; *eorþe* 251. *ēþel* sb. 158, 349, 427, *ēđle* 392; *ēđles* 411. *fācne* sb. 595; *fācnes* 450. *fǣcne* adj. 415. *fæger* adj. 85, 125, 182, 232, 236, 291, 307, 360, 510. *fæges* adj. 221. *fægre* adj. 328, 352; adv. 274, 295, 585, 627. *fægrum* adj. 64, 610, 654. *fæste* adv. 419; adj. 569; *fæstne* 172. *feallađ* v. 74; *fealleþ* 61. *fealwe* adj. 74, 311. *fēondes* sb. 419. *feormađ* v. 218. *feorran* adv. 326. *ferþþe* sb. 504. *feþre* sb. 137, 145, 205; *feþrum* 86, 100, 123, 163, 239, 266, 306, 347, 380. *finta* sb. 295. *fīra* sb. 396, 535; *fīrum* 3. *fiþru* sb. 297, 652; *fiþrum* 316. *flǣsce* sb. 259, 535. *flēogan* v. 163; *flēogeđ* 322. *flyhte* sb. 123, 340. *fōddor* sb. 259. *folca* sb. 326; *folcum* 322. *foldan* sb. 3, 8, 60, 64, 74, 155, 174, 197, 257, 352, 396, 490; *folde* 29. *forstes* sb. 15. *forweard* adj. 291. *fōtas* sb. 311; *fōtum* 276, 578. *frætwa* sb. 150; *frætwe* 73, 200, 257, 330, 335, 508; *frætwum* 610; adv. 95, 309. *frēcnan* adj. 390, 450. *frēfrend* sb. 422. *fremmađ* v. 470. *frymđa* sb. 197; *frymþa* 630; *frymþe* 84, *frymþe* 280; *frymđe* 239. *fugelas* sb. 352; *fugla* 155, 159, 330, 335; *fuglas* 163, 315, 591; *fugle* 328, 585; *fugles* 125, 174, 309, 360, 387, 426, 510. *fultum* sb. 390, 455, 646. *furþor* adv. 236. *fylle* sb. 371. *fȳra* = *fīra* sb. 492. *fȳre* sb. 531; *fȳres* 15, 215, 276, 490, 545. *gædrađ* v. 193. *gǣsta* sb. 615; *gǣstas* 519, 539, 544, 593; *gǣstes* 549. *geaflas* sb. 300. *geardum* sb. 355, 578, 647. *geārum* sb. 154, 258. *gēomor* adj. 556; *gēomran* 139. 517. *geongra* 624. *georne* adv. 92, 101. *geornor* comp. 573. *gieltas* sb. 461. *gīfre* adv. 507. *gimma* sb. 289; *gimme* 92, 303. *glādan* adj. 593; *glādost* sup. 289; *glādum* 303; *glǣdum* 92. *gleāwe* adj. 29. *glengeđ* v. 606. *glīdan* v. 102; *glīwe* sb. 139. *gōda* adj. 615, 624; *gōdra* 462. *gongađ* v. 519. *grǣdig* adj. 507. *grēne* adj. 13, 36, 78, 154, 293, 298. *greōte* sb. 267; *greōtes* 556. *grimme* adj. 461. *gylte* sb. 408. *gyrne* sb. 410. *gyrneđ* v. 462. *habbaþ* v. 393. *hādor* adj. 212. *hālga* adj. 81, 418; *hālgan* 339; *hālge* 73, 447, 476, 539, 619; *hālges* 399; *hālgum* 206, 421, 444, 515; *hālig* 183, 626, 641; *haliges* 79. *hāmes* sb. 483. *haswa* adj. 121. *hāta* adj. 613. *hātađ* v. 173. *hāte* adv. 477. *hāten* p. p. 86. *hātost* adv. sup. 209. *hæbbe* v. 1, 569. *hǣdre* adv. 115, 619. *hægles* sb. 16. *hǣlend* sb. 616, 650. *heāfde* sb. 143, 604; *heāfod* 293. *healdan* v. 399; *healdaþ* 391. *healfa* sb. 206, 336. *heānne* adj. 112, 171, 202, 391. *heāþum* sb. 336. *hearda* adj. 58, 613. *hearmra* adj. 441. *hearpan* sb. 135. *helpe* sb. 650. *heolstre* sb. 418. *heortan* sb. 477, 552. *hergađ* v. 616. *hērre* adj. comp. 28. *hindan* adv. 293. *hīwe* sb. 81, 291, 302, 311. *hlǣwas* sb. 25. *hleōnađ* v. 25. *hleōþor* sb. 656. *hleōþra* (?) 12. *hlēođres* 131. *hlīfađ* v. 604. *hlincas* sb. 25. *hlūttor* adj. 183. *holtes* sb. 73, 429. *hornas* sb. 134. *hrēmge* adj. 592; *hrēmig* 126. *hreōra* adj. 45. *hreōsađ* v. 60. *hrīmes* sb. 16. *hringe* sb. 339. *hrōfas* sb. 590. *hungor* sb. 613. *hweorfađ* v. 500, 519. *hwōpan* v. 582. *hȳrde* v. 129. *ilce* pron. 379. *innan* prp. 200; adv. 301. *Iōbes* sb. 549. *lācađ* v. 316. *lāfe* sb. 272, 276, 376, 575. *lāme* sb. 555. *lāre* sb. 476. *lāste* sb. 440. *lāþes* sb. 53. *lǣdađ* p. p. 491. *lǣdađ* v. 345; *lǣdeþ* 577. *lǣnan* adj. 456; *lǣne* 481, 489, 505; *lǣnne* 220. *lǣþþum* sb. 582. *leahtra* sb. 518; *leahtras* 456. *leāne* sb. 386, 475. *lēasum* adj. 454. *leccaþ* v. 64. *leōflīc* adj. 440. *leōfne* adj. 345, 479, 561. *leōhte* sb. 607; adj. 479, 661; adv. 596; *leōhtes* sb. 116, 563. *leōma* sb. 103, 116. *līce* sb. 523, 584; *līces* 645, 651. *līfe* sb. 191, 367, 607; *līfes* 53, 150, 151, 254, 365, 456, 513(?), 561, 649. *lifgan* v. 672; *lifgađ* 596. *līge* sb.

533; *līges* 434. *līhted* v. 587. *lissa* sb. 156, 563; *lisse* 672. *līxan* v. 94; *līxad* 604; *līxed* 33, 290, 299. *lōcad* v. 101. *londa* sb. 2; *londe* 50; *londes* 150, 508. *longa* adj. 607. *longe* adv. 489. *longne* adj. 440, 555. *lūcan* v. 225. *lyfte* sb. 39, 62, 340. *lȳhted* v. 187. *mānes* sb. 633. *mægne* sb. 471; *mægnes* 625. *mǣran* adj. 633, 660. *mǣrad* v. 338, 344. *mǣrost* adj. sup. 119. *mǣrđa* sb. 472. *mǣrum* adj. 165. *mǣste* adj. sup. 167, 618. *mapле* sb. 538. *meāglum* adj. 338. *meahta* sb. 640; *meahte* 617; *meahten* v. 573. *meahtga* adj. 377; *meahtig* 538. *meahtum* sb. 10, 79, 499. *mengu* sb. 420. *meorde* sb. 472. *mēþra* adj. 422. *middre* adj. 262; *middum* 340. *midle* sb. 65. *mihtiga* adj. 496. *mildan* adj. 657; *milde* 538. *mīne* pron. poss. 176. *mirce* adj. 457. *mōde* sb. 446, 471. *mōdga* adj. 262; *mōdig* 10. *moldan* sb. 10, 66, 260, 496. *molsnad* p. p. 564. *monge* adj. 443, 491; *mongum* 4, 323. *monna* sb. 323, 358, 544; *monnes* 128. *mōnþa* sb. 66. *mōte* v. 190, 433, 436, 559; *mōtun* 668, 670. *mundum* sb. 333. *muntas* sb. 21. *nǣdran* sb. 413. *nǣfre* adv. 567. *nǣnges* pron. 397. *nearwe* adv. 413. *nemnad* v. 397. *neōtan* v. 149, 361, 384. *nergend* sb. 498. *nesta* sb. 227; *neste* 215, 553. *nihtes* adv. gen. 147, 478. *nīþa* sb. 451, 469. *nīwan* adj. 400; *nīwe* 266, 431. *norþan* adv. 324. *ōþrum* pron. adj. 343. *oþþæt* conj. 141, 151, 166. *ræfnan* v. 643. *rēnes* sb. 246. *reorde* sb. 128; *reordum* 338. *rīce* sb. 156, 664. *rihte* sb. 494. *rōde* sb. 643. *rūme* adj. 14. *sāre* adj. 369. *sārlīc* adj. 406. *sāwel* sb. 523; *sāwla* 498, 540, 584; *sāwle* 566; *sāwlum* 488, 589. *sǣged* p. p. 142. *sǣlum* sb. 140. *scanan* sb. 310. *sceāta* sb. 396. *sceolde* v. 378; *sceoldon* 412. *sceđđan* v. 180; *sceþþan* 449, 595. *scīned* v. 183, 210, 515, 589. *scyldge* adj. 407. *scyldum* sb. 180. *scylle* sb. 234; *scyllum* 310. *scȳne* adj. 300, 308, 591. *scyppend* sb. 630. *sealte* adj. 120. *searwum* sb. (adv.) 269. *sēcan* v. 275, 320, 436, 671; *sēced* 278, 349, 458. *secgad* v. 313, 425, 655. *sēlle* adj. comp. 417. *sellīc* adj. 606. *sended* v. 488. *sette* v. 282, 328. *sibbe* sb. 601. *sīde* adv. 467. *sīdne* adj. 103, 498. *sīgad* v. 337. *sindon* v. 71, 297, 310, 626, 655. *singan* v. 676; *singađ* 635; *singed* 124, 140. *sīþa* sb. 464; *sīđe* 156, 220; *sīþes* 208. *siþþan* adv. 111, 385, 409, 577, 579; conj. 224. *sīþum* sb. 69, 146. *smylte* adj. 33. *snūde* adv. 488. *sōhton* v. 416. *somnad* v. 193, 269, 467. *sōna* adv. 120. *songe* sb. 337. *sorge* sb. 611. *sorglīc* adj. 56(?). *spēdig* adj. 10. *splottum* sb. 296. *stāne* sb. 302. *steāpe* adj. 22. *stefne* sb. 497, 542. *stencum* sb. 8, 206, 586. *stīgad* v. 542; *stīged* 520. *stille* adv. 185. *stondad* v. 22, 36, 185; *stondeþ* 78, 89; *stonded* 181. *storma* sb. 185. *stōwe* sb. 169. *streāmas* sb. 120. *strengđu* sb. 625. *stȳmed* v. 213. *sunnan* sb. 90, 253, 288, 305, 532, 579, 601; *sunne* 120, 141, 209, 587. *sūþan* adv. 186, 324. *swæccum* sb. 214. *swēga* sb. 618. *swegle* sb. 124, 186, 199, 467, 635; *swegles* 103, 114, 208, 288, 374. *swelged* v. 507. *sweōran* sb. 305. *swētest* adj. sup. 199; *swētra* comp. 132; *swētum* 214, 652. *sweþrad* v. 229, 608. *swīad* v. 142. *swinsad* v. 124, 140, 618. *swīþe* adv. 317. *swongor* adj. 315. *swylce* conj. 233. *sȳ* = *sīe* v. 623. *sylfa* pron. 532; *sylfes* 282, 530; *sylfne* 111. *symbel* sb. 406. *symle* adv. 108, 369, 375, 601, 661. *syndon* v. 76(?). *synnig* adj. 523. *synnum* sb. 242. *tācen* sb. 254, 510, 574; *tācne* 450. *tānum* sb. 430. *telgan* sb. 76; *telgum* 188. *tīda* sb. 146. *tihte* sb. 525. *tilgad* v. 472. *tīman* sb. 246. *timbran* v. 188. *torhta* adj. 574; *torhte* 28, 200. *torne* sb. 407(?). *tungla* sb. 93, 119. *twelfum* num. 28. *þeahte* v. 42. *þearlīc* adj. 644. *đeāwum* sb. 444. *þeccad* v. 249.

þegnum sb. 388. *þēgun* v. 402, 410. *þēoda* sb. 341; *þēode* 160. *þēodne* sb. 165; *þēodnes* 68, 605. *þīnes* pron. poss. 628. *þisses* pron. dem. 151, 509. *þonces* sb. 144. *þonne* adv., dem. u. rel. 125, 153, 156, 188, 230, 265, 271, 273, 295, 320, 364, 533, 557, 648. *þrāge* sb. 160; *þrāgum* (adv.) 68. *þreātum* sb. 341, 501. *þriddan* adj. num. 644. *þringađ* v. 163, 336, 501. *þrymma* sb. 628; *þrymme* 605. *þrȳþe* sb. 184; *þrȳþum* 326. *þūsend* sb. 151, 364. *ūsse* pron. poss. 414, 438. *uppe* adv. 629. *ūtan* adv. 164, 204, 301, 530. *waldend* sb. 464, 631. *wāþum* sb. 99, 161. *wǣdle* sb. 55. *wǣga* sb. 45. *wǣpnum* sb. 486. *wǣre* v. 639; *wǣron* 443. *wæstma* sb. 332, 466; *wæstmas* 34, 243, 255; *wæstmum* 72, 237, 250, 580. *wætra* sb. 184; *wætres* 41. *wealdas* sb. 13. *weardaþ* v. 85; *weardađ* 161, 168, 172. *weaxeđ* v. 232, 234. *wedra* sb. 57. *wendan* v. 191. *wēne* v. 546.° *weorca* sb. 386, 475, 659; *weorcum* 527. *weorþan* v. 378, 564; *weorþađ* 49; *weorđeđ* 211, 372; *weorþeđ* 80, 142, 240, 257, 304, 364. *westan* adv. 325. *wēste* adj. 169. *wēsten* sb. 161. *wēþel* sb. 612. *wīcum* sb. 470, 611. *wīde* adv. 467. *wihte* sb. 19, 448. *wilda* adj. 201, 466, 529; *wildne* 343. *willan* sb. 470, 565. *wille* v. 164. *willum* sb. 149, 537. *winneþ* (?) v. 61. *wintra* sb. 152, 363, 420, 580; *wintres* 37, 245; *wintrum* 162, 428. *wīsan* sb. 359. *wiste* sb. 245. *wīte* sb. 644. *wītgan* sb. 30. *wlītađ* v. 341. *wolcen* sb. 184; *wolcnum* 27, 247. *woldan* v. 399. *wongas* sb. 320; *wonge* 363; *wonges* 149. *worda* sb. 659; *wordum* 425. *wrǣtlīc* adj. 307. *wrenca* sb. 133. *wrīdađ* v. 27, 237. *wrīte* v. 548. *wrixleđ* v. 127, 294. *wuldor* sb. 567; *wuldre* 318, 542, 551, 598, 609, 666; *wuldres* 117, 130, 439, 475, 516, 588, 628, 662. *wundra* sb. 394; *wundrum* 63, 85, 232, 307, 342, 367, 468, 602. *wurman* sb. 294. *wyllan* sb. 63. *wynlīc* adj. 34. *wynne* sb. 480; *wynnum* 7, 27, 237, 278, 313, 345. *wynsum* adj. 13, 203, 318. *wyrceđ* v. 451. *wyrhta* sb. 9, 130. *wyrmum* sb. 565. *wyrta* sb. 194 196, 213, 465, 529; *wyrtum* 172, 265, 273, 430, 474, 653. *yfla* sb. 480; *yfle* 594. *yldo* sb. 614; *yldran* sb. 414, 438; *yldu* sb. 52, 190. *yrmđu* sb. 52; *yrmþu* 405, 614. *yrre* sb. 408. *ȳslan* sb. 224, 271, 286, 576. *ȳđast* adv. sup. 113.

[illegible]× × 90 mal).

æþela adj. 26, 43, 104, 614; *æþelan* 281, 528. *æþelast* sup. 2, 93; *æþele* adj. 9, 20; *æđele* 500; *æþele* adv. 460. *æþeling* sb. 319, 354. *æþelne* adj. 164, 346; *æþelum* 586. *cleowen(n)e*[1]) sb. 226. *cyninges* sb. 541. *dugeþa* sb. 454; *duguđa* 348, 494. *eaferum* sb. 405. *egeslīc* adj. 522. *geofona* sb. 267, 384. *geofones* sb. 118. *gyfena* sb. 624. *hæleþa* sb. 49, 135, 170. *heafelan* sb. 604. *heofona* sb. 446, 483; *heofonas* 626; *heofones* 183; *heofonum* 58, 73, 129, 444, 521, 641, 656; *heofuna* 631. *lofiađ* v. 337, 561. *lufiađ* v. 478. *meotude* sb. 443, 660; *meotudes* 6, 457, 471, 524; *metude* 617. *monegum* adj. 170, 521. *nioþoweard* adj. 299. *ofestum* sb. (adv.) 190. *ofete* sb. 77. *openan* adj. 509. *rodera* sb. 664; *roderum* 14. *sigora* sb. 329, 464, 493, 675. *solere* sb. 204. *sumeres* sb. 209; (adv.) 37. *ufeweard* adj. 299. *wuniađ* v. 72. *waþeman* sb. 97. *weoredum* sb. 588; *weorodum* 187; *weoruda* 465, 565. *werede* v. 596. *wlitigan* adj. 439, 666; *wlitige* 598; adv. 543. *wlitigra* adj. comp. 132; *wlitigum* adj. 72. *worulda* sb. 662; *worulde* 41, 386. *wunade* v. 641; *wunian* 363, 386; *wuniađ* 609.

---

[1]) Vgl. Schlotterose S. 61.

–̀ × (5 mal).

āna adj. 355. *ealne* adj. 67. *engla* sb. 497. *lāfe* sb. 269. *sīþum* sb. 106.

× –́ (56 mal).

āflȳhð v. 155. *āweaht* p. p. 367. *bibēad* v. 36. *biswāc* v. 413. *forgeaf* v. 377. *fornom* v. 268. *gebēad* v. 401. *gebod* sb. 68. *gebregd* sb. 57. *gebyrd* sb. 360. *gecwæð* v. 551. *gecȳgð* v. 454. *gecynd* sb. 256, 329, 387. *geeȳð* (?) sb. 252. *gedāl* sb. 651. *gedryht* sb. 348, 615. 635. *gefær* sb. 426. *gefeā* sb. 422, 607; *gefeān* 389, 400, 569. *gefēð* v. 143. *gehwām* pron. 66, 110(?), 206(?), 451, 469, 603. *gehwylc* pron. 185, 381, 460, 503, 522, 534. *gelīc* adj. 237. *gemōt* sb. 491. *gesceaft* sb. 660. *gescōd* v. 400. *gescōp* v. 84, 138, 197. *geseōn* v. 675. *geswin* sb. 137. *gewin* sb. 55. *onfēhð* v. 159, 533; *onfēng* 645; *onfōn* 192, 433. *ongēan* prp. 91. *ymbfēhð* v. 276.

× ⏑́ × (40 mal).

āscæceð v. 144. *āswefed* p. p. 186. *āweceð* v. 567. *begietan* v. 669. *beseted* p. p. 297. *bibaþað* v. 107. *biseted* p. p. 304. *biseteð* v. 530. *gebedu* sb. 458. *gebreadad* p. p. 372. *gebrocen* p. p. 80, 229. *gefreogum* sb. 29. *gefreoþa* v. 630. *gehroden* p. p. 79. *gehwane* pron. 464. *gehwæðer* pron. 374. *gehwone* pron. 195, 336, 606. *gesceapu* sb. 210. *gesetu* sb. 278, 417, 436. *gewiten* p. p. 97. *geondfarað* v. 67. *gewritu* sb. 313, 655; *gewritum* 30, 332, 425(?). *forgiefen* p. p. 175. *forgifeð* v. 615. *ofgiefan* v. 412; *ofgiefeð* 426. *ongietan* v. 573. *onhliden* p. p. 12, 49. *tōwegen* p. p. 184. *ymbseteð* v. 204.

× –̀ (5 mal).

gehwæs pron. 197, 487, 598. *gehwylc* pron. 615. *gemāh* adj. 595.

–́ –̀ (37 mal).

ād-lēg sb. 222. *anwald* sb. 511. *bānfæt* sb. 229. *bīrǣs* (?) sb. 179. *brimcald* adj. 67, 110. *dægrēd* sb. 98. *dēormōd* adj. 88. *eardwīc* sb. 431. *edgeong* adj. 373, 435, 536, 608; *edgiong* 581. *feorhhord* sb. 221. *gārsecg* sb. 289. *glǣdmōd* adj. 462. *gleāwmōd* adj. 571. *heāhmōd* adj. 112. *heāhseld* sb. 619. *īglond* sb. 9. *neōbed* sb. 553. *ongyn* sb. 638. *onsund* adj. 20, 44. *onsyn*[1]) sb. 55, 398 (?). *onwald* sb. 663. *sōðfæst* adj. 523. *sunbeorht* adj. 278, 436. *tīrfæst* adj. 574. *wælrēaf* sb. 273. *weorðmynd* sb. 636. *wīsdōm* sb. 30. *wynlond* sb. 82. *ymbhwyrft* sb. 43.

⏑́ × –̀ (7 mal).

cyne-gold sb. 605. *cyneþrym* sb. 634. *mereflōd* sb. 42. *sigewong* sb. 33. *sigorfæst* adj. 282. *wlitigfæst* adj. 105. *wuduholt* sb. 34.

–́ ⏑̀ × (2 mal).

willsele sb. 213. *sunbearo* sb. 33.

× × × (2 mal).

gehȳrað v. 548. *gewīte* v. 554.

---

[1]) Vgl. Schlotterose S. 57.

× ∠ × (184 mal).

ābȳwde v. 545. *ācende* v. 256. *ācenned* p. p. 241. *ācōlad* p. p. 228. *āfēdeđ* v. 263. *āfyrred* p. p. 5. *āfȳsed* p. p. 274, 654, 657. *āgāle*! (?) p. p. 408. *āhebbađ* v. 540. *āhȳded* p. p. 96. *ālǣdan* v. 251; *ā ǣde* 233. *ālȳfed* p. p. 667. *ālȳseđ* v. 566. *āstelleđ* v. 511. *āsundrad* p. p. 242. *ā·rnen* p. p. 364. *āweaxen* p. p. 265. *āwyrde* v. 247. *ætsomne* adv. 272. *bebyrgeđ* v. 286. *behealdan* v. 90. *beteldađ* v. 339. *bi lyppeđ* v. 277. *bidēglad* p. p. 98. *bifongen* p. p. 259, 380, 527, 535. *bihealdan* v. 114; *bihealdeþ* 87. *biholęne* p. p. 170. *bihȳdde* p. p. 170; *bihȳded* 418. *bisorgađ* v. 368. *biteldeđ* v. 273. *bitolden* p. p. 555, 609. *bitȳned* p. p. 419. *biþeahte* p. p. 490, 605. *biþrungen* p. p. 341. *biweaxen* p. p. 310. *biwunden* p. p. 666. *forhirsteđ* v. 568. *forgildan* v. 473. *forgrīpeđ* v. 507. *forgrunden* p. p. 227. *forhycge* v. 552. *forswēleđ* v. 532. *forþylmde* v. 284. *geāscad* p. p. 393. *gebīdan* v. 562; *gebīdeþ* 152. *gebǣru* sb. 125. *geblissad* p. p. 7, 140. *geblōnden* p. p. 294. *geblōwen* p. p. 21, 27, 47, 179, 240; *geblōwęne* 155. *gebringeđ* v. 271, 283. *gebrosnad* p. p. 270. *gebyrge* v. 261. *gebysgad* p. p. 62, 162, 428. *gecēōseđ* v. 382. *geclungne* p. p. 226. *gecornum* p. p. 388. *gecynde* sb. 356. *gedǣled* p. p. 295. *gedīmed* p. p. 147. *geealdad* p. p. 427. *geēāwe* v. 334. *geendad* p. p. 500. *gefēālīc* adj. 510. *gefēged* p. p. 309. *gefēre* adj. 4. *gefrǣge* sb. 176; adj. 3. *gefrætwad* p. p. 116, 239; *gefrætwed* 274, 585. *gefremmaþ* v. 495; *gefremme* 463. *gefrugnen* p. p. 1. *gefylled* p. p. 627. *gefylleđ* v. 653. *gefylgan* v. 347. *gegadrađ* v. 269, 512. *gehealden* p. p. 45. *gehefgad* p. p. 153. *gehēgan* v. 493. *gehēōldan* v. 476. *gehongen* p. p. 38; *gehongęne* 71. *gehwylces* pron. 624; *gehwylcum* 133. *gehygdum* sb. 459. *gehȳrdun* v. 444. *gelǣdeđ* v. 244. *geleāfan* sb. 479. *gelīcast* adj. sup. 302, 424, 585. *gelīce* adv. 37, 601. *gelīces* sb. 387. *-elīcnes* sb. 230. *gemearcad* p. p. 318. *gemearcađ* v. 146. *gemēted* p. p. 231. *gemēteđ* v. 429. *gemonge* sb. 265. *geneōsađ* v. 351. *genīwad* p. p. 279, 580. *geondlīce* v. 70. *geondwlīteđ* v. 211. *gesǣlįga* adj. 350. *gescīneþ* v. 118. *gescōdon* v. 442. *gescylded* p. p. 180. *gesēcađ* v. 166; *gesēceđ* 156, 264. *gesette* v. 10, 395. *gesittan* v. 671. *gesomnađ* v. 576. *gestrȳnaþ* v. 392. *geswīged* p. p. 145. *getimbređ* v. 202, 430. *geþoncum* sb. 552. *geþrȳþed* p. p. 486. *geþungen* p. p. 160, 649. *geweaxen* p. p. 313. *geweorđad* p. p. 551. *geweorđe* v. 41. *geweorþeđ* v. 538. *gewīcađ* v. 203. *gewīteđ* v. 99, 122, 162 320, 428. *gewyrceđ* v. 469, 537. *gewyrdan* v. 19. *gewyrtad* p. p. 543. *gewyrtes* sb. 191. *onǣled* p. p. 216, 503. *onbrygdeđ* v. 143. *onbryrded* p. p. 126, 550. *onginnađ* v. 224; *onginneđ* 188. *onguldon* v. 410. *onhǣted* p. p. 212. *onsāwen* p. p. 253. *onspringađ* v. 63. *ontȳnde* v. 423. *onwæcneđ* v. 648. *onwended* p. p. 82. *odēāweđ* v. 322. *odfleōgeđ* v. 347. *odcūfeđ* v. 168. *tōgædre* adv. 225. *tōgeānes* prp. 11, 124, 421, 579. *unmǣte* adj. 625.

× ∠ × × (13 mal).

āmerede p. p. 544, 633. *bewitigan* v. 92. *binumene* p. p. 488. *forbodene* p. p. 404. *gebredade* (?) p. p. 592. *gecorene* p. p. 541, 593. *gefremede* v. 650. *gehladene* p. p. 76. *gestaþelad* p. p. 474. *gewlitegad* p. p. 117. *gewunien* v. 481.

∠ ∠ × (54 mal).

ælmessan sb. 453. *ælmihtga* adj. 393. *ǣriste* sb. 495, 559, 572. *ǣspringe* sb. 104. *blēōbrygdum* sb. 292. *byrgennum* sb. 512. *drūsende* p. praes. 368. *ealdcȳđþe*

sb. 351; *ealdcȳđþu* 435. *ēalonde* sb. 287. *ednīwe* adj. 287. *edwenden* sb. 40. *fǣgrestum* adj. sup. 8. *fǣringa* adv. 531. *fromlīce* adv. 371. *fyrstmearce* sb. 223. *græswonge* sb. 78. *hærfeste* sb. 244. *heāhsetle* sb. 515. *heān(n)esse* sb. 631. *hettende* sb. 441. *indryhtum* sb. 198. *lenctenne* sb. 254. *leornēras* sb. 424. *marmstāne* sb. 333. *moldærne* sb. 564. *ondleofne* sb. 243. *onsȳne* sb. 600. *orgānan* sb. 136. *sēlestan* adj. sup. 395. *sincaldu* sb. 17, *sindreāmum* sb. 385. *songcræftum* sb. 132. *sōþfæste* adj. 587; *sōđfæstum* 589. *sunhātu*[1]) sb. 17. *swētestan* adj. sup. 193. *swylthwīle* sb. 350, 566. *teōnlice* adv. 407. *tīreadga* adj. 106. *tīrfæste* adj. 69. *ūplīcan* adj. 392, 663. *weldǣdum* sb. 543. *wēstenne* sb. 201. *wīcstōwe* sb. 468. *willwonge* sb. 89. *wræchwīle* sb. 527. *wrǣtlīce* adv. 75, 378. *wynsumra* adj. comp. 133.

⏑́‿× ⊥́ × (15 mal).

æþelestum adj. sup. 207, 431. *æþelstenca* sb. 195. *foregengan* sb. 437. *heofunhrōfe* sb. 173. *heofontunglum* sb. 32. *hygegǣlsa* adj. 314. *lagustreāmas* sb. 62. *leoþucræftig* adj. 268. *lygewordum* sb. 547. *mægenþrymmes* sb. 665. *meledeāwes* sb. 260. *ofermægne* sb. 249. *wudubearwe* sb. 169. *wudublēda* sb. 194.

⏑́‿× ⏑́‿× × (1 mal).

heofoncyninges sb. 616.

⊥́ ⊥̀ × (81 mal).

āgenne p. p. 264, 275. *āglǣcan* sb. 442. *ælmihtig* adj. 356, 473, 627, 630. *ǣnigne* pron. 59. *bīgenga* sb. 148. *cāsēres* sb. 634. *condelle* sb. 91. *dōmlīcum* adj. 445, 452. *drȳmendra* p. præs. 348. *eādigra* adj. 381, 603. *ealdfeōnda* sb. 449; *ealdfeōndes* 401. *eardinga* sb. 673. *ēastdǣlum* sb. 2. *ednīwe* adj. 77, 223, 241, 370, 558; adv. 258. *fǣgerran* adj. comp. 330. *fæđmrīmes* sb. 29. *flōdwylmum* sb. 64. *foldwæstmum* sb. 654. *forweardne* adj. 569. *fugeltimber* (?) sb. 236. *fyrngeārum* sb. 219. *gieddinga* sb. 549. *glǣdmōde* adj. 519. *godbearnes* sb. 647. *gōddǣdum* sb. 669. *gūdǣda* sb. 556. *hāligra* adj. 656. *hǣlende* p. præs. 590. *hrāwērig* adj. 554. *hyhtlīce* adv. 79. *māndǣde* sb. 457. *mōdigne* adj. 338. *moncynnes* sb. 176, 377, 422. *ōnetteđ* v. 217, 455. *onlīce* adv. 242. *onlīcost* adj. sup. 312. *orþoncum* sb. 304. *scearplīce* adv. 168. *scyppendes* sb. 327. *sēlestan* adj. sup. 620. *sellīcran* adj. comp. 329. *sorgfulran* adj. comp. 417. *sōđfæste* adj. 540. *sōđfæstra* adj. 606, 635. *swēghleōþres* (?) sb. 137. *tīrmeahtig* adj. 175. *þrymlīce* adv. 68, 514. *unbrȳce*[2]) adj. 642. *uncyste* sb. 526. *unrǣdum* sb. 403. *unsmēþes* adj. 26. *unwemme* adj. 46. *wælgīfre* adj. 486. *weallende* p. præs. 477. *weātācen* sb. 51. *westdǣlas* sb. 97. *wīfhādes* sb. 357. *wōđcræfte* sb. 127, 548. *wrǣtlīce* adj. 63; adv. 294, 367. *wynsumme* adj. 659; *wynsumra* 196.

⏑́‿× ⊥̀ × (14 mal).

æþeltungla sb. 290. *beaducræftig* adj. 286. *bealusorge* sb. 409. *efenhleōþre* sb. 621. *forewitig* adj. 159. *heoredreōrges* (?) adj. 217. *heaþorōfes* adj. 228. *heofonrīces* sb. 12. *laguflōda* sb. 70. *searolīce* adv. 297. *wedercondel* sb. 187. *wudubeāma* sb. 75. *wudubearwes* sb. 152. *wuduholtum* sb. 362.

---

[1]) Schlotterose S. 56.

[2]) Oder × ⊥́ × ?

⏑́‿× ⏑̀‿× × (1 mal).

cylegicelum sb. 59.

–́ –̀ × (45 mal).

ānhaga sb. 87; *ānhoga* 346. *ǣrdagum* sb. 414. *bānfatu* sb. 520. *bǣlþræce* sb. 270. *beorhstede* sb. 284. *brosniađ* v. 38. *dēāđdene* sb. 416. *dēāđræced* sb. 48. *dūnscrafu* sb. 24. *eadwelan* sb. 586. *eardstede* sb. 195. *ēāstwegum* sb. 113. *eorđwege* sb. 178. *folgiađ* v. 591. *fȳrbađe* sb. 437. *fyrndagum* sb. 570. *gēārdagum* sb. 384. *gūđfrecan* sb. 353. *hēāhcyning* sb. 129, 483. *hlēōþriađ* v. 539. *holmþræce* sb. 115. *holtwuda* sb. 171. *lēāfsceade* sb. 205. *lēōdscipe* sb. 582. *līchoman* sb. 518. *līgbryne* sb. 577. *līgþræce* sb. 225, 370. *moldgrafum* sb. 524. *reordiađ* v. 632. *sārwracu* sb. 54; *sārwræce* 382. *scēāwiaþ* v. 327. *somniađ* v. 324. *stānclifu* sb. 22. *sundplegan* sb. 111. *sūđrodor* sb. 141. *wilsuman* adj. 109. *wunđriađ* v. 331. *wynsumum* adj. 653. *ȳđfare* sb. 44. *ȳđmere* sb. 94.

⏑́‿× –̀ × (2 mal).

hidercyme sb. 421. *woruldwelan* sb.[1]) 480.

–́ ⏑̀ × (38 mal).

æpplede p. p. 506. *blǣddaga* sb. 674. *blētsiađ* v. 620. *brēōstsefa* sb. 126. *ēādwelan* sb. 251. *endige* v. 83. *flyhthwate* adj. 145; *flyhthwates* 335. *gearwian* v. 189. *gieddade* v. 571. *hēāhcyning* sb. 446. *hlīfiađ* v. 23, 32. *lēōdfruman* sb. 345. *līchoman* sb. 220, 489. *līcian* v. 517. *londwelan* sb. 505. *mǣrsiađ* v. 617. *mearciađ* v. 333. *reordade* v. 550. *sīdwegum* sb. 337. *sīþiaþ* v. 584. *somnige* v. 547. *sōđcyning* sb. 329, 493. *spelboda* sb. 571. *swylcwale* sb. 369. *Sȳrwara* sb. 166. *wāfiađ* v. 342. *weardiađ* v. 448. *wearmiađ* v. 213. *weorþiađ* v. 343. *wilgiefa* sb. 465. *wynsume* adj. 194, 245, 529; *wynsumu* 65.

⏑́‿× ⏑̀ × (2 mal).

feþerhoma sb. 280. *staþelode* v. 130.

–́ × –́ (16 mal).

ǣledfȳr sb. 366. *ēāggebyrd* (?) sb. 301. *ealdordōm* sb. 158. *ēþeltȳrf* sb. 321. *firgenstrēām* sb. 100. *hinderweard* adj. 314. *middangeard* sb. 4, 42, 119, 323, 640. *snyttrucræft* sb. 622. *wērigmōd* adj. 428. *wilgedryht* sb. 342. *winterscūr* sb. 18. *wītedōm* sb. 548.

–́ × ⏑́‿× (4 mal).

fyrngesetu sb. 263. *wuldorcyning* sb. 196, 420, 537.

–́ × –̀ (9 mal).

ǣhtgestrēōn sb. 506. *ēþellond* sb. 279. *fyrngesceap* sb. 360. *fryngeweorc* sb. 84, 95. *hindanweard* adj. 298. *neorxnawong* sb. 397. *sibgedryht* sb. 618. *yrfeweard* sb. 376.

⏑́‿× × –̀ (1 mal).

woruldgestrēōn sb. 255.

---

[1]) Oder –́ –̀ ×.

–́ × –̀͜ × (3 mal).

fōdorþege sb. 248. *heolstorcofan* sb. 49. *hlēoþorcwide* sb. 399.

× × –́ × (2 mal).

oferhlīfađ v. 121. *ungewyrded* p. p. 181.

× –́ –̀ × (1 mal).

gewindagas sb. 612.

–́ × –́ × (16 mal).

ānforlǣton v. 438. *dōgorrīmes* sb. 485. *eorcnanstānum* sb. 603. *ēoredciestum* sb. 325. *forhtāfǣred* adj. (p. p.) 525. *gēomormōde* adj. 353, 412. *haswigfeđra* adj. 153. *lādgenīđla* sb. 50. *middangeardes* sb. 157, 665. *wundorlīce* adj. 359. *wundorlīcor* adv. comp. 127. *wyllestrēama* sb. 362; *wyllestrēamas* 105. *wyllgespryngum* sb. 109.

–́ × × –́ (1 mal).

wintergeweorp sb. 57.

–́ –́ –̀ × (8 mal).

folcāgendra (?) sb. (p. præs.) 5. *ednīwinga* adv. 534. *mānfremmendum* sb. (p. præs.) 6. *ryhtfremmende* sb. (p. præs.) 632. *scyldwyrcende* p. præs. 502. *sweglcondelle* sb. 108. *þrymsittendum* p. præs. 623. *ūplǣdendra* p. præs. 178.

–́ × × –́ × (1 mal).

wintergewǣdum sb. 250.

Graz. Felix Hüttenbrenner.

ZUR QUELLENGESCHICHTE UND TECHNIK VON L. TIECKS SHAKESPEARE-NOVELLEN.

Die auf Erkenntnis und Darstellung der bewußten Kunstform Shakespeares, auf historisch-chronologische Erforschung seines Schaffens, auf ästhetische Durchdringung seiner Technik und Poetik, auf Übersetzung seiner Dramen und dramaturgische Auswirkung in die Gegenwart gerichteten Anschauungen der deutschen Romantik entwickelten sich bei L. Tieck nicht ohne Rückfälle in den Sturm und Drang und mit gelegentlich sehr greifbaren inneren Widersprüchen [1]). Doch ist ihm als Menschen wie als Dichter wie kaum einem andern deutschen Romantiker Shakespeare zum ganz besonders innig verehrten Ideal, ja zum Abgott geworden. Sein Glaubensbekenntnis um 1800 bezüglich des britischen Klassikers gibt uns den Schlüssel für die Erfassung seines Denkens und Trachtens auch in Ansehung des Stoffes und der Schöpfung seiner Shakespeare-Novellen: »Das Zentrum meiner Liebe und Erkenntnis ist Shakespeares Geist, auf den ich alles unwillkürlich und oft, ohne daß ich es weiß, beziehe; alles, was ich erfahre und lerne, hat Zusammenhang mit ihm, meine Ideen, so wie die Natur, alles erklärt ihn und erklärt die anderen Wesen, und so studiere ich ihn unaufhörlich« (Kritische Schriften I 141). Und dieser allgemeinen, umfassenden Verehrung entspricht auch seines Freundes Köpke Feststellung: »Shakespeare! In diesem Namen lag für ihn ein Zauber, der ihn sein langes Leben hindurch beherrscht hat; sein eigenstes Geschick lag darin. Wie unendlich oft hat er nicht von seinem Dichter, von seinem Buch über Shakspeare gesprochen! Mündlich und schriftlich hat er es, und oft in einer Weise, als sei das Buch vollendet, als müsse es zur nächsten Messe erscheinen . . . Tieck sah in Shakspeare die Welt, darum er-

[1]) Die szenischen Richtlinien fürs deutsche Theater hat er aus Shakespeare heraus bis in Einzelheiten formuliert und vertreten in seinen »Briefen über Shakspeare«, dann als Leiter der Dresdener Hofbühne in den Jahren 1825—40, in zahlreichen Rezensionen von Aufführungen sowie in der Novelle »Der junge Tischlermeister« (1836), ja noch in der von ihm beratenen Aufführung des »Mittsommernachtstraumes« im kgl. Palais zu Potsdam (1843).

weiterte sich ihm die Geschichte Shakspeares und seiner Werke zur Geschichte der Welt. Es kann kaum überraschen, daß ein Buch, das auf so breiter Unterlage ruhen sollte, nicht zustande kam; es wäre in diesem Umfange allein das Werk eines vollen Lebens gewesen, und er sah darin, wenn auch eine seiner höchsten, doch keineswegs seine einzige Aufgabe. Selbst seine Begeisterung und Kraft konnten nur die ersten Grundbauten hinterlassen« (Einltg. der »Nachgel. Schriften«).

Auf die Art, wie Tieck die Shakespeare-Lektüre betrieb, und auf deren tiefgehende und entflammende Eindrücke hat wohl der »psychologische Roman« von K. P. Moritz »Anton Reiser« (1783) ausgestrahlt. Zum Beispiel: »Diesem [sc. seinem romantischen Freunde] nun ein ganzes Stück aus dem Shakspeare vorzulesen und auf alle dessen Empfindungen und Äußerungen dabei mit Wohlgefallen zu merken, war die größte Wonne, welche Reiser in seinem Leben genossen hatte. Sie widmeten ganze Nächte dieser Lektüre . . . Die schwellende Leidenschaft mit dem wechselnden Interesse der Handlung stieg . . . Er hatte die Empfindungen Tausender beim Lesen des Shakspeare mit durchempfunden . . .« (Dtsche. Lit. Dkm. Bd. 23, 234). Ähnlich ergeht's dem Knaben Tieck, als er zunächst des »Hamlet« in Eschenburgs Übersetzung habhaft wird und ihn mit grausigem Entzücken im Nebelregen eines Herbstabends beim trüben Schimmer einer Öllampe in einer Pappelallee verschlingt (Köpke I 42). Von nun an drängt es ihn zum Genusse des Dichters, und vergeblich sucht der nüchterne Vater Einhalt zu tun. Bei Dramenaufführungen im befreundeten Hause Reichardt gibt der Junge schwierige Rollen in Shakespeare-Tragödien, aber auch den Falstaff. Aus den Märchenvorstellungen des »Mittsommernachtstraumes« heraus ersteht noch auf dem Gymnasium Tiecks Weihespiel »Die Sommernacht« (1789), worin der Brite noch ganz im Sinne des Sturmes und Dranges verherrlicht wird: Titania verleiht dem Knaben Größe mit Unbewußtheit dieser Größe, Oberon hingegen »helle, flammendste Begeisterung«, einen unbegrenzten Genius, der »in der Erde Schlünden der Zauberei Geheimnis lauscht«, der sich himmelan hebt, »durchbrechend alles, was ihm entgegentritt«. . . In einem solchen Kraftgenie wirkt denn auch »dies übermenschliche, dies göttliche Gefühl« — er »kann sich selbst nicht fassen!« Um diese Zeit steht Tieck aber auch unter

dem Zeichen des "Tempest": in den freudlosen Tagen in Halle, in denen einzig der ferne Wackenroder den Verlassenen aufrichtet und mit ihm seinen Shakespearekult treibt, liest er dieses Märchendrama den Studiengenossen vor und erntet viel Beifall, während sie MSND. ablehnen (Köpke I 138). Doch macht sich Tieck damals auch schon vom bedingungslosen Sturm- und Drang-Shakespeare los: »Ich ärgere mich . . . über die Nachbeterei, wo in jedem Lesebuche steht, Shakspeare sei ein Genie, aber ohne Geschmack (Genie ohne Geschmack ist für mich jetzt ein Unding), er besitze keine Kunst, und ich finde auf jeder Seite so feine Kunst, so feines Gefühl, den feinsten Geschmack.« [T. an Wackenroder, 10. 5. 1792, Bfw. (v. d. Leyen) II 22). — In Göttingen zieht Tieck dann die ältere englische Literatur mächtig an: hier stehen ihm reiche Bücherschätze dieser Epoche offen, und er vertieft sich, um zu seinem Mittelpunkte Shakespeare zu gelangen, in die gesamten Elisabethaner, namentlich in den Rivalen Shakespeares, in Ben Jonson, dessen »Volpone« er schon übersetzt. Ja, eigene dramatische Versuche entstehen als unbedeutende Frucht der Versenkung in »Macbeth« und »Othello«, und die damalige Macbeth-Lektüre ist mit überreizten Zuständen und spannenden Erlebnissen verquickt (Erscheinung einer wüst aussehenden alten Bettlerin, in der T. zunächst eine leibhaftige Hexe der Tragödie zu erblicken vermeint; s. Köpke, I 179). — Praktisch setzt er sich 1793 zum ersten Male mit der Frage der dramatischen Form Shakespeares ausführlicher auseinander, als er den Gedanken faßt, das große Werk zu schreiben, welches Shakespeare dem deutschen Volk ganz aufschließen soll, und als ersten wichtigen Schritt hierzu die Bühnenbearbeitung des »Sturms« unternimmt, der freilich Wirkung versagt blieb. Dem erst 1796 erfolgten Druck geht aber die »Abhandlung über Shakspeares Behandlung des Wunderbaren« (= Krit. Schr. I 37 ff.) voran. Und hier spricht wieder oft noch ganz Sturm und Drang aus dem Kritiker, z. B. wenn er die höchste Kunst des Dramatikers in der Täuschungswirkung sieht, daß wir die Regeln der Ästhetik mit allen Begriffen unseres aufgeklärten Jahrhunderts vergessen und uns ganz dem schönen Wahnsinn des Dichters überlassen. Gerade in der Kunst, »den richtenden Verstand einzuschläfern«, sei Shakespeare unbedingt Meister; »nach seinem eigenen Gefühl« habe er sein Kunstwerk gedichtet,

er erschüttere »durch kühne Schläge des Genies«. — Das sind Sätze, die Fr. Schlegel bereits bekämpft und berichtigt, wenn er sagt, Shakespeare schaffe, »wie die Natur, deren Ebenbild er im kleinen ist,« doch nicht darum, weil er, und das wahre Genie überhaupt, mit unerklärlichen Kräften produziere, sondern weil »Klarheit, ebenso sehr wie Fülle und Kraft, seine unterscheidenden Merkmale sind« (Werke, 7, 30f.); oder indem er T. vorhält, er sei zu wenig »auf die objektiven Eigenschaften der Darstellung, ihre Richtigkeit, Lebendigkeit, Kraft, Harmonie, Vollständigkeit und Idealität« zurückgegangen (ebd. 11, 19f.). Tieck selber schwankt damals noch sehr: in der wohl knapp vor der Drucklegung erst verfaßten Vorrede zu dem Buche betont er in unverkennbarem Nachhall des »Wilhelm Meister« die Ordnung und Planmäßigkeit des »Sturmes«, die Einheit und ununterbrochene Spannung der Handlung. — In seinen »Briefen über die Kupferstiche nach der Shakspeare-Gallerie« (1793) hatte er sich mit der dramatischen Ausdrucksform seines Lieblings nicht zu befassen; erst 1798 tritt er ihr wieder im »Zerbino« näher, jetzt von gefestigterem romantischen Standpunkte aus. Da sagt der Held zu Shakespeare: »Man hält Dich also für einen wilden erhabenen Geist, der bloß die Natur studiert hat, sich ganz seiner Furie und Begeisterung überläßt und nun darauf losdichtet . . .« und der Engländer erwidert: »Grüß Deine Bekannten von mir und sag' ihnen, daß sie sich irren . . . Verkündige ihnen, daß die Kunst immer meine Göttin war, die ich anbete.« — 1800 verfaßt Tieck seine »Briefe über Shakspeare«. Da sucht er, bei aller Wahrung des romantischen Kritizismus, sich ihm p e r s ö n l i c h zu nähern, ihn historisch zu erfassen, aber auch stimmungsmäßig zu durchdringen und dichterisch nachfühlend darzustellen. Und hier bereits entwirft er das Programm seiner Shakespeare-Novellen: »Du sagst mir, meine Briefe könnten ungefähr so in einem Roman stehen. Wenn der Roman sonst nur gut oder überhaupt nur das wäre, was ich einen Roman nenne, so hätte ich gar nichts dawider. Weißt Du doch nicht, was aus diesen Briefen wird. Wenigstens werden sie nicht ohne Poesie sein, wenn es mir gelingt, Dir Shakspeares dichterischen Charakter so darzustellen, wie er mir erscheint und ich ihn zu schildern die Absicht habe. Ich kann Dir nicht dafür gut sein, daß ich nicht, um manches auszudrücken, auch Gedichte einmische, ja ich kann mir sogar ein ganzes Buch

vorstellen, welches durch Allegorie, Verse und Geschichten einen Dichter erläutert, und es ist einer meiner alten Pläne, den ich auch noch nicht aufgegeben habe, über die Periode der altenglischen Poesie einen Roman zu schreiben, denn wenn alles Bezug hat und klar gedacht ist, so ist es ja nur eine freiere Form einer Beurteilung oder eigentlicher die Verwandlung einer Unform in eine Form. Das hat mich bisher nur noch von der Ausführung dieses Vorwurfs abgehalten, weil ich einsehe, daß ein solches Buch, wenn es Shakespeare nur einigermaßen entsprechen sollte, außerordentlich witzig sein müßte.« (Krit. Schr. I 147 f.) In solche Vorsätze schiebt sich jedoch auch die Schlegelsche Ästhetik mitbestimmend hinein, wenn es heißt: »In Deutschland hat man hin und wieder ein einzelnes schönes Wort über ihn gehört, was aus einem vollen und lebendigen Gefühl gesprochen wurde, wie z. B. in den »Blättern von deutscher Art und Kunst«, der »Wilhelm Meister« hat ihn kräftig gegen manche Verunglimpfungen in Schutz genommen, in den »Horen« findest Du eine schöne Ansicht von »Romeo und Julia« und im »Athenaeum« zerstreut treffliche Bemerkungen, und daß der neueste Übersetzer ihn versteht, erhellt aus der Übersetzung. Niemand aber hat ihn sich ausdrücklich als das Bild alles Vollendeten in der Kunst ausgewählt und alle seine Werke im Zusammenhange dargestellt, und dies ist es eben, was ich in diesen Briefen versuchen will« (ebd., I 159). — Freilich ist auch in diesen Briefen immer noch keine abgerundete Vorstellung von Shakespeares Kunstform vorhanden; aber deren negative Merkmale wenigstens sind Tieck nun doch klar geworden: er vergleicht Shakespeare mit dem ausgeklügelt klassizistisch-korrekten Ben Jonson und mit den chaotisch komponierenden Vorgängern und Zeitgenossen. Nicht oft genug kann es uns Tieck einhämmern, daß Shakespeare ein dramatisches Ideal verfolgt habe; daß man fühle, »wie einzig er steht, wie alles reine Kunst und unabhängige Darstellung« ist. Richtig hat Tieck erkannt, daß Shakespeare bewußt Stellung zur hochentwickelten und scharf geschliffenen literarischen Kritik seiner Zeit nahm und der Schaustellung von Gelehrsamkeit durch Ben Johnson oder Harvey gegenüber sein höheres, freieres Kunstverständnis mit Wärme verfochten hat (vgl. Krit. Schr., I 138 u. ö.). — Die grundlegende historische Forschung Tiecks schritt inzwischen rüstig weiter:

1811 erschienen seine Übersetzungen angezweifelter Stücke (zumeist Quellendramen) Shakespeares mit bedeutsamen Einleitungen als »Altenglisches Theater« in zwei Bänden, 1823—29 die weiter ausgreifenden Übertragungen »Shakespeares Vorschule« in zwei kritisch eingeleiteten Bänden; noch 1836 gab er heute als unecht erkannte Dramen als »Vier Schauspiele von Shakspeare« übersetzt heraus, und sein Nachlaß bescherte uns noch die Übertragung des apokryphen »Mucedorus«. Daneben hat sich Tieck mit Schiller, Goethe, W. Schlegel u. a. gründlich über seinen Abgott ausgesprochen und ist nach bereits fünfundzwanzigjährigem Studium des Genius und seiner Zeit in des Dichters Lande gekommen: mit dem Jugendfreund Wilhelm von Burgsdorff, dem vornehmen Theaterkenner, hat er Ende Mai 1817 Englands Küste betreten. Den ersten Kunsteindruck nehmen die Reisenden in der Kathedrale von Canterbury in sich auf, die das Ziel der Wallfahrer Chaucers gewesen war. Dann geht's nach London, woselbst — Tiecks Absichten gemäß — das Britische Museum mit seinen bisher für ihn unerreichbaren Schätzen an Handschriften und seltenen Drucken das Hauptinteresse beanspruchte. Er besorgte sich zahlreiche Abschriften für sein weitausgreifendes Sh.-Studium und berichtete befriedigt: »So bin ich nun im Besitz von 14 vollständigen merkwürdigen Schauspielen in Handschriften, und von 10—12 anderen Altertümern habe ich mich mit größeren oder kleineren Fragmenten begnügt: Am wichtigsten waren mir unter diesen Altertümern diejenigen, von denen ich annehmen durfte, daß sie auf dem Theater der Hauptstadt geherrscht und Glück gemacht hatten zu der Zeit, als Shakspeare wohl erst kürzlich nach London gekommen war: weil es diese Versuche sind, die das Volk und die nachfolgenden Schriftsteller stimmten, denen der große Dichter sich anschloß, indem er sie nachahmte, und welche seit mehr als zwei Jahrhunderten, ungeachtet mancher Widersprüche und vielfacher späterer Entartung, das begründet und ausgebildet haben, was wir die englische Schule der dramatischen Kunst nennen müssen; eine Schule und Form, die, wie ich schon sonst behauptet habe, sich uns Deutschen ebenfalls aneignet und uns die natürlichste ist . . . Zunächst wandte ich meine Aufmerksamkeit auf diejenigen Schauspiele, die man wohl hie und da, früher oder später, dem großen Dichter selbst als

Jugendversuche oder als Mitarbeiter befreundeter Autoren zugeschrieben hat; und da ich die Seichtigkeit der englischen Kritik schon längst zu durchschauen glaubte, welche dem Dichter einen Oldcastle, Cromwell, den alten König Johann oder gar die Bürgerkriege der beiden Rosen abspricht, so war meine Neugier auf diese nicht beachteten und verworfenen Stücke um so gespannter, . . .« (Krit. Schr. I 242.) — Über diesen, wie man sieht, sehr planmäßig und wissenschaftlich betriebenen Materialsammlungen für das große Lebenswerk vernachlässigte Tieck aber auch das moderne Theater Londons nicht und suchte zu ergründen, wie die englischen Dramaturgen und Schauspieler Shakespeare etwa erfaßten. Hier erlebte er allerdings Enttäuschung: barbarisch verstümmelte Einrichtungen der ihm geheiligten Stücke, verfehlte Darstellungen der Heldenrollen, selbst durch den berühmten Kemble, ließen ihm die deutsche Bühne der englischen weit überlegen erscheinen. Und Coleridge, der mit Tiecks Aufsätzen wohl vertraut war, lehnte im Gespräch dessen nunmehrige Ansichten über Shakespeares Entwicklungsgang als unenglisch glatt ab (vgl. Köpke I 375 f.). — Wie die beiden Reisenden manche historische Stätten der Königsdramen in London besahen, so wallfahrteten sie auch zum eigentlichsten Heiligtum ihrer Verehrung: »In Warwickshire standen sie auf dem Boden Shakspeares und seiner Helden. Herrlich war die Wirkung des alten Schlosses von Warwick mit seinen Mauern, von dichtem Efeu umsponnen. Die reiche Sammlung alter Waffen, die hier aufbewahrt wurde, erhöhte den lebendigen Eindruck. Man bestieg einen der mächtigen Türme, der einen überraschenden Blick auf das Land gewährte. Dann besuchten sie die Ruinen des einst glänzenden Schlosses Kenelworth, an dessen Namen sich viele bedeutende Erinnerungen knüpften. Zuletzt waren sie in dem kleinen Stratford am Avon, das ein Dichter zum berühmten Wallfahrtsorte gemacht hatte. So waren die Dinge in Erfüllung gegangen! Er, der Dichter, stand in frommer Verehrung an der Wiege des Dichters, an dessen Geiste im fernen Land und nach Jahrhunderten sich der seine entzündet, dessen Namen er im Herzen getragen hatte, seit er seiner selbst bewußt geworden war.« (Köpke, I 376 f.) — Zur zusammenfassenden Verarbeitung dieser Eindrücke und Aufzeichnungen des englischen Aufenthaltes kam Tieck aber nicht im erhofften

Sinne. Was ihm der Freund W. Schlegel 1809 in Beziehung auf das geplante Shakespeare-Werk geschrieben hatte: »Ich gestehe, ich bestellte mir von Dir lieber etwas als über etwas,« das hat Tieck 1824 und 1825 zunächst im »Dichterleben. Erster Teil« erfüllt.

Als Vorgeschichte folgte 1828 »Das Fest zu Kenelworth« und 1829 der Vorgeschichte und Fortsetzung in sich verschmelzende zweite Teil des »Dichterlebens«.

Die Quellengeschichte empfiehlt sich in der durch die Ausgabe l. H. geschaffenen Reihenfolge der drei Novellen zu betrachten, da in dem historisch-kritischen Material Tiecks nach 1826 keine Änderung mehr eingetreten zu sein scheint. Dieses war wohl 1821 im wesentlichen abgeschlossen worden[1]: Die englischen Shakespeareherausgeber und Kommentatoren, vornehmlich Rowe, Pope, Johnson, Johnson und Steevens, Malone, Reed, Capell, Farmer, hatte er durchgeackert, die gesamte deutsche Kritik war ihm wie die wichtigste englische gegenwärtig, für die erwünschte breite Grundlage des historischen Stoffes konnte er aus Dodsleys Ausgabe der "Old Plays" wie aus seinen eigenen kostbaren Abschriften schöpfen, und im selben Jahre, in dem er als inbrünstiger Pilger zu Shakespeares Reliquien vielleicht den letzten Ansporn zu einer lebensvollen Gestaltung seines Shakespeare-Bildes erhielt, erschien das bequem zusammenfassende Werk von Nicholas Drake "Shakespeare and His Times" in zwei mächtigen Quartobänden, in denen u. a. auch Tiecks »Briefe über Shakspeare« ehrenvoll erwähnt waren. So viel auch an Tiecks Kritik der Shakespeare-Stücke und an seiner Erfassung der Dichterpersönlichkeit in historischer Notiz und im »Dichterleben« gemäkelt worden ist, sollte man doch weder die Unvollkommenheit des kritischen Apparates um 1820 noch gar die heute noch geltende Unsicherheit der Erkenntnis des Biographischen über Shakespeare verkennen. Auch die modernsten Abrisse von Shakespeares Leben enthalten eine Fülle von Hypothesen, welche zu überbrücken trachten, was an tiefen und breiten Klüften unseres Wissens über seinen Wandel als Mensch und als Dichter, ja über die bloße Aufeinanderfolge seiner Werke — wovon doch

---

[1]) Dem widerspricht auch nicht das »Chronologische Verzeichnis der Stücke Shakespeares« im 5. Entwurf zum »Buche über Shakespeare« aus dem Jahre 1821 (siehe Lüdekes vorzügliche Ausgabe, 1920, S. 437 ff.).

erst die volle Erkenntnis seiner Kunstentwicklung abhängt — unseren Pfad hemmt. Um wie vieles schwieriger lag nun die Aufgabe des Dichters, der aus dem Wuste sagenhafter Berichte jeweils bloß einen als Grundlage einer erzählbaren Begebenheit auszulesen hatte! Wie sehr war er da im Nachteil gegen Goethe, der sich im »Tasso« grundsätzlich nur an eine Quelle hielt, oder gegen Grillparzer, der in der »Sappho« eine knappe, klare Sage mit einer nur geringen Menge überlieferter Lyrika als Einschlag verwob.

Über die literarischen Quellen zum »Fest zu Kenelworth« hat zuerst R. Brotanek (Die engl. Maskenspiele, 1902, S. 328) Licht verbreitet. Danach mag unser Dichter durch die Anmerkungen zu W. Scotts "Kenilworth" (1821), der ihn künstlerisch zum Widerspruch reizte, auf die beiden erhaltenen Berichte von Augenzeugen aufmerksam geworden sein. Nun las er sie in der Wiener Hofbibliothek in Nichols, Progresses of Queen Elizabeth (1788) nach. Der erste Gewährsmann, Robert Laneham, ein affektierter, eitler Kaufmann in Leicesters Diensten, beschreibt in einem Brief die überaus prächtigen und bunten Festlichkeiten, die der Graf zu Ehren der Königin im Juli 1775 in dem ihm von dieser geschenkten und nun aufs fürstlichste eingerichteten Schlosse K. veranstaltete. Der zweite vielfach berichtigende und ergänzende Bericht "The Princelye Pleasures, at the Courte at Kenelworth . . . 1576" stammt sicherlich von George Gascoigne, dem an den Festlichkeiten beteiligten Dichter. An beide Darstellungen schloß sich Tieck enge an: hier waren die allegorischen und legendären Figuren aus König Arturs Zeit, hier war ein begrüßender Herkules, hier auf dem großen Schloßteich schwebende Nymphen, hier die Frau vom See zu finden, ebenso auch das große Feuerwerk, die Hitze am Montag, die Hirschjagd und als deren Abschluß das von Gascoigne herrührende Schmeichelgedicht, in welchem die 26 Echostrophen als gelungenes originelles Mittelstück standen, und welches ihr Verfasser als »Wilder, in Efeu gekleidet«, vortrug. Daß Tieck den Knaben Shakespeare als notwendigen Echogehilfen dieses höfischen Scherzes einführte, erklärt schon Brotanek durch den Hinweis auf Percys Vermutung (Rel. of A. E. P. I.), daß der Elfjährige diese Festtage mitgemacht habe. Aus Laneham nahm T. dann wieder den dramatischen Zug herüber,

daß dem »Wilden« nach dem Zwiegespräch mit der Echo beim Fortschleudern der unmutig zerbrochenen Keule das Mißgeschick widerfährt, beinahe die Königin zu treffen, und daß diese gnädigst dem Ungeschickten verzeiht. Die Einstellung sonstiger allegorischer und dramatischer Schau in diesem Rahmen verdankt Tieck beiden Quellen zusammen. Vater Shakespeares freilich erst nach 1577, wenn überhaupt, anzunehmende mißliche Verhältnisse, dessen Stand als Wollhändler, seine Bezeichnnng als »wahrer Edelmann« mit der vordeutenden Wappenbeschreibung in einer munteren Traumeinkleidung, die Gemeindewürden John Shakespeares, die Vordeutung des »Advokatenschreibers« William (als welcher er ja auch im »Dichterleben I« gilt), ferner die zahlreichen Beziehungen des Knaben auf Sage und Geschichte entnahm Tieck als Rohstoff den englischen Biographien Rowes u. a.; Gascoignes bewegten Lebenslauf den bei Hazlitt und Drake gegebenen Anmerkungen. Letzterer lieferte aber auch zahlreiche kulturgeschichtliche Einzelheiten wie die kunstmäßige Pflege des »Jagdgeschreis« der Meute seitens der elisabethanischen Jäger (vgl. MSND, 4, 1) sowie die Schilderung des Aussehens Shakespeares (»die hellbraunen Augen, die hellen Locken und die hohe weiße Stirn«, »das helle seidene Haar, das sich nur wenig kräuselte« — das sind nur geringfügige Ergänzungen zu Drakes Angaben über die ursprünglichen Farben der seit 1793 auf Malones Veranlassung barbarisch weiß übertünchten Grabbüste in Stratford-am-A.; vgl. hierzu auch die Beschreibung der Büste in Tiecks »Der Mondsüchtige«, 1832). Dazu kommen Tiecks Erfahrungen auf seiner Englandreise, wo er die Wanderung nach und durch Stratford, Warwick und Kenilworth ebenso langsam und behaglich wie der zum ersten Male seine Vaterstadt verlassende junge Held unternommen haben mag und sich das lokale Gepräge einverleibte. Wie er die dort beobachteten Merkmale der übermalten Büste (hohe Stirne usf.) jedoch schon vermehrte und ausbaute, indem er dem Knaben auch eine »klare, helle Stimme, aber schwach« verlieh, ihn zum »zartgebauten und feinfühlenden« machte, so sind Tieck reichlich eigene Erlebnisse für einzelne Schattierungen in diesem »Prolog« fruchtbar geworden. Vor allem stand ihm für die Charakteristik John Shakespeares sein eigener Vater Modell, der brave Seiler-

meister, den wir bei Köpke (I 3, 5, 8, 19, 32f.) als aufgeklärten, ehrenhaften, altbürgerlichen Handwerker, verständig und tüchtig, aber auch derb und handfest, zu Hause die rauhe Seite herauskehrend, geschildert finden, der die volle Gewalt des Vaters und Meisters, Furcht und Gehorsam als oberstes Gesetz in seinem Hause betrachtete, die Kinder kurz, strenge und abweisend behandelte, mit Lob kargte, aber doch wieder, selbst als strafender Richter, verhüllte Gefühle väterlicher Liebe hegte und später seinen Sohn durch das Geständnis überraschte, er habe ihn immer von allen Kindern am meisten geliebt. Alle diese Züge hat Tieck in seinen selbst in der Legende wenig farbigen John Shakespeare hineingetragen, ebenso die Abneigung gegen Ammenmärchen und Komödienspielen und gegen neumodische Poesie. Wie John Sh. auf Williams Gascoigne-Lektüre schilt, so hat der harte Vater Tiecks Shakespeare-Lektüre scheelen Blicks beobachtet. »Unwillig folgte der Vater dieser neuen Wendung der jugendlichen Begeisterung. Er war ein Bewunderer Goethes, aber gegen Shakspeare war er sehr mißtrauisch. Wie fast das ganze ältere Geschlecht, sah er in ihm ein wildes, halbbarbarisches Genie, fand seine Trauerspiele roh und blutig, seine Späße abgeschmackt, das Ganze unverständlich und verworren. Eines Tages traf er den Sohn wiederum in ein Buch vertieft. Er beugte sich über seine Schulter nieder. Es war Shakspeares 'Maß für Maß'. Ärgerlich brach er in die Worte aus: 'Nun ja, das hat noch gerade gefehlt, um dich vollends verrückt zu machen!' Ludwig sprang von seinem Sitze auf und erwiderte schnell gefaßt: 'Erlauben Sie, lieber Vater, gerade so, wie es hier ist, habe ich mir immer gedacht, müsse ein Gedicht geschrieben werden. Das ist es, was ich lange gesucht habe.' Barsch erwiderte der Vater: 'Ach, du bist und bleibst ein dummer Junge.'« — heißt es bei Köpke (I 43f.). Zu einem solchen tyrannischen Vater, dessen Bild Tieck übrigens in nicht weniger als vier anderen Novellen malte, für den also literarische Vorbilder (etwa aus R & J. oder MSND.) als schwächer kaum in Betracht kommen, dem dagegen etliche ganz puritanerhafte Merkmale anhaften, ist denn auch das Verhältnis der ganzen Familie Shakespeare dasselbe wie im Hause Tieck: die sanfte, heitere, in sich gekehrte Mutter, die dem Mann gegenüber duldet und ihn beschwichtigt, aber doch auch

beharrlich sein kann (Köpke I 5 f.) und der gedrückte und leidenschaftlich unter Strenge und Verständnislosigkeit knirschende Knabe. Solcher Erschütterungen, wie sie im Heim zu Stratford das Fest verursacht, mag es manche in Tiecks Vaterhaus gegeben haben, zumal die außergewöhnliche Frühreife Ludwigs, dessen altkluges Wesen stark auf seinen kleinen William abgefärbt hat, diese Beengungen seiner empfindsamen, »feinfühlenden« Natur bitter genug spüren mußte. War es auch mit Tiecks Unfleiß und Schulversäumnissen nicht so arg als mit den von John Shakespeare seinem Söhnlein vorgehaltenen Mißerfolgen im Lernen, so denkt man doch bei Williams Vorliebe für Märchen und Sagen an Ludwig Tieck und beim »Auswendiglernen von Tiraden«, beim »Herumschreien auf dem Boden« an dessen Vorliebe für Deklamationen und an die Szene in der Kirche, wo er mit seinen Gespielen in einem Winkel des Chores heimlich die »Räuber« rezitieren will, aber durch den Widerhall der ersten Worte gewaltiges Aufsehen bei den unten versammelten Gläubigen erregt (Köpke, I 32 f.). Auch die unerwartete Begegnung Williams mit der Königin mag ein Jugenderlebnis Tiecks widerspiegeln, als er durch Neugierde und Ungeschicklichkeit den durchdringenden Blick des »alten Fritz« bei einer Parade vor dem Preglauer Tore in Berlin auf sich lenkte (Köpke, I 27 f.). — Trotz solcher vielfacher Anregungen, zu denen auch die häufigen vorgreifenden Stellen gehören, die an Shakespeares Dichtung anklingen, ist Tiecks frei schaffende Phantasie auch in diesem »Prolog« ausgiebig am Werk und hat bildhafte Vorstellungen, wie das Aussehen Gacoignes oder Johannas, ergänzt oder neue Situationen und Begebenheiten, wie das anmutige Bild des aus dem Walde tänzelnden William erfunden, also auch schon im Motivenmaterial kunstmäßig geschaltet.

Weit selbständiger verfuhr Tieck im »Dichterleben I«, im Grundstock der Novellen, woselbst die Anlage der Handlung ausgedehntere Quellenanleihen ausschloß, er vielmehr Vertiefung und Ausmalung der wenigen historischen Ereignisse vorzunehmen und überdies Neues zum Zwecke einer möglichst allseitigen Darstellung der gesamten Zeit einzuführen hatte. Das Tatsächliche boten hier die Biographien und die Kommentare. Für die Charakterzeichnung Greenes und Marlowes griff Tieck auf Drake und auf deren Werke: bei Greene auf die

Dramen und die seinem Leben entflossenen »Reueschriften«, bei Marlowe nur auf die Tragödien, in deren unbezähmbaren Herrenmenschen Tieck Selbstporträts ihres Schöpfers zu sehen glaubte. Ähnlich verwertet er ja auch Shakespeares Dichtungen in der von Tieck aufgestellten sehr anfechtbaren Chronologie zur Erklärung des Wesens seines Dichterhelden. Die Handlung spielt 1592, und Tieck gibt bald genau zutreffende Daten (Shakespeares in Dunkel gehüllten sechs- bis siebenjährigen Aufenthalt in London, usf.), bald dichterische Zusammendrängungen (Greenes und Marlowes Tod innerhalb weniger Tage anstatt neun Monaten). Die ungeklärten Anfänge des englischen Theaters und Shakespeares selber sind nach englischen Gelehrten (bes Malone), jedoch wählerisch behandelt; das Aufkommen der Schauspielkunst, die ungebührlich überragende Rolle der Theaterunternehmer vom Schlage eines Henslowe, Shakespeares Aufstieg aus solchen Niederungen sind mit gesundem historischen Gefühl ausgearbeitet; ebenso die in eigentlichen Literaturkreisen damals verbreitete Anschauungsweise, daß die Dramatik nur der Unterhaltung diene, bloß Material fürs — oft mißachtete — Theater zu schaffen habe und dadurch ein einträgliches Geschäft bedeute, jedoch nicht auf dichterische Bewertung Anspruch erheben dürfe (so auch stellenweise im »Dichterleben II«). Die übliche Patronanz hochadeliger Herren über die Schauspieltruppen faßt Tieck etwas zu persönlich, zu mäzenatenhaft: sie war eine reine Formalität, mit der die Truppen dem 1598 wiederholten kgl. Erlaß d. J. 1572 zur Vermeidung polizeilicher Behelligung genügen mußten, der andere als so geschützte Spieler mit Vagabunden und ähnlichem Gelichter auf eine Stufe stellte. Einen ganz romantisch gedachten begeisterten Mäzen bescheidener Zielsteckung schuf Tieck in dem Squire, und überaus liebevoll bringt er schon hier Southamptons Wesen in diesem Sinne zur Geltung. Die zahlreichen bei Drake (I 423 ff.) verzeichneten Rollen Shakespeares in der legendarischen Geschichte (Könige, Hamlet-Geist, usf.) vermehrt Tieck noch um die des Bruders Lorenzo; an diese oft geradezu »heroischen« Rollen scheint er auch bei der Körperschilderung Shakespeares gedacht zu haben, wenn er von seiner »mittlen Größe«, von seiner »nicht tönenden Stimme« (jedoch auch von »edlem königlichen Wesen«) u. dgl. zu erzählen weiß, wobei

die »Bescheidenheit«, sein »mildes Antlitz« noch hinzukam, etwa durch Ben Jonsons lobendes Epitheton "gentle" nähergerückt, während die sonstigen äußeren Merkmale wieder teils der Büste und ihrer Schilderung bei Drake abgenommen, teils ganz frei gehalten sind: Der unauffällige, zurückhaltende »Schreiber« trägt bescheidenes Schwarz, der berühmt gewordene Dichter und Freund Southamptons »Seide«, ist »bunt und festlich gekleidet«. Den von Ben Jonson in seinem Lobgedichte (1623) erwähnten Mangel an Gelehrsamkeit legt Tieck mit romantischer Wendung dem kosmopolitisch redenden Marlowe in den Mund; des letzteren Atheismusverdacht und die darauf zurückgehenden kirchenbehördlichen Maßregeln sind geschichtlich, ebenso Greenes Abschiedsbrief an seine Gattin. Eignet dem Sohne dieses Unglücklichen auch wieder jene unkindliche Altklugheit wie dem kleinen Shakespeare des »Prologs«, wobei man sich sowohl des Knaben Tieck als auch des kleinen Macduff (Macb. 4, 2) erinnern mag, so entstammen doch hier solche Züge auch unmittelbar der Quelle: in Greenes "Never too Late" fragt das Söhnlein: "Mam, where is my dad, when wil he come home?" — das wendet Tieck leicht, um Naivetätseindruck zu erwecken. In Henslowe ist viel Humor romantischer Art in Nachahmung Ben Jonsons hineingelegt; die Brownisten fand Tieck in Twelfth N. 3, 2 erwähnt und von den Kommentatoren erläutert: die Auswirkungen dieser Bewegung des Cambridger Theologen Robert Brown, die übrigens schon 1580 stark einsetzte und sich trotz der Widerrufe ihres Apostels bis in die Independents-Sekte fortpflanzte, auf den erfundenen Arthington, sind milieumäßige Phantasieerfindungen Tiecks. Die Dirnenfiguren Billy und Hanny sind mit fiktiven Namen versehene, wieder nach historischen und sittenstückmäßigen Quellen geschaute Gestalten. Die Kartenaufschlägerszene scheint frei ersonnen zu sein.

Erlebtes schimmert da und dort durch. Marlowes hart an Wahnsinn streifender Anfall nach der Entdeckung von Shakespeares überragendem Genie und nach der seiner eigenen Minderwertigkeit gemahnt an Tiecks Bericht von einem schweren Halluzinationszustand, den er sich infolge Überreizung durch Rezitationen zugezogen hatte (Brief an Wackenroder, v. 12. 6. 1792). Die dortselbst erwähnte Vorstellung eines durchgehenden Wagens — übrigens eine Lieblingsmetapher für den

enthusiastischen Gefühlscharakter im »William Lovell« — kehrt auch in Greenes Worten als Wirklichkeitserlebnis und gleich darauf als Metapher mit starken Anklängen wieder (von anderen wahnsinnartigen Anfällen spricht Köpke I, 67 und 101 ff.). — Southampton schildert Tieck nach den Sonetten als kindlich, fast mädchenhaft, als weich-schönen Jüngling oder gibt ihm ausmalend ein »hübsches Jungfrauengesichtchen mit den himmelblauen Augen«, ja läßt ihn sogar für ein Mädchen gehalten werden: da spuken die vielen theatralischen weiblichen Pagen der elisabethanischen Komödie. Als vorurteilsloser, herablassender Freund erscheint der Graf — im Sinne der Sonetten-Mythe[1]). Wenn Meres, der blaß Geschilderte, »Romeo« lobt, so entspricht das natürlich seiner bekannten Liste von Stücken Shakespeares. Die rein romantischen Ideen, als deren Sprachrohr mit geschickter, meist charaktergemäßen Aufteilung etliche Personen des ersten (wie des zweiten) Teiles des »Dichterlebens« manchmal erscheinen, sind Erlebnis des Kritikers Tieck, fallen aber auch unter seine Kunstneuschöpfungen. Solche Neuschöpfungen von stilgerechten Figuren, Belebung und Durchdringung historisch unbekannter oder nur schattenhafter Personen und Begebenheiten mit dem Zeitgeist des damaligen London bilden selbständige Leistung des Dichters.

Im »Dichterleben II«, das nach den Angaben über "Venus and Adonis" sowie über die Pest im Sommer 1593 spielend gedacht ist, zieht Tieck für die Jugendvorgeschichte wieder Shakespeares Dramen und die Biographien kritisch auswählend heran, nicht minder aber auch sonstige Literatur, wobei er freilich, wie sogar als Kritiker, übers Ziel schießend, den angebeteten Genius zum Verfasser eines ganzen Bündels gewiß unechter Stücke stempelt: es gilt ja geradezu als ein Merkmal von Shakespeares Kunst, daß er das Motiv »rein bürgerlicher Begebenheiten« meidet, das jene Dramen tragisch verarbeiten: aber Tieck stand eben nicht an, selbst »Othello« und »Romeo« gewaltsam für »bürgerliche Trauerspiele« zu erklären

[1]) Auf diese baute Tieck felsenfest; vgl. »Chronolog. Verzeichnis ...«: »... ich glaube sie chronologisch und nach Kapiteln ordnen zu können und werde Ihnen auf Verlangen diese Anordnung mitteilen, denn in diesen Gedichten ruht doch eigentlich das ganze Verständnis Shakspeares« (Lüdeke S. 438).

(Nachgel. Schr. II 135). — Bei den wiederholten Erwähnungen von Landsleuten Shakespeares, die sich in London der Bühne zuwandten, schwebten Tieck Thomas Greene, Heminge und die Burbages vor, Kämmerertruppenmitglieder, die Malone und nach ihm Drake, heute nicht unwidersprochen, für Warwickshireleute ausgegeben hatten. Die bewegte Schilderung des Erfolges von »K. Henry VI.« auf den Brettern stützt sich auf Nashs Mitteilung in "Pierce Penniless" (1593) über die Aufführung des 2. Teiles der Trilogie im Jahre 1592, in welchem die Talbotszenen neu waren; beim »kleinen unvergleichlichen Schauspieler« dachte Tieck an die nicht unwahrscheinliche Behauptung, daß E. Alleyn, der Stern der Admiralstruppe, diesen Talbot zuerst gegeben habe. Die »Revenge«-Anekdote erzählt Tieck nach einer satirischen Bemerkung von Lodge über den »Urhamlet« (1596). — Der alte John Shakespeare ist mit den früher beliebten Strichen von Tiecks Vater gezeichnet, »finster, schwermütig«, »oft zornig«, furchteinflößend u. dgl. m.; neu ist seine ausgesprochene Abneigung gegen das Theaterwesen und gegen die Mimen, die Southampton nur durch diplomatisches Anschlagen der patriotischen Seite, durch den Anruf seiner — nun im Gegensatz zum »Fest zu K.« stehenden — soldatischen Neigungen zu überwinden weiß: auch hier denkt man an Vater Tieck, der trotz gelegentlichen Verkehrs mit Schauspielern deren Schwächen deutlich kannte und sich äußerte: »Die Komödianten sind doch schlechte, unmoralische Gesellen. Es ist kein Verlaß auf sie« (Köpke, I 8). Dieser Standpunkt paßte trefflich für John Shakespeare, der auch sonst, wie im »Prolog«, etwas puritanisch angehaucht ist, obzwar ihn Tieck nach einer auch von Drake (I 16) geteilten, nicht widerlegbaren Ansicht zum heimlichen Katholiken macht. — Die Auswahl aus den zahlreichen Hypothesen über Shakespeares Jugendgeschichte ist künstlerisch und kritisch weise getroffen: die Kenntnis des Italienischen wird als gesichert angenommen, die Reise nach Italien hingegen nicht berührt. Shakespeares Aussehen wird wie früher teils nach der Büste und Drake, teils nach den legendären Mitteilungen über sein Rollenrepertoire mit bekannten Farben entworfen; dazu treten Ausmalungen nach Eigenheiten Tiecks in der Betonung der Schaffensweise des Künstlers, der Gespensterfurcht vor dem Dasein, der Vorliebe für das Vorlesen, für das Theaterspielen auf der »kleinen

häuslichen Bühne«, u. dgl. m. — Für die Verführung durch Johanna gibt Tieck die Quelle — »Aeneis« — selbst an; die Figur dieser Gattin Shakespeares ist naturgemäß reine Erfindung, und zwar mit Hervorhebung des Wesensfremden dem Dichter gegenüber, der ja von ihr — für seine Rosaline — innerlich frei werden mußte, wie wenig historisch auch sein Verhältnis zu letzterer ist. Shakespeare, von dem man eher ein bürgerliches Verhältnis zu seiner in Stratford die Früchte seiner Londoner Tätigkeit einheimsenden Familie vorauszusetzen berechtigt ist, wird bei Tieck sogar inzwischen noch in eine platonische Liebe zu Emmy gestürzt. All dies ist ebensowenig quellengemäß wie die umfänglichen philosophisch-literarischen, politischen und religiösen Gespräche, zu deren Bestreitung oft Pedantenfiguren der Sittenkomödie (Florio in wenig schmeichelhafter Literarisierung, Baptista) aufgeboten sind. Für die vom Dramatiker selbst vorgetragene Romeo-Analyse bedient sich Tieck zum Teil der Worte W. Schlegels (Vorlesungen über dram. Kunst u. Lit. II 2, 159).

Die zweite Hälfte dieser Novelle schöpft dann Biographisches vornehmlich aus »Venus a. A.«, dessen Held dem Grafen eine gewisse Sprödigkeit gegenüber dem reifen, sehr erfahrenen Weibe leiht, und aus den Sonetten (die Verkettung motiviert sein Shakespeare selbst gegen Schluß). Bei Drake fand Tieck, der die letzteren 1813 mit Kommentar hatte herausgeben wollen, die Vermutung verfochten, der angebetete schöne Freund sei der jugendliche Southampton und der ganze Kranz von stilisierten Renaissancebildern idealisiere Erlebtes. Hierzu äußerte er sich dann im Aufsatz über die Sonette (1826). »In England, wo man sonderbar genug so vieles ganz Naheliegende trotz aller Untersuchungen über den Dichter nicht fand, kann dieses für eine Entdeckung gelten«, und »das meiste, was ich von ihm [sc. Shakespeare] weiß, habe ich in diesen Sonetten erfahren. Nur muß man freilich die Zeitgeschichte genau ins Auge fassen und die übrigen Schriftsteller kennen, die damals lebten.« Nun ist ja die ganze Themenwahl der Sonette: Ermahnung des Freundes zur Eheschließung und zur Fortpflanzung seiner Schönheit, Kampf zwischen Liebe und Freundschaft bei doppeltem Betrug des Ich-Rollendichters durch Freund und Geliebte, Vorwürfe der Kälte seitens des Freundes, Tadel der treulosen »schwarzen« Geliebten, ebenso wie die spitzfindig-

zierliche Durchführung, die Tieck um 1794 noch selbst als »blendende, schimmernde Manier, wo alles aus unnützen und prunkenden Flittern besteht« (Buch über Shakespeare, Erster Entwurf, Lüdeke, S. 177) ungerecht verurteilt, wohlbekanntes Erbgut der Petrarkisten und Antipetrarkisten über französische und englische Mittelglieder mit außergewöhnlich geistvollem Eigengehalt, dessen Erlebnisniederschlag uns nach Breite und Tiefe ewig verschlossen bleiben dürfte. Wenn Tieck trotz dieses ihm noch undurchsichtigen Tatbestandes der Versuchung erlag, Shakespeare zum betrogenen Freund Southamptons und einer Brünetten zu prägen, wenn er bis ins Kleinste aus Sonettenstimmungen Erlebtes rückbildete und zum Lebenslauf verkettete, so scheint außer der romantischen Idee[1]) auch ein reiches Eigenerlebnis des deutschen Dichters heranzuziehen zu sein, dem allerdings das Element der Liebe zum Weibe und die daraus aufkeimende Motivenverwicklung der Sonettenbiographie mangelt: die an Überschwenglichkeiten, aber auch an Innigkeit, gegenseitiger Anregung und Veredelung so ergiebige Freundschaft Tiecks und Wackenroders in ihrer beider zwanzigstem Lebensjahr, die uns ihr Briefwechsel (hrsg. v. von der Leyen) so greifbar mit allen ihren Entzückungen schildert, wobei wir der Versenkung der beiden in Shakespeare als eines unzerreißbaren Bandes zwischen den Jünglingen nicht vergessen dürfen. Zärtlichkeit, Rührung, Tränen, Sympathieversicherungen, gefühlvoller Tadel, Selbstvorwürfe, Eifersucht, gegenseitige Anbetung, Dankbarkeit — alles das kommt in diesen Briefen genau wie in dem aus den Sonetten herausgelesenen, in Gespräch und Erzählung aufgelösten Herzensbunde der erdichteten Freunde zum vollerzitternden Klingen. — Auch zur Zeichnung der Rosaline regte zunächst der literarische Stammbaum an: als »blasse Schöne mit den dunklen Locken«, mit ihrem »schönsten, schwarzen, wahrhaft italienischen Auge«, als »braune, wilde Zigeunerin« in ihrem Liebesverrat ist sie die Brünette der Sonett-Schlußgruppe; in ihrer Macht über den von ihr begünstigten Mann

---

[1]) »Lesen wir seine Gedichte nur im rechten Zusammenhange und mit offenen Sinnen, so ergibt sich bei keinem so sehr alles daraus, was man das Leben eines Künstlers nennen kann, ja wir werden am Ende mit seinem Geiste und seinem Wandel so vertraut, daß wir ihn in seiner persönlichen Gestalt vor uns zu sehen glauben« (Briefe über Sh. = Krit. Schr. I 180).

wird sie aber auch zur »Kleopatra«, zur lachenden und schwätzenden »Lalage«, ja schließlich in ihrer heiteren, witzsprühenden, tollen Sinnlichkeit aus der »Venus« (in V. a. A.) zur Lustspiel-Rosaline (der L. L. L.), bleibt aber dabei vollsaftige, romantisch vielfältige Weibnatur. Blässer ist die leicht an die Mariana (M. f. M.) erinnernde Emmy gehalten; der Lord Franz dagegen erscheint als der echte elisabethanische Lustspielgeck, doch eher in Ben Jonsons als in Shakespeares Stil. — Ein altes Motiv seines »William Lovell« (1595/96, I 338 ff.) greift Tieck wieder auf, wenn er den gekränkten Shakespeare vor dem reuigen Freund-Rivalen die Tür versperren läßt: ebenso verschließt Lovell dem verhaßten Rosa, der nun seine Geliebte besitzt, das Zimmer und kann das Grauen nicht loswerden, als jener an der Tür pocht.

Das etwa war Tiecks Rohmaterial in diesen Novellen, auf den ersten Blick verwirrend, ungleichartig und bunt bedrückend. Ist es ihm gelungen, es zu einheitlich wirkendem, architektonischem Werk auseinanderzulegen und zu schichten? Da wirft sich zuvörderst die weitere Frage auf, wie dachte Tieck als Kritiker von Ziel und Technik der Novelle, die er in so zahlreichen Spielarten als Künstler ausgebaut hat? Da antwortet er (Krit. Schr. II, LXXXV): »Eine Begebenheit sollte anders vorgetragen werden als eine Erzählung, diese sich von einer Geschichte unterscheiden und die Novelle nach jenen Mustern [d. h. Boccaz, Cervantes und Goethe] sich dadurch aus allen anderen Aufgaben hervorheben, daß sie einen großen oder kleinen Vorfall ins hellste Licht setzt, der, so leicht er sich ereignen kann, doch wunderbar, vielleicht einzig ist . . . Bizarr, eigensinnig, phantastisch, leicht witzig, geschwätzig und sich ganz in Darstellung auch von Nebensachen verlierend, tragisch wie komisch, tiefsinnig und neckisch, alle diese Farben und Charaktere läßt die echte Novelle zu; nur wird sie immer jenen sonderbaren auffallenden Wendepunkt haben, der sie von allen anderen Gattungen der Erzählung unterscheidet.«

Dieses Wunderbare aber ruht, wie schon Minor (»Akademische Blätter«, 1884, 136 f.) dargetan hat, für Tieck auch im Gewöhnlichen, Gesetzmäßigen des Alltagslebens (wie es William hier zweimal ausspricht!) und wiederum im Absonderlichen, das den rein-menschlichen Gehalt mancher seiner

Novellen beeinträchtigt: aparte Zufälligkeiten, Lächerlichkeiten, episodische Modelle herrschen da zuweilen stark vor (so hier die Brownisten und die Florio-Baptista-Gruppe). Auch im Seelenleben der Menschen sucht Tieck, nach Minor, weniger die Tiefen zu ergründen als den Wechsel der Stimmungen und Anlagen zu beobachten, die Virtuosität und Elastizität des Geistes- und Empfindungslebens erfährt besondere Berücksichtigung: Wunderliches im Menschen, Übereilung, Geistesgegenwart, Prophezeihung, bacchische Begeisterung, Dämonisches. — In den überraschenden Wendepunkten dagegen kommt die romantische Ironie zum Durchbruch, die — seit 1811 durch die Freundschaft mit dem Berliner Ästhetiker F. W. F. Solger systematisch gereift — mit den an Shakespeare so gerühmten künstlerischen Absichten ihr Spiel treibt, die geradezu als romantischer Humor wirkt: das Bild der Handlung wird oft ganz verschoben. (So im »Fest zu K.« bei der theatralischen Leistung Williams und der dadurch umgeworfenen Bewertung des Sohnes durch den Vater; im »Dichterleben I« im Umschlagen der Beurteilung des Helden durch Marlowe; im »Dichterleben II« neuerdings bei der Wertschätzung des Helden durch Freund, Vornehme und Vater.) Auch gegen die Charaktere verfährt der Dichter mit derselben Ironie, hält sich hoch über den Parteien und verfolgt überall die geheime Absicht, die Schwächen und Fehler seiner Figuren sich wie von selbst verraten zu lassen. (Diesen Satz Minors belegen hier etwa die literarisch-ästhetischen Streitgespräche, noch offenkundiger aber Rosalinens Verhalten.)

Als sich der fünfzigjährige Tieck der Gattung der Künstlernovelle zuwandte, verwirklichte es damit wohl einen alten romantischen Lieblingsgedanken Fr. Schlegels: den von der Schöpfung einer neuen Mythologie als eines Ausgangs- und Sammelpunktes der neuen Poesie. Wie der junge Tieck einer solchen durch Aufschließen der Volksbühne, der Märchen und der Sagen frische Vorstellungen zuführen wollte, so erwählte er sich jetzt einen Künstler zum Helden, der sein Leben selber zum Kunstwerk gestaltet und in Tiecks Augen tatsächlich Kraft, Weite und Innerlichkeit einer mythischen, ja heiligen Persönlichkeit angenommen hatte. Nicht nur »Abglanz und Widerschein des künstlerischen Gemütes und großen Talents«

wollte Tieck in seinen Novellen von Shakespeare und Camoens geben, sondern auch »Belehrung über dasselbe, über seine Art und Weise, warum er dieser und kein anderer war, welche Begeisterung ihn zu dieser Ansicht der Natur und Gestalten trieb« (Minor, S. 149 mit Hinweis auf den »Tasso«).

Allen diesen selbstgestellten Anforderungen ist Tieck in den Shakespeare-Novellen gerecht geworden, indem er die Person des Dichters nicht isoliert, sondern vor den breiten Hintergrund seines ganzen Zeitalters hinstellt — seine kritischen Aufsätze und die Bausteine des unvollendeten Buches über Shakespeare lagen ihm ja dafür zur Hand. Ohne Frage ist die Kunstleistung im ersten Wurfe, im »Dichterleben I«, am größten. Obwohl Shakespeare wohlbedacht hinten gehalten wird, während der zerrissene, leichtsinnige Greene und der hochfahrende, selbstbewußte Marlowe vorne die Szene beherrschen, ist alles planmäßig auf Verdeutlichung seines Emporstieges angelegt. Dabei ist die Vortragsform Tiecks eine nicht bloß vorzugsweise dialogische, sondern geradezu dramatische: Erzählung in dritter Person ist sparsam verwendet, fast alles in Gesprächshandlung umgesetzt; die Haupthandlungspartien lösen sich mit den Bildern der Sektierererlebnisse, des Londoner Bohème- und Theaterwesens ganz in der Art von Szenen ab, und diese fließen schließlich doch mit der Haupthandlung so zusammen, wie es die Lustspiele des Heros Tiecks mit ihrer farbenreichen Polymythie vorbildeten. Freilich ist alles dürftiger an Handlung als bei Shakespeare, ärmer an äußerem Geschehen, dafür reicher an Umweltschilderung, Zeitgeist- und Charakterpsychologie und Stimmungswogen. — In das literarische Milieu führen uns die Tischgespräche ein, denen Shakespeare als geheimnisvoller »Schreiber« bescheiden beiwohnt und als ruhig, abgeklärt Urteilender stets die entscheidende Wendung gibt. Da entpuppt sich Marlowe als ein aus einer Art prophetischen Wahnsinns dichtendes Sturm-und-Dranggenie, dem der Humor versagt ist; und der selbstquälerische Greene als einer, »der die poetische Stimmung immer mit sich herumträgt, weil er Wirklichkeit und Phantasie nicht voneinander zu trennen vermag«. Deutlich ist hier ein Platz für Shakespeare freigelassen, welchen der Schreiber denn auch herzhaft verteidigt: es ist der Kunstdichter, welcher Scherz und Ernst in sich vereinigt und so

Greene und Marlowe überwindet (vgl. Minor). Die Frage der Unmoralität der Poesie beantwortet Marlowe ganz im Sinne des rohen Naturmenschen; der Schreiber hält ihm entgegen, die Natur müsse mit dem Ewigen und Geistigen vermählt werden, der Trieb zur Sehnsucht nach dem Unendlichen gesteigert werden. Der sich auf seine gelehrte Bildung versteifende Marlowe will den Patriotismus in der Kunst nicht gelten lassen[1]: Shakespeare sieht in ihm einen zum edelsten Bewußtsein ausgearbeiteten Instinkt und weist auf die nationalen Stoffe hin, welche seine späteren Historien behandeln (Minor, S. 150f.) — Dramatisch ist auch die gelungene Einführung Shakespeares in diese Gesprächsszenen durch das Mißverständnis des Pagen, dessen kindliche Unschuld das edle, königliche Wesen des Dichters schon erkennt. Dann verkündet ja später noch der Chiromant den zukünftigen Ruhm in einer allerdings gar zu absichtlich wirkenden Vordeutungsapotheose. Den Aufstieg Shakespeares, der in der Romeoaufführung von Marlowe miterlebt und selbstzerfleischend im Bericht nachgekostet wird, besiegelt die Freundschaft mit Southampton, welche wiederum — in ganz dramatischer Technik — der Wendepunkt wird, der die Enthüllung des Unbekannten in sich birgt. Der Tod der beiden so zwecklosen Leidenschaften frönenden Dichter bildet dankbarsten Gegensatz zu Shakespeares überlegter Lebenskunst, und ganz wie ein fürstlicher Sieger in der Schlußszene einer Shakespearetragödie tritt der Held an das Totenbett des Titanen, »der an nichts als an sich selbst hätte zugrunde gehen können,« und hält ihm als dem »wahren Dichter« einen versöhnlich stimmenden, ehrenvollen Nachruf.

Diesem Shakespeare, der, ein fertiger Genius, fast voraussetzungslos aus dem Dunkel als Held hervortritt mitten hinein in das Getriebe der geistigen Strömungen seines Londons, gab Tieck nun nachträglich eine Vorgeschichte, zunächst im anekdotenhaften »Fest zu Kenelworth«. Auch hier überwiegt das Gespräch; selbst Ortsbeschreibungen sind meist in Reden eingekleidet, und der Ortswechsel der Gruppen, die um den gar verständig und lehrhaft vortragenden Elfjährigen geschart sind, ist wieder dramatisch motiviert: Da haben wir

[1]) Auch Wackenroder (an Tieck, 5. 5. 1792) bekämpft aus pädagogischen Erwägungen die ausschließliche Pflege der patriotischen Geschichte zugunsten einer »interessanten« Geschichtsdarstellung.

das Elternhaus mit der sich steigernden Familienzankszene, dann die leichtgeschürzte Intrige, die zur verbotenen Wanderung führt. Diese ergeht in zwei Staffeln: Warwick — Kenelworth. Sodann betreten wir den für William fast zaubrischen Wald und verlassen ihn wieder bei dem krönenden Moment: bei der Begnadigung durch die Königin. Es erfolgt die Rückführung nach Stratford: Der Zorn des Vaters und die Beugung seiner nationalistisch-puritanischen Barschheit, in die er nochmals humorvoll scheltend verfällt, vor dem Glanze der den Sohn beglückenden Majestät, dabei — etwas unvermittelt — die Überreichung der kostbaren Chaucer-Folio durch den Vater, die kaum dessen Neigungen, wiewohl denen des Sohnes entspricht. Das sind alles ganz bühnenmäßige »Bilder«, die an das feudale Rührstück der Elisabethaner gemahnen. (Auf dem Rührenden beruht auch die Hauptwirkung der Sagen auf die Phantasie Williams.) Dramatisch beleben ferner zahlreiche Vordeutungen des künftigen Berufes, Ruhmes und bürgerlichen Ansehens des Helden in ernsthafter oder spielerisch gleitender Ironie die Reden der Figuren (»Euer Männchen, Hanne, hat sich früh aus dem Ehestande davongemacht und das Freie gesucht« — der Traum Williams — die Wappenvision — oder, mit Entgleisung Tiecks, die Anreden Gascoignes an seinen Echosprecher »Poetchen«, »kleiner Poet«, wozu die Situation gar nicht berechtigt).

Im »Dichterleben II« entwickelt Tieck erst die eigentliche Vorgeschichte nach einem sittenkomödienhaften Vorspiel einer Nebenhandlungsgruppe diskutierender Pedanten, die zum Teil auch ernsthaft gezeichnet sind. Aber diesmal haben wir eine nur selten unterbrochene Ich-Erzählung des in starke Empfindsamkeit, Beengtheit und Unverstandensein zurückgebildeten Shakespeare anzuhören; nichts Dramatisch-Monologisches oder auch nur -Dialogisches eignet ihr mehr, auch keine überraschenden Wendungen. Dafür gewährt sie reflektierenden Gefühls- und Stimmungsanalysen breitesten Raum. Den Angelpunkt der Unzufriedenheit des in Stratford ziellos dahintreibenden Helden bildet das Verhältnis zur älteren Johanna, das ihn in die Welt hinaustreibt und die eigene Kunst erkennen und nützen lehrt. Als Künstler läßt Tieck diesen Shakespeare (wie sich selber) mit der Nachahmung anderer beginnen, wodurch er gleichsam selbst zur Person des betreffenden von ihm

gelesenen Dichters wird. In dieser Vorgeschichte analysiert Shakespeare auch verschiedene seiner Frühleistungen, allerdings zu sehr bewußt seiner Absichten und noch mehr der von einem schaffenden Künstler wohl kaum so klar zu erfassenden Wirkungen seiner Schöpfungen: deren größte bleiben wohl nur leise angedeutet, und eigentlich ist nur »L. L. L.« in seinem Werden, auch in seinen Beziehungen zum erschlossenen Menschenerlebnis, eingehender beleuchtet. Das zweite — fingierte — Liebesverhältnis, um dessentwillen Johannas Charakter gegenüber dem »Prolog« nun so stark gedrückt ist, ließ es Tieck mit dem Drama der Leidenschaft seligster Liebe, mit dem »Romeo«, verschmelzen. Den ganzen Lebensabriß der Ich-Erzählung rundet Tieck aber, wieder stärker dramatisch, mit der »liebenden Freundschaft« zwischen Southampton und Shakespeare ab. Sie, die »Liebeskrankheit«, ist Höhepunkt und Schicksal des Helden in dieser Novelle. Tieck wollte Shakespeare hier offenbar als Gesamtwesen zeichnen, wollte Dichter und Menschen mit seinem gesteigerten und tiefen Gefühlsleben in einem romantisch-genialen größten, aber nicht titanenhaft überragenden Individuum bilden. — Die Freundschaft ist dann der Hebel der neue Handlung bietenden zweiten Hälfte dieser Abschlußnovelle: sie bringt in einer frischen Szene voller Bühnenwirkungen — nicht ausgeschlossen die tränenvoller Rührung — die Versöhnung mit dem kurzsichtigen Vater zustande, sie ermöglicht die äußerliche Abfindung mit dem unabänderlichen Eheverhältnis. Shakespeare fühlt sich nun ganz losgelöst von der »Bäuerin« Johanna, glaubt ganz der freien Liebe in Rosalinens Armen huldigen zu können. Da führt er — eine echt romantisch-ironische Wendung Tiecks! — selbst das Verhängnis herbei. Nachdem er die mutwilligen Szenen in Bath mitgemacht, in denen Rosaline hoch über den feilen Dirnen des ersten Teiles steht, bringt er die Widerstrebenden, Freund und Geliebte, zusammen — und sie finden sich in doppelter Treulosigkeit! Die schwerste seelische Erschütterung gebiert in Shakespeare nun die nach Tieck persönlichste Lyrik, die vollendeten Sonette[1]). Über das Ver-

[1]) Hier muß Tieck seine Sonetttheorie stark modifiziert haben: im »Chronologischen Verzeichnis« (Lüdeke S. 438) hat er 1821 noch die Datierung »Fangen 1592 an und setzen sich bis 1601 fort«. In der Novelle schließt er sie, oder doch ihren Kern, schon 1592 ab

gängliche der Weibesliebe triumphiert schließlich in etlichen überschwenglichen Auftritten und Monologen — nun erst wieder dramatische Führung! — die echte Freundschaft, die freilich eine nimmer verschwindende Narbe aufweist.

Dieser zweite Teil des »Dichterlebens« steht nicht auf der Höhe des ersten. Schuld daran ist wohl die Umwelt, in welcher Shakespeare hier erscheint: der sozial herabgestiegene Freund, die eigene und die väterliche Familie, denen er längst entwachsen ist, die Kokette, deren Fesseln er trotz aller genialen Überlegenheit nicht erkennt, nicht abstreift. Der — wie auch die gespenstische Mahnung durch die Vergegenwärtigung Marlowes zeigt — wohl beabsichtigte Gegensatz zum Schlusse des ersten Teiles, in welchem Greene und Marlowe als Opfer ihrer würdelosen Liebeleien fallen, während sich hier Shakespeare mit jähem Ruck schmerzlich losreißt und aufrafft, kommt zu überraschend; der Ausklang seiner seelischen Erfahrungen tönt nicht rein und voll.

Aber weder Handlung noch Charaktere stehen für Tieck in erster Reihe: er war und blieb Stimmungsdichter und läßt uns als solcher oft genug in seine Werkstatt blicken (so z. B. hier: »Denn darin irren manche dramatische Dichter, daß sie den Menschen, wenn sie ihm einmal einen Charakter beigelegt haben, nur einzig und allein in dieser Hülle oder Gewohnheit erscheinen lassen . . .«). Seinen Gestalten deshalb innere Lebenswahrheit abzusprechen, wäre ganz verfehlt. Ihre schillernde Beschaffenheit ist eben Universalitätsmerkmal der Romantik, deren sich Tieck auch in seinen Novellen nicht entschlagen mochte. Wie Tieck es in Shakespeares Dramen erwiesen fand, hat auch er alles Moralisieren als Aufgabe der Kunst abgelehnt, hat den Kampf verschiedener Gesinnungen, Berufe und Meinungen seiner handelnden Personen geradezu als ein Grundmotiv einer individuellen Novellenhandlung erklärt (Ges. Schr. 11, LXXXVIII). Deshalb muß man sich hüten (wie bei jedem guten Drama auch), die mehrfach angezogenen ausgesprochen romantischen Ideen und Theorien in unseren Novellen alle als Tiecks kritischen Standpunkt auch noch um 1826 zu verstehen (wie dies Joachimi, Die Weltanschauung der deutschen Romantik, 1905, gelegentlich tut). Es sind Nachklänge aus der Wende des Jahrhunderts, aus jener Zeit fruchtbarster Anregung deutschen

(und fremden) Geisteslebens. Und sie sind zahlreich genug und für Tieck auch wichtig genug; denn er läßt sie vielfach von Shakespeare, dem Heros der »neuen Poesie« der Romantiker, oder von dem Vertrauten seiner Seele, von Southampton, aussprechen: so die Forderung nach der Behandlung der alten vaterländischen Geschichte, die der romantischen »Mythologie« auf die Beine helfen sollte; ihr eng verbunden die nach der Vaterlandsliebe überhaupt, wodurch wieder der romantisch-nationale Milieubegriff bestimmt wird. Hierher gehören dann auch einzelne Schlagwortsätze, wie: »Alles Schaffen ist doch nur ein Verwandeln«, die »in unserem Innern herrschenden Geister, die unser ganzes Dasein verwandeln«, oder die Forderung nach der alles durchdringenden und zusammenfassenden Liebe des Kritikers zum beschauten Werk, die besonders leidenschaftlich von Rosaline erhoben wird (»Nur wer dem Dichter so von ganzem Herzen zugetan ist, darf ihn tadeln, darf seine Fehler sehen« usf.), das Schauen der Ganzheit der Geschichte, die Natur als »alles rührende« Macht, das Wunderbare im Alltäglichen (s. o.), schließlich die Betonung alles Traumhaften im Innenleben Shakespeares und die ganz romantische Vorstellung und Darstellung der »liebenden Freund schaft«.

Demgegenüber wollen einige teils absichtliche, teils stimmungsgemäße Ansichten der Sturm-und-Drang-Epoche wenig besagen, wenn etwa der Squire einmal den »Sturm der Leidenschaft« noch als die tiefste Kunstwirkung preist, wenn Marlowe »süße Täuschung« und »prophetischen Wahnsinn« als Elemente seines Schaffens zu erkennen meint und mit Eigenlob bedenkt, oder wenn er in der Sinnlichkeit die reinste und heißeste Flamme des Lebens, in der Begeisterung den sehnsüchtigen Schaffenstrieb, in dem Triumph der wilden Natur tragische Stoffe sieht, wenn der gerührte Vater die Planlosigkeit der Handlungsweise des Sohnes in bestimmtem Falle — ohne für diesen einen Maßstab zu besitzen — als einen Vorzug seines Innenlebens rühmt — u. ähnl. m.

So viel des Individuellen an Tatsachen, Personen und Anschauungen aber auch Tieck mit deutscher Gründlichkeit und nationaler Subjektivität in diese Novellen hineingetragen hat, die großzügige historische Erfasssung der Persönlichkeit Shakespeares macht diese Werke trotz aller verzeihlichen literatur-

geschichtlichen Mängel um ihrer wieder echt deutschen Objektivität willen zu einer »unvergleichlichen Darstellung«, wie sich W. Schlegel (an G. Reimer, Preuß. Jb. 68, 549) ausdrückt. Es ist müßig, dem nachzutrauern, daß aus den fünf Entwürfen so umfangreicher und stellenweise sogar druckreif ausgefeilter Art Tiecks »Buch über Shakespeare« nicht erstand: für jeden Schätzer der unnachahmlich keimspendenden Shakespeareliebe der Romantiker zählen diese Novellen vom »Dichterleben« mit ihrem »Prolog« zu den bedeutsamsten Kunstwerken an sich und rechtfertigen außerdem neben anderen Werken ihres Verfassers trotz ihrer Erzählungsform Bartels' schönes Wort über Tieck: »man erkennt doch, bis wohin er die Erkenntnis Shakespeares geführt hat: bis hart an die Schwelle der Fachwissenschaft«.

Graz, im Januar 1922. Albert Eichler.

DEFOES ROBINSON.

Bei der sehrun befriedigenden Lage der Defoe-Forschung erscheint der Versuch Hübeners (E. St. 54, 367—98), etwas Ordnung in das Chaos zu bringen, sehr dankenswert. Der Nachweis ist ihm offenbar gelungen, daß der kaufmännische Geist und der Erwerbstrieb des Kapitalismus im Helden des fraglichen Romans auch dort zu spüren sind, wo sie sonst keine Gelegenheit hatten sich auszuwirken, d. h. während des Insellebens Robinsons. Ein Element rationalistischer, berechnender Denkweise offenbart sich hier, dem das Geld, der Erwerbstrieb und ein buchhälterisches, hinsichtlich Erfolg oder Nichterfolg sorgfältig erwogenes Vorgehen in allen Lebenslagen eben aprioristische Voraussetzungen sind[1]).

Daß in dieser Weise eine einleuchtendere Erklärung der Defoeschen Darstellungskunst als die gewöhnliche gewonnen wird, scheint mir klar. Sonst wäre man ja — wie bisher — der Tatsache gegenübergestellt, daß Defoe, der in seinen Büchern als durchaus unästhetisch gerichtet erscheint, dessen Lebensziele völlig praktisch-prosaisch gewesen, der Poesie bloß; dem das Bücherschreiben, trotz seiner ungeheuren Produktivität, eine minderwertige Beschäftigung schien, offenbar nur von Wert, insofern sie Geld einbringt; dem das eine Buch ebensogut wie das andere war, und der deshalb Schriften in der buntesten und verschiedenartigsten Reihenfolge durcheinander veröffent-

---

[1]) Der Vorgang Ullrichs, den ersten Teil des Robinson-Romans in den Hauptzügen zusammenzufassen und dann zu fragen, was denn darin für H.s Auffassung spräche, erscheint mir unzulässig. Es handelt sich ja darum, in einem Buch, dessen von U. herausgeschältes Gerippe als das eines Abenteuerromans von niemand beanstandet worden ist, kleine unbewußte Einzelzüge von einer dem Ganzen gegenüber stofflich nicht postulierten Art nachzuweisen. Auch im einzelnen berücksichtigt U., m. E., zu wenig den innern Sinn der strittigen Stellen, um zu überzeugen.

lichte; — daß also er mehr künstlerisch gearbeitet und kunsttheoretisch sich gebildet habe als jeder andere Verfasser unter seinen Zeitgenossen. Statt dessen lassen uns Hübeners Ergebnisse mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten, daß der praktische, nüchterne Realismus der Darstellung Defoes, dessen Reiz im gründlichen, mathematischen Wirtschaften mit den unzähligen Gegenständen, Einzelheiten und Tatsachen des Alltagslebens besteht, aus seiner Lebensführung und Lebensanschauung herzuleiten sind — einer Lebensführung und Lebensanschauung, die zugleich großenteils die seiner Zeit gewesen —, nicht aus einer dahin orientierten ästhetischen Veranlagung Defoes.

Die Hervorhebung des eindringenden Rationalismus in den Werken Defoes war auch erwünscht. Persönlich bin ich der Meinung, daß dies vielleicht in noch höherem Grade nötig gewesen wäre. Ist es ganz gewiß, daß der große Ironiker immer ohne Ironie gesprochen, als vom Christentum die Frage war? Ist es nur frommer Ernst, der aus Robinsons und Fridays Unterhaltung über Gott, den Teufel u. dgl. spricht? Sind Defoes Schriften über Aberglauben, den Teufel usw. als ernste Glaubensbekenntnisse, als Aufklärungspropaganda oder ein Zwischending zu betrachten? Daß die Linien, nach denen Defoe hierin zu beurteilen ist, keineswegs klar sind, steht fest. Darf er als Christ, als Deist oder als an beiden Richtungen teilhabend dargestellt werden? In so manchen Denkern seiner Zeit (Hartley, Priestley u. a.) ist man ja gewohnt, ein schroffes Nebeneinander von Offenbarungsglauben und Rationalismus oder gar Materialismus zu sehen. Es war wohl ein notwendiger Zug der Übergangszeit. Was Defoe betrifft, so glaube ich, er war auch hier vielfach, so weit möglich, Empiriker, Praktiker mehr als Theoretiker. Die Salbung, mit der Robinson "prayed to God that He would enable me to instruct savingly this poor savage, assisting, by His Spirit, the heart of the poor ignorant creature to receive the light of the knowledge of God in Christ", dürfte wohl teilweise auf der Öffentlichkeit dieses Gebetes beruhen, auf das Publikum abgesehen sein. Die unaufhörlich sich verbeugende Dienstwilligkeit hinter dem Ladentisch, die die nicht vorhandenen Waren immer morgen bekommt, war, glaube ich, Defoe gegenüber seinen Lesern eigen. Die Nachfrage bestimmte seinen Ladenvorrat. Es unterliegt wenig Zweifel, daß, wenn Defoe unter den Türken gelebt hätte, er

Mohammedaner geworden wäre, in Indien Buddhist oder so was usw. Robinson sagt:

> as I had made no scruple of being openly of the religion of the country all the while I was among them, so neither did I yet — only that now and then, having of late thought more of it (than formerly) when I began to think of living and dying among them, I began to regret my having professed myself a Papist, and thought it might not be the best religion to die with (S. 288, Nelson Ed.).

Die Religion wird hier offenbar als ein Bequemlichkeitsartikel behandelt. In Brasilien lebte es sich sehr gut als Katholik, ja, am besten sogar. Wenn man aber als Protestant in einem protestantischen Lande geboren, dann war es einem ein Axiom, daß den Katholiken die Hölle heiß geheizt. Also hier: als Katholik zu leben und als Protestant zu sterben!

Zum Verständnis Defoes scheinen mir zwei weitere Momente der Beachtung wert. Erstens daß abstraktes Denken ihm ziemlich fremd gewesen sein muß — übrigens in Übereinstimmung mit Helvetius' These, daß »der Mensch ursprünglich nur denke, wo es sich um unmittelbar praktische Zwecke handle, oder um sich die Langeweile zu vertreiben«, die als ein Niederschlag der fraglichen Elemente Defoescher und zeitgenössischer englischer (Helvetius war ja von diesem Denken inspiriert) Anschauung anzusehen ist. Was nicht unmittelbar praktisch umzusetzen war, rief Defoes Nachdenken kaum hervor. Das erhellt aus obigem Robinson-Zitat und aus manchen anderen Stellen seiner Werke. Als Robinson Friday über abstrakte Dogmen belehren will, setzt ihn der letztere beinahe schon im Anfang mit seinen naiven Fragen in Verlegenheit. Robinson muß so tun, als ob er es nicht gehört habe, als ob er einen Augenblick hinaus müsse, um seine Verlegenheit zu verhehlen:

> And at first I could not tell what to say; so I pretended not to hear him, and asked him what he said. . . . Here I was run down again by him to the last degree; . . . I therefore diverted the present discourse between me and my man, rising up hastily, as upon some sudden occasion of going out; (S. 218—219)

Das dürften dem Dichter Tatsachen der Erfahrung sein[1]).

[1]) An und für sich bieten ja diese Diskussionen zwischen Christen und Naturmenschen nichts Ungewöhnliches. Sie waren um diese Zeit und später

Zweitens liegt viel im Worte »Erfolgsethik«, das Hübener in seinem Artikel verwendet. Ich will mich nicht aufhalten bei der von ihm beabsichtigten Bedeutung des Wortes. Hier will ich aber hervorheben, daß ich schon vorher ein Element im Puritanismus nachzuweisen versucht habe, wonach der Puritaner geneigt gewesen sei, im Erfolg die Offenbarung von Gottes Willen zu erblicken. Daraus scheint mir die Entwicklung gefolgt zu sein, daß später eine erfolgreiche, theoretisch als schlecht erkannte Handlung in eine gute umwertet werden konnte, weil der Erfolg die Billigung Gottes bedeute. Wie lockernd diese Auffassung (und Verwandtes) der praktischen Ethik werden kann, braucht man kaum hervorzuheben[1]).

Aber auch theoretisch gibt es gewisse Züge dieser Zeit, die man im Zusammenhange mit z. B. Miltons Thesen von »wohltuendem Betrug« und »ehrlichen Lügen« und damit im

---

häufig, wurden wohl aber anderswo meistens derart geführt, daß entweder das Christentum als lächerlich erschien durch die natürliche, vernünftige Position des Naturmenschen — wie z. B. in Voltaires *L'Ingénu* — oder das Gegenteil.

[1]) In diesem Zusammenhange möchte ich an das ethische und moralphilosophische Denken des damaligen Englands erinnern. Ganz in Übereinstimmung mit dem verstandesmäßigen, berechnenden Element in der Ethik Defoes wurde die christliche Moral z. B. von Clarke intellektualisiert. Der physischen Wirklichkeit entsprach ihm eine ethische; er glaubte, es gäbe eine in der Natur der Dinge und der Menschen begründete Angemessenheit oder Unangemessenheit, Geneigtheit oder Abgeneigtheit gewisser Verhältnisse gegenüber gewissen Personen, die dem Willen und allen willkürlichen oder positiven Geboten voraufgehe. Dieses Verhältnis der Dinge und Menschen einander gegenüber sei der ethische Aspekt der Wirklichkeit und werde von der Vernunft erkannt. Es liege hier, sagt Windelband, eine Moral der Praxis vor, die sich ihre Gesetze von der bestehenden Welt diktieren lasse; oder wie ich es nenne: Experimentalethik. In die Richtung der Objektivierung einer ethischen Wirklichkeit wurde nach Sorley seine Lehre von Wollaston gedeutet. Dieser schloß, daß eine Missetat nur eine Vertätlichung einer falschen These sei. Wenn z. B. ein Mann das Pferd eines anderen stehle und darauf wegreite, so zeige dies, daß das Pferd ihm nicht das sei, was es sei, d. h. das Pferd eines anderen Mannes und diese falsche Erkenntnis des tatsächlichen Verhältnisses sei ein Frevel gegen die Vernunft. Wenn man sich nun erinnert, daß Hübener es u. a. sagen kann: »Der Finger von Defoes Gott zeigt auf den Weg der Vernunft«, und daß er beweist, das Vernünftige sei dem Helden des Romans auch das Gute und *vice versa*, dann schließen sich einem wohl die Gedankengänge dieser ganzen Zeit in der merkwürdigsten Weise zusammen.

Puritanismus verwandten Elementen bringen muß[1]). Mandevilles *Fable of the Bees; or, Private Vices, Public Benefits* (London 1714) ist anerkanntermaßen ein höchst bedeutungsvolles Dokument, sei es, wie Sorley behauptet (C. H. E. L. IX, 302), ironisch gemeint oder nicht, gleichsam die aus gewissen zeitgenössischen, ethisch atmosphärischen Tendenzen und Neigungen herauskristallisierte Quintessenz. Sie wird in der folgenden Weise von Windelband resumiert:

> Diese Fabel stellt den Zustand der menschlichen Gesellschaft mit allen ihren moralischen Schwächen und Gebrechen unter dem Bilde eines Bienenstockes dar, und sie fügt die Fiktion hinzu, Zeus habe plötzlich, den Bienen nachgebend, alle Bienen gut, tugendhaft und ehrlich gemacht — und siehe da! die ganze Maschinerie des gesellschaftlichen Lebens und des staatlichen Zusammenhanges stand still. Niemand stahl und betrog mehr; jeder bezahlte seine Schulden, der Richter und die Polizei waren zur Untätigkeit verdammt; alle Konkurrenz in den Gewerben, aller Wettstreit des Ehrgeizes war aufgehoben, und die Gesellschaft fand sich zu traurigster Lethargie verdammt. (Gesch. d. neu. Phil.[5] I 285).

Ich bin geneigt, hiermit die Feststellung Hübeners in Zusammenhang zu bringen, »daß R. C. nie Reue über eine ethisch minderwertige Handlung hat« (S. 329). Eine rechnende Vernunft, die religiös bedingt, würde kaum die Reue ohne weiteres los werden, wenn es nicht in ihrer Religion Elemente gäbe, die zur mehr oder minder unverhohlenen Experimentalethik führen könnten, zur Ethik, die Gut und Böse an den Handlungen nicht so viel nach einem fertigen System bestimmt als nach dem Erfolg. Es scheint mir, als ob die Anfänge oder wenigstens frühen Voraussetzungen der utilitaristischen Ethik hauptsächlich hier zu suchen seien[2]).

---

[1]) Damit ist natürlich keine direkte Beeinflussung Mandevilles durch Milton gemeint. Die bezügliche Schrift Miltons wurde ja erst im 19. Jahrhundert entdeckt.

[2]) Damit soll natürlich nichts über Benthams Verhältnis zu Helvetius — der ja übrigens von der englischen Moralphilosophie abhängig war — gesagt werden. Ich möchte aber feststellen, daß B. seine Beeinflussung durch die englischen Ethiker des 18. Jahrhunderts nie verneint, sondern offen eingestanden. Zwar scheint er die Hauptthese seiner Lehre: "the greatest happiness of the greatest number", nicht, wie er gesagt, von Priestley, sondern von Beccaria bekommen zu haben — möglicherweise von Hutcheson —, aber der

Einfluß Priestleys, Paleys, Hartleys u. a. der fraglichen Denker steht doch fest. An sie — und an Defoe — knüpfen, dem Geist nach, doch Aussagen wie diese an: »Wohltun ist nichts als eine Aussaat mit der Hoffnung auf Ernte. Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet sind alle tugendhaften Handlungen eines Menschen eine sichere Einzahlung in eine gemeinschaftliche Kasse, eine Art Depositensparkasse des allgemeinen Wohlwollens, ein soziales Kapital, aus dem der Mensch von seinesgleichen Zinsen zu erwarten hat in Form von Diensten aller Art.» (Deontologie I 9.) »Jeder Mensch ist sich selbst der Nächste, sich selbst teurer als irgendeinem andern, und er muß notwendig selbst seine erste Sorge sein.« (Deont. I 9.)

Der englische Utilismus, sagt Guyau, sei im wesentlichen eine Arithmetik- und Algebraaufgabe, eine Art Moralökonomie (Die engl. Ethik d. Gegenwart, S. 15).

Lund. S. B. Liljegren.

NE. *SOLDER* 'LÖTEN, LÖTZEUG'.

Das Verbum *soude, sawde* 'löten' taucht um die Mitte des 14. Jh.s auf und verschwindet schon im 16. Jh. *soude* ist entlehnt aus dem frz. *souder* = lat. *solidare* 'fest machen'. Die Form mit *au* ist nicht erst auf englischem Boden entwickelt; sie stammt vielmehr aus pikardischen (und ostfranzösischen) Mundarten, in denen *o* + *l* vor Kons. als *au* erscheint: lat. *solidos* = *saus* (vgl. Behrens, Afrz. Gr.[11], § 217 Anm. 2); ebenso erklärt sich me. *vaute* neben *voute* = afrz. *vaute, voute,* lat. **volta; vaute* lebt im Ne. als *vault* fort[1]). Neben engl. *soude* stellen sich im 15. Jh. die etymologisierenden Schreibungen *soulde* und *solde*. Auch das Französische der Renaissancezeit hat die Schreibung mit *l:* Palsgrave 1530 verzeichnet frz. *je soulde* gegenüber engl. *I sowder.*

An die Stelle des engl. Verbums *soude, sawde* tritt längeres *souder, sawder.* Es ist aus dem Substantiv hervorgegangen: afrz. *soudure, soldure,* pik. *saudure* 'Lötung'. Es taucht im Englischen in der Form *soudur* im 14. Jh. auf, daneben mit Abschwächung der Endsilbe im 14.—15. Jh. *soudre*, vom 15. Jh. an *souder.* Die Silbe *-üre* wurde bei diesem Wort der Handwerkersprache abgeschwächt wie in dem technischen Wort der Tuchmacher *tenter* 'Spannrahmen' aus *tenture.* In der volkstümlichen Sprache sind auch *nature, picture* so behandelt worden: *nētə, piktə;* das Hochenglische der neueren Zeit hat sich jedoch unter dem Einfluß des Schriftbildes wieder vollere Formen künstlich gebildet: *nēti̯ur, pikti̯ur,* daraus *neitšə, piktšə.* Der Gegensatz zwischen volkstümlicher und künstlicher Entwicklung zeigt sich in *soldüre* > *solder* gegenüber *verdüre* > *vədjə, vədžə.*

Neben *souder* ist *sauder* pikardischen Ursprungs belegt vom 15. bis 17. Jh., *soder* vom 16. bis ins 19. Jh., *sodder* vom 17. Jh. an. Etymologisierende Schreibungen mit *l* vor *d* be-

---

[1]) Vgl. darüber Verf. im Archiv f. n. Spr. 142, 264.

gegnen seit dem 15. Jh.: *souldour, soulder*, seit dem 17. Jh. *solder*. Statt *souder* erscheint im 17. Jh. auch *soader, soather; soader* auch in der Shakespeare Folio von 1623 (Ant. 3, 4, 36); in der 3. und 4. Folio ist dies ersetzt durch *sodder*, ebenso bei Rowe 1709 und Pope 1725, dagegen durch *solder* bei Theobald 1733. Samuel Johnson in seinem berühmten Wörterbuch 1755 gibt *soder* und *solder*, auch Walker 1791 und noch im 19. Jh. Knowles[2] 1835, Smart[4] 1852. Nares 1784 sagt es ausdrücklich, daß er *soder* vorzieht (S. 313). Aber Walker will von der Form ohne *l* nicht viel wissen: "it is derived from the Latin *solidare*, the Italian *soldare*, or the French *souder*: and when other things are equal, Dr. Johnson's rule of deriving words rather from the French than the Latin, is certainly a good one, but ought not to overturn a settled orthography, which has a more original language than the French in its favour."

Verschiedengestaltig wie die Schreibung ist die Aussprache des Wortes. Für die Gegenwart bezeugt D. Jones, Pronouncing Dictionary (1917): *sǫldə*, seltener *sǭdə* und *sǭdə;* A. Schröer, Aussprachwörterbuch (1913), gibt eine noch längere Reihe: *souldə*, *sǭdə*, *soldə*, *soude*, *sǭdə*. Die gewöhnlichste Aussprache ist wohl *sǭdə* (Jespersen, Engl. Gr., 10. 482). Herr Lektor J. S. Stephens M. A. spricht und kennt nur diese Form.

Die Aussprache *sǭdə* geht zurück auf me. *saudure*. In *sǭdə* ist der Vokal regelrecht gekürzt. Die etymologisierende Schreibung *solder* führte zu den künstlichen Aussprachen *sǭldə* und *souldə*. Die Aussprache *sǭldə* wird bezeugt von Walker 1791 und vielen neueren Gewährsmännern, die Flügel in seinem Wörterbuch nachweist. *sǫldə* wird nach Flügel bezeugt von Fulton 1802. Nicht richtig ist die Angabe Flügels, daß W. Johnston 1764 *sōder* spreche mit dem *ō* von *nōte;* dieser Aussprachlehrer hat vielmehr in *solder* (mit stummem *l*) dasselbe *o* wie in [brōth, lōst, bōrder], nicht wie in [s*o*le, s*o*ld] u. dgl.; er sprach also *sǭdə*, nach Flügels Schreibweise *sâdẹr*. Heutiges *soudə* könnte auf me. *soudure* mit Diphthong *ou* zurückgehen; doch ist es auch möglich, daß diese moderne Form eine Kontamination aus der modernen Schriftaussprache *souldə* und dem volkstümlichen *sodə* ist.

Der me. Schreibung *souder* kann man nicht ansehen, ob

ou als Diphthong *o-u* oder als *ū* gesprochen wurde. Im Afrz. ergab lat. *ǫ* mit *u* aus *l* vor Kons. den Diphthongen *ǫ́u*, der dann über *ǫ́u* im 13. Jh. zu *ū* geworden ist (Behrens § 217). Auf die me. Aussprache *ǫu* deutet die Schreibung *soader* im 17. Jh.: *ǫu* ist zu *ǭ* monophthongiert worden, das durch *oa* bezeichnet wird. Auf ein Weiterleben einer me. Aussprache mit *u* könnte hinweisen der in Johnsons Wörterbuch angeführte Reim *solder : powder* aus Butlers Hudibras; aber Butler reimt auch *powder : odor* und : *soldier*, vgl. Hudibras, ed. A. R. Waller (Cambridge English Classics) S. 119, 74. In neueren Dialektschriften begegnen neben *sodder*, *sother* auch die Schreibungen *souder*, *sowder*, *souther*, *sowther* (EDD); es läßt sich aber auch da nicht sagen, ob mit *ou*, *ow* die Entsprechung des Vokals von ne. *know* oder von ne. *loud* gemeint ist.

Ähnlich wie im Englischen älteres *souder*, *sowder* heute durch *solder*, allerdings neben anderen Sprachformen, vertreten wird, ist im Niederländischen älteres *soudéren* durch *soldéeren* ersetzt worden[1]).

Walker 1791 ist der irrigen Meinung, engl. *soder* sei aus *solder* entstanden durch Schwund des *l*. »It is highly probable, that omitting the sound of *l* in this word began with mechanicks; and as the word has been lately little used, except in mechanical operations, this pronunciation has crept into the Dictionaries, but ought not to be extended to the liberal and metaphorical use of the word ... Mr. Smith says, that Mr. Walker pronounces the *l* in this word, but every workman pronounces it as rhyming with *fodder:* to which may be answered, that workmen ought to take their pronunciation from scholars, and not scholars from workmen."

Der Grundsatz des guten, alten Walker ist etwas hochmütig. Bei Fachwörtern des Handwerks richten sich die Gelehrten besser nach den Handwerkern, deren Sprechsprache sich lebendig, von Mensch zu Mensch überliefert, als umgekehrt die Handwerker nach den Gelehrten. In unserem Fall sprechen die 'Gelehrten' das ihnen gar nicht geläufige Wort einfach nach dem Schriftbild, während die Handwerker die regelrecht entwickelte Aussprache haben. Gerade weil den 'Gelehrten' das

[1]) H. Hexham, Het Groot Woorden-Boeck, Engelsch ende Nederduytsch, Rotterdam 1648: engl. *to soulder* = ndl. *soudéren*.

Wort so fremd ist, haben sie die verschiedensten Arten von Schriftaussprache sich zurechtgemacht. So ist das starke Schwanken in der Aussprache zustande gekommen.

Andere Wörter der Handwerkersprache haben in schriftsprachlichem Gebrauch eine besonders vornehme, überschriftsprachliche Form angenommen (vgl. Verf., Engl. Stud. 54, 79). So *pediment* 'Fenstergiebel, Türgiebel' aus *periment* und *rathe* neben *rave* 'a cart-rail, eines der Seitenstücke des Wagens'.

In den Mundarten ist *soder* vielfach zu *sother* verschoben worden (vgl. EDD.), wie *fader* zu *father*. Daß in der Schriftsprache der sonst in der spät-me. Zeit zutage tretende Lautwandel hier unterblieben ist, ist wohl dem Einfluß des damals noch neben *souder* stehenden *soude* zuzuschreiben.

Merkwürdig ist der pikardische Ursprung von *saude*, *sauder*, ne. *sǭ̆də* wie von *vault*. Diese Wörter treten erst spät-me. auf. Sie sind wohl in der Zeit entlehnt worden, wo die Engländer auf französischem Boden Krieg führten und sich in Artois und in der Pikardie festsetzten. Calais wurde 1347 von Edward III. erobert und gehörte bis 1558 zu England. Durch den Vertrag von Bretigny 1360 wurde das Land an der unteren Somme englischer Besitz; dazu gehörte das Schlachtfeld von Crecy. Später dehnte sich die englische Herrschaft über ganz Nordfrankreich aus. Unsere beiden Wörter sind technischer Art. *vault* könnte vielleicht als ein Fachwort des Befestigungswesens ins Englische gekommen sein.

Aus dem nördlichsten Frankreich stammen noch einige andere englische Wörter. Im Pikardischen und Nordnormannischen ist lat. *k*- vor *a* unverändert geblieben [1]). Aus diesem Gebiet hat das Englische einige Wörter entlehnt. Sie lassen sich meist erst in spät-me. Zeit belegen [2]). Zu diesen Wörtern gehört z. B. ein Handwerkername: *carpenter*, ein Wort für 'Wagen': *car*, für 'Kessel': *cauldron*. *carry* könnte aus der Sprache der Nordfranzosen stammen, die in den Hafenstädten die Lasten ans Land schleppten oder englisches Kriegsgerät an die Front befördern mußten. In der Kriegszeit kann auch *caitiff* 'der Gefangene, der Elende, der Schurke' aufgenommen worden sein; das NED. belegt die Form mit *c*- schon in Texten aus

---

[1]) Vgl. die Sprachkarte IV in Gröbers Grundriß der rom. Philologie I.

[2]) Vgl. D. Behrens, Beiträge zur Geschichte der frz. Sprache in England, S. 205.

der ersten Hälfte des 14. Jh.s, aber die zufällig auf uns gekommenen Handschriften werden jünger sein[1]). Auch *carrion* 'der tote Körper, das Aas' könnte den Engländern in der Kriegszeit bekannt geworden sein. Das sind Möglichkeiten. Beweisen lassen sich solche Dinge nicht. Trotzdem wird der Versuch, die Aufnahme der fremden Wörter aus dem wirklichen Leben heraus zu erklären, gemacht werden müssen.

Früher als diese französischen Lehnwörter mit *c* vor *a* ist *catch* (pik. norm. *cachier* gegenüber französischem *chacier*) ins Englische aufgenommen worden. Es mag aus der Sprache der Fischer des nordfranzösischen Küstengebiets stammen, das ja England am nächsten liegt.

Gießen. Wilhelm Horn.

[1]) Die Datierungen des NED. für die me. Schreibungen sind mit Vorsicht zu benutzen; die Daten beziehen sich auf die Zeit der Entstehung des Literaturwerks, nicht aber der Handschrift.

ZU EINIGEN ORTSNAMEN AUS OXFORDSHIRE.

Abesditch, Avesditch.

Der Name ist bei H. Alexander, *The Place-names of Oxfordshire, their Origin and Development* (Oxford 1912), S. 34, erst aus dem 17. Jahrh. belegt (*Avesditch*). Gegen Bradleys Vermutung, er beruhe vielleicht auf ae. **efes-dīc* ('the ditch or embankment by the "eaves" or border of a wood') läßt sich in formeller Beziehung kaum Durchschlagendes einwenden, da uns die älteren Formen des Wortes unbekannt sind und also theoretisch mit der Möglichkeit einer — wie immer zu erklärenden — sekundären Umgestaltung gerechnet werden muß. Das Bedenken Sedgefields (*Mod. Lang. Rev.* 8, 243), *Efes-* hätte *Eaves-* ergeben müssen (so auch Roberts, *Engl. Stud.* 52, 99), ist ohne Gewicht; es verkennt die Tatsache, daß wir es hier nicht mit dem Worte *efes* in isolierter Stellung, sondern als erstem Gliede einer Zusammensetzung zu tun haben, in der es unter ganz anderen lautlich-akzentuellen Bedingungen stand und demgemäß eine andersgeartete Entwicklung erfahren mußte. Immerhin möchte ich Sedgefield darin recht geben, daß es sich bei dem *Aves-*, *Abes-* sehr wohl um einen Personennamen handeln kann. Freilich denke ich nicht mit Sedgefield an einen 'personal name such as *Ælf-*', sondern eher an einen Namen aus der Gruppe *Æbbi*, *Abba*[1]), *Æbba*, *Afa*[2]),

[1]) Das von Searle *Onomasticon* gebuchte *Abb* ist mehr als zweifelhaft; seine einzige Quelle ist der Flurname *abbes dic* bei Birch, C[artul.] S[axon.] III 68, Nr. 906, der aber in einer anderen Hs. als *abbedes dic* erscheint und offenbar mit dem *abbodes dic* CS. III 96, Nr. 924 identisch ist. Der fragliche *dic* lag in der Nähe von Abingdon.

[2]) Vgl. *Afintun* Birch, CS. III 292, Nr. 1068, Domesd. B. *Avintune*, heute *Avington* Hants; *Evington* Leics., im 12. Jahrh. *Avintona* Ellis-Bickley, *Index to the Charters and Rolls* etc. I 268, im Domesd. B. *Avintone*; *Aveton* Devon, im Domesd. B. *Avetone*; usw. Zu ae. *Afa* stellt jetzt auch Roberts, *Pl.-ns of Sussex* 9 den Namen *Avisford*.

**Æfi, Efe*[1]), *Afoca*[2]) usw. In dem Anfangsgliede könnte schließlich auch ein vorags. Element stecken, das im Ae. durch die Beziehung auf einen Personennamen volksetymologisch umgedeutet wurde, wie z. B. das vorags. *Anderida* im Hinblick auf die ae. Personennamen mit *-rēd* Umgestaltung zu *Andredes-ceaster* (*-weald* usw.) erfuhr[3]).

Bampton.

Alexander 47 will den Namen als 'the tree-enclosure' deuten. Ich ziehe hier, wie auch bei dem Namen *Bamford* < *beāmford* (Lancs. etc.), für das erste Glied die Bedeutung '(Grenz)baum' oder lieber noch '(Grenz)pfahl' vor[4])[5])[6]).

Auch bei dem Namen *Bix* kann unter Umständen an Benennung nach einem Grenzzeichen gedacht werden, falls mit Alexander 55 ae. *byxen* (Adj.) resp. (mir wahrscheinlicher)

---

[1]) *Evesbrook* Lancs. (*Evesbrok* 1252), nach Wyld, *Pl. Ns. of Lancs.* 121: "'The brook at the edge' — of a forest?", ist m. E. eher als '*brōc* eines Mannes *Efe*' aufzufassen, falls es sich bei dem Vordergliede nicht überhaupt um einen vorenglischen Bachnamen handeln sollte.

[2]) *afocan lea* Birch, CS. II 296, Nr. 624.

[3]) Ich bemerke im Vorbeigehen, daß es mir nicht unwahrscheinlich ist, daß bei der Umgestaltung von kelt. *Wortigern* zu ae. *Wyrtgeorn*, die Luick *Hist. Gramm.* I 186, rein lautlich erklären will, eine volksetymologisch-blöde Beziehung auf ae. *wyrt* und *georn* (cf. *Friþugeorn, Heregeorn*) mitgewirkt hat, so daß die ae. Namensform nicht ohne weiteres als vollgültiges Zeugnis für lautgeschichtliche Fragen verwertet werden darf.

[4]) Vgl. Ausdrücke wie *to earnes* (i. e. *Earnes*) *beame* Birch, CS. II 114, Nr. 506, oder *to wulfredes beame* ebd. II 301, Nr. 627; ferner die Wendung *on þone greatan mearc beam* ebd. III 655, Nr. 1319. *Beamford* und *mearcford* (Birch III 68, Nr. 906) wären demnach sachlich verwandte Begriffe.

[5]) Mit McClures Auffassung (*British Pl.-Ns. in their Historical Setting* 242), wonach das *bēam* in Bamford auf einen 'tree laid across' ginge, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Vgl. noch den Lokalnamen ae. *beamwær* Birch II 242, Nr. 594 ('durch einen *bēam* [Pfahl?] bezeichnetes Wehr').

[6]) Das eigentümliche *danon on readen bexean* Birch, CS. I 515, Nr. 377, soll nach Williams *Anglia* 25, 424 (cf. Middendorff, *Ae. Flurnamenbuch* 11) möglicherweise aus *bæces* + *ēan* zu deuten sein, was mir aus sachlichen wie lautlichen Gründen (das Wort 'Bach' hat in der fraglichen Urkunde sonst *æ*, wenig zusagt. Ich möchte eher Schreibfehler vermuten, entweder für **bexan* = **byxan* (cf. den mutmaßlichen Kentismus *sieran* in den beiden Zeilen vorher) oder für **bēcean*, also 'Rothes Buchsbaum' oder 'Rothes Buche' (auch bei *on readan cumb* zwei Zeilen vorher denke ich an einen Personennamen **Rēada*: adjektivisches *readan* würde in dieser Urkunde wohl den Artikel vor sich haben).

**byxe* (Sb.) zugrunde gelegt werden darf[1]). [Das fragliche **byxe*, das Alexander a. a. O. im Hinblick auf die Doppelheit *þorn : þyrne* neben dem allein belegten *box* annimmt, würde ich mir lieber aus vglat. **buxea* (Quelle von ahd. *puhsa*) erklären, cf. ae. *syrfe* < **sorbea* statt *sorbus* (> ae. **sorf*), Pogatscher, *Lehnworte*, §§ 148, 205. Für Alexanders Bedeutungsansatz **byxe* 'a collection of box-trees' sehe ich keinen genügenden Anhalt. Auch ae. *þyrne* zeigt ja gegenüber *þorn* 'thornbush' keine Bedeutungsverschiedenheit; Kluge, *Nomin. Stammbild.*[2], § 83.]

Britwell (Salome).

Nach Alexander 63 'the bright well', genau wie der Ortsname *Brightwell Baldwin*. Aber die von Alexander angeführten älteren Schreibungen der beiden Namen stimmen keineswegs miteinander überein; man vergleiche *berhtan wellan, Bristewelle, Brightewelle* usw. (Brightwell Baldwin) und *Brutwelle* (Domesd. B.), *Bruttewell, Brittewelle* etc. (Br. Salome). Vor dem 17. Jahrh. verzeichnet Alexander für *Britwell Salome* keine einzige Form mit *-ht-* resp. *-ght-*; überall folgt das *t (tt)* direkt auf den Tonvokal. Unter diesen Umständen möchte ich für unsern Namen lieber eine Grundlage spätae. **Bryttawell(a)* 'Britons' well' in Vorschlag bringen; Volksnamen als erste Glieder englischer Ortsbezeichnungen sind ja nichts Seltenes.

Bucknell.

Anscheinend aus ae. **Buccan-hyll*, Alexander 66. Die vereinzelte Schreibung *Bikehell, Bigenhull* (Testa de Nevill), die Alexander 'difficult to account for' findet, erklärt sich wohl durch Anschluß an den Typus *Bickenhill, Bickley, Bickmarsh* usw. Der Ortsname *Bickenhill* Warw. begegnet im 12. Jahrh. in den Schreibungen *Bychenhulle, Bikenhull, Bigenhull*; Duignan, *Warwickshire Pl. Ns.* 24.

Calthorpe.

Ich führe den Namen nicht mit [Moorman bei] Alexander 68 auf ein ae. **cāl-þorp* 'the village where cabbages grew' zurück,

---

[1]) Vorags. Ursprung des Namens *Bix* scheint mir freilich nicht außer dem Bereich der Möglichkeit zu liegen.

das sich, zumal in begrifflicher Hinsicht, wenig empfiehlt[1]), sondern denke bei dem Vorderglied zunächst an den altnordischen Personennamen *Kali* (vgl. Nielsen, *Olddanske Personnavne* 54; Lundgren, *Personnamn från medeltiden* 145; Rygh, *Gamle Personnavne i norske Stedsnavne* 152; Lind, *Norsk-isländska dopnamn*, Sp. 673; Lindkvist, *M.-E. Pl.-ns. of Scand. Orig.* 183 f.; Björkman, *Zur englischen Namenkunde* 50 f.). Hat es vielleicht auch einen ae. Namen **Cala* gegeben? Ein *Calla* belegt Searle, *Onomast.*, aus Birch, CS. III 305, Nr. 1077 (wo *eallan* anscheinend Druckfehler für *ca-* ist); über mndd. *Kallo*, fries. *Kalli*, *Kale* s. Stark, *Kosenamen der Germanen* 32.

Keltischer resp. vorangelsächsischer Ursprung des ersten Gliedes (cf. *Calne*, *Calston* McClure, *British Pl.-ns.* 277; *Cal-* als Vorderglied nordenglischer und schottischer Flußnamen Goodall, *Pl.-Ns. of South-West Yorkshire* 90 f.; Holder, *Alt-celt. Sprachschatz* I 686 ff.) kommt m. E. erst in zweiter Linie in Betracht. Die zahlreichen englischen Ortsnamen mit *Cal-*[2]), *Calce-*[3]), *Cale-*[4]), *Cali-*, *Cals-*[5]), *Caw-*[6]) verdienten einmal eine zusammenhängende Behandlung.

Caversham.

Das von Bradley bei Alexander 70 für diesen Namen angesetzte ae. **Căfhere* ist möglicherweise in dem ae. Gewässer-

---

[1]) Die Variante *Colethorpe* Testa de Nevill ist bedeutungslos, da sie auf Angleichung an die Ortsnamen mit *Cole-* (ae. *col-*, *Col(l)*, *Cola* resp. anord. *Kollr*, *Kolli*, *Koli*) beruhen kann.

[2]) Für *Calow* Derby verzeichnen Ellis-Bickley, *Index* I 141, aus dem 13. Jahrh. die Schreibungen *Kalalh*, *Cal(h)ale*, *Calehale*; letzteres ist auch die Schreibung des Domesday Book. *Calgarth* in Westmoreland war früher *Calvgarth*, anord. *kálfa-garðr*, *Saga-Book of the Viking Club* 2, 146; ähnlich weist jetzt Sedgefield für *Calthwaite* Cumbld. eine ältere Form *Calvethweyt* nach (zu an. *Kálfr*, *Pl.-Ns.* 30). *Calbourne* auf der Insel Wight ist nach dem *Caul-bourne*, ae. *Cawelburna*, benannt.

3) Z. B. *Calceby* Lincs., im Früh-13.-Jahrh. *Kalesbi*, in der Tax. Eccles. *Calseby*.

4) Z. B. *Calehill* Kent, im Domesd. B. *Calehelle*, 1410 *Calehell* Ellis-Bickley, *Index* I 141.

5) Z. B. *Calsthorpe* Lincs., *t.* Hen. II *Caletorp*, 1274 *Kayllestorp* Ellis-Bickley, *Index* I 142.

6) Z. B. *Cawthorne* Yorks., im Domesd. B. *Caltorne*; möglicherweise zu einem ‘ancient stream-name’, Goodall, *Pl.-Ns. of South-West Yorkshire* 99.

namen *caberes bec*, Birch, CS. II 112, Nr. 505[1]), enthalten: ae. *cāf* braucht ja nicht mit dem NED. auf germ. **kaifo-* zurückgeführt zu werden, sondern kann ganz wohl idg. **goibho-* reflektieren (Persson, *Beiträge z. idg. Wortforschung* 84), so daß das *-b-* der genannten Form als Archaismus aufzufassen wäre. [Moorman, *West Riding Pl.-Ns.* 112, findet in den Namen *Caversham* Oxford und *Caverswall* (Domesd. B. *Cavreswelle*) Staffs.[2]) das als Spitzname gebrauchte ae. *ceafor* 'Käfer'; wegen des anlautenden *Ca-* nicht eben wahrscheinlich[3]).]

Charlbury.

Der Name soll nach Alexander 72, der ihn aus frühme. Zeit als *Churlebiry*, *Cherlebiry* belegt, einem ae. **ceorla burȝ* entsprechen. Diese Aufstellung wird von Sedgefield, *Mod. Lang. Rev.* 8, 244 (ohne nähere Begründung, aber wohl mit Recht) angezweifelt: *burȝ* hieß im Ae. 'das befestigte Hauptwohnhaus des Königs, ealdorman, Gefolgsadels, thegn, Vornehmen, Sechshundertschilling-Mannes, aber nicht des gemeinfreien Bauers', Liebermann, *Ges. d. Ags.* II 2, S. 330; ders., *Wb.* 28, 663c[4]). Aber auch Sedgefield hat in seiner Kritik übersehen, daß der Name unseres Ortes bereits in einem spätae. Texte als *Ceorlinȝ(c)burh* bezeugt ist, nämlich in den von Liebermann herausgegebenen *Heiligen Englands* S. 11, § 17: 'Đonne resteđ sancte Dioma on þare stówe, þe is ȝenemnod Ceorlinȝcburh, neah þare éa Wenrisc' (latein. 'in loco qui dicitur Ceorlinȝburh'). *Charlbury* ist also nach dem befestigten Herrensitz des Nachkommen eines *Ceorl* (Searle *Onomast.* 133) benannt, während etwa in dem häufigen Namen *Ceorlatūn* 'Bauerndorf' (> *Charlton*) noch das ursprüngliche Appellativ *ceorl* vorliegt.

---

[1]) Ob auch in *coveresgiet* 922 (III 94)? Vgl. daselbst *Brodewulle* neben *Bradelege*; anderseits aber auch *Coferantreow* Kemble, *CD. Index* 273a, das doch wohl mit *ð* anzusetzen ist (? cf. aisl. *Kofri*, aschw. *Kofre*).

[2]) Bei Ellis-Bickley, *Index* I 155, eine Schreibung *Cauereswall* aus dem Früh-13.-Jahrh. (cf. *Cavereswalle* Burton Chartulary).

[3]) Eventuellen Ersatz des *č-* durch *k-* in nordischem Munde wird man zwar für Nord-Staffordsh., aber nicht so leicht für Oxfordsh. zugestehen dürfen.

[4]) Zur Bedeutung von ae. *burȝ* vgl. auch W. H. Stevenson, *Engl. Hist. Rev.* 12 (1897), 491.

Cogges.

Alexander 82 läßt den Namen ohne jede Erklärung. Sollte derselbe nicht vorags. sein (man möchte dann am ehesten an einen ursprünglichen Bachnamen denken), so bleibt wohl nur die Möglichkeit eines elliptischen Genitivs[1]: ae. **Cozzes-hām* resp. **Cozzes-tūn* oder ähnlich; **Cozz*[2]) wäre starke Variante zu schwachem *Cozza* (*∼ nbeam, ∼ nhyl*, Kemble, CD. *Index* 273 a).

Cokethorpe, Cockthorpe.

Wenn in dem ersten Gliede ein Personenname steckt (die ältesten Belege bei Alexander stammen leider erst aus dem 13. Jahrh.), so sind wir theoretisch nicht bloß auf das von Alexander 82 zitierte ae. *Cuca* angewiesen; es kann im Ae. auch ein **Coca* gegeben haben, das sich zu dem bei Searle, *Onomast.* 138, gebuchten *Cocca* verhielte wie etwa ae. *Coda* zu *Codda* oder *Cota* zu *Cotta* (weitere Parallelen bei Searle, *Introd.* XIX f.). Alexander setzt *Cuca* mit *ŭ* an, denkt also wohl (wie vor ihm Skeat, *Pl.-ns. of Bedfordshire* 42) an die bekannte Wechselform von *cwica* 'vivus'; doch wäre auch — alternativ — langer Tonvokal möglich, und es könnte dann Zusammenhang mit dem Namen *Ceoc, Ceoca* (Searle 128) angenommen werden (cf. *Mēoc : Māca* etc.)[3]. Der Name *Cūca* begegnet übrigens noch an anderen Stellen als an der von Searle angeführten; vgl. z. B. *on cucan dene, of cucan dune* Birch, CS. III 140, Nr. 958. Er steckt u. a. auch in den Ortsnamen *Cookley* Suffolk und *Cookridge* West Riding; ebenso sehr wahrscheinlich in dem Oxforder Namen *Cookley Green*, obgleich Alexander hier (S. 83) eine andere Erklärung[4] an erster Stelle bringt.

---

[1]) Hierüber an anderer Stelle.

[2]) Ein älterschwed. *Kog* bei Lundgren, *Personnamn från medeltiden* 152.

[3]) Ebenso ist neben **Cuc* (Alexander 92) ein **Cūc* denkbar, wo nicht vorzuziehen; das *ŭ* in me. *Cukesham*, ne. *Cuxham* würde sich durch frühe Verkürzung in drittletzter Silbe erklären. Dementsprechend mag das *Cooksland* Staffs., im Domesd. B. *Cuchesland*, als ae. **Cūces-land* aufzufassen sein. Zu unserem **Cūc, Cūca* gehören noch die Kleinformen *Cucel* und *Cucola* (*cuceles hyll* Kemble, CD. IV 30f., Nr. 741; *Cucolanstan*, heute *Cuxton* Kent, Birch CS. II 168, Nr. 548).

[4]) 'the growing (quick) meadow'.

Cold Norton.

Ein interessantes Gegenstück zu dem deutschen *Kaltennordheim* in der Rhön, dem ein *Kaltensondheim* (Grimm, *DWB.* V 75) zur Seite steht.

Cornbury (Park).

Ältester Beleg bei Alexander 84 *Corneberie* Domesd. Book. Für das Anfangsglied hat Bradleys Deutung bei Alexander a. a. O. ('possibly a fragment of a British name') den Umständen nach vielleicht das meiste für sich [1]). Daneben mag noch mit einem Personennamen ae. **Corna* (cf. anord. *Korni*) zu rechnen sein: **Cornan-byriȝ*. Daß *Cornbury*, wie Alexander vermutet, die Bedeutung 'a granary' gehabt haben könne, halte ich für gänzlich ausgeschlossen. Was die Namen *corna broc*, *corna wudu* usw. der Urkunde Birch, CS. III 208 f. (Nr. 1007) betrifft, so möchte ich zu erwägen geben, ob es sich hier etwa — englischen Ursprung vorausgesetzt — um unechte Kompositionen handelt, in denen *corna* für **crona*, *crana* (gen. plur.) steht [2]); vgl. *cornuc* = **cranoc*, *cronuc* (in *Cronuchomme* Birch I 171, cf. 175, 176, 203; II 123; Kemble, CD. VI 220). Ae. *corna broc* würde begrifflich an altdtsch. *Cranaha (Kronach)*, ae. *corna wudu* noch deutlicher an ahd. *kranawitu* 'Kranichholz' erinnern. Da in späteren Texten *-a-* für *-an-* stehen kann, so wäre freilich auch bei diesen Namen mit dem eben (alternativ) postulierten n. pr. **Corna* zu rechnen. *Cornwelle* Birch I 311, Nr. 222 (heute *Cornwell*, Oxford) könnte, falls nicht vorags., ae. **cronwiell(a)* sein (*corn* < **cron*, *cran* wie *orn* < **rånn*); in *corn-* könnte sich aber rein sprachlich auch, was Alexander gleichfalls nicht erwogen hat, ae. *corn-trēow* 'cornel-tree' verbergen: *cornwiell(a)* stünde mit der bekannten Ersparung des Mittelgliedes für **corntrēow-wiell(a)*. Eine unechte Komposition mit singularischem Genitiv liegt wohl in der Ortsbezeichnung *Cranslea bricȝ* Birch III 121, Nr. 943 vor; *Crans-* < *cranes-* wie *Finns-* < *Finnes(burȝ)*,

---

1) Baddeley, *Pl.-Ns. of Gloucestershire* bemerkt S. 49 unter *Corndean*: 'The name *Corne* occurs as that of a water-way both at Wyke, near Berkeley (*Cornbrook*), and in the Forest of Dene.'

2) Vgl. aus den ae. Urkunden Fälle wie *enda wyll-* Birch III 203, Nr. 1003; *Gosamere*, *Hennamere* ebd. 44, Nr. 887; *Horsabroc* Kemble, CD. Index 302; *oxna mere* Birch III 195, Nr. 998; *wulfa broc* ebd. 16, Nr. 870 usw.

ceolsiȝe = *Cēoles-īȝe* Birch II 206, Nr. 565 [1]), *ȝrendelsmere* = *ȝrendeles* ∾ ebd. III 223, Nr. 1023, *Hansfleot* Kemble, CD. VI 217, Nr. 1363, *Hocslew* = *Hōces-hlǣw* ebd. IV 92, Nr. 775, *hweđels (hwæđeles) heal* Birch III 176, Nr. 982, *þunorsleȝe* ebd. I 296, Nr. 208, usw.[2]) [3]).

Emmington.

Der Name erscheint im Domesd. B. als *Amintone*, in den Rot. Hundred. als *Eminton*. Nach Alexander 99 f. wäre der ursprüngliche Tonvokal *a* gewesen; indessen ist die vereinzelte frühe Schreibung mit *a* sicher nur anglofranzösische Wiedergabe von ae. *e* vor Nasal: das Domesd. B. schwankt bekanntlich zwischen *Chentuinus* und *Cantuin*, *Dene-* und *Dane-* (ae. *denn*, *denu* resp. *Dena*), *Fenchel* und *Fanchel*, *Fentun* und *Fantuna*, *Pengeston* und *Pangeston* (heute *Penistone* Yorks.; ae. *peni(n)ȝ-*) usw.[4]), und es schreibt *Amelai* (*Ameleie*), *Camestone*, *Wandrie* (*Wandei*) usw., wo andere Quellen sowie die heutige Lautung *e* bieten (*Emmeley*, *Emley* West Riding [von Moorman, *West Riding Pl.-Ns.* 68, nicht erkannt]; *Kemestone*, *Kempston* Beds., cf. Skeat, *Pl.-ns. of Bedfordshire* 50 f.; *Wendy* Cambs. < ae. **Wendan-īȝ*). Diese Unsicherheit der agfrz. Schreiber im Gebrauche der Zeichen *an* und *en* hat ja mitunter sogar zu der 'umgekehrten' Schreibung *en* für *an* geführt, wie in *Crenefort* (Domesd. B.) = *Cransford* und in *Senlac* (Ordericus Vitalis) < *sandlace* 'sandbach', W. H. Stevenson, *Engl. Histor. Rev.* 28 (1913), 296, n. 26 [5]). Unser *Emmington* ist also in ae. Gestalt als **Emminȝtūn* anzusetzen; me. *Eminton* wäre die volkstümliche, *Amintone* die normännisch-kanzleimäßige Form. Auch Alexanders Aufstellungen über die Namen *Bensington*, *Hensington*, *Kingham* und *Wendle-*

---

[1]) Über *efslea* gedenke ich in meinen ae. Flurnamen zu handeln.

[2]) Björkmans Bemerkung über genitivisches *-s* (statt *-es*) als Kriterium für Entlehnung aus dem Nordischen (*Namn och Bygd* 1, 89) scheint mit Fällen wie den obigen nicht gerechnet zu haben.

[3]) Hierher etwa auch das *hens broc* Birch I 290, Nr. 204, für das Sievers PBB. 9, 254 zweifelnd an den *s*-Stamm *huhn* denkt?

[4]) Der Ansatz *Cantwine* bei Searle, *Onomast.* 125, ist also zu streichen.

[5]) Über den Wechsel von *an* und *en* jetzt auch Zachrisson, *Studier i Modern Språkvetenskap* 6, 285 ff. Für die frühme. Schreibungen *Andre(de)bi*, *Andretesbie* usw. neben *Endrebi* usw. anord. *Andriđr* heranzuziehen (Lindkvist, *M.-E. Pl.-ns. of Scand. Orig.* 39) scheint mir nicht notwendig.

bury bedürfen einer entsprechenden Korrektur: in allen Fällen genügen ae. Grundformen mit *ę* als Tonvokal. [So darf denn auch der Name *Henlow* Beds. kaum mit Skeat, *Pl.-ns.* 40, auf ae. **Hannes-hlāw* zurückgeführt werden; das Schwanken der älteren Schreibungen: *Haneslau* Domesd. B., *Hanelawe*, *Henelaue* Tower Rolls, *Henlawe* Testa de Nevill usw. deutet auf ae. *Hennes-* (resp. *Henes-*) oder *Hennan-* als erstes Glied. Ae. **Henna* entspräche dem ahd. Namen *Henno*, über den Förstemann, *Namenbuch* I² 746, zu vergleichen ist; ein *hennesfeld* erscheint in der späten Abschrift einer Urkunde von 765 bei Birch, CS. I 280, Nr. 197 (cf. ahd. *Henes-* bei Förstemann a. a. O.). Ähnlich verbietet sich m. E. Skeats Erklärung von *Hinwick* aus **Hanan-wīc*, *Pl.-ns. of Bedfordshire* 62 f.; das Schwanken der Domesdayformen *Haneuuic*, *Heneuuic* usw. weist vielmehr auf ae. *Hennan-* als erstes Glied zurück. Für eine lautgesetzliche Entwicklung der Gruppe *ån* > *en* > *in* vor *w* wüßte ich keine Parallele.]

Halle. Otto Ritter.

BEITRÄGE ZUR KONGRUENZ IM ENGLISCHEN[1]).

Kein geringerer als Hermann Paul hat seine Behandlung der Kongruenz mit folgenden Worten beschlossen: »Die Kongruenz des verbalen Prädikats mit dem Subjekte hat übrigens an sich gar keinen Wert« (Prinzipien der Sprachgeschichte[4], S. 311). So zutreffend das fürs Englische auch durch H. Stoelkes Untersuchung über die Inkongruenz zwischen Subjekt und Prädikat im Englischen und den verwandten Sprachen erwiesen ist, scheint doch eine Behandlung dieser Frage noch immer gerechtfertigt. Denn einmal ist schon die Menge des Materials ziemlich gering, aus dem man sich über einzelne Probleme der Kongruenz im Englischen unterrichten könnte; für Kollektiva z. B., wie *clergy* oder *household*, bietet selbst das N.E.D. ziemlich wenig. Die jüngsten umfassenderen Darstellungen dieser verwickelten und schwierigen Fragen (J. IV—VI, P. S. 277—338 und W. S. 27—58) lassen ebenfalls noch genügend Raum nicht nur für Nachträge und Ergänzungen, sondern auch für den Versuch, neue Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen. Endlich sind diese Fragen, mögen sie auch vom prinzipiellen Standpunkt des Sprachphilosophen belanglos sein, doch vom internen Standpunkt des Anglisten von Bedeutung, der in der vermeintlichen Einfachheit

---

[1]) Abkürzungen: J. = O. Jespersen, A Modern English Grammar II 1; P. = H. Poutsma, A Grammar of Late Modern English, Part II, Section I A; Sw. = Sweet, New English Grammar; W. = G. Wendt, Syntax des heutigen Englisch, II. Teil. Belege aus grammatischen Quellen, die ich nicht im Original nachprüfte, sind besternt. T. = "Tauchnitz Edition", E. = "Everyman's Library", N. = "Nelson's Sevenpenny Novels", B. B. = "Nelson's Blue Books", H. U. = "Home University Library", W. C. = "The World's Classics". Ich zitiere bei der ersten Erwähnung des Buches voll (Gibbon, Decline and Fall I 94, W. C.; Autobiography 67), im folgenden gekürzt (Gibbon I 112; A. 63). Shakespeare, Milton und Dryden werden nach der Globe Edition zitiert. Die Belege erscheinen im Wortlaute des Originals; Auslassungen von Belanglosem sind durch Punkte, der Kürze wegen nötige Zusätze durch eckige Klammern bezeichnet.

des Englischen sich hier einer bunten, verwirrenden Fülle von Erscheinungen gegenübersieht und zweifelt, ob sie sich auch nur durch Beschreibung ordnen läßt. Die Aufgabe, hinter dieser scheinbar völligen Willkür das Spiel der Kräfte aufzudecken, die man bei einiger Beschäftigung mit dem Gegenstande zunächst rein gefühlsmäßig wirken spürt, ist aber auch besonders wichtig für einen klareren Blick in der Frage des "grammatically correct or incorrect", in der sich noch immer recht erhebliche Unterschiede der Auffassung finden.

Wendt hat über die größere Freiheit des Englischen in der Kongruenz, soweit seine knappen Bemerkungen das erkennen lassen (W. 29), ebenso das richtige Urteil wie Poutsma. Dieser sagt treffend:

"In discussing such an elusive subject as the Syntax of Modern English Grammar, one is confronted by a formidable array of difficulties. It is often said, on what ground I know not, that English is not bound by any strict rules of syntax. But anybody who has ever given the subject continued thought, must soon have become persuaded, that it is not in accordance with fact. The least change of comparatively insignificant words, the least tampering with the order of words in a sentence or phrase, and the slightest modification of stress and pitch, almost invariably produce changes of meaning which the most obtuse observer could not fail to notice at once. The prevailing freedom never degenerates into licence." (P. Preface III.)

Wie sehr das auch für Fragen der Kongruenz gilt, möge folgendes vorausgenommene Beispiel zeigen: A steadily increasing number of his followers *are* keen on socialization: The number of his followers k. o. s. steadily *increases*. Hier nützt natürlich eine Regel, daß number of + plur. das Verb im Plural habe, gar nichts; der Grund, warum diese Verschiebung auf die Konstruktion wirkt, wird später klar werden. Der letzte Satz von Poutsmas Ausführungen allerdings scheint mir doch nicht ganz haltbar. Denn dann und wann wollte es mir zweifelhaft scheinen, ob in dem oder jenem Falle noch der Gebrauch des Singulars oder Plurals von einer bewußten Wahl des Schreibenden bestimmt, ja ob er überhaupt selbst nach stilistischen Rücksichten zu rechtfertigen sei. Das ist zweifelsohne der Fall etwa bei chick, chicken (J. 5.791), wo archaischer Gebrauch vorliegt bei Dobson: "Do let us have a *chick*" (Eighteenth Century Vignettes, B. B. 326), wohl auch bei Besant: "Chicken *were* commonly sold at two and sixpence the pair" (London, St. Martin's Library 269), dialektischer bei

Wells: "that Aepyornis chick" (Country of the Blind, N. 81). Wenn Darwin sagt: "the Cordillera, however, viewed from this point, *owe* the greater part of their beauty to the atmosphere" (Voyage, E. 241), so mag ihm "Andes" vorschweben, das im Text vorhergeht. Ein Fehler aber liegt zweifellos vor im Gebrauch von lateinischen Pluralen als Singular; zu P. 300 seien nachgetragen *excreta*: "It is merely the ~, which, normally fluid, *has* by some means become concreted" (Bullen, Cruise of the Cachalot, T. I, 130), und *regalia*: "Though the ~ *was* sent back; the ~ remained here until after the Restoration, when *it was* sent back" (Troutbeck, A Guide to Westminster Abbey, 82, 257). In der folgenden Behandlung der Einzelfälle wird dieses Randgebiet von schwer oder unmöglich zu erklärenden Fällen klar hervortreten.

1. A with B + Verb im Plural.

Diese Erscheinung hat Wendt (53) mit einem Werturteil versehen, indem er meint, daß sie sich in der besseren Prosa nicht finde; sie ist aber nicht nur zu allen Zeiten häufig, sondern auch erklärlich (P. 317). In der gesprochenen Sprache ist sie zweifelsohne noch viel häufiger; für das Buchenglisch seien den Belegen, die ich Neuere Sprachen 29, S. 288 gab, folgende hinzugefügt:

"Young Numerian, with his absent brother, Carinus, *were* unanimously acknowledged as *Roman emperors*" (Gibbon, Decline and Fall, W. L. I 385). "The victorious Burley, with his party, crossed it in *their* turn" (Scott, Old Mortality, E. 175). "But Kettledrum, ... together with Mause, ... proved active and effectual *intercessors*" (ibid. 187). "The Chapter-house, together with the beautiful vestibule by which it is approached from the east Cloister, *are* Early English" (Troutbeck 38). "His life for months previously, combined with his mental and moral training, *are* calculated to produce violent reaction" (Macleod, The Old Lieutenant and his Son 135). "The world, living and dead, with the universe around it, *present* no such grand panorama" (Spencer in Buddes philos. Lesebuch S. 197). "The Lord Chancellor in wig and gown with his lady *were* coming straight from Buckingham palace" (Betham Edwards, From an Islington Window, T. 63).

Besonders die Stelle aus Gibbon zeigt die Schwierigkeit bei Prädikatssubstantiv, das jedenfalls den Plural des Verbs mitbestimmt; sonst hat Gibbon den Singular, z. B. I 480: "The empress herself, together with her mother Prisca, *was* condemned to exile." Ganz häufig ist übrigens diese Konstruktion auch im Französischen (Belege in Plattners Ausführ-

licher Grammatik II 3, S. 30) und im Spanischen: "Pues ese, replicó el cura, *con* la segunda, tercera y cuarta parte, *tienen* necesidad de un poco de ruibardo; aunque la misma reina Ginebra con su dama Quintañona se le pusiesen delante (Cervantes, I 100, 174), jedoch nicht, wenn das Verb vorhergeht[1]). Verwandt ist die nun folgende Fügung.

2. *I am friends with* usw.

Diese Wendung erscheint als vollkommen festgewordenes Ergebnis einer Kontamination *I and he are friends: I am friend with him;* der Plural wird aber wohl auch begünstigt worden sein durch eine Wendung *They are friends with me*, vgl. "he made friends and remained friends *with many*" (Ross, Aubrey Beardsley 18). Ähnlich gebraucht erscheinen *enemy* (H 5, II 1, 108), *pal, unfriend, shipmate:* I have been *shipmates* with a Hawaiian sailor" (Stevenson, In the South Seas, T. I 180, II 61). Hingegen ist bei *partner* diese Konstruktion nicht möglich, obwohl sie mit I go *shares* with him verwandt ist: "they levied rich blackmail and went *partner* with Hiram, King of Tyre . . in rich traffic through the "south country" (Myres, Dawn of History, H. U. 160). Aber so wird die auffallende Stelle zu erklären sein, die Dialekt zeigt: "Hey, by jingo, there's the young Squire leading off now, wi' Miss Nancy for *partners!*" (Eliot, Silas Marner, E. 149). Und hierher gehört wohl auch die merkwürdige Änderung der sonst üblichen Redensart "I am at daggers drawn with him", die sich bei Irving (Tales of a Traveller 135) findet: "The headmanufacturer's lady, for instance, was at daggers-drawings with the head shopkeeper's.

---

[1]) Fürs Deutsche möchte ich ein bezeichnendes Vorkommnis anführen. Einer meiner Schüler schrieb kürzlich: »In den Ferien *fuhr* mein Vater mit meinen zwei Brüdern und mir nach Wien.« An diesem Satze fand ein Schüler, dem ich die Arbeit seines Kameraden zur (vorläufigen) Verbesserung übergab, etwas auszusetzen. Es war aber nicht, wie ich gemeint hätte, die Wortstellung, die er bessern wollte (Mein Vater fuhr in den Ferien . . .), sondern er behauptete steif und fest, es müsse »fuhren« heißen, weil es »viere waren«, ein Beweis für die Verlegenheit, bei einem Unterschiede von Sinn und Form zu entscheiden.

3. Schwanken zwischen Singular und Plural bei (formalem) Pluralsubjekt.

a) Geographische Namen.

Die geographischen Namen (J. 5.742, 5.18; P. 173; W. 44) in Pluralform schwanken. Fremde Stadtnamen werden als Singulare gebraucht: *Athens, Brussels, Marseilles, Naples;* englische Ortsnamen schwanken jedoch:

"*Burnham Beeches are* in Bucks a little further away than Epping. Like it, *they* once formed part of [a] mighty band of forest" (Meiklejohn, London 193).

"*Kew Gardens*, which *have* become famous throughout the civilized world" (Ferrars, Rambles through London Streets 83). "It is not two hundred years since *Moorfields were* drained" (Besant 15). "*The palisades are* become a public park" (Glimpses of America, Freytag, 110). "*The Thingvellir have* been described sixteen times by recent travellers" (Taylor, Words and Places 207). "Madame Tussaud's *Waxworks* . . . *attract* great numbers of visitors.

Hier handelt es sich meist um Namen, in denen nach Bedeutung (Moorfields!) und Zusammensetzung der Plural noch lebendig empfunden wird. Der Singular dagegen tritt auf bei ausländischen Namen und jenen, wo der Plural nicht mehr als solcher erkannt oder gefühlt wird:

"*Devizes is* a barbarous Anglicization of Low Latin Divisae" (Taylor 188). "*Doctors' Commons was* approached by a low archway" (Dickens, David Copperfield, E. 326). [These questions ought to be dealt with] "long before the *Horseguards is* reached" (Maurice, Balance of Military Power, T. 133; = das Kriegsministerium). "Like *Leicester Fields itself*"; "*L. F. does* not seem to have been particularly favoured"; "in the *Fields* itself" sagt Dobson (365, 366, 373), der zuerst (343) aus ähnlichem Grunde wohl wie oben bei Moorfields den Plural braucht: "the *Fields,* then really entitled to *their* name". "*Nine-elms dates* from a later period" (Taylor 329). "The *Tuileries*, outwardly a peaceful palace, *is* in effect a swaggering military hold" (Irving, Chronicles of Wolfert's Roost 208). "Tunbridge *Wells is* a pleasant watering place" (Mason, Counties of England, Velh. 149). "Sadlers ~ *is* specific in *its* attractions" (Dobson 300). "*Whitefriars is* partly built upon" (Besant 159).

Bei Gebirgsnamen fällt auf: "The *Ardennes* is the 'great forest' on the frontiers of Belgium and France" (Taylor 255). Bei *United States*, das im Singular gebraucht werden, auf das man sogar wie bei anderen Ländernamen mit *her* (W. 44) Bezug nehmen kann, scheint in neuerer Zeit der Plural weit mehr vorzuwiegen als früher. "The ~ *were* still in the Washingtonian Phase of nonintervention" (Shaw, Peace Conference Hints 21, ebenso im Plural 9, 22, 36, 58, 77), aber personifiziert mit *she* und *herself*:

"the ~ would take no interest, because *she* will join no combination of power which is not a combination of all of us" (72, Zitat aus einer Wilsonrede) und "the ~, for instance, will have to place *herself* in a position to face the combined fleets of Britain and Japan" (37), hier wohl veranlaßt durch den Gegensatz zu Britain und Japan; aber "the ~, which in the Civil War of 1861 committed *themselves* to the principle of Unionism at all costs (57). Auch Wells gebraucht die Mehrzahl: "the States as a whole still keep an open mind", "to see the ~ for what they are worth (Future in America, 8, 9; ebenso 26 u. ö.). Zwar heißt es "a second ~", doch ist mir nur untergekommen "*these* ~" (Holmes, Elsie Venner 22; Norris, Octopus N. 475). Vgl. noch "the ~ of America, which reckon ... 20.000.000 of people" (Emerson, English Traits 26) und "the foundations upon which the ~ *have* been built" (H. F. R. Smith, Harrington and his Oceana, 154).

Dagegen zeigt sich der Singular, der nach den Belegen bei P. 175 besonders im Zeitungsenglisch stark gebraucht wird, an folgenden Stellen:

"The ~ now *moves* up and down the western Hemisphere by rail" (Lea, Day of the Saxon, Velh. 77). "The ~ *furnishes* a fit looking-glass" (Spencer, Facts and Comments, 122). "The ~ *has* also entered into agreements to pay the tribes" (Glimpses 15). "The ~ should keep the bulk of *its* naval forces in European waters" (Montgomery, Modern British Problems 80). "*Floridas*" erscheint mit dem Plural bei Irving (Chron. 296).

b) Büchertitel im Plural.

Die Regel, daß Büchertitel im Plural mit dem Singular des Verbs verbunden werden, weil sie als quotation words anzusehen sind, sei durch Beispiele einer wirklichen quotation beleuchtet:

"High-erected thoughts, seated in a heart of courtesy", as an old writer well expresses *it*, *was* the proper character of such" (Hurd, Letters on Chivalry and Romance, 55). "From this *has* 'originated *all the other dictionaries and encyclopædias* that *have* since appeared.'" (Buckle I 433.) "The dignified *consols*, from *consolidated annuities*, *has* lost almost all traces of the mutilations which *it has* so recently undergone" (Smith, The English Language, H. U. 98) Besonders in den ersten zwei Fällen ist der Bruch im Satze, den die Anführung veranlaßt, etwas ungewöhnlich.

Auch wird auf diese Titel nur mit it Bezug genommen, ein einziges abweichendes Beispiel ist mir aufgestoßen: "I am so proud for *Aunt Judy* (eine Kinderzeitschrift) that you have honoured *her*" (Life and Letters of Lewis Carroll, B. B. 94), wo die Personifikation naheliegt. Doch tritt der Plural auf besonders bei *kürzeren* Titeln, welche *Gattung* oder *Form* des Werks angeben, wie ich das descriptive titles (J. 6. 32) präzisieren möchte.

"*English Traits was* published in 1856. *It* was preceded" ... (Emerson, E. Tr.). "Ray's '*Select Remains' was* recently in a London bookseller's catalogue." (Dobson 179.) Aber: "the *Acta Sanctorum* show plainly (ibid. 163). "Spence's 'Anecdotes' already *contain* ... a complete, though brief autobiography of the poet" (Dobson 49). "The '*Fables' were* published in November 1699." (Dryden LXXVI.) "The *Georgics were* dedicated to [the Earl of Chesterfield"]. (ibid. XXIV.) "When at least his '*Chinese Letters*', as *they* were called at first, *begin* to appear" (Dobson 152; vgl. meine Bemerkung hierzu in den Neueren Spr. 29, 284). "Hurd's *Letters on Chivalry and Romance have* been curiously neglected" (Hurd, Preface 3). "The *Provincial Letters* of Pascal *were* written 1656" (Buckle, History of Civilization, Silver L., II 209). "Early in January *were* published *Paul's Letters to his Kinsfolk*" (Lockhart, Life of Scott, 287). "*The English Woman's Love-Letters* ... well, he hadn't written them" (Russell, A Londoner's Log-Book, T. 20, 22, 23). "The '*Lives of the Poets*' are but a succession of prefaces" (Doyle, Through the Magic Door, T. 55). "His '*Odi Novelli*' reached *their* ninth edition in 1899" (Hazell, Annual 1904, 15). "*Miscellany Poems*", as our great-grandfathers called *them*, the world has seen enough of" (Gosse, Northern Studies 25). "Your *Reminiscences* are most refreshing" (Ramsay, R. of Scottish Life and Character, N. 209). "The first *Tales of a Grandfather* ... *their* reception" (Lockhart 558). "Such *are* the '*Hospital Verses*', while the '*London Voluntaries*' stand midway between the two styles" (Doyle, Magic. D., 211).

Dasselbe gilt von Bildertiteln: "the sketch from which the '*Canterbury Pilgrims*' *was* engraved" (Dobson 249).

c) Rechenoperationen.

Hier ist nach der Regel die Einzahl zu erwarten; doch zeigen die Beispiele, die J. 6. 34 anführt, das häufige Vorkommen der Mehrzahl, die (auch nach P. 316) in der Verbindung two and two **make** four weitaus überwiegt. Auf zwei gewöhnlich nicht angeführte Rechnungsarten sei wegen des charakteristischen Unterschiedes hingewiesen:

"Forty minutes a day (als Zeitabschnitt im Singular gefaßt), times three hundred, *equals* twelve thousand minutes a year" (Jack London, Burning Daylight, T. 171); dagegen die bei größeren Zahlen übliche Multiplikation: "Twelve noughts *are* nought," she said in a gabbling whisper: twelve noughts *are* nought, twelve fours *are* forty —" (bei Umrechnungen von Schillings in Pence; Jacobs, Dialstone Lane, T. 108).

d) Hauptwörter auf *-ics*.

Eine kleine Übersicht der Belege, die ich in grammatischen Quellen fand, genügt in der Hauptsache; nur mit dem Singular sind verbunden:

linguistics (1,0)	physics (3,0)
phonetics (4,0)	polemics (1,0).

Beide Formen des Verbs haben:

economics (2,1)
ethics (4,3)
mathematics (4,2)
metaphysics (3,4)
politics (8,30)
statistics (1,8).

Ausschließlich den Plural des Verbs zeigen:

aesthetics (0,1)
athletics (0,2)
gymnastics (0,1).
optics (0,2)
tactics (0,6)

Weitere Stellen sind: "The only *Biophysics* we know of *is* the physical and chemical study of various processes." (Thomson, Introduction to Science, H. U. 101.) "The *ethnics* of England *are* comparatively obscure" (Ferrars, Rambles 3). "How *much mathematics has* arisen in direct response to practical needs; just as *Applied Mathematics is* the process of ..." (Thomson 11, 100). '~, though good-humouredly scorned by the biologists on the abnormal certainty of *its* conclusions, *is* still reckoned among the sciences; in this point, ~ *differs* entirely from most other subjects (Lewis Carroll 158, 200); aber mit Plural: "~ *were* his favourite pursuit; ~ ... he is very clever at *them*" (ibid. 19, 34). "He despised ~, and yet *they* were to prove a mighty instrument in Newton's hands (Goadby, The England of Shakespeare, Velh., 54). "Whether *Phonetics is* of any use in this connection" (Wyld, Teaching of Reading 4). "*Physics is* mainly the science of the transformations of Energy" (Thomson 106). "Wherever *politics were* talked about or written about" (H. F. R. Smith 186). "~ *have* taken my place (Ward, Marriage of William Ashe, N. 416). My ~ *are* pure politics (Norris, O. 399). "~ *require* the whole energy" (Life and Letters of Macaulay, T. II 85). Mit dem Singular hingegen "~ *makes* strange bedfellows" (F. F. Moore, The Ulsterman, T. 115). "~ *is* as susceptible of treatment by scientific method (!!) as any other (!) field of natural knowledge" (Huxley, Essays 76). "*Party* ~, obscuring the nation in *its* yellow mists, *endeavours* to form within this fleeting nebulosity a world of *its* own" (Lea 15). "As to *statistics*, *their* philosophy is a still more recent creation" (Buckle II 319 und öfter). Auffallend ist "the *tactics* of the opposition *is* to resist every step of the government" (Emerson 46).

Das N.E.D. sagt über den Gebrauch: "The names of sciences, though they have the form in -ics, are now construed as singular as in 'mathematics *is* the science of quantity. Names of practical matters as gymnastics, politics, tactics usually remain plural."

Ich möchte diese Bemerkungen hinsichtlich der Wissenschaftszweige dahin abändern, daß bekanntere oder deutlich aus mehreren Teilen bestehende Wissenschaften wie mathematics, metaphysics in der Umgangssprache mit dem **Plural**, in der Fachsprache des Gelehrten, wie die Belege zeigen (bei Lewis Carroll stammt 1 Beleg mit Pl. von seinem Biographen, 1 von ihm aus seiner Jugendzeit, die 2 mit dem Singular aus seinem

späteren Leben), mit dem **Singular** gebraucht werden, wie auch "practical matters" (vergleiche Huxley über politics, die ihm als Wissenschaft gilt) im wissenschaftlichen Gebrauche sich mit dem Singular finden. Die (älteren) Belege für optics zeigen, daß hier ein zweimaliger Wandel eingetreten ist; die ältere Form war mathematic sg., dann mathematics deutlich nach dem Französischen les mathematiques, die dann allmählich (oder schon vom Anfang an?) mit dem Singular gebraucht wurde (Bacon hat Plural: "The Mathematics *are* either pure or mixed; the excellent use of the pure ~, in that *they* do remedy and cure many defects in the wit; as for mixed ~ . . . there cannot fail to be more kinds of them" Advancement of Learning, Book II).

e) Bruchzahlen.

Dieser Abschnitt gehört aus formalen Rücksichten hierher, da die Mehrzahl der Brüche Pluralform hat. Sachlich stellen sie sich zu der später zu behandelnden Gruppe der Partitiva. Wendt (40, 45) ist durch die Zerreißung der Bruchzahlen, je nachdem sie Singular- oder Pluralform haben, an der Erkenntnis des Sachverhaltes anscheinend gehindert worden; auch Poutsma hat ihn nicht ganz klar ausgesprochen (er sagt when the subject is the name of a thing modified by a numeral *larger than one*). Es hängt der Numerus des Verbs nicht von dem formalen Numerus der Bruchzahl, sondern vom Numerus des mit *of* angeschlossenen Ausdruckes ab. Das gilt vor allem auch bei one im Zähler:

"Nearly *one*-fourth of *these clan* ~ *names are* also to be found in England" (Taylor 101). "About ~-fourth of the *village names* in Lincolnshire *present* the characteristic Danish suffix *by* (ibid. 117). "~-third of the *members were* automatically to retire" (H. F. R. Smith 168). "Where ~-fifth of the whole *number of voters were* selected in 'Oceana' to form the first list, ~-tenth were chosen in Sieyès scheme" (ibid. 210). "Nearly ~-twentieth of our *population are* parish paupers (Lafcadio Hearn, Kokoro; T. 153). "Not more than ~-fourth of the *men were* Orangemen (F. F. Moore 261). Bei Vorantritt des Plurals kann nach der singularischen Bruchzahl der Singular stehen: seventy-two *members*, of whom *a* third *was* elected annually (H. F. R. Smith 168).

Bei Bruchzahlen in Pluralform steht nach *of* + formalem Singular der Singular, nach *of* + formalem Plural der Plural, Kollektiva wie people, population schwanken, haben aber meist Plural; ich meine, eine Untersuchung dieser

letzten Abteilung, zu der mein Material nicht groß genug ist, müßte sich als das feinste Instrument zur Feststellung des Gebrauches der Kollektiva überhaupt erweisen. Singular:

"The other seven-eights [of his *business*] *has* to do with the study of bipeds" (Lorimer, Letters from a selfmade Merchant to his Son 43). "Two-thirds at least [of the *country*] was in the state of Wandsworth Common" (Life and L. of Mac. II 129). "Nine-tenths of *Scotland was* held by fewer than 1700 persons" (Carnegie, Problems of To-day, T. 164). "A *romance* of which nine-tenths *is* conjecture" (Fronde, Spanish Story of the Armada, T. 126). "Four-fifths of the *carrying trade* of the world *is* done by the English" (ders., Oceana 26). "Two-thirds of *his is* an old *country*" (Life and Letters of Lord Lawrence, B. B. 104). "Whether the *half* that had been told me *was* true" (Bullen II 30). "In normal times, four-fifths of her *food is* exported" (Doyle, Danger 102). "Two-thirds of the *House of Commons was* returned by a small group of nobles." "Nineteen-twentieths of the *vocabulary* of a people *lives* only in the literature and the speech of the cultured classes" (Taylor 2). "About eleven-twentieths of the total *land* of Ireland . . . *was* declared to be forfeited" (H. F. R. Smith 26).

Beispiele für den Plural sind überflüssig. Kollektiva:

"A hundred *millions* of English-speaking *population*, of whom at least five-sixths read something, and at least half read books." (Besant 160.). "Ninety-nine-hundredths of the *people* never hear of it" (Grenville: Murray, Russia, T. 290). "Which three-fourths of the *world know* nothing about" (Dickens, D. Copperf., E 320). Hierzu kommt die oben angeführte Stelle aus Hearn. Hierher gehört auch per cent. und percentage: "Some fifty per cent. of the *troops were* struck down by fever" (Lord Lawrence 91). "Of *these* [Women Trade Unionists] 89·9 per cent. *were* engaged in the textile trades", aber mit dem Singular: "Over 69 per cent of the *total membership is* found in the building . . . trades" (Hazell 315, 316). Ebenso bei percentage: "During the worst seasons of unemployment in England there *were* at least twice as large a percentage [of *members* of trade unions] unemployed among the French trade unionists" (Hazell 225).

Im Beispiel 3 bei W. 40, das von dieser Regel abweicht, ist der Zusammenhang nicht zu ersehen; alle übrigen Beispiele dort und S. 45 wie auch die Belege bei P. 300, 301 stimmen zu meiner Aufstellung.

4. Schwanken zwischen Singular und Plural bei (formalem) *Singularsubjekt.*

a) Partitiva.

In der Behandlung der Kongruenz hat H. Paul (Prinzipien[4], S. 310) den Satz aufgestellt: »Das Prädikat oder Attribut kann anstatt mit dem Subjekt oder dem Worte, das es bestimmt, mit einem davon abhängigen Genitive kongruieren.« Fürs

ältere Englisch hat Stoelke (S. 61) eine Reihe von Belegen zusammengestellt, fürs Neuenglische sei auf J. 6. 72 verwiesen. Die Hauptmasse der Fälle aber ist bei Jespersen unter 4.83 untergebracht und, wie mir scheint, nicht ganz zutreffend behandelt. Im Englischen nun ist eine Gruppe von Wörtern wie *abundance, bulk, class, group, mass, number, part, plenty, portion, proportion, rest* fast ausschließlich mit einem of-Genitiv verbunden, wobei ein engeres partitives Verhältnis statthat; andere reihen sich mehr zufällig an, wie *collection, element, mixture, quantity, series, throng, treasure, variety.* Hier ist nun durchaus folgende Formel festzustellen:

Part. + *of* + Singular: Singular des Verbs.
Part. + *of* + formaler Plural: Plural des Verbs.
Part. + *of* + Kollektiv: meist Plural des Verbs.

Das stimmt durchaus zum Französischen, wo es heißt "la plupart des *hommes disent*" gegenüber la plupart du *peuple veut.*

Abundance: "The abundance of *Scorpions do* so much harm" (Seager, Natural History in Shakespeare's Time 275). "~ of *peasants are* employed (Addison*). Das N.E.D. weist auf einen charakteristischen Gebrauch von abundance in ships ~, probably after the analogy of wine enough, ships enow hin, der bei diesem Worte den völligen Übergang zum Formwort zeigt, der syntaktisch ja bei dieser ganzen Gruppe eingetreten ist. Bulk I: "The ~ of his *land has* only been about half cultivated" (Bright*). "The ~ of *it is* now Italian, Russian . . ." (Wells, Future 154). "The ~ of the *luggage was* sent on (Lewis Carroll 322). II: "The ~ of the *Americans* don't get as yet any real sense [of it] at all." (Wells, Fu. 149.) "The ~ of *these insects*, who . . . [längerer Relativsatz!] *are*, I gather, of the operative class" (ders., First Men in the Moon, N. 261). "The ~ of the *whites were* Boers" (Romance of a Proconsul, B. B. 170). "The ~ of the *natives* here are a colony from the plains below (L. a. L. of Macaulay, II 150). "The great ~ of the *supporters* of the principle of women's suffrage were then and are still the Liberals and Radicals" (Fawcett, Women's Suffrage 23). "The great ~ of the *pilgrims make* their way by sea" (Kinglake, Eothen 150). III: "The ~ of the *people is* of Celtic blood" (Taylor 171). "In the first [division] the ~ of the *population reside* (Hazell 93). "The ~ of the *clergy live* on pittances" (Montgomery 7). "The ~ of the Presbyterian *clergy are* as fierce as the slaveholders against the abolitionists" (Martineau)[1]).

Class II: "There *is* a certain ~ *of hounds* which *know* thieves" (Seager 39) zeigt den älteren Zustand. "The other ~ of *counsellords were* such gentlemen" (Old Mort. 220). "He was dressed like a gentleman, which a certain ~ of *fellows* always *consider* an insult to themselves." "This inter-

[1]) Wenn, wie hier die Beispiele bei J., P. und W. stimmen, bemerke ich das nicht eigens, sondern führe nur auffallende Erscheinungen an.

mediate ∾ of houses, wherever one finds *them* in New England towns, *are* very apt to be cheerless" (Holmes, E. V. 35, 63). "A still more curious ∾ of *words are* those in which two or three terms are combined" (Smith 105). "A recognized ∾ of *actors were* dependent . . ." (Furnivall, Life of Shakespeare 53). III: "That very vile ∾ of *nobility*, who *were* for ever in debt" (Belloc, Girondin 7). "While Ireton was trying to show why this ∾ of *people* ought to govern, Harrington was beginning to discover that *they do* actually govern" (H. F. R. Smith 25). Für I habe ich keinen Beleg finden können. Collection I: "The ∾ by Allan Ramsay is very good" (Ramsay 68). II: "A cabinet within whose narrow limits *are* gathered together a rare ∾ of *objects*" (L. a. L. of Macaulay, IV 178). III: "Morton made a ∾ of what he had reserved from the *provision* set before him and prepared to carry *them* to his concealed guest" (Old Mort. 54). Group: "The Nicobar *group*, containing twelve inhabited islands, *lies* off the Malay peninsula." II: "A ∾ of old *women were* overheard in the streets of Elgin discussing the fact" (Ramsay 181). "A ∾ of fine young *children were* growing up about him" (Lockhart 329). "A ∾ of miserable *children discover*, that they can see themselves reflected" (Dickens, Pictures of Italy, T. 146). III: "The ∾ of *people* that attracts the largest amount of attention in press and talk . . . *is* the group — a few score *men* (!) perhaps altogether — who *are* (!) emerging distinctly as winners" (Wells, Future 108). Mass I: "A great ∾ of *legend has* collected about the name of Gildas" (Besant 1). "The vast ∾ of *evidence* which has been collected" (Taylor 138). "The ∾ of Florentine *boyhood and youth was* no longer left to *its* own genial promptings" (Romola, E. 408). II: The ∾ of our *populations have* not at all advanced beyond the savage code of morals" (A. R. Wallace in Kokoro 153). "The great ∾ of the *Liegois were* compelled to retreat" (Quentin Durward 453). "The great ∾ of *those* who have had the discipline which a university gives *do* not write well" (Facts and Comments 70). III: "The large ∾ of *mankind were* kept in unjust degradation" (Buckle II 134). "The great ∾ of *mankind* still continue to believe" (Besant 134). "The great ∾ of the *people* who *have* to earn *their* bread" (Huxley 16). "The *mass* of the *people* in their common mood are gentle (L. a. L. of Macaulay II 200). "The great ∾ of the *people are* honest and law-abiding" (Ferrars 42). "The ∾ of the *people were* to acquiesce in the decision of *their* superiors" (Buckle I 436). "Between this efflorescence of wealth above and spreading degradation below, *comes* the great ∾ of the *population* (Wells, Future 227). "The great ∾ of the English *public* have less pure information" (Irving, Sketch Book). "A calling about which the great ∾ of the *public knows* absolutely nothing" (Bullen I 9). Mixture II: "A mixture of Gentlemen, Lawyers, and Tradesmen, *meet* in a great Room" (N.E.D. unter club 13). Bei number ist der Plural naturgemäß fast einzig möglich; es nimmt daher auch number ohne Beisatz den Plural zu sich: "On the 1st March, 1843, the greatest number ever printed — 54000 *were* issued" (Emerson, E. Tr. 154). "The greater ∾, from general to private, trusted in the valour of their comrades" (Doyle, Great Boer War, B. B. 182). "Of whom half must be non-officials and a ∾ *are* always natives" (Wells, English Education 128).

Auffallend ist der Einfluß auf das Prädikatszahlwort: "the average duration of life constantly becomes longer, and

the number of inevitable dangers *fewer*" (Buckle I 153), um so auffallender, als hier, wie gleich besprochen wird, eine andere Konstruktion möglich wäre. Ich gebe aus etwa 650 Belegen für *number*, welche die angegebene Verteilung durchaus aufweisen, hier nur zwei für Gruppe III:

"A certain *number* [of the *population*] *were* won over by the invaders" (Doyle, Boer W. 203). "So large a ~ of the *garrison were* still prostrate with sickness" (Lord Lawrence 213). Part: Schwanken zeigt sich noch bei Gibbon: "The greatest ~ of his *life was* spent in philosophic retirement at Athens" und ebenso "the greatest ~ of his *morning hours was* employed in his council" (I 51, 175). Aber sonst zeigt sich auch hier die entsprechende Verteilung. I: "~ of their *work was* so thoroughly done" (L. a. L. of Macaulay I 84). "The greater ~ of the *city has* the appearance of a city at daybreak" (Dickens, P. f. Italy 148). Sehr merkwürdig ebenda 194: "the impassable backstreets, of which a great ~ of *Rome are* composed" (ich vermute nach anderen ähnlichen Stellen, daß die aktive Fassung which compose hier kontaminierend wirkte). "The greater ~ of the fine *work* of the Eastern Empire *falls* between the ninth century and the twelfth." "The greater ~ of the *text* is the work of Mr. T. A. Joyce." "A great ~ of their *time is* passed in their narrow boats." Selbst wenn zwei durch and verbundene Substantive mit of angeschlossen werden, steht Singular: "A great ~ of Southwark and of(!) the *City* north of the Bridge was destroyed" (Besant 226). II: "The greater ~, the horse in general, *are* come with Cassius" (J. Caesar IV 2, 89). "Giants of mighty bone and bold emprise. Part *wield* their arms, part curb the foaming steed" (Paradise L. XI 643). "My other friends are divided in their judgments, which to prefer; but the greater ~ *are* for those to my dear kinsman" (Dryden LXXVII). "The greatest ~ of the *Moguls and Tartars were* as illiterate as their sovereign" (Gibbon VII 5). "Of equal merit with these two last specimens *are* the greatest ~ of those translations" (Tytler, Essay on the Principles of Translation, E. 94) usw. usw. III: "A large ~ of our *army was* recalled from India" (Lord Lawrence 79). "The wiser, or more timid ~ of the *assembly*, *were* already withdrawing *themselves* from the field" (Old Mort. 309). "What we mean by 'aristocracy', is merely the richer ~ of the *community*, who *live* in houses ..." (Holmes E. V. 5). "The *younger* ~ of his *company were* too happy" (Lockhart 341). "Half a *dozen*, the greater ~ of which *are* of the most beautiful designs" (Howitt, Visits 77). "A great ~ of the *Faculty of Advocates was* expelled from Edinburgh" (Buckle III 115). "~ of his *Scottish Guard were* placed in the Court (Quentin D., E. 445). "The most rational ~ of the *laity*, and even of the *clergy*, *appear* to have been satisfied (Gibbon, A. 185). "The far greater ~ of the distressed *nation* turned *their* eyes towards the fruitful provinces of Rome (ibid. II 148). "The greatest ~ of the *nation was* gradually reduced into a state of servitude" (ibid. I 401). Hier entspricht der Wechsel von Plural und Singular genau dem Gebrauch, der sich ergäbe, wenn man part of wegließe. "The greatest ~ of *the people* of England *were* not yet satisfied" (Hallam*). "The *population* ... of which a fifth part *were* housed in the city" (Meiklejohn 110). Portion I: "The *portion* allotted to them *is* perhaps the most powerful of his *book*" (Ramsay 96). "A

∾ of the *beam* is intercepted" (Tyndall*). "A large ∾ of the *tribute was* paid in money (Gibbon II 219). II: "A competent ∾ of *lands*, in the provinces of Pannonia, Thrace, Macedonia, and Italy, *were* immediately assigned . . ." (ibid. II 249). "No small ∾ of his *goods were* already earmarked" (Belloc 49). III: "The *juvenile* ∾ of the *assembly was* ensconced in the windows (Tarkington, Gentleman from Indiana 19). "The younger ∾ of the *household*, especially, *were* in a state of great excitement" (Holmes, E. V. 125). Proportion I: "A considerable ∾ of *poetry* is addressed by the young to the young." II: "Of the multitudinous *attempts* . . . a considerable ∾ *appear* to me to be based . . ." (Huxley 61, 29). Quantity II: "A great ∾ of large *trees*, torn up by the roots, were transplanted into the midst of the circus" (Gibbon I 138). Rest I: 'The ∾ of the *half-year is* a jumble in my recollections" (Dickens, D. C. 99). "The ∾ of the *New World was* peopled by wild barbarians" (Buckle I 95). Der Plural steht nach rest auch, wenn ein *of* + Plural nur aus dem Zusammenhange des Textes oder bloß aus der Situation zu erschließen ist: "The *rest* to some faint meaning *make* pretence" (Dryden*). "One was sunk . . . the rest at awful distance stood: as if *they* had been there as servants set" (ibid. 57). III: "The ∾ of the *nobility* were exalted riches" (Tytler 17). "The ∾ of the *sex*, without being adored as goddesses, were respected as the free and open companions of the soldiers" (Gibbon I 162). "The ∾ of the *tribe were* most miserable in their diet" (Quentin D. 463). Throng II: "When such a ∾ of *knights* and *barons* bold, as Milton speaks of, *were* got together." "The Angelic ∾, Dispersed in bands and files, *their* camp *extend*" (P. L. V 650). "The admiring *throng* loud acclamations *make* And omens on his future empire *take* (Dryden 148). "An endless *treasure* of pardons and indulgences *were* scattered by the legate" (Gibbon VII 162). Variety I: "The great ∾ which exists in English pronunciation *has* already been referred to" (Wyld 12). II: "A ∾ of *opinions were* entertained" (Ramsay 220). "There *are* a ∾ of rich *columns* (Dickens, P. f. I) 147 usw.

Wenn nach den angeführten Beispielen noch ein Zweifel darüber bestehen könnte, daß *part of, rest of* und dergleichen vollkommen 'empty words' im syntaktischen Sinne sind, müßte er schwinden beim Hinweise auf *the rest of us*, für das W. 59 (P. gibt die Regel für *many of us* usw. S. 322, aber kein Beispiel für *rest*) einen Beleg bringt. Ein zweiter steht Kinglake, Eothen 28: "The rest of *us* would put *our* horses into a gallop." Wenn jedoch *number, class, proportion* das wirkliche Subjekt ist, dann steht der Singular des Verbs, und so erklären sich, abgesehen von den Fällen mit *there is*, für das P. 285 unter *class* einen lehrreichen Beleg bringt, die (scheinbaren) Ausnahmen von den eingangs festgelegten Regeln. Vergleiche im Spanischen el gran número de médicos españoles . . *confirman* mas la verdad de los hechos (die meisten sp. Ärzte): el gran número des artesanos, que salieron con la expulsion de los moriscos, *causó* un golpo mortal a las manu-

facturas . . daß eine so große Zahl von Handwerkern auswanderte (Buckle, II 428, 449). So auch im Englischen:

"The *great bulk* of Dryden's multifarious works *consists* of dissertations on criticism in prose" (Dryden XV). Hierher gehört das Beispiel bei W. unter collection, das wohl, wie also zeigt, durch Anreihung zu erklären ist. Für group vgl. das Beispiel bei P. 288, weiters: The *group* of buildings, *clustered* on and about this verdant carpet: *comprising* the Tower, the Baptistery, the Cathedral, and the Church of the Campo Santo: *is* perhaps the most remarkable and beautiful in the whole world"[1] (Dickens, Pictures 146). "The *group* of children *becomes* a political body, a civitas" (group betont gegenüber political body; Huxley 80). "The *western* group of poems includes all those that are not Scandinavian" (Ker, Epic and Romance 79). "The *primitive European* group of the Aryans was broken up" (Smith 144). "*Another whole* group of words *has* been created or adopted" (ibid. 236). Hier legt der Gegensatz den Ton auf group. "*The great* number of Dryden's warm and steadfast friends *is* another proof of amiability of character" (= that D. had so *many* w. a. st. f., *is* . . .; Dryden LXXXIV). "*The total* number of Danish names in this county amounts to about three hundred" (Taylor 117). "The *average* number of square miles in each county is . . ." (ibid. 259). "And *the* number of copies of Harrington's works which . . . *is* a further evidence of his popularity" (H. F. R. Smith 196). "Their number *is* so extremely *small* (Buckle I 199). Abweichend ist "Again, the *great* number of cultivated men *keep* each other up to a high standard" (Emerson, E. Tr. 124); hier ist der Sinn zwar, die große Zahl der Gebildeten ermöglicht es, daß sie einander auf der Höhe halten, aber der Plural wegen each other notwendig. Ebenso wird a considerable number (Darwin 228), the original number (Gibbon II 191) gebraucht; the number *is* estimated (Gosse 108), *amounts* to (Buckle II 396; Darwin 402), *is* about (Emerson, E. Tr. 120), *depends on*, *is* considerable (Wyld 31; Gibbon II 113), *is* doubled (ders., A. 199), *is* published (Wells, Future 109), fixed, reduced (Gibbon II 312, 191) *increases*, is increased usw. usw., vergleiche noch bei W. 41 die Beispiele 1, 2, 5; im Beispiel 6 liegt Attraktion an vehicles gegen den Sinn vor. Ähnlich verhält sich a large (Ferrars 11), inestimable (Gibbon VII 25), considerable portion (ders. I 354), proportion (W. 41). "A *sufficient proportion* of shields, cross-bows and muskets *was* distributed (Gibbon VII 198). "A *just proportion* of guards, of legions and of auxiliaries *was* allotted for their respective dignity (ders. II 242). "*The proportion* of nephews and nieces, friends' sons and so forth, brought in by them, *is* peculiarly high" (Wells F. 122). *The quantity* of Spanish works to prove the necessity of religious persecution *is incalculable*" (Buckle II 482). "A *great* variety of musical instruments is found amongst the Egyptians". "*The variety* of topics which have been discussed, *makes* it advisable that I should sum up their leading points" (Buckle II 418).

Auch wenn der ganze Ausdruck Subjekt ist, erscheint der Singular "*A class of nobles acts* as a check on the chief" = das Vorhandensein einer Adelsklasse. Meine Bemerkungen zu den Stellen (bei proportion) aus Gibbon und denen (bei *group*)

aus Huxley, Ker und Smith leiten zur folgenden Gruppe über.

b) Kollektiva.

Ich kann nicht daran denken, die sechseinhalbtausend Belegstellen, aus denen sich mir die folgenden Gesichtspunkte ergaben, hier in der nötigen Vollständigkeit zu bringen und ziehe daher auch mit bloßem Hinweise das Material bei W. und P. heran. Ich gebe zuerst einige dort nicht behandelte Ausdrücke:

"The *Educational Alliance is* of course not a public institution" (Wells F. 163). "The Lords of Trade were revived, *administration* (= government) recovered *their* strenght and spirit ... stood *their* ground" (Gibbon A 191, 197). "The *array*, with some 300 armed men, possessed *themselves* of Blackburne" (N.E.D.). "In the haugh yonder by the waterside, where the ~ *were* warned to meet yesterday" (Old M. 70). "The *whole* ~ of the city of London *was* under arms" (Macaulay*). "The *Labour Association were* arranging to recruit Barrotses" (Hazell 76); an sieben anderen Stellen finde ich Association mit der Einzahl, wofür P. 284 auch einen Beleg bringt. "When *a*(!) *local authority desires* to exert powers ..." (Wells, Engl. Ed. 118), W. hat nur Plural. *Band* hat in der Verbindung mit of + Pluralgenitiv regelmäßig Plural Alleinstehend war früher Sg. möglich, jetzt steht meist Pl. "One way a *band* select from forage *drives* A herd of beeves ..." (Par. L. XI 646). "The *Bande Noire*, when *they* pulled the rest of the house to pieces, *have* done ..." (Qu. D. 27). "Then the unfortunate *church band* came to *their* senses and remembered where *they were*" (Hardy, Life's Little Ironies, T. 266). Aber mit Singular "The ~ *plays* while the *regiment is* passing" (N.E.D.). *Batch* (of) hat Plural bis auf "a batch of them *has* been transferred by Imperial order from one university to another" (Greenville: Murray 258). *Boat* kommt nach der von J. 4.841 behandelten Übertragung mit Plural vor: "One of the boats slipped away, returning presently with a fine turtle, which *they* had surprised" (Bullen I 180). "Away went the boat with a will towards the wreck, of which for a while *they* could only catch occasional glimpses when she (= the wreck) or *they* rose out of the hollow of the swell" (Macleod 139). "The *bourgeoisie give* their time and money to the public" (L. a. L. of Macaulay I 198). "A *caravan* of three ambassadors and one hundred and fifty merchants *was* arrested and murdered at Otrar" (Gibbon VII 8). "The *cavalcade* of horsemen on their road to the little borough-town *were* preceded by Niel Blane (Old M. 36). "A *chorus* of boys *usher in* the dinner" (L. L. Macaulay I 23). "In the Attic tragedy, the ~ *were* 'interested spectators'" (N.E.D.). Für Commission hat P. 285 nur den Pl.; Sg. zeigen "The *Commission has* fulfilled its obligations" (Octopus 391). "A *Military* ~ *was* sitting to try all persons" (Lord Lawrence 410). Bei *Congress* steht weitaus überwiegend (12 Stellen) Singular; das Beispiel bei W. 31 und das im N.E.D. von 1785 (T. Jefferson) haben Plural. "We were in a position to supply the *Continent* with *their* various needs" (Sander-Cliffe, Gt. Britain 81) gehört zu J. 4.841. *Corps* = Heeresgruppe wird mit Plural verbunden. *Country* (nach J. 4.841 durch Übertragung kollektiv

geworden) findet sich nicht nur mit Sg. wie bei P. 286 und Cowper (Task II 814), sondern auch mit Pl. "the ~ flocked in crowds to behold *their* sovereign" (Gibbon I 194); ebenso countryside: "All the *country side is* sure to be there" (N.E.D.), *were* hastening to the Perth races" (Ramsay 217). Deputation findet sich mit Singular (Belloc) und Plural (Mac Carthy), detachment (ohne of + Plural) mit dem Plural (Old M. 207). Estate = Stand der menschlichen Gesellschaft zeigt Plural: "The Fourth Estate *toil* and *sweat* in obscurity, the F. E. *themselves* (Harley, Syndicalism 2, 27, 43); nach den Belegen des N.E.D. hat meines Erachtens der häufige Gebrauch mit of (lawyers, politicians, workpeople, clergy usw.) die Pluralisierung gefördert. Expedition (Doyle, Magic Door 226), executive = die Vorsitzenden einer Wählerversammlung (Belloc), faction (nach party, Gibbon II 410) zeigen Plural, ebenso flight ("At morn come a great flight of locusts", Steevens, From Capetown to Ladysmith, T. 37) bis auf die feste Verbindung a ~ of steps (leads to the interior Irving, und so immer in meinen Belegen). Form = Schulklasse hat nach J. 4.841 Plural: "The Sixth Form *have* considerable powers" (Wells, E. E. 32). "The ~ *is*(!) committed to the charge of a form-master or mistress; *they* generally occupy a room of *their* own" (Sander-Cliffe 33). Fraternity erscheint seit 1653 (N.E.D.) nur mit Plural, mit und ohne of + Plural, Garrison ebenfalls seit Chaucer (we conseille, that in thyn hous thou sette suffisant garnisoun, so that *they* may as wel thy body as thyn hous defende B 2217). Host mit Plural ist alt (H 5, V 4 Chorus 32, Milton, On the Morning of Christ's Nativity, 21, A numerous host of dreaming saints succeed Dryden 105). Der Singular ist begründet in folgenden Fällen: "An ~ of Hartes *is* more to be feared that is ruled by a Lyon, *than* an ~ of Lyons ruled by an Harte" (J. Sanford* 1573). "Yet *all* that ~ *was* to wait till seven o'clock" (Kokoro 55). Inquest mit dem Plural = coroner's inquest = coroner and jury: "as a coroner's ~ would express *themselves* (Lockhart 107), ähnlich die Belege von 1574 und 1809 im N.E.D., dagegen in der Bedeutung gerichtliche Totenschau selbstverständlich mit dem Singular (Beleg aus Dickens im N.E.D.). Zu J. 4.841 gehören: "Ireland is the only kingdom I ever read or heard of . . . which *was* denied the liberty of exporting *their* native commodities and manufactures" (Swift*). "Judah *was* carried away out of *their* lands. Ephesus received the title, as being devoted to the service of *their* great goddess" (Helps to the Study of the Bible 31, 38, ferner 31, 56). Laity erscheint durchaus mit Plural (the implicit faith which the Puritan ~ were beginning to bestow upon their pastor Pattison, Milton 83), wozu der Gegensatz zu clergy pl. jedenfalls viel beiträgt. Line im militärischen und genealogischen Sinne fand ich nur mit Plural: "In a twinkling the first ~ *were* down" (Steevens 80). "The old consular ~ of the Frangipani *discover their* name . . ." (Gibbon VII 280); sonst (a ~ of trees, faces) verbindet es sich mit der Einzahl. Livery schwankt (Besant 114 Pl., 133 Sg.). "One *lot have* had the luck, the other, well, you see —". "Dick, there *are* such a *lot* of splendid things that we might do" (Island Pharisees 41, 226). Meeting sg. (Gosse 95), wechselt in der folgenden Stelle "The ~ *was* numerous — and not contented with a vote of thank to *their* debtor, *they* passed a resolution . . ." (Lockhart 59c). Militia, ministry, mission (religiöse Mission), mob erscheinen immer mit Plural, ebenso order, für welches W. 35 nur Singular gibt, und patrol (Ulsterman 9). Auch *progeny*, *proletariat*, *retinue* verbinden sich mit Plural.

Daß es nun für die Einteilung außerordentlich schwer ist, eine gute Gliederung aufzustellen, darin stimme ich W. bei. In der historischen Entwicklung zeigt sich ein ähnlicher Wechsel zwischen größerer Freiheit (Plural) und strengerem Gebrauche, wie er bei Stoelke 94 für ein anderes Gebiet der Kongruenz festgestellt wurde. Aber die inneren Einteilungsgründe fehlen nicht so ganz, wie W. 29 meint.

1. Es schließen sich Gruppen mit demselben Suffix zusammen: a) *artillery, cavalry, chivalry, Constabulary, infantry, ministry, peasantry, tenantry* (The ∾ are unprofitable Emerson E. Tr. 57), *yeomanry*[1]); b) *aristocracy, democracy, plutocracy.* Beide Gruppen zeigen durchaus (bis auf noch zu erwähnende besondere Fälle) Plural.

2. Auch hinsichtlich der Bedeutung lassen sich Gruppen bilden, so schließen sich an *clergy,* dessen Pluralgebrauch alt ist, deutlich hierarchy (Buckle, II 439), Inquisition, priesthood, synod an, als bedeutungsverwandt, und infolge des Gegensatzes auch das jüngere laity.

3. Den Versuch, den P. 281 ff. unternimmt, nach der Bedeutung des Einzelwortes Gruppen zu bilden, möchte ich nach einer etwas anderen Richtung fortsetzen. Bei *party* z. B. sollte geschieden werden zwischen *party* = 'those present, followers, escort of a person' und *party* = 'Partei im politischen Leben'. Ersteres findet sich, weil bei dieser Unbestimmtheit des Zusammenschlusses die Einzelwesen stärker vorschweben, in meinen Belegen durchaus mit dem Plural; bei dem letzteren wechseln Singular und Plural, der Singular überwiegt, wenn etwa Conservative und Liberal party in ständigem Wechsel gebraucht werden (vgl. die Behandlung der Gegensatzwirkung im folgenden). Dasselbe gilt bei *company,* Plural durchaus, wenn es = 'those present', auch 'company of actors'; Singular häufig in der Bedeutung Handels-, Zweckgesellschaft: "The railway ∾ subscribes liberally (Moore, Amateur Adventuress, T. 201; ähnlich Irving W. Roost 180, Besant 263, Meiklejohn 141). Ähnlich stehen sich gegenüber *people* = 'Volk' und *nation* = 'Staatsvolk, politische Gesamtheit'. Nur der ältere Gebrauch (Gibbon, A 243; Harrington, 67) und ganz

[1]) Und hier ist, wie auch J. 5.631 meint, *gentry* trotz des abweichenden Etymons einzureichen, ebenso *presbitery*, das auch unter Gruppe 2 fällt.

selten Übertragung in neuerer Zeit (J. 4. 841) kennen bei diesem den Plural; sonst hat es durchaus den Singular nach sich, während *people* als 'der lockere Verband' fast immer den Plural hat; in "the sovereign people *is* to settle the articles of a State religion" (Huxley 115) ist es in einer dritten Bedeutung durch Gegensatz mit dem Singular verbunden.

4. Ob ein Kollektiv als geschlossene Einheit (W. 28) oder als Einzelsachen empfunden wird, hängt natürlich vom Sinn des Satzes ab. Doch tritt die Auffassung als geschlossene Einheit auffällig hervor und erlaubt Gruppierung:

Ia) infolge des Gegensatzes: "Although *he* himself presumably *knows* what are his thoughts and ideas which *he* is trying to express, his audience *does* not. Seit Shakespeare meistens Plural, zeigen meine Belege fürs 19 Jahrhundert sonst nur Pluralgebrauch. "It is etiquette to allow the mate's boat first place, unless *his* crew *is* so weak as to be unable to hold their own" (Bullen I 49), sonst wird *crew* nur mit Plural gesetzt. Ähnliche Gegensatzwirkung führt zum Singular bei *(t)his family*, *the new generation*, *the labour Class*, *majority — minority* (Gosse 95), *House of Lords*, *∼ of Commons*. Besonders deutlich wird das für mein Empfinden sichtbar in dem Aufsatze von Wells, The Labour Unrest. Weitere Belege bei W. und (P.): *admiralty* 3, *Board of Trade* 2, *cavalry* (1), *generation* (1, 2), *government* (1, 2 mit Einfluß der Bildlichkeit), *House of Commons* (1), *majority* 6, 7, *multitude* (1), *party* 1, 3, 5, 6, 7, 11, 13, (3), (bei 12 drängt der Gegensatz zu *member* wieder zum Plural, weil *his* und *their* notwendig für die Klarheit sind); *people* 7, 11; *priesthood* (1), *police* 1, *jury* 1 b.

Ib) formal-grammatische Wirkung spielt noch dazu mit bei Aufzählung, Anreihung, Einreihung. Ein Numerus ist schon angeschlagen und wird fortgeführt; in der Reihe mehrerer Dinge wird das Kollektiv als ein Ding aufgezählt. "The ablest men *have* always been chosen to be of the Council to prepare the Laws, and the *Assembly are* to consent to them." "The state was poor, and the *clergy was* obstinate" (Gibbon VII 102). "The Mary Rogers *was* strained, the *crew was* strained and big Dan Cullen, master, *was* likewise *strained* (Jack London, When God laughs, T. 168). Alle drei Fälle sind die vom gewöhnlichen Gebrauch einzig abweichenden.

Ic) bei der Erklärung eines Kollektivs, Angabe seiner Zusammensetzung wird die geschlossene Einheit erst in ihre Teile aufgelöst; daher heißt es the jury, Ministry, nobility, procession, society . . . *is*, *is* composed of, *consists* of: "The town council *is* the great ruling body of the borough" (Martineau). "A crew consists" . . . (N. E. D. 1860 unter crew) usw. usw. Werke wie Hazell, Wells Engl. Ed., Courtney, The English Constitution bieten reichlich Beispiele.

II. Zusammenfassung mit *all* und *whole* wird besonders deutlich bei All Paris, all the Yukon usw. und veranlaßt den Singular. "Every *organized* body of men *tends* to grow" (Facts and Comments 156). "But if a *whole* ship's company . . . gets smashed with the ice" (Macleod 142).

III. Es bedarf endlich kaum einer Erklärung, daß der im Englischen aus anderen Gründen so häufige Gebrauch des Passivs dazu führt, das Kollektiv als Einheit zu fassen und mit dem Singular zu verbinden. Von ganz wenigen abgesehen, welche auch hier Plural haben müssen oder haben können, wie *clergy*, *crew*, *enemy*, *family*, *sex*, *trade*, hat das Passiv und verwandte Fügungen (the company found *itself* . . ., the crowd *was* to wait) den Hauptanteil an dem Gebrauch des Singulars. Beispiele aus W. und (P.): *army* (1), *body* 1, 2, *Cabinet* (1), *class* 2, *committee* 4, 7 b; *company* 2, *corporation* 2, *crowd* 2, 3 (bei 4 ist die eingeschobene Stelle ziemlich lang!), *enemy* (2, 3, 4), *firm* 1, (1), *group* 4, *ministry* 1, *priesthood*, *public* 6, *regiment* (1), *society* 3, 6; *troop*, *youth* 2 (der Plural ist durch *or* bedingt). Wenn The King's English 53 an dem Satze Anstoß nimmt "The public *is* much impressed . . . and *do* not make . . .", so scheint er mir nach einer Fülle anderer Beispiele völlig zulässig, es müßte hier statt einer mechanischen Regel die Weisung stehen, in solchen Fällen den Übergang vom Passiv zum Aktiv zu vermeiden.

Kaum 1 v. H. meines gesamten Materials läßt sich nach den hier gegebenen Gesichtspunkten noch nicht erklären; der Zug der Entwicklung geht, von den vorstehend erwähnten Ausnahmen abgesehen, dahin, alle Kollektiva als Plurale zu behandeln. Daß dabei die bei J. 4.842—4.89 behandelte Stufenleiter der Kollektivierung zu Gebilden führt, welche dem strengformalen Grammatiker unerträglich scheinen, wird nur den ärgern, der von Mirabeaus

Satz "Le difficile est de ne promulguer que des lois necessaires" in grammatischen Dingen noch keinen rechten Begriff hat. Meine Behandlung dieser Fragen war unbewußt von denselben Grundsätzen geleitet, die uns eben Rudolf Blümel für die Entscheidung der großen Frage "Ist die Grammatik im Recht oder die Sprache?" vorlegt (GRM. 9, 261); vielleicht kann ich unter günstigeren Arbeitsverhältnissen auch noch die restlichen wenigen Unklarheiten durch eine unbedingt notwendige schärfere Durchleuchtung der geschichtlichen Entwicklung erhellen.

Bruck a. Mur (Österreich). Fritz Karpf.

BESPRECHUNGEN.

SPRACHE.

Viggo Brondal, *Substrater og Laan i Romansk og Germansk.* Kopenhagen 1917.

Der Inhalt dieser gedankenreichen Schrift wäre genauer, als es der Titel tut, so zu bezeichnen: Das keltische Substrat in seiner wunderbar zähen Nachwirkung und die Unfähigkeit der Germanen, ihren Nachbarn Lehnwörter aufzudrängen. Den Anfang und das Ende bilden Erörterungen über Sprache im allgemeinen, die stofflich weit ausgreifen, in der Hauptsache aber auf Gedanken der französischen Soziologie (Tarde, Les lois d'imitation) beruhen. Der Verf. hat in Paris studiert, und die französische Schule zeigt sich auch in seiner Art, sich auszudrücken und seine Gedanken zu entwickeln. Er liest sich angenehm — abgesehen davon, daß er mit manchen oberflächlichen und schiefen Begriffen arbeitet und starker Berichtigungen bedarf.

Der allgemeine Teil handelt S. 4 ff. ansprechend über die Rolle der Nachahmung im Sprachleben. Weniger geglückt ist die Kritik der Lehre von den Lautgesetzen, die S. 12 ff. sich anschließt. Der Verf. rennt hier mehrfach offene Türen ein, und in einem wichtigen Punkte setzt er sich in Widerspruch mit sich selbst. Anfangs will er offenbar sagen, die sogen. lautgesetzlichen Sprachwandlungen seien nichts als Fälle sprachlicher Nachahmung; er bezeichnet die Annahme, daß 'alle Individuen in demselben Volk zu einem bestimmten Zeitpunkt unabhängig von einander anfangen, einen alten Laut auf neue Weise auszusprechen', als 'vollkommene Mystik' und als allen soziologischen Erfahrungen auf andern Gebieten widersprechend. Später (S. 199) heißt es, jeder Lautwandel müsse zuerst unwillkürlich in der Rede des Einzelnen entstanden sein, 'vielleicht bei vielen Einzelnen, aber doch bei Einzelnen'. Der Zusatz mit 'vielleicht' ist ein Zugeständnis an die früher gebrandmarkte Mystik: auch die 'Vielen' müssen unabhängig voneinander neu artikulieren. Dieses Zu-

geständnis hat der Verf. bitter nötig. Er entfernte sich nämlich inzwischen sehr weit von seinem Ausgangspunkt, und zwar durch Erörterungen über den Begriff 'ethnisches Idiom' oder 'konstante Tendenz'. Der Hauptfall solcher ethnisch konstanten Tendenz ist das französische Idiom, das u. a. gekennzeichnet ist durch das Vor- und Hinaufrücken 'hoher' Laute gegen den Vordergaumen, und das der Verf. gleichsetzt mit dem keltischen Idiom oder Substrat und somit an die gallische Bevölkerung anknüpft (S. 76): die gallische Bevölkerung hat diese ihre Aussprachetendenzen zu verschiedenen Zeiten immer wieder zur Geltung gebracht, lange nachdem sie romanische (anderswo germanische, griechische) Sprache angenommen hatte. Das kann nicht von Einzelnen begonnen, es muß durch Viele oder Alle unabhängig voneinander geschehen sein, wie ja auch die Vererbung der Tendenz nur denkbar ist, wenn sie sich nicht auf Einzelne beschränkt. Jeder Lautwandel also, der durch solche ethnischen Tendenzen bedingt ist, erfolgt in der betreffenden Bevölkerung allgemein, so daß die Einzelnen ihn unabhängig voneinander vollziehen; er erfolgt überhaupt so, wie die von Brøndal bekämpfte junggrammatische Lehre den lautgesetzlichen Wandel im allgemeinen auffaßt. Br. hat also kein Recht, diese Lehre unter Berufung auf 'andere soziologische Tatsachen' für überwunden zu erklären, zumal er immerfort mit den angeblichen Auswirkungen seiner ethnischen Tendenzen arbeitet. Er steht selbst mit beiden Füßen auf dem Boden jener 'mystischen' Theorie. Höchstens das Verdienst könnte er beanspruchen, daß er Mehrheiten von Lautgesetzen unter einheitlichem Gesichtspunkt zusammenfasse und so einem tieferen Kausalitätsbedürfnis genüge als die bisherige Forschung (vgl. S. 57 ff., 76) — wenn dieser einheitliche Gesichtspunkt einleuchtend wäre.

Dies ist nun aber ganz und gar nicht der Fall. Der Verf. stellt sich die Aufgabe, das 'keltische Idiom' zu erfassen, somit 'einen Faktor, der studiert werden kann und muß ohne Rücksicht auf die einzelnen Sprachen, worin er faktisch — sozusagen zufällig — wirkt'. Er abstrahiert diesen Faktor zunächst mit bemerkenswertem Scharfsinn aus der französischen Sprachgeschichte (die offenbar sein eigentliches Arbeitsgebiet ist) und findet ihn dann stückweise wieder im Britischen, Gallo-italischen, Rätoromanischen, Südfranzösischen, Portugiesischen, Dalmatischen, Albanischen, Böhmischen, Pontisch-griechischen, ferner im Niederländischen, im Südwestdeutschen (Elsaß, Breisgau) und im Eng-

lischen. Der naheliegende Einwand, daß sich Spuren des gleichen 'Idioms' auch anderswo finden, wo kein keltisches Substrat ersichtlich ist (z. B. *u* > *ü* im Urgriechischen und im Schwedisch-Norwegischen), wird S. 119 f. zurückgewiesen, weil einzelne Züge nichts beweisen könnten, sondern erst 'die Summe aller Tendenzen' das Idiom ergäbe. Hier möchte man zunächst wünschen, daß die Gegenprobe etwas gründlicher gemacht würde. Der Verf. scheint seine Tätigkeit allzu einseitig dorthin zu wenden, wo lohnende Ausbeute im Sinne der ethnischen Theorie zu erwarten ist. Aber selbst dort pflegt es mehr oder weniger stark zu hapern mit der Vollständigkeit der 'Summe'. Und was das Französische selbst betrifft, das die Norm der Summe liefert, so erheben sich schon hier die stärksten Zweifel. Von den vier Tendenzen, die der Verf. unterscheidet (Stellen-, Form-, Intensitäts-, Sonoritätstendenz) könnte die dritte mit größerem Recht germanisch heißen als keltisch. Nicht nur zeigt die germ. Sprachgeschichte ganz parallele Erscheinungen wie *arcum* > frz. *arc* u. dgl.; es herrscht auch bis heute in allen germ. Sprachen, im Gegensatz zu den roman., diejenige Betonungsweise, die offenbar die Ursache dessen ist, was Br. 'Vermehrung in starker Stellung, Verminderung in schwacher' zu nennen liebt. Es ist also bare Willkür, dies dem 'keltischen Idiom' zuzurechnen. Auch vom Standpunkte der französischen Lautlehre gibt es vermutlich mehr als einen Einwand gegen die Aufstellung des Verfassers. Vor allem aber weckt der Begriff des 'Idioms' selbst die schwersten Bedenken.

Es hat zwar einen guten Sinn, wenn man bei Verdrängung einer Sprache durch eine andere in weitem Umfang mit Lautsubstitutionen rechnet. So gut wie heutzutage etwa das Deutsche im Munde eines Engländers in ganz bestimmter, wir können sagen: gesetzmäßiger Weise lautlich umgeformt wird, so gut muß das Latein in gallischem Munde verschieden gewesen sein von dem der Soldaten und Kaufleute aus Rom und Umgegend. Und diese gallischen Besonderheiten müssen sich vererbt haben. Ob man irgendwie imstande ist, sie in der franz. Sprachgeschichte wiederzuerkennen, weiß ich nicht. So viel aber dürfte klar sein, daß man aus Lautwandeln, die im Laufe dieser Sprachgeschichte eingetreten sind, keinerlei Schlüsse ziehen kann auf gallische Lautgewohnheiten. Ein solches Schlußverfahren ist, mit dem Verf. zu reden, 'vollkommene Mystik'. 'Gallische Lautgewohnheiten' sind ein Begriff, mit dem sich wissenschaftlich gar nicht arbeiten läßt. Wir

kennen nur Lautgewohnheiten (Lautsysteme, Artikulationsbasen) von Sprachen, nicht von Völkern. Auch auf Kinder anderssprachiger Eltern übertragen sich diese ohne weiteres. Ihre oft außerordentliche Beharrlichkeit fordert den Schluß, daß fremde Sprachen und Wörter unter Umständen noch nach Jahrhunderten wesentlich gleichartig lautsubstituierend umgeformt werden. Aber sie fordert keineswegs den Schluß, daß interne Lautänderungen Jahrhunderte hindurch in derselben Richtung (z. B. mit palatalisierender Tendenz) vor sich gehen müssen. Daß dies geschähe, könnte man höchstens a posteriori, rein empirisch, nachweisen. Ein solcher Nachweis ist aber m. W. noch niemand geglückt, und auch Br. glückt er nicht. Alles, was man etwa anführen kann, hat mindestens ebensoviel Widersprechendes neben sich. Br. läßt sich irreführen durch den lockenden Gedanken einer Gesamtcharakteristik der französischen Sprache, ihrer Beschreibung unter einheitlichen Gesichtspunkten, indem er die franz. Sprache (*à une époque donné*, wie der von ihm zitierte F. de Saussure ausdrücklich sagt) mit der franz. Sprachgeschichte verwechselt, was dadurch befördert wird, daß ihm bei beiden das Trugbild des ethnischen Substrates die Tatsachen verhüllt. Er macht sich nicht klar, daß das Ziel, dem er so hartnäckig nachstrebt, in Wahrheit gar nicht begehrenswert ist — es müßte denn sein, daß er das Wunder begehrenswert fände. Denn ein Wunder wäre es, wenn es in irgendeiner Sprachgemeinschaft eine Tendenz zu bestimmten Lautneuerungen gäbe, die wie der Kaiser im Kyffhäuser Jahrhunderte lang schläft, um dann plötzlich, unberechenbar, zu erwachen. Müßten wir uns in eine solche Vorstellung finden, so wären wir nicht besser daran als beim jetzigen Stande unserer Erkenntnis, sondern schlechter. Denn daß die Sprache sich überhaupt verändert, und zwar bald in dieser, bald in jener Richtung, das ist nach allem, was wir wissen, so plausibel, wie wir wünschen können. Ein Fortschritt über die junggrammatischen Theorien hinaus liegt, das glaube ich mit Br., in dem Gedanken der sprachlichen Nachahmung. Aber in dem Gedanken der nachwirkenden ethnischen Substrate vermag ich keinen solchen Fortschritt zu erblicken. Br.s 'keltisches Idiom' erscheint mir in ähnlich fragwürdigem Licht wie Fichtes Sprachtheorie in der vierten seinen Reden an die deutsche Nation. Beide Anschauungen sind (zwar nicht gleich geistvoll durchgeführt, aber) gleich willkürlich, und sie haben außerdem gemeinsam, daß sie zur Befeuerung politischer Gefühle

tauglich sind: im Falle Fichte handelte es sich um die Stärkung des deutschen Nationalbewußtseins zum Zwecke der Abwerfung des fremden Joches; wenn andererseits im Elsässischen noch das keltische Idiom lebendig ist, so kann das zur Beseitigung etwaiger sprachlich-völkischer Bedenken gegen den Frieden von Versailles dienen. Dabei ist es doch nichts als Willkür, das *ü* von els. *halt's mül* u. dgl. aus dem 'Idiom' der in die Alemannen aufgegangenen älteren Bewohner abzuleiten, während die Annahme, es handle sich um franz. Einfluß in neuerer Zeit, als 'Verwechslung von Idiom und Norm' in einer Fußnote kurz abgetan und die andere, die Übereinstimmung mit dem Französischen beruhe auf Zufall, überhaupt nicht erwähnt wird. Etwa umgekehrt steht es bei engl. Patalisierungen: afries. *bek*, *feder*, andererseits *sziurke* 'Kirche', *lētza* 'Arzt' u. dgl. zeigen, daß sie in einer Zeit und Gegend aufgekommen sind, wo von keltischem Substrat nicht wohl die Rede sein kann.

Diese meine Einwendungen sollen nicht besagen, es sei ausgeschlossen, daß eine oder die andere der von Br. oder Ascoli irgendwo als keltisch angesprochenen Lauterscheinungen dies verdiene: möglicherweise gibt es darunter so alte, daß sie aus keltischer Aussprache stammen können. Ferner verdient es Hervorhebung, daß die akzentuell bedingten Lautwandel in der Tat Br.s konstanten Tendenzen recht ähnlich sehen. Man denke etwa an das sukzessive Eintreten der verschiedenen Apokopen und Synkopen im Germanischen. Aber auch hier kann es sich nicht handeln um eine wunderbare, bald ruhende, bald wirksame Tendenz, sondern die Tendenz ist dauernd an der Arbeit, und daß ihre Ergebnisse nur von Zeit zu Zeit in der Überlieferung hervortreten, liegt an der Natur der Überlieferung; wir haben es also mit 'Abschleifung' zu tun (Br. 23 ff.). Von den Lautgesetzen, in die man jene Ergebnisse zu formulieren pflegt, gilt in handgreiflicher Weise, daß sie nur zusammenfassen, nicht 'wirken' (Br. 16).

Was die zweite These angeht, die über Entlehnungen, so vermißt man hier zunächst eine schärfere Herausarbeitung des Verhältnisses von 'Entlehnung' und 'Nachahmung'. Der Verf. hat offenbar das Zeug zu scharf begrifflichem Denken. Er läßt sich aber hemmen durch seinen Geschmack für das Essayhafte, der zwar ein Schutzmittel gegen doktrinäre Einseitigkeit sein kann, aber sich doch nicht breit machen darf auf Kosten der Folgerichtigkeit. Andererseits ist der Verf. selbst in hohem Grade ein-

seitig. Er betont ganz richtig, die Lehnwörterforschung dürfe nie versäumen, nach den Kulturströmungen zu suchen, für welche die Entlehnungen ein Ausdruck sein können (S. 189). Nun kennt er keinen Kulturstrom, der von den Germanen der Völkerwanderung zu Römern und Romanen führt. Er findet das Dasein eines solchen sogar ganz unglaubhaft, weil ihm die Germanen kurzerhand 'Barbaren' sind (im Gegensatz zu den Galliern, deren Beruf als Kulturbringer er sehr hoch einschätzt). Daraus leitet er das Recht ab, von andern angenommene germanische Lehnwörter mit romanistischen Mitteln wegzuerklären und den Entlehnungsvorgang umzudrehen. Nun sind ja die Lehnwörter eins der wichtigsten, ja für den, der die altgermanischen Quellen nicht kennt und Tacitus' *Germania* (die doch weithin germanistisch gut zu stützen ist) als 'tendenziös und literarisch' (S. 131) beiseite schiebt, so ziemlich das einzige Hilfsmittel zur Bestimmung germanischen Kultureinflusses auf die Romanen. Es wird also von dem Ergebnis der Lehnwörterforschung viel abhängen. Ich leugne nicht, daß Br. die Frage in einzelnen Punkten gefördert hat. Von den 25 germ. Wörtern, die er behandelt, sind einige wohl wirklich römischer, nicht germanischer Herkunft, so besonders *Graf* (ags. *gerēfa*, S. 145 ff.), mag auch das meiste noch klarzustellen bleiben, weil der Verf. die kulturgeschichtliche Tragweite der Fragen bei weitem nicht übersieht und oft sehr unzureichend argumentiert. Ferner verdient er Beifall, wenn er gegenüber dem schematischen und bequemen Rekonstruieren bei gewissen Etymologen, besonders A. Torp, auf den Kulturaustausch hinweist, der nach den Zeugnissen der Archäologie seit alters auch in und nach Nordeuropa stattgefunden hat (S. 188), und auf die Wichtigkeit des Suchens nach Lehnwörtern überhaupt (S. 123 f.). Aber merkwürdigerweise rechnet er gar nicht mit der Möglichkeit, daß Lehnwörter von derselben Seite ins Germanische gekommen sein können, von wo auch die archäologisch faßbaren Einflüsse großenteils ausgehen: von Südosten, von Thrakien (vgl. Kluge unter Hanf, Erbse). Ich sage: merkwürdigerweise, weil er sonst einen weiten Blick zeigt, z. B. nach Zimmern babylonische Kulturwörter aufzählt, und überlieferungsarmen Völkern, wie den Etruskern sogar gern zuviel zutraut. Allerdings haben die Etrusker die Ehre, eins der romanischen Substratvölker zu sein, und die Kultur Alt-Babylons war eine Stadtkultur: an diese Voraussetzungen scheint für Br. die Fähigkeit, Kultur und dadurch Lehnwörter mitzuteilen, gebunden

zu sein. Das ist methodisch ja sinnlos, aber psychologisch wird es begreiflich. Ist doch das vage Vorurteil von der schlechthinnigen Überlegenheit der Romanen genugsam verbreitet, zumal da, wo Br.s Arbeit angeregt worden ist, und der enge Begriff von Kultur = Stadtkultur geht damit Hand in Hand. Wir haben es auch sonst schon erlebt, daß Forscher sich von jenem Vorurteil leiten ließen, wie der Lahme vom Blinden. Trotzdem bleibt Derartiges zu bedauern, auch im Interesse der betreffenden Forscher selbst. Ist es doch nichts als eine logische Tautologie[1]), wenn man auf Grund der Gleichsetzung von Kultur = Stadtkultur (oder 'höhere Kultur', S. 145, mit Berufung auf den Verfasser der Cité antique!) die Frage, ob es eine Kulturströmung von Germanen zu Romanen gegeben habe, mit Nein beantwortet. Die in Gallien einwandernden Germanen waren ja ein städteloses Volk von kriegerischen Bauern, Jägern und Seefahrern. Haben sie Einfluß auf die Galloromanen geübt, so kann dieser natürlich nicht in Förderung der Stadtkultur, er muß auf solchen Lebensgebieten gesucht werden, die in der Sphäre der Einwanderer lagen. Und hier findet er sich ja auch wirklich, angezeigt durch zahlreiche Lehnwörter (G. Paris, La lit. fr. au moyen-âge § 14, wo freilich manches Zweifelhafte). Dies paßt aufs beste zu Br.s Satz von dem Wechselverhältnis zwischen Lehnwörtern und Kulturströmung; allerdings nur, wenn wir den Begriff Kultur gebührend weit fassen. Gerade das Lehnwörtermaterial hätte den Verf. warnen müssen vor der schlagwortartig engen Fassung dieses Begriffs. Daraus erklärt es sich wohl, daß er gegen Gaston Paris' Material sichtlich Stimmung macht. Er ist nicht imstande gewesen, es vorurteilsfrei zu würdigen. Man wundert sich schließlich auch nicht über einen Satz wie diesen: 'Ob die Germanen sich irgendwie über andere Barbaren erhoben haben, das ist gerade die Frage, zu deren Lösung die Sprachwissenschaft beitragen sollte, und welche sie kein Recht hat, von vornherein als gelöst zu betrachten.' Auch wenn wir nicht Tacitus' Zeugnis hätten, würde es für uns feststehen müssen, daß die Germanen ihren östlichen Nachbarn kulturell bedeutend voraus gewesen sind. Und auch das dürfen wir Tacitus glauben, daß sie in gewissen Beziehungen auch von anderen Nachbarn, die Römer nicht ausgenommen, sich vorteilhaft unterschieden haben. Mit

[1]) Ein elementarer logischer Schnitzer begegnet S. 15 (§ 20): aus gleichen Folgen schließt man nicht auf Gleichheit der Ursachen! (so wenig wie umgekehrt aus ungleichen Ursachen auf Ungleichheit der Folgen).

dem hochmütigen Sammelbegriff 'Barbaren' ist wissenschaftlich kaum etwas anzufangen. Größere Sachlichkeit und vielseitigere Beobachtung sind in kulturgeschichtlichen Fragen dringend vonnöten, nicht bloß um der Wissenschaft, auch um der Vernunft und Gesittung willen.

Dasselbe gilt von den Rassenfragen. Ich bezweifle, ob unser Verf. sich genügend klar gemacht hat, daß in Frankreich in ganz besonders hohem Maße mit Rassenmischung gerechnet werden muß, und daß derjenige Rasseeinschlag, den wir dort am klarsten vor Augen haben, der sehr bedeutende germanische ist. Die Rasseverhältnisse liegen also auf französischem Sprachgebiet ähnlich wie auf deutschem. Die germanische Rasse spielt bei uns, wo ihre Sprache obgesiegt hat, keine grundsätzlich andere Rolle als bei den Franzosen, wo ihre Sprache dem Romanischen unterlegen ist. Hier wie dort ist das germanische Element im Norden viel stärker als im Süden, weil die Ausbreitung der Germanen von Norden ausgegangen ist. Es beruht also auf Verwechslung von Sprache und Rasse oder Bevölkerung, wenn Deutsche und Franzosen als Germanen und Romanen einander gegenübergestellt werden. Ohne diese Verwechslung und die zugehörigen politischen Gefühle könnte mancher Nordfranzose die *Germania* des Tacitus mit besserem Recht das Buch von seinen Vorfahren nennen als mancher Süd- oder Ostdeutsche, und es würde zwischen deutschen und französischen Gelehrten weit mehr Übereinstimmung bestehen über den Quellenwert dieses Buches und weiterhin über das germanische Altertum überhaupt. Und auch Brøndals Substrattheorie wäre ohne jene Verwechslung nicht aufgestellt worden.

Heidelberg. G. Neckel.

Karl Luick, *Historische Grammatik der englischen Sprache.* Fünfte und sechste Lieferung. S. 449—548. Leipzig 1921, Chr. Herm. Tauchnitz.

Die beiden Lieferungen führen die Entwicklung der Sonanten vom 11. bis 15. Jahrhundert zu Ende.

Die fünfte Lieferung bringt zunächst die Behandlung der französischen und lateinischen Lehnwörter zum Abschluß, wobei namentlich auch die Quantität im Anschluß an L.s bekannte Forschungen ausführlich behandelt wird. — Ohne Behrens' Annahme einer me. Erhöhung von ē zu ī wird bei *umpire, entire* (§§ 466 u. 415 an. 1) wohl nicht auszukommen sein, vgl. *choir, contrive*

(über *friar, briar* Unsicheres bei Björkman, Angl. Beibl. 29, 304).

Unter den noch folgenden Kapiteln über spätmittelenglische Lauterscheinungen sei hingewiesen auf die phonetisch originelle Deutung des *v*-Schwundes in Fällen wie *hafoc* > *hawk*, ferner auf '*r*-Wirkungen' (*er* > *ar*, *ẹr* > *ę̄r*, *ri* > *ir*, *ur*) und auf 'Veränderungen im Bereich der Diphthonge' (hochnördliche Beseitigung der *i*-Diphthonge, Diphthongierungen im Anlaut u. a.). Der Lautwandel von *er* > *ar* (§ 430) ist für Chaucer durch den einen Reim *harre : knarre* C.T. A 550 doch wohl zu dürftig belegt, über *fart* 'Farz' s. Ekwall, Angl. Beibl. 1910, 328. Immerhin erscheint L.s Auffassung annehmbar, daß die neue Aussprache zunächst in den unteren Volksschichten herrschte. *Berkshire* gehört übrigens nicht unmittelbar hierher, denn es geht auf *Bearruc* zurück. — § 431: Sollte *ẹ̄* > *ę̄* vor *r* + Kons. nicht an stimmhafte Konsonantengruppe gebunden sein, woraus sich *pierce, fierce* erklären würde? — § 435 Anm.: Daß das im 15. Jahrhundert im Westen und Süden schon häufige *won* mit ne. *one* (wʌn) in keinem Zusammenhang stehen soll, fällt schwer zu glauben. Auch das NED. und Horn, Ne. Gram., S. 83, nehmen einen solchen an. — § 436: *ai* vor *ndĕ* (*strayngter*) finde ich auch im Prosa-Brut (ed. Brie EETS. 136, Bd. II S. 343) in südlicher Hs. Cambr. Kk I 12.

Der Schluß der fünften und die sechste Lieferung handeln sodann von den Sonanten außerhalb des Tons in der mittelenglischen Periode: Frühe qualitative Veränderungen (Abschwächung zu *e* mit ihren Ausnahmen), 'neuerliche Kürzung' von Längen (besonders bei Schwund von Nebenton, z. B. *kingdŏm, rihtwĭs*), Vokalentfaltungen (Sproßvokale: interessant hier die Erklärung des auslautenden *-ough* § 446), frühmittelenglischer Schwund (im Hiatus, in schwachtonigen und in mehr als zweisilbigen Wörtern), jüngere qualitative Veränderungen (z. B. Öffnung von vortonigem *i* in *bi* und *y-nough*, woher Schreibung *be-, enough*; westmittelländisches *u* in den Endungen *-us, -ud* usw.), ferner die unbetonten Sonanten in französischen und lateinischen Lehnworten und endlich der spätmittelenglische Schwund (der in den Flexionssilben *-es, eth, -ed* scharfsinnig als satzphonetische Weiterführung der Synkope in Dreisilblern dargestellt wird § 475). — § 443: wurde ausl. *ī* < *iʒ* wirklich im Me. zu *ĭ*? Noch im heutigen Englisch ist es doch nicht durchweg kurz, was Viëtor, Elem. d. Phon., § 134, bestätigt. — § 453:

ein Pronomen *euch* (KGr., A.R.) = *eówic* 'euch' gibt es doch wohl nicht; es heißt 'jeder' und wird vielleicht am besten aus *ǣȝhwilč* erklärt.

In meiner Besprechung der vierten und fünften Lieferung (Engl. Stud. 55, 406) habe ich bei der Bemerkung zu § 357 über Erhaltung des *ö* vor *l*-Gruppen im Südwesten übersehen, daß Luick selbst eine längere spontane Erhaltung des *ö*-Lauts wie für den Westen auch für den Süden (außer Kent) annimmt auf Grund von Rob. v. Gloucester, Ferrumbras, Trevisa, Editha. Immerhin dürfte aus der häufigen *u*-Schreibung gerade vor *l* (*full, huld*) eine stärkere Rundung in dieser Nachbarschaft wahrscheinlich sein, ähnlich wie es auch Carstens in seiner Diss. zum Ferumbras S. 16 anzunehmen scheint.

Jena. Richard Jordan.

LITERATUR.

Ben Jonson, *Every Man in His Humor*. Ed. with Introduction, Notes and Glossary by Henry Holland Carter. Philos. Diss. von Yale Univ. (Yale Studies in English 52.) New Haven, London, Oxford 1921. CV + 448 SS. 8°.

Schon in den bisherigen Bänden der *Yale Studies in English* waren 9 Dramen Ben Jonsons in Neuausgaben erschienen. Alle diese Ausgaben sind nach einem einheitlichen Plane gleichartig ausgestattet, mit einer Einleitung, sehr ausführlichen Anmerkungen und einem Glossar. Zu ihnen kommt nun als zehntes Stück der Reihe die vorliegende Arbeit. Sie verdient wegen der sehr großen Sorgfalt und methodischen Umsicht, die in ihr zutage tritt, und wegen der fast übergroßen Reichhaltigkeit dessen, was sie bietet, alle Anerkennung. *Every Man in His Humour* ist zwar schon recht oft herausgegeben worden. Carters Ausgabe bedeutet aber insofern eine wichtige Neuerung gegenüber allen seinen Vorgängern, als er zum ersten Male die Quarto von 1601 und die Folio von 1616 im Druck einander unmittelbar gegenüberstellt. Bekanntlich ist Ben Jonsons Umarbeitung von 1616 vor allem dadurch bedeutungsvoll, daß der Dichter hier den Schauplatz von Florenz nach London verlegt. In der Quarto von 1601 tragen die meisten der handelnden Personen zwar italienische Namen, aber das italienische Gewand ist bloße Verkleidung für diese in Wirklichkeit durchaus englischen Gestalten. In der Folio von 1616 ist die

Echtheit dieser Engländer durch die Verlegung des Schauplatzes erst wirklich vollständig geworden.

Aus der stofflichen Überfülle der Arbeit greifen wir als methodisch besonders wertvoll die Vergleichung des Textes der Quarto und der Folio heraus (Introduction p. XXXI—LVII). Die Umarbeitung des Quarto-Textes zu dem der Folio gewährt uns einen interessanten Einblick in die geistige Werkstatt Ben Jonsons. Nicht nur die Verlegung des Schauplatzes in der Folio bedeutet einen künstlerischen Fortschritt; auch in stilistischer Hinsicht überragt der Folio-Text fast in jeder Hinsicht die frühere Quarto, wie Carter im einzelnen an einer Menge von Beispielen zeigt. Ein anderer bemerkenswerter Abschnitt der Einleitung behandelt die altklassischen Einflüsse, die in dem Stücke hervortreten.

Die Ausführlichkeit und Fülle der Anmerkungen scheint einer amerikanischen Gewohnheit zu entsprechen; auch die andern Ausgaben von Stücken Ben Jonsons in der gleichen Sammlung weisen dieselbe Eigentümlichkeit auf. Da die Dramen dieses Dichters mit zeitlichen und örtlichen Anspielungen und überhaupt mit kulturgeschichtlichen Einzelheiten, die nicht ohne weiteres verständlich sind, uns geradezu vollgespickt erscheinen, wird das Verständnis der einzelnen Stücke durch solche Anmerkungen natürlich sehr erleichtert. Nur mitunter geht der Eifer unseres Herausgebers nach europäischen Begriffen doch gar zu weit; es mutet uns z. B. fast komisch an, daß zu I 2, 76 der Folio, wo von der Abneigung der Juden gegen das Schweinefleisch die Rede ist, die Anmerkung beigesteuert wird: *Pork was forbidden for food by the Mosaic Law.* Was jedes Schulkind weiß, brauchte doch eigentlich nicht noch besonders erklärt zu werden. Die Gewissenhaftigkeit Carters gegenüber seiner Vorlage grenzt an Pedanterie, wenn er (übrigens ebenso wie Bang in der Gesamtausgabe der Dramen Ben Jonsons nach der Folio von 1616, Materialien Bd. 7) auch einen offenbaren Druckfehler des Textes wie p. 41: *Act* I, *Scene* II, statt *Scene* III (der Folio) unverändert stehen läßt. Einige andere Druckfehler haben sich erst bei Carter eingeschlichen, sind aber fast in allen Fällen so offensichtlich, daß die richtige Lösung sich ganz von selbst ergibt. Diese kleinen Ausstellungen sollen aber das Lob, das Carters vortreffliche Arbeit durchaus verdient, in keiner Weise schmälern.

Freiburg i. Br., Januar 1922. Eduard Eckhardt.

L. D'O. Walters, *Irish Poets of To-Day, An Anthology*. T. Fisher Unwin Ltd., London 1921. 128 SS. Pr. 8/6 net.

Nur kurz sei auf diese Blumenlese zeitgenössischer irischer Lyrik aufmerksam gemacht. Leider ist sie etwas knauserig ausgefallen. Viel Papier und wenig Verse! Viele der Nummern kennen wir schon aus der Methuen- und der Secker-Anthologie (vgl. Yeats, O'Sullivan, Colum, J. Stephens, Moira O'Neill, Sigerson). Als Ganzes jedoch gibt sie uns einen guten Begriff von der irischen Lyrik. Überall feenhafte Erdenverklärung im Zwielichtsilber, Öffnen des goldenen Himmelstores, mystisches Landschaftsfühlen! Da stöhnt der Wind, da schreien Brachvogel und Wildgans über das braune Moorland. Zu solchen Stimmungen kehrt der Ire immer wieder zurück, selbst ein Romanrealist wie Shane Leslie, der wie John Davidson ein *Fleetstreet* singt, über dem aber der Erzengel Michael das Schwert schwingt, der in *Forest Song* den Sinn des Waldesflüsterns erlauscht und das Lied vom Kreuz — *Holy Cross* — seufzt. Der große Meister dieser mystischen Harmonien ist neben Yeats der Theosoph A. E. (George W. Russell). Sein *Call* ist Feengeisterrufen:

Come, acushla, come, as in ancient times
Rings aloud the underland with faery chimes;

sein *Carrowmore* Landschaftsmystik, die sein Schüler Darrell Figgis in dessen *Innisgallun* in noch wilderer Pracht zu vertonen weiß. Ähnliches klingt uns auch aus Herbert Trenchs und Joseph Plunketts Lyrik entgegen. Zarte Phantasmen durchhuschen die Nacht (bei Plunkett):

White Dove of the wild dark eyes
Faint silver flutes are calling
From the night where the star-mists rise
And fire-flies falling
Tremble in starry wise,
Is it you they are calling?

Himmelslicht umschwebt wie bei William Blake das schlummernde Kindchen in dem allerliebsten Wiegenlied des Padraic Colum, das ich ganz folgen lasse:

O, men from the fields!
Come gently within.
Tread softly, softly,
O! men coming in.

Mavourneen is going
From me and from you,

Where Mary will fold him
With mantle of blue!

From reek of the smoke
And cold of the floor,
And the peering of things
Across the half-door.

O men from the fields!
Soft, softly come thro'.
Mary puts round him
Her mantle of blue.

Dann tönt es wieder wie ein altes Marienliedchen aus dem 15. Jahrhundert[1]) in Joseph Campbells *The Old Woman: As a white candle In a holy place, So is the beauty Of an aged face* usw. Die Liebe zur Mutterkirche und das irische Heimweh weben in ergreifenden Klängen einen eigenartigen Schönheitssensualismus in den Gesängen des noch jungen Dichters W. M. Letts, *Songs from Leinster*, aus dem drei Nummern abgedruckt werden (*In the Street; Irish Skies; The Harbonr*). Auch der früh verstorbene Francis Ledwidge singt die Heimatliebe, aber in einen Schwermutston, in dem das überindividuelle Leid von Jahrhunderten nachzittert (*My Mother: God made my mother on an April day, From sorrow and the mist along the sea* — ein prächtiges Lied!). Ähnlich singen auch ältere Dichter wie Douglas Hyde, J. H. Cousins, Lionel Johnson. Altes Sagenraunen weht sanft zu uns herüber in T. W. Rollestons *Song of Maelduin* und Austin Clarkes *The Vengeance of Fionn*; Sagenerinnerung ruft ein schwaches Echo in Dora Sigersons *Can Doov Deelish*. Zweimal bekommen wir auch poetische Übersetzungen aus dem Gälischen zu hören. T. W. Rolleston überträgt *The Dead at Clonmacnois* aus dem Irischen des O'Gillan. Und zwei Gedichte von P. H. Pearse erscheinen zum ersten Male in englischem Gewande. Kein Zweifel! Es gibt eine keltische Renaissance[2]).

St. Gallen. Bernhard Fehr.

[1]) Vgl. *I sing of a maiden* (Percy Society IV 107).

[2]) Der Vollständigkeit halber gebe ich noch folgende oben nicht erwähnte Namen: Thomas Boyd, Patrick R. Chalmers, Nora Chesson, H. L. Doak, Eva Gore-Booth, Padric Gregory, Isobel Hume (D. H. Fisher), Edward E. Lysaght, Thomas Macdonagh, John Francis Macentee, Patrick Macgill, Susan Mitchell, R. Rowley, Katherine Tynan.

MISZELLE.

A THING OF BEAUTY[1]).

Bernhard Fehr hat kürzlich in dieser Zeitschrift (54, 326) die Anregung zu einigen schönen Versen in Keats' Gedicht *I stood tiptoe upon a little hill* aus einer Stelle in Bacons *Advancement of Learning* herzuleiten versucht. Wenn die von ihm angeführten Ähnlichkeiten auch nicht gerade sehr hervorstechend sind, so beweisen die handschriftlichen Einträge des Dichters in seinem noch erhaltenen Exemplar des Buchs in der Hampstead Public Library doch zweifellos, daß Keats Bacon aufmerksam gelesen hat.

Unter diesen Umständen und in Anbetracht der Tatsache daß das erwähnte Gedicht kurz vor dem *Endymion* verfaßt wurde, von dem es einen ersten Entwurf darstellt, darf man vielleicht die Vermutung wagen, daß die berühmten Anfangsworte des *Endymion:*

"A thing of beauty is a joy for ever"

eine Reminiszenz aus einer Stelle im Eingang von Bacons Essay *Of Gardens* sind, wo es heißt: "I do hold it, in the royal ordering of gardens, there ought to be gardens for all the months of the year, in which severally things of beauty may be then in season." Bacon meint, bei der Anlage fürstlicher Gärten solle man darauf achten, daß das ganze Jahr hindurch blühende Sträucher und Pflanzen vorhanden seien. Er macht dann im einzelnen Vorschläge für die Wahl solcher Gewächse. Daß Keats' "thing of beauty" eine Erinnerung an diese Stelle in Bacons Essay über Gärten ist, wird noch wahrscheinlicher und zugleich interessanter dadurch, daß der Eingang zum *Endymion* ganz durchzogen ist von Bildern aus der Pflanzenwelt:

A thing of beauty is a joy for ever:
Its loveliness increases; it will never
Pass into nothingness; but *still will keep*
A bower quiet for us, and a sleep
Full of sweet dreams, and health, and quiet breathing.
Therefore, on every morrow, *are we wreathing*
A flowery band to bind us to the earth, *etc.*

---

[1]) Diese kleine Studie wurde zuerst in englischer Fassung in *The John Keats Memorial Volume* (London, John Lane, 1921; S. 233 f.) veröffentlicht. Da der Band in Deutschland wohl den wenigsten zugänglich ist, dürfte dieser Wiederabdruck in deutscher Fassung gerechtfertigt sein.

Und weiter besonders die Verse 13—19:

Such the sun, the moon,
Trees old, and young, sprouting a shady boon
For simple sheep; and such are *daffodils*
With the green world they live in; and clear rills
That for themselves *a cooling covert* make
'Gainst the hot season; *the mid forest brake,*
Rich with a sprinkling of fair musk-rose blooms.

Daß *daffodils* und *musk-roses* sich unter den von Bacon empfohlenen Blumen befinden, mag nebenbei erwähnt werden.

Bei den "things of beauty" hat Keats also wohl zunächst an die Schönheiten der Pflanzenwelt gedacht, was durchaus im Einklang mit seiner sonstigen Geschmacksrichtung steht. Buxton Forman berichtet, daß nach einer Mitteilung von Keats' Studienfreund Henry Stephens die erste Zeile des *Endymion* ursprünglich lautete:

A thing of beauty is *a constant joy.*

Erst nachträglich habe Keats dem Verse die jetzige Fassung gegeben. Jener ursprüngliche Wortlaut spiegelt noch klarer als der jetzige die Quelle wieder, aus der das Bild geschöpft ist: er erinnert lebhaft an den Garten Bacons, der das ganze Jahr hindurch blühende "things of beauty" hat und so eine beständige Freude für den Besucher ist. In diesem Licht betrachtet, gewinnen insbesondere die Worte:

A thing of beauty . . . . *still will keep*
A bower quiet for us, and a sleep
Full of sweet dreams, and health, and quiet breathing,

bedeutsameren Sinn. Wenn wir den Ausdruck *a thing of beauty* in seiner verallgemeinerten Bedeutung nehmen, die ihr in der endgültigen Fassung zukommt, so ist der Ausdruck *it still will keep a bower quiet for us* seltsam und schwer zu erklären. Er wird voll anschaulicher Bedeutung und eindrucksvoller Kraft, sobald wir uns erinnern, daß in der Phantasie des Dichters die Worte mit dem Bild von Bacons Idealgarten verknüpft waren, der in ewigem Frühling blüht.

So trägt die Kenntnis des Ursprungs eines unsterblichen Verses erheblich zum Verständnis seiner vollen Bedeutung und zu seiner poetischen Würdigung bei.

Heidelberg. Johannes Hoops.

BEITRÄGE ZUM GRAMMATISCHEN GESCHLECHT IM FRÜHMITTELENGLISCHEN, BESONDERS BEI LAȜAMON.

Literatur.

Madden, Laȝamons Brut. London 1847.
Monroe, Journ. of Engl. and Germ. Phil. 7. 139. (Laȝ.-Literatur bis 1908).
Björkman, Beibl. z. Anglia 25. 297. (Über Laȝ.-Literatur nach 1908).
Wülker, Über die Quellen Laȝamons. PB Beitr. 3. 524.
Imelmann, Laȝamon, Versuch über seine Quellen. Berlin 1906.
Zessack, Die beiden Handschriften von Laȝ.s Brut und ihr Verhältnis zu einander. Diss. Breslau 1888.
Seyger, Beiträge zu Laȝ.s Brut. Diss. Halle 1912.
Bartels, Die Zuverlässigkeit der Handschriften von Laȝ.s Brut und ihr Verhältnis zum Original. Morsbachs Stud. z. engl. Phil. 49. Halle 1913.
Luhmann, Die Überlieferung von Laȝ.s Brut nebst einer Darstellung der betonten Vokale und Diphthonge. Morsbachs Stud. z. engl. Phil. 22. Halle 1906.
Callenberg, Laȝ. und Orrm, nach ihren Lautverhältnissen verglichen. Diss. Jena 1876 und Herrigs Arch. 57. 317.
Lucht, Lautlehre der älteren Laȝamonhandschrift. Palästra 49. Berlin 1905.
Kühl, Der Vokalismus der Laȝ.-Handschrift B. Diss. Halle 1913.
Lange, Das Zeitwort in den beiden Handschriften von Laȝ.s Brut. Diss. Straßburg 1906.
Böhnke, Die Flexion des Verbums in Laȝ.s Brut. Diss. Berlin 1906.
Funke, Kasus-Syntax bei Orrm u. Laȝamon. Diss. München. Wien 1907.

Maack, Die Flexion des engl. Substantivs von 1100 bis etwa 1250. Diss. Straßburg. Hamburg 1888.
Knapp, Die Ausbreitung des flektierten Genitivs auf *-s* im Me. Diss. Heidelberg 1902. Engl. Stud. 31, 20.
Witte, Pluralbildung des Substantivs im Neuags. Jahrbuch f. rom. u. engl. (Spr. u.) Lit. 15. (n. F. 3) 312.
— Über das neuags. Pronomen. Engl. Stud. 2. 121.
Diehn, Die Pronomina im Frühme. Diss. Kiel. Kieler Stud. z. engl. Phil. 1. Heidelberg 1901.
Seidler, Die Flexion des engl. einfachen Demonstrativpronomens in der Übergangszeit 1000—1200. Diss. Jena 1901.
Anklam, Das engl. Relativ im 11. und 12. Jahrhundert. Diss. Berlin 1908.

Draugelattes, Beiträge zur Geschichte der analytischen Kasus im Frühme. (1100—1250). Diss. Greifswald 1893.
Swane, Studien zur Kasussyntax des Frühme. Diss. Kiel. Flensburg 1904.
David, Zur Syntax des adnominalen Genitivs in der frühme. Prosa. Diss. Kiel 1913.
Nagel, Der Dativ in der frühme. Prosa mit besonderer Berücksichtigung von Synthese und Analyse. Diss. Greifswald 1909.
Janus, Der syntaktische Gebrauch des Numerus im Frühme. Diss. Kiel 1913.
Liedtke, Die numerale Auffassung der Kollektiva im Verlaufe der engl. Sprachgeschichte. Diss. Königsberg 1910.

Platt, Zur Kenntnis des ags. Geschlechts. Anglia 6. 171.
v. Fleischhacker, On the Old English Nouns of more than one Gender. Transact. of the Phil. Soc. 1888—90. 235.
Lindelöf, Beiträge zur Kenntnis des Altnorthumbrischen. Mémoires de la Soc. Néophil. à Helsingfors 1. 219.
Körner, Beiträge zur Geschichte des Geschlechtswechsels der engl. Substantiva. Diss. Greifswald 1888.
Hoffmann, Das grammatische Genus in Laȝ.s Brut. Morsbachs Stud. z. engl. Phil. 36. Halle 1909.
Landwehr, Das grammatische Geschlecht in der Ancren Riwle. Diss. Heidelberg 1911.
v. Glahn, Zur Geschichte des grammatischen Geschlechts im Me. Anglist. Forsch. 53. Heidelberg 1918.
Morsbach, Grammatisches und psychologisches Geschlecht im Englischen. Berlin 1913.

Einleitung.

Diese kleine Abhandlung entstammt einer größeren Arbeit, welche der Verfasser vor 20 Jahren an der Universität Göttingen unternommen hatte, die aber damals nicht vollendet werden konnte. Jene größere Arbeit sollte sämtliche in den frühme. Schriftwerken vorkommenden Fälle mit sicher nachweisbarem gram. Geschlecht umfassen, und mit Hilfe dieser großen Stoffsammlung sollten für das Aussterben des gram. Geschlechts im Frühme. die Ursachen bestimmt werden.

Durch die vorliegende kleine Abhandlung will nun der Verfasser einen Ersatz bieten für jene Arbeit; er will, mit Vermeidung alles Unwesentlichen, die in jener Arbeit angewandte Methode sowie die Ergebnisse jener Arbeit kurz mitteilen. Ein größeres Bruchstück jener Arbeit, die Untersuchung der beiden Texte von Laȝ. Brut Vers 1—13000, soll dabei zur Erläuterung dienen. Zu dieser beschränkten Wiedergabe der Stoffsammlung hatte sich der Verfasser entschlossen, nachdem er durch umfangreiche und vielseitige Untersuchungen zu der Erkenntnis ge-

langt war, daß der Wandel des gram. Geschlechts im Frühme., obgleich nach Ort und Zeit eine wechselnde Gestalt annehmend, überall auf denselben Grunderscheinungen beruht. Um das Wesen des Wandels darzulegen, dazu genügt also schon die Behandlung eines geeigneten Stückes. Die Untersuchung der beiden Texte ist aber besonders fruchtbar für die Erkenntnis der sprachlichen Vorgänge. Die Texte bieten zusammen ein Bild von dem Höhepunkte des frühme. Sprachwandels und gestatten einen Blick auf das, was vorherging, wie auf das, was nachfolgt. Der Vergleich beider Texte bringt vielfältige Aufklärung.

Dem Verfasser ist es eine angenehme Pflicht, Herrn Prof. Dr. Jordan in Jena für freundlich erteilte Ratschläge hier noch besonders zu danken.

A. Methode.

Die außergewöhnlich bunte Formenbildung im Frühme., die außergewöhnlich starke Lockerung scheinbar fester Verhältnisse erfordert eine ganz besondere Aufmerksamkeit und Umsicht bei der Betrachtung der einzelnen Fälle, bei der Bestimmung des gram. Geschlechts der Substantiva, bei der Zusammenstellung der Belege und bei der Erklärung des Wandels.

Schon die Bestimmung des gram. Geschlechts ist im Frühme. eine äußerst schwierige Aufgabe. Es läßt sich überhaupt keine feste Grenze ziehen, wo das alte gram. Geschlecht aufhört, und wo der neue Zustand beginnt. Dazu kommt noch das Ungewisse der Überlieferung. Wer mag immer mit Sicherheit sagen, ob der Schreiber Altes oder Neues wiedergab, ob er ohne Bedenken oder mit Überlegung schrieb? Nur durch eine große Erfahrung, nach eingehender Prüfung aller Verhältnisse kann hier etwas Annehmbares gefunden werden. Die wichtigsten Erscheinungen, durch die eine genaue Bestimmung des gram. Geschlechts im Frühme. erschwert wird, lassen sich bezeichnen als Verblassung, Verschiedenheit in der Bedeutung und Verschiedenheit in der Beziehung.

Die Verblassung der das gram. Geschlecht ausdrückenden Formen der bezogenen Wörter (Pronomen und Adjektivum) zeigt sich in verschiedener Art; sie besteht entweder in einer

Verkürzung oder in einer Vertauschung der Formen. Beide Erscheinungen sind begleitet von einem häufigeren Vorkommen der betreffenden Lautgebilde. Falls nun die Verblassung einer Form schon zu weit vorgeschritten ist, so kann die Form als Beweismittel für das gram. Geschlecht eines Wortes nicht mehr in Betracht kommen. — Es gibt eine gewisse Methode, mit deren Hilfe man den Grad der Beweiskraft verblaßter Formen einigermaßen zu bestimmen vermag. Diese Methode besteht darin, daß man untersucht, inwieweit die verblaßte Form auch ein bestimmtes natürliches Geschlecht bei den damit versehenen Wörtern zum Ausdruck bringt. Je nachdem die Form mit einem hohen oder mit einem geringen Grad von Regelmäßigkeit ein bestimmtes natürliches Geschlecht vertritt, wird man sie als noch beweiskräftig betrachten, oder man wird die Frage nach ihrer Beweiskraft verneinen. Die eigentliche Untersuchung hat sowohl eine positive als eine negative Seite. In positivem Sinne ist zu beobachten, inwieweit eine maskuline Form bei männlichen und eine feminine Form bei weiblichen Wesen das Geschlecht bezeichnet (bei einer neutralen Form läßt sich die positive Art der Betrachtung nicht anwenden). In negativem Sinne ist zu beobachten, inwieweit eine maskuline Form bei weiblichen, eine feminine Form bei männlichen und eine neutrale Form bei weiblichen und männlichen Wesen zur Benutzung gelangt. Außer dem Verhalten der Formen gegenüber dem natürlichen Geschlecht ist noch zu berücksichtigen, bis zu welchem Grade bei ihnen Verkürzung und Vertauschung überhaupt vorgeschritten ist. — Während nun die Formen, deren Verblassung durch die soeben angedeutete Methode festzustellen ist, für die Bestimmung des gram. Geschlechts gar nicht in Betracht kommen, so läßt sich mit einigen anderen Formen wieder nur feststellen, daß ein Wort nicht Femininum ist, sondern Maskulinum-Neutrum. Diese letztere Art von Verblassung (wenn man den Ausdruck beibehalten darf) bestand schon von jeher. Die maskulinisch-neutralen Genitivformen und Dativformen, um die es sich hier handelt, sind für die Geschlechtsbestimmung von geringem Werte. Wenn sie sich auf Wörter beziehen, die vorher maskulines oder neutrales Geschlecht besaßen, so können sie weder Erhaltung noch Änderung desselben beweisen. Gehören sie zu Wörtern von ursprünglich femininem Geschlecht, so läßt sich zwar ein Auf-

geben desselben feststellen, aber nicht entscheiden, ob Übergang zum Maskulinum oder zum Neutrum stattgefunden hat.

Zur Verblassung gesellt sich die Verschiedenheit in der Bedeutung als erschwerender Umstand bei der Bestimmung des gram. Geschlechts im Frühme. Ein großer Teil der das gram. Geschlecht ausdrückenden Formen gleicht nämlich solchen Formen, die eine Geschlechtsbezeichnung nicht enthalten. Daher sind die ersteren von den letzteren oft schwer zu unterscheiden. Zwar läßt sich häufig aus dem Zusammenhang die alleinige Möglichkeit des Vorkommens der geschlechtanzeigenden Form erkennen, doch gibt es der Beispiele genug, wo verschiedenfache Deutbarkeit in ein und demselben Falle außer der Annahme einer geschlechtanzeigenden Form zugleich auch die Annahme einer anderen Form erlaubt. Diese doppeldeutigen Beispiele bieten aber keine sicheren Belege für das gram. Geschlecht eines Wortes. — Viele geschlechtanzeigende Formen (im Singular) gleichen Formen des Plurals. Wenn in ein und demselben Falle außer der singularen Bedeutung zugleich auch plurale Bedeutung denkbar ist, so läßt sich eine geschlechtanzeigende Form (im Singular) von einer ihr gleichenden Form des Plurals nicht unterscheiden und das gram. Geschlecht eines Wortes nicht sicher bestimmen. Eine ähnliche Unsicherheit in der Geschlechtsbestimmung infolge Mangels an Möglichkeit der Unterscheidung zwischen einer geschlechtanzeigenden Form und einer anderen Form besteht bei *þat*, wenn in ein und demselben Falle außer der Bedeutung des Artikels zugleich auch die Bedeutung des hinweisenden Pronomens, und bei *hit*, wenn außer der Bedeutung des persönlichen Pronomens zugleich auch allgemeine und unbestimmte Bedeutung denkbar ist. Damit sind aber die zweifelhaften Fälle noch nicht erschöpft. So ist oft schwer zu entscheiden, ob in ein und demselben Falle eine geschlechtanzeigende Form der Pronomina oder ob ein Adverbium, ob eine geschlechtanzeigende Form der Adjektiva im Positiv oder ob der entsprechende Komparativ, ob eine geschlechtanzeigende Form der Adjektiva oder ob eine Form der substantivierten Adjektiva vorliegt, usw.

Die Bestimmung des gram. Geschlechts im Frühme. wird auch durch die Verschiedenheit in der Beziehung oft sehr erschwert. Wenn in einem Falle die das gram. Geschlecht ausdrückende Form sich nicht bloß auf ein bestimmtes Wort,

sondern ebenso auf ein anderes Wort beziehen läßt, so kann die Form in diesem Falle als Beweismittel für das gram. Geschlecht eines Wortes keine Geltung erlangen. — Zwei Hauptarten der Beziehung sind hier zu unterscheiden, die Beziehung bei verbundener Stellung der Formen und die Beziehung bei unverbundener Stellung der Formen (Zurückbeziehung). Eine Unsicherheit in der Beziehung bei verbundener Stellung der Formen besteht in dem Falle, wo eine Beziehung möglich ist nicht bloß auf das eine, sondern ebenso auf das andere zweier Wörter, die ein Kompositum bilden können. Bei der Beziehung auf das erste (das näherliegende) Wort ist eine lockere Verbindung der beiden Wörter vorhanden; bei der Beziehung auf das zweite (das weiter entfernt liegende) Wort bilden die beiden Wörter ein wirkliches Kompositum Eine Unsicherheit in der Beziehung bei unverbundener Stellung der Formen (Zurückbeziehung) besteht in dem Falle, wo bei dem Vorhandensein von zwei (und mehr) Wörtern eine Beziehung möglich ist nicht bloß auf das eine (ein bestimmtes) Wort, sondern ebenso auf das andere (ein anderes) Wort. Auch hier können die Wörter unterschieden werden nach der Größe ihres Abstandes von der Form (näherliegende und weiter entfernt liegende Wörter).

Verblassung, Verschiedenheit in der Bedeutung und Verschiedenheit in der Beziehung, die hier als getrennte Erscheinungen behandelt wurden, weil es anders nicht gut möglich ist, sind in Wirklichkeit eng miteinander verbunden und abhängig voneinander. Diese enge Verbindung und Abhängigkeit der Erscheinungen vermehrt noch die Unsicherheit bei der Bestimmung des gram. Geschlechts.

Durch die Zusammenstellung der Belege zu dem Zwecke, die stoffliche Grundlage der Untersuchung mitzuteilen, muß ein möglichst vollständiges Bild von dem Zustande des gram. Geschlechts im Frühme. geboten werden. Doch sind alle weniger wesentlichen Einzelheiten und alle unsicheren Fälle wohl besser auszuschalten, damit nicht der Gesamteindruck, was er an Umfang gewinnen würde, an Deutlichkeit wieder verliert.

Als besonders fruchtbar für die Betrachtung haben diejenigen Fälle zu gelten, bei denen sich eine Änderung des gram. Geschlechts mit Sicherheit feststellen läßt. Sie sind am fruchtbarsten dort, wo der Wandel entspringt, und wo er

mächtiger dahinflutet, weniger fruchtbar dort, wo der Wandel versiegt. Diese Fälle müssen also vollständig mitgeteilt werden.

Das Gleiche gilt von denjenigen Fällen, bei denen sich eine Erhaltung des gram. Geschlechts mit Sicherheit feststellen läßt. Diese Fälle sind wichtig, weil sie das Gegenstück bilden zu den eben genannten Fällen, weil mit ihrer Hilfe das erste Auftreten und das stärkere Einsetzen des Wandels bestimmt werden kann.

Neben den Fällen, die mit Gewißheit eine Änderung oder eine Erhaltung des gram. Geschlechts erkennen lassen, gibt es zahlreiche zweifelhafte Fälle, wo (bei Verblassung, Verschiedenheit in der Bedeutung, Verschiedenheit in der Beziehung usw.) die Beweismittel für Änderung oder für Erhaltung des gram. Geschlechts als unsichere zu betrachten sind. Auf die Wiedergabe dieser zweifelhaften Fälle kann ohne Bedenken verzichtet werden. Mögen diese Fälle, als ein Ganzes aufgefaßt, auch sehr wichtig sein für die Gesamtbetrachtung, so haben sie doch wenig Wert für die Einzelbetrachtung, weil hier nur unbedingt sichere Fälle als Grundlage der Untersuchung dienen können. — Eine Anzahl zweifelhafter Fälle soll dennoch (bei Änderung des gram. Geschlechts) hier mitgeteilt werden, nämlich solche, die als strittige Fälle zu bezeichnen sind, die nach der gewöhnlichen Beurteilung sprachlicher Zustände als noch sicher betrachtet werden können, die aber wegen der außergewöhnlichen Art frühme. Sprachbildung als noch unsicher betrachtet werden müssen. Die genannten Fälle sollen bei Änderung des gram. Geschlechts Erwähnung finden, damit eine Verschleierung des wirklichen Zustandes der Fälle und eine unvollkommene Darstellung des Wandels vermieden wird.

Nun erst, nachdem die feste Grundlage gebildet wurde, kann die Erklärung des Wandels folgen. Als Gegenstand der Erklärung ist jeder Einzelfall zu betrachten, der sichere und bestimmte Änderung des gram. Geschlechts eines Wortes enthält. Alle zweifelhaften Fälle sind von der Erklärung auszuschließen; denn es wäre ein vergebliches Bemühen, wollte man im Einzelfalle versuchen, auf schwankendem Boden einen festen Halt zu gewinnen. So sind hier auch diejenigen Fälle von der Erklärung ausgeschlossen, die als Beweismittel für das gram. Geschlecht eine maskulinisch-neutrale Genitivform oder

Dativform besitzen; denn obgleich diese Formen die Änderung des gram. Geschlechts eines Wortes mit Sicherheit beweisen, so bleibt doch immer unbestimmt, ob das betreffende Wort (ursprüngliches Femininum) Maskulinum oder Neutrum geworden ist. — Für die Erklärung sind nun alle wahrscheinlichen und alle möglichen Gründe des Wandels aufzusuchen und gegeneinander abzuwägen. Dabei wird man eine ganze Menge Gründe von verschiedener Art und Wichtigkeit finden; aber dem stärksten Triebe des Forschers, dem Triebe nach Erkenntnis der tieferliegenden, der allgemeineren Ursachen kann die Einzelbetrachtung nicht genügen. Während sie dem Forscher für die Untersuchung die sichersten Mittel darbietet, lenkt sie durch Beschränkung der stofflichen Grundlage seinen Blick hinweg von dem ungewissen Ganzen. Doch nur der Blick auf das Ganze, nur die Gesamtbetrachtung, die Untersuchung aller, auch der scheinbar schwächsten Regungen des sprachlichen Lebens kann hier zum Ziele führen.

In dieser Gesamtbetrachtung müssen alle Fälle ohne Ausnahme die stoffliche Grundlage bilden. Da zeigt sich nun erst der wirkliche Wert der zweifelhaften Fälle. Gerade durch ihr unsicheres, ihr vielseitiges Wesen offenbaren sie, als ein Ganzes betrachtet, den besonderen, den außergewöhnlichen Zustand des Frühme. Ohne ihre Hilfe kann die bei der Gesamtbetrachtung der sicheren Fälle hervortretende, ganz auffällige Stärke des Geschlechtswechsels nicht erklärt werden. Denn es bestehen im Frühme. sehr enge Beziehungen zwischen zweifelhaften und sicheren Fällen. Hier sind sämtliche Fälle aufzufassen als Fälle des Übergangs in einen anderen Zustand. Hier befindet sich alles in dauernder Bewegung, die zweifelhaften Fälle und auch die (scheinbar festen) sicheren Fälle. Aus der Unmenge verschiedenartiger, wechselnder und sich kreuzender Vorgänge ist aber immer wieder etwas Gleiches, etwas Gemeinsames herauszufinden. — Deshalb muß Einseitigkeit bei der Untersuchung streng vermieden werden. Die Gefahr der Einseitigkeit liegt besonders nahe, wenn man, um schnell zum Ziele zu gelangen, bei den zu untersuchenden Vorgängen eine möglichst einfache Art der Entwicklung feststellen will. So begünstigt man bei der Betrachtung oft mit Unrecht bestimmte, stärker hervortretende Erscheinungen und sucht andere, weniger

auffällige Erscheinungen aus ihnen herzuleiten und mit ihnen in Verbindung zu bringen. Diese Betrachtungsweise lenkt ab vom richtigen Wege und führt zu keinem sicheren Ziele. Sie muß hier noch ausführlicher behandelt werden. Je besser man ihre Mängel erkannt hat, desto leichter wird man die allein richtige Betrachtungsweise erkennen und anwenden.

Besonders wird man sich zu hüten haben vor jener einseitigen Auffassung, wonach das Dahinschwinden des gram. Geschlechts im Frühme. bloß als Formenwandel oder Folgeerscheinung des Formenwandels zu betrachten wäre. Das Entstehen der genannten Auffassung mag dadurch begünstigt werden, daß die Formen als alleinige sichere Hilfsmittel die Grundlage der Untersuchung bilden. Da kann es leicht geschehen, daß man meint, die Ursachen des Wandels allein in den Formen finden zu müssen. Doch eine jede Form hat auch ihre Bedeutung, und einem jeden Formenwandel entspricht ein Wandel in der Bedeutung. Deshalb dürfen die Bedeutungen und ihr Wandel bei der Untersuchung nicht vernachlässigt werden.

Freilich darf man in der Feststellung von Bedeutungen und Bedeutungswandel nicht etwa zu weit gehen und sich zu einer unbegründeten und falschen Annahme verleiten lassen. Fehler entstehen bei falscher Beurteilung des geistigen Inhalts von Formen, wobei den Formen eine Bedeutung zuerteilt wird, die ihnen gar nicht gebührt. Hieraus entstehen wieder andere Fehler: Falsche Erklärungen des Wandels von Bedeutungen mit Hilfe von Formen, die mit jenen Bedeutungen und ihrem Wandel überhaupt nicht in Verbindung zu bringen sind.

So können bei Überschätzung des geistigen Inhalts von Auslaut und Endung der Substantiva im Frühme. auch falsche Erklärungen des Wandels der den Formen irrtümlich zuerteilten Bedeutung entstehen. Der erwähnte Fall kann eintreten, wenn jenen Formen die Geschlechtsbedeutung zuerteilt wird. — Betrachtet man den Auslaut der Substantiva als Träger der Geschlechtsbedeutung, nimmt man weiter an, daß dem konsonantischen Auslaut der Substantiva maskulines Geschlecht, dem vokalischen Auslaut feminines Geschlecht entspricht, dann gelangt man leicht zu einer falschen Erklärung des Wandels, zu der unbegründeten Annahme, daß die Substantiva mit konsonantischem Auslaut die Neigung haben, Mas-

kulina zu werden, und daß die Substantiva mit vokalischem Auslaut die Neigung haben, Feminina zu werden. Wo aber scheinbar die größte Willkür herrscht, da läßt sich keine Regel aufstellen. Es gibt Maskulina mit vokalischem Auslaut und ebenso Feminina mit konsonantischem Auslaut. Es verwandeln sich Maskulina mit konsonantischem Auslaut in Feminina und ebenso Feminina mit vokalischem Auslaut in Maskulina. Es wird aus konsonantischem Auslaut der Maskulina vokalischer Auslaut und ebenso aus vokalischem Auslaut der Feminina konsonantischer Auslaut. Und wie steht es mit dem Neutrum? Wie darf man unter diesen Umständen behaupten, daß durch Änderung des Auslautes ein Geschlechtswandel hervorgerufen werden kann? Auf der einen Seite beobachtet man eine Lockerung im Gefüge der Formen, und auf der anderen Seite sucht man die geschwächten Formen mit einem geistigen Inhalt zu belasten, der zu ihrer geringen Tragfähigkeit in gar keinem Verhältnis steht. Übrigens dürfte man von einem bestimmten Auslaut nur dann reden, wenn bei einem Substantivum sowohl im Nominativ als auch in jedem anderen Kasus derselbe Auslaut regelmäßig eingehalten wird. — Ganz ähnlich wie bei dem einfachen Auslaut ist es bei der aus mehreren Lauten zusammengesetzten Endung der Substantiva. Betrachtet man die Endung der Substantiva als Stütze der Geschlechtsbedeutung, denkt man sich die Substantiva von einer bestimmten Endung mit einem bestimmten Geschlecht verbunden, so wird man leicht auch den Schluß ziehen, daß die Substantiva von gleicher Endung dazu neigen, das gleiche Geschlecht anzunehmen. Hier lassen sich ähnliche Gegengründe nennen wie bei dem einfachen Auslaut: Verschiedenheit des Geschlechts bei Gleichheit der Endung, Verschiedenheit der Endung bei Gleichheit des Geschlechts, Wandel des Geschlechts bei Erhaltung der gleichen Endung und Wandel der Endung bei Erhaltung des gleichen Geschlechts. Weshalb verleiht man hier übrigens nicht einer jeden Endung ihr besonderes, untrennbar mit ihr verbundenes Geschlecht, wie bei dem einfachen Auslaut? Man würde es wohl tun, wenn es möglich wäre. Aber für die Unmenge von Endungen stehen bloß drei Geschlechter zur Verfügung. So begnügt man sich damit, einem jeden Geschlecht nach freier Wahl die verschiedenen Endungen zu überweisen — Der Gedanke des Zusammenwirkens von Geschlecht und Endung (Aus-

laut) der Substantiva beruht auf der Annahme, daß bei dem Gebrauch eines jeden Substantivums die gekannten Substantiva von gleicher Endung mitklingen. Dieser Annahme steht die abweichende Bedeutung der als mitklingend gedachten Substantiva entgegen. Das alleinige Mitklingen der Geschlechtsbedeutung ist ebenfalls nicht möglich, da diese mit der Gesamtbedeutung eines jeden Substantivums in enger Verbindung steht. Angenommen, es wäre ein rein formales Mitklingen denkbar, ohne Einfluß der Bedeutung, dann müßten bei dem Gebrauch eines jeden Wortes, nicht bloß bei dem Substantivum, alle Wörter von gleicher Endung mitklingen. Natürlich wird man das unter keiner Bedingung zugeben wollen, eben wegen der abweichenden Bedeutung der mitklingenden Wörter. Es muß in beiden Fällen, bei Überschätzung des Einflusses der Form wie bei Überschätzung des Einflusses der Bedeutung, die Erklärung des Wandels eine verfehlte sein, weil in beiden Fällen das Mitklingen der fremden Bedeutungen angeblich mitklingender Substantiva, das die Voraussetzung des formalen und begrifflichen Einflusses bildet, ganz unwahrscheinlich ist. Nur bei solchen Wörtern, die begrifflich zu einander in Beziehung treten, die durch ihre Bedeutung miteinander verwandt sind, kann eine gegenseitige Beeinflussung als wahrscheinlich angenommen werden.

Zu einer falschen Erklärung des Wandels führt auch die Überschätzung des Einflusses von Form und Bedeutung bei den Kasusendungen. Bringt man die Kasusendungen der Substantiva im Frühme. ohne Grund in Verbindung mit dem gram. Geschlecht, denkt man sich, daß einer bestimmten Kasusendung ein bestimmtes Geschlecht entspricht, dann liegt es nahe, den falschen Schluß zu ziehen, daß die Substantiva mit gleicher Kasusendung die Neigung haben, das gleiche Geschlecht anzunehmen, und ferner, daß bei einem Wandel in der Kasusendung zugleich ein Wandel im Geschlecht erfolgt. Die Unrichtigkeit der genannten Annahme sowie der daraus gezogenen Schlüsse läßt sich auf ähnliche Art wie die Unrichtigkeit der Annahme bei Auslaut und Endung durch entsprechende Gegengründe beweisen. Auch die zu erwähnende Annahme des Mitklingens aller Substantiva von gleicher Kasusendung (sowie des alleinigen Mitklingens der Kasusendung oder der Geschlechtsbedeutung dieser Substantiva) ist als falsche Annahme hinzu-

stellen wegen der Unwahrscheinlichkeit des Mitklingens der fremden Bedeutungen angeblich mitklingender Substantiva.

Schließlich gelangt man auch zu einer falschen Erklärung des Wandels, wenn man den am nächsten liegenden Gattungsbegriff, losgetrennt von der Bedeutung eines jeden Substantivums, zu dem gram. Geschlecht in Beziehung setzt; wenn man annimmt, daß einem bestimmten Gattungsbegriff ein bestimmtes Geschlecht entspricht; wenn man weiter schließt, daß die Substantiva von gleichem Gattungsbegriff dem gleichen Geschlechte zuneigen und bei einem Wandel des Gattungsbegriffs ein Wandel des Geschlechts eintreten muß. Daß Annahme und Schlußfolgerung falsch sind, beweist schon der Mangel an Regelmäßigkeit, die Tatsache des Auseinandergehens von Geschlecht und Gattungsbegriff. Auch das Mitklingen aller Substantiva von gleichem Gattungsbegriff (sowie das alleinige Mitklingen des Gattungsbegriffs oder der Geschlechtsbedeutung dieser Substantiva) ist unwahrscheinlich, da die fremden Bedeutungen angeblich mitklingender Substantiva dem entgegenstehen. Dazu kommt noch die willkürliche Beschränkung bei der Wahl des Gattungsbegriffs. Man wählt nur den am nächsten liegenden Gattungsbegriff und vernachlässigt alle übrigen Gattungsbegriffe, die in der Bedeutung eines jeden Substantivums enthalten sind, obgleich sie ebenfalls ihren besonderen Wert haben, indem sie zusammen mit dem am nächsten liegenden Gattungsbegriff das Verhältnis der Bedeutung eines jeden Substantivums zu den Bedeutungen anderer Substantiva bestimmen. Die Vernachlässigung der Gattungsbegriffe wird wohl aus guter Absicht geschehen. Man wird sich wohl bewußt sein, daß die Annahme des Mitklingens aller Substantiva von gleichem Gattungsbegriff durch Berücksichtigung fremder, voneinander abweichender Gattungsbegriffe vereitelt würde.

Überall zeigt sich also das Verfehlte, den Wandel erklären zu wollen durch die Annahme einer Gruppenwirkung der Substantiva von teilweiser Gleichheit in Form oder Bedeutung. Nur durch die Annahme einer Unmenge von Einzelwirkungen läßt sich der Wandel des gram. Geschlechts im Frühme. bei Betrachtung der Substantiva erklären. Denn allein in denjenigen Fällen kann das Mitklingen eines anderen Substantivums als wahrscheinlich hingestellt werden, wo zwei Substantiva in ihrer

Bedeutung sich so weit genähert haben, daß ein Zweifel entsteht, welches von ihnen zur Anwendung gelangen soll. Wenn in diesen Fällen ein Geschlechtswechsel eintritt, dann mag der Wandel mit Recht auf das Zusammenklingen der Substantiva, auf das Verschmelzen ihrer Bedeutungen zurückgeführt werden.

Aus dem endlosen Zug der Erscheinungen des Wandels, nicht bloß aus dem einfachen Vorgang des Geschlechtswechsels, ist etwas Gemeinsames, eine tieferliegende Ursache herauszufinden, zunächst einmal durch Betrachtung des Wandels der Formen. Da im Frühme. zwischen dem Formenwandel der Substantiva und dem Wandel des gram. Geschlechts offenbar kein fester Zusammenhang besteht, wird man sich den auf die Substantiva bezogenen Wörtern zuwenden müssen. Man wird vor allen Dingen bei den das gram. Geschlecht ausdrückenden Formen der bezogenen Wörter den Wandel mit Rücksicht auf den Wandel des gram. Geschlechts zu erklären haben. Dann mag man, unter Verwertung der bei dem Betrachten des Formenwandels gewonnenen Erkenntnis, den Wandel des geistigen Inhalts der Substantiva zu erklären versuchen, besonders den Wandel der Geschlechtsbedeutung, aber auch den Wandel der Hauptbedeutung eines jeden Substantivums; denn die Geschlechtsbedeutung steht mit der Hauptbedeutung eines jeden Substantivums in enger Verbindung. Schließlich werden die Wege, die bei der Untersuchung anfangs voneinander getrennt verlaufen, sich vereinigen, um zusammen zu einem noch weiter entfernt liegenden Ziel zu führen, zu einer ganz allgemeinen Erklärung des Werdens und Vergehens im Leben der Sprache.

Die Ergebnisse der Gesamtbetrachtung sollten im Anschluß an vorliegende Arbeit ausführlich mitgeteilt werden. Hierzu war leider kein Raum vorhanden, und so müssen diese Ergebnisse später an anderer Stelle veröffentlicht werden.

B. Das grammatische Geschlecht bei Laȝamon A–B, 1—13000.

Bemerkungen.

Neben den angeführten Belegen könnten hier alle entsprechenden Fälle der afr. Vorlage zum Vergleich mitgeteilt werden, doch würde das wenig Zweck haben. Eine genaue Vergleichung, auch bei anderen frühme. Sprachdenkmälern,

führte zu der Überzeugung, daß afr. Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse des gram. Geschlechts nur bei Gelegenheit bestimmend gewirkt haben kann. Daher braucht in der Einzelbetrachtung ein Hinweis auf die Vorlage nur dann zu erfolgen, wenn bei Änderung des gram. Geschlechts der Wandel durch Annahme von afr. Einfluß erklärt werden mag. Übrigens ist afr. Einfluß (wie lat. Einfluß) für die Erklärung des Ungewöhnlichen in dem Verlauf des Wandels, für die Erklärung der Häufigkeit des Geschlechtswechsels, für die Erklärung des schnellen Dahinschwindens der Geschlechter, aus verschiedenen Gründen ohne wesentliche Wichtigkeit. Also lassen sich die afr. Belege auch bei der Gesamtbetrachtung nicht weiter verwerten.

Die Anordnung der Substantiva bei den sicheren Fällen mit Erhaltung und bei den sicheren Fällen mit Änderung des gram. Geschlechts richtet sich hier nach der Bedeutung eines jeden Substantivums. Substantiva von konkreter Bedeutung sind solchen von abstrakter Bedeutung vorangestellt, bei den Konkreten die konkreteren Substantiva den weniger konkreten, bei den Abstrakten die weniger abstrakten Substantiva den abstrakteren und so weiter, daß von dem konkretesten Substantivum bis zu dem abstraktesten eine fortlaufende Reihe entsteht, deren Glieder in der angegebenen Richtung immer weniger konkret und immer abstrakter erscheinen. Die eben geschilderte Anordnung der Substantiva ist wohl die natürlichste und wohl auch die zweckmäßigste. Durch diese Anordnung treten begriffsverwandte Substantiva überall nebeneinander. Die Begriffsverwandtschaft ist aber für die Erklärung des Wandels von großer Wichtigkeit. Auch kann bei dieser Anordnung der Substantiva noch ein anderer Zweck verfolgt werden. Es kann untersucht werden, ob man mit Recht annehmen darf, daß der Wandel (hinsichtlich der Zeit seines Beginns und hinsichtlich der Dauer seines Verlaufs) bei dem Substantivum in einer bestimmten Richtung (vom Abstraktesten zum Konkretesten) sich vollzieht, daß der Wandel bei dem abstraktesten Substantivum am frühesten, bei dem konkretesten am spätesten beginnt, bei dem abstraktesten Substantivum am kürzesten, bei dem konkretesten am längsten dauert. Die Untersuchung selbst wird freilich nur geringen Wert haben. Man wird bloß die Unrichtigkeit jener Annahme nachweisen können. — Die An-

ordnung der strittigen Fälle mit (unsicherer) Änderung des gram. Geschlechts richtet sich nach der Art mehrfacher Deutung dieser Fälle. Da bei den strittigen Fällen eine Erklärung des Wandels wegen seiner Unsicherheit nicht versucht werden kann, so mag die eben erwähnte Anordnung die zweckmäßigste sein. Auf diese Weise gelangt ohne besondere Erläuterung zugleich das Wesen der Mehrdeutigkeit strittiger Fälle zur Darstellung.

Die Stichwörter sind Stratmanns Wörterbuch entnommen, um eine gewisse Grundlage zu haben.

Das alphabetische Verzeichnis der Substantiva soll die Übersicht über das Ganze sowie das Aufsuchen der Fälle bei jedem einzelnen Substantivum erleichtern.

I. Erhaltung des grammatischen Geschlechts.

1. wifman m. (A 1)
2. mæiden n. (A 8, B 4)
3. child n. (A 3, B 3)
4. swin n. (A 1)
5. deor n. (A 1, B 2)
6. gast m. (A 2, B 1)
7. sawle f. (A 2, B 1)
8. sunne f. (A 1, B 1)
9. Temese f. (A 5, B 3)
10. Humbre f. (A 4, B 2)
11. Tibre f. (A 1)
12. broc m. (A 2, B 1)
13. flum m. (B 1)
14. ea f. (A 1)
15. water n. (A 1, B 1)
16. stream m. (A 1, B 1)
17. sæ f. (A 41, B 18)
18. lac m. (A 2, B 1)
19. flod n. (B 1)
20. wind m. (A 1, B 1)
21. weder n. (A 1, B 1)
22. drope m. (A 1)
23. stan m. (A 4, B 2)
24. marmonstan m. (A 1)
25. saȝel m. (A 1)
26. cnif m. (A 2, B 1)
27. eax f. (A 1)
28. boȝe m. (A 3, B 1)
29. fla f. (A 1)
30. sweord n. (A 3, B 2)
31. brand m. (A 5, B 2)
32. schæþe f. (A 1)
33. coker m. (A 1)
34. scale f. (A 1)
35. schild m. (A 4, B 1)
36. brünie f. (A 1)
37. kinehelm m. (A 1)
38. horn m. (A 1)
39. harpe f. (A 1)
40. boc f. (A 5)
41. calender m. (A 1, B 1)
42. writ n. (A 4, B 3)
43. cürtel m. (A 1)
44. rode f. (B 1)
45. mahimet m. (A 1, B 1)
46. lic n. (A 2, B 1)
47. arke f. (A 1, B 1)
48. schip n. (A 3, B 2)
49. tur f. (A 6, B 1)
50. chireche f. (A 1)
51. temple n. (A 1, B 1)
52. stowe f. (A 2, B 1)

53. streng m. (A 1)
54. hilt f. (A 2)
55. mæst m. (A 1)
56. hrof m. (A 1)
57. dure f. (A 1, B 1)
58. hem m. (A 1, B 1)
59. hüde f. (A 1)
60. hæfdban n. (A 1)
61. heorte f. (A 3, B 2)
62. heafed n. (A 5, B 5)
63. hand f. (A 33)
64. swire m. (A 1, B 1)
65. wambe f. (A 1)
66. wal m. (A 3, B 2)
67. weorc n. (B 1)
68. tun m. (B 1)
69. burȝ f. (A 57, B 10)
70. castel m. (A 9, B 5)
71. orchard m. (A 1)
72. wude m. (A 3, B 1)
73. hül m. (A 2, B 2)
74. dune f. (A 2)
75. dic m. (A 2, B 1), f. (A 2)
76. wei m. (A 1, B 1)
77. stræte f. (A 1)
78. havene f. (A 4)
79. sand n. (A 1)
80. feld m. (A 3, B 2)
81. grund m. (A 2, B 3)
82. segrund m. (B 1)
83. Brütene f. (A 2)
84. Brütaine f. (B 1)
85. eard m. (A 1, B 1)
86. land n. (A 10, B 10)
87. Brütlond n. (A 1)
88. Irlond n. (A 1, B 1)
89. eitlond n. (A 1, B 1)
90. kinelond n. (A 2, B 1)
91. kineriche n. (B 1)
92. dom m. (A 1)
93. kinedom m. (A 10, B 10)
94. eorldom m. (A 1, B 1)
95. weoreld f. (A 4)
96. þeode f. (A 10)
97. leode f. (A 6, B 1)
98. folc n. (A 1, B 1)
99. ferde f. (A 12, B 5)
100. genge f. (A 2, B 1)
101. here m. (A 1)
102. duȝeđe f. (A 1)
103. clercschipe m. (B 1)
104. corn n. (A 2)
105. græs n. (A 1)
106. milc f. (A 2)
107. mete m. (A 2, B 1)
108. drinc m. (A 1, B 1)
109. gærsume n. (A 1)
110. ȝife f. (A 1)
111. ȝift f. (B 2)
112. düne m. (A 1)
113. hlude f. (B 1)
114. dream m. (A 3, B 1)
115. hream m. (A 2)
116. cri m. (B 1)
117. wop m. (A 1)
118. gleo n. (A 1)
119. stefne f. (A 6, B 2)
120. spæche f. (A 3)
121. swipe m. (A 1)
122. dünt m. (A 1)
123. ræs m. (A 1)
124. pleȝe m. (A 1)
125. wræstlunge f. (A 1, B 1)
126. revunge f. (A 1)
127. servinge f. (A 1)
128. fore f. (A 1)
129. dæde f. (A 1)
130. lif n. (A 1)
131. deađ m. (A 2, B 2)
132. martirdom m. (A 1, B 1)

133. cristendom m. (A 2, B 3)
134. gretunge f. (A 1)
135. wræđđe f. (A 4, B 4)
136. luve f. (A 3)
137. blisse f. (A 6, B 3)
138. hæle f. (A 2, B 1)
139. hearm m. (A 1)
140. care f. (A 1)
141. sorȝe f. (A 2, B 1)
142. sarinesse f. (A 1)
143. teone f. (A 1)
144. brüst m. (A 1)
145. lüre m. (A 1)
146. nead f. (A 13, B 4)
147. unneọde f. (A 1)
148. ȝifernesse f. (A 1)
149. ȝitsunge f. (A 1)
150. godnesse f. (A 1)
151. wurđschipe m. (A 1, B 1)
152. sibbe f. (A 1)
153. sahte f. (A 1)
154. strengđe f. (A 8, B 5)
155. meaht f. (A 1)
156. cræft m. (A 5, B 3)
157. getel n. (A 1)
158. name m. (A 3, B 2)
159. word n. (A 1, B 1)
160. hereword n. (A 1, B 1)
161. aþ m. (A 2, B 2)
162. laȝe f. (A 1, B 1)
163. lare f. (A 1)
164. ræd m. (A 18, B 17)
165. unræd m. (A 1)
166. cüre m. (A 2)
167. hüȝe m. (A 1)
168. ende m. (A 2)
169. norđende m. (A 2, B 1)
170. suđende m. (A 1, B 1)
171. side f. (A 6, B 2)
172. half f. (A 7, B 1)
173. mile f. (A 1)
174. moneđ m. (A 1)
175. ȝear n. (A 2, B 1)
176. dæi m. (A 14, B 8)
177. naht f. (A 8, B 1)
178. midniht f. (B 2)
179. morȝen m. (B 1)
180. winter m. (B 1)
181. elde f. (A. 2)
182. stunde f. (A 1)
183. frist m. (A 1)
184 hwile f. (A 16)
185. dæl m. (A 1. B 3), n. (A 2, B 4)
186. wise f. (A 1, B 1)
187. bihof f. (A 2)
188. gült m. (A 2)
189. uniriht n. (A 1)
190. sođ n. (B 1)
191. god n. (A 1, B 1)
192. betste n. (A 1)

II. Änderung des grammatischen Geschlechts. Erklärung des Wandels.

1. wifman: m. > f.

A 261 þeos ȝunge wiman, 266 þeo wimon, 274 þeo wimon, 279 þeo wimon, 2217 þa alre feireste wifmon, 3773 þeo wimman, 4646 þeos wifman, 4798 þa wifmon, 5027 þa wifmon, 6357 bi þare wimman, 11 034 þa wiseste wifman, 11 182 þa wifman, 11 919 þeo wimman.

B 6357 bi þare wimman.

In 11034 könnte man den Wandel wohl erklären durch Einfluß des vorhergehenden *Ælene* und *quene:*

& Custance hauede *Ælene*:
biwedded to *quene.*
þet wes *þa* wiseste *wifman*:
þa wunede a Bruttene.

Ganz allgemein ist hier über die Gründe des Wandels zu sagen: Das Aufgeben der schon im Ae. bei *wifman* vorhandenen Doppelgeschlechtigkeit (Maskulinum bei verbundener Stellung; Femininum bei Zurückbeziehung der das gram. Geschlecht ausdrückenden Wörter), wodurch das feminine Geschlecht zur Herrschaft gelangt, könnte man auf Einfluß des Altfranzösischen zurückführen (*la dame, feme* usw. in der Vorlage). Es liegt aber wohl näher, auf die Möglichkeit des Einwirkens begriffsverwandter Wörter des Frühme. hinzuweisen. Hier wäre *quene (cwene)* besonders zu nennen; *quene (cwene)* und *wifmon (womman)* erscheinen bei Laȝ. häufig in Verbindung miteinander; sie können sich in den beiden Texten auch gegenseitig vertreten. Ferner mögen die hier oft neben *wifmon (womman)* vorkommenden femininen Verwandtschaftsnamen und schließlich noch die hier ebenso häufig in Beziehung zu *wifmon (womman)* tretenden femininen Personennamen als wirkungsfähige Wörter angeführt werden. Auch ist es möglich, daß Wechsel (Verblassung) der Bedeutung von *man* bei *wifman* für die Ausbreitung des femininen Geschlechts günstig war. Durch diesen Bedeutungswandel konnte das gram. Geschlecht von *wifman* sich ändern, indem unter gleichzeitigem Einfluß des natürlichen Geschlechts ein *wifman* mit anderer Bedeutung und mit rein femininem Geschlecht abgesondert wurde.

2. wif: n. > f.

B 12894 Bi þissere wifue.

Bei diesem vereinzelten Beleg für Geschlechtsänderung von *wif* wird man vorübergehende Einwirkung von *womman* annehmen dürfen; *womman* und *wif* kommen bei Laȝ. häufig in Verbindung miteinander vor; *wif* und *womman* entsprechen sich öfters gegenseitig in den beiden Texten; im B-Text scheint *womman* beliebter zu sein. Von anderen begriffsverwandten Wörtern wäre als wirkungsfähiges Wort besonders *cwene* zu

nennen; *cwene* und *wif* zeigen sich oft in Verbindung miteinander; sie vertreten einander auch bisweilen gegenseitig in den beiden Texten. Endlich könnten wohl, wegen der Vollständigkeit, als wirkungsfähige Wörter noch die femininen Verwandtschaftsnamen und die femininen Personennamen angeführt werden; sie sind hier sehr häufig in Verbindung mit *wif* zu belegen.

3. lichame: m. > f.

A 5031 þa ilke likame.

Vielleicht hat in diesem Fall der Parallelismus, das Wiederholen der gebrauchten Wendung, die leidenschaftliche, gehobene Rede mit der ihr eigentümlichen Hervorhebung gleichgestellter Substantiva den Wandel verursacht, indem die verschiedenen Formen des als nebensächlich empfundenen Artikels geschwächt und angeglichen wurden:

Loka her *þa* tittes!
þ þu suke mid þine lippes.
lou war hire *þa* wifmon!
þa þe a đas weoreld ibær.
leo wær here *þa* wombe!
þe þu læie inne swa longe.
leo war here *þa* ilke *likame!*

Ferner läßt sich zur Erklärung dieses Geschlechtswandels auf den Wandel von *hame* bei *lichame* hinweisen; denn es konnte der mit dem genannten Vorgang (Verblassung von *hame* bei *lichame*) verbundene Bedeutungswandel von *lichame* durch Absonderung eines femininen *licame* ausgedrückt werden.

4. blase: f. > m.

A 2859 enne blase.

Zunächst wäre Einfluß der afr. Vorlage denkbar: *un feu ardant.* Weiter könnten frühme. begriffsverwandte Maskulina eingewirkt haben, Wörter wie *(fur)brond* (bei Laȝ. steht: *enne blase of fure), taper* und andere. Auch besteht wohl die Möglichkeit, daß eine von dem ae. Maskulinum *blysa* ausgehende Übertragung des Geschlechts stattgefunden hat. Schließlich könnte man den Geschlechtswandel noch auf Beschränkung des geistigen Inhalts bei *blase* zurückführen; es

mochte (gegenüber der weiteren Bedeutung von *blase* = »Feuer, Glut, Schein, Glanz«) die engere Bedeutung von *blase* = »Flamme« oder »Fackel, Kerze, Leuchter« durch Absonderung eines maskulinen *blase* gekennzeichnet werden.

5. gar: m. > n.

A 5079 gare . . . hit.
B 5079 gar . . . hit.

In den Texten heißt es:

Brennes þat isæh:	Brennes þat iseh:
& sorʒeden on his heorte.	and sorewede an heorte.
let cliden his *gare*:	lette glide his *gar*:
þat *hit* grund sohte.	þat *hit* grunde sohte.

Es wäre wohl möglich, die Anwendung der neutralen Form des Pronomens zurückzuführen auf eine Neigung, deutlicher zu unterscheiden zwischen der Waffe *(gar)* und ihrem Träger *(Brennes)*. Man konnte die neutrale Form *hit* (als Beziehung auf eine Sache) bevorzugen, während man die maskuline Form *he* (als Beziehung auf eine männliche Person) zu vermeiden suchte. Doch liegt es näher, Einfluß des neutralen *spere* anzunehmen; bei dem wiederholten Aufzählen der Waffen (5069—72. 5079—84) tritt *gar* an die Stelle von *spere*; *gar* und *spere* entsprechen sich auch sehr häufig in den beiden Texten; im B-Text scheint *spere* viel beliebter zu sein.

6. sweord: n. > f.

A 7639 þa sweord.

Die Stelle lautet:

æ đere hilte wes igrauen:
þat þa sweord wes i-cleoped:
inne Rome Crocia Mors.

Man könnte hier wohl hinweisen auf die Möglichkeit von Einfluß der afr. Vorlage: *espée*. Auch könnte der Name des Schwertes (*Crocia Mors*; in der afr. Vorlage *Croce à mort*) zur Erklärung des Wandels mit herangezogen werden. Vielleicht wurde aber der Wandel verursacht durch das Zusammentreffen der beiden *þat* (Konjunktion und neutrale Form des Artikels), durch eine Neigung, deutlicher zu unterscheiden zwischen Konjunktion und Artikel (mit Abschwächung des weniger wichtigen Artikels); im B-Text, wo gleichwie im

A-Text *sweord* allgemein als Neutrum auftritt, steht immer *þat þe,* wenn vor *sweord* die beiden *þat* zusammentreffen.

7. boc: f. > m.

B 35 boc . . . þan þridde, 53 þane hilke boc.

Zur Begründung dieses Geschlechtswechsels mag der Blick auf die eigentümliche Gleichartigkeit der Formen von *boc* (»Buch«) gelenkt werden, auf die Möglichkeit des Wirkens einer bei Formengleichheit und Verschiedenheit des geistigen Inhalts emporgekommenen Neigung, deutlicher zu unterscheiden. Ferner läßt sich hier der Wechsel des Geschlechts noch aus einem anderen Fall von Gleichheit in der Form und Verschiedenheit in der Bedeutung ableiten, aus der ursprünglichen formalen Gleichheit und begrifflichen Verschiedenheit von *boc* in der doppelten Bedeutung »Buche« und »Buch« (bei gleichem Geschlecht: Femininum). Die genannte Neigung dürfte dabei nach zwei Richtungen hin gewirkt haben. Während einerseits *boc* = »Buche« als *bece* abgesondert wurde (Erhaltung des Geschlechts und Änderung der Wortform), konnte andererseits *boc* = »Buch« als ein maskulines *boc* abgesondert werden (Erhaltung der Wortform und Änderung des Geschlechts).

8. tur: f. > m.

A (6085 an ufenmeste þan turre, 7792 to Oďres þeon ture, 7996 to þon tur of Oďres).

B 7763 anne tour . . . he . . . he . . . hine (6085 in þan toure, 6818 in þane tur).

Bei diesem Wort französischer Herkunft wird wohl Einfluß begriffsverwandter Maskulina, besonders Einfluß von *castel* anzunehmen sein; *castel* zeigt sich bei Laȝ. öfters in Verbindung mit *tur (tour)*, auch in formelhafter Aufzählung. Daneben sei noch die Möglichkeit des Einflusses von *stepel* besonders hervorgehoben, wenn sich auch nicht nachweisen läßt, daß dieses begriffsverwandte Maskulinum Laȝ. geläufig war.

9. temple: n. > f.

A 1176 in to þere temple, 2858 in þere temple, 4286 in are riche temple, 8075 in þere temple, 10711 in are temple.

Es ist hier auf die Möglichkeit des Einflusses begriffsverwandter Feminina hinzuweisen. Wörter wie *chireche* und

chapele, die man zur Begründung des Geschlechtswandels von *temple* heranziehen mag, sind für diesen Zweck wegen ihres stark ausgeprägten, rein christlichen Charakters kaum zu verwenden. Ganz anders erscheint die Wirkungsfähigkeit von *sto(u)we* (»Tempel«). Dieses begriffsverwandte Femininum konnte hier weit eher zur Geltung gelangen, vielleicht bei dem Bestreben, das fremde Wort (*temple*) durch ein bekanntes, einheimisches Wort (*sto(u)we*) zu ersetzen und zu erklären (außerdem wegen des Reimes: *sto(u)we–stod:* 1174—75. 2890—91); *sto(u)we* sieht man im A-Text verhältnismäßig oft in Verbindung mit *temple* auftreten; bei der Einfügung eines Gelöbnisses (abweichend von der afr. Vorlage) ersetzt *stowe* (1209) das mit der Wiederholung des Gelöbnisses erscheinende (und einem *temple* der Vorlage entsprechende) *temple* (1266); in einem anderen Fall (bei einem *temple* der Vorlage) wird *stouwe* (2890) neben *temple* (2892) eingeführt, gleichsam als Erklärung zu diesem Wort; *stouwe* und *temple* entsprechen sich auch bisweilen gegenseitig in den beiden Texten; im B-Text, wo der feminine Gebrauch von *temple* als ungeläufig (oder wenig geläufig) betrachtet werden muß, ist ebenso die Anwendung von *sto(u)we* (»Tempel«) nicht geläufig.

10. seilclađ: m. > n.

A 4549 þat seil–clæđ.
B 4549 þat seil–cloþ.

Sehr leicht könnte hier das häufig vorkommende Neutrum *seil* als Ersatzwort wirksam gewesen sein (*seil* ist auch Maskulinum). Als begriffsverwandte (mit *clađ* verwandte) Neutra seien *rift* und *ræʒel* noch besonders erwähnt; es läßt sich zwar nicht nachweisen, daß diese Wörter sehr gebräuchlich waren, doch konnten sie wohl zu dem Wandel beitragen. Ferner besteht noch die Möglichkeit, daß der Geschlechtswechsel von *clađ* veranlaßt wurde durch eine Neigung, deutlicher zu unterscheiden zwischen den stärker voneinander abweichenden Arten des geistigen Inhalts von *clađ*, wobei der unbestimmtere, vieles umfassende Begriff, *clađ* in der Bedeutung »Tuch, Stoff«, zum Unterschied als neutralgeschlechtig aufgefaßt werden mochte.

11. hand: f. > m.

B 1520 þan ouere hond.

An dieser Stelle heißt es im B-Text:

wa*þ*er ich mawe *þan ouere hond*:
habbe of *þan* kinge.

Die sehr vielseitige Verwendung von *hond* (mit verschiedener Bedeutung) in festgefügten, oft wiederkehrenden Redensarten, in denen *hond* bildliche (abstrakte) Bedeutung annahm, konnte bei *hond* (im B-Text) den Zustand geschlechtiger Unbestimmtheit hervorrufen. Dieser Zustand mochte es als erlaubte und zugleich zweckmäßige Sprachgestaltung erscheinen lassen, wenn in dem hier zu erklärenden Fall wegen des Wohlklangs die konsonantisch auslautend Artikelform gebraucht wurde, wohl mit Anlehnung an das parallel stehende *þan* in der folgenden Zeile (Schwächung und Angleichung der Formen des Artikels bei paralleler Stellung der Substantiva). Außerdem wäre es denkbar, daß hier bei der bildlichen (abstrakten) Bedeutung von *hond* (»Macht, Gewalt, Herrschaft«) ein begriffsverwandtes Wort wie *dom* sein maskulines Geschlecht auf *hond* übertrug; *dom* und *hond* (mit abstrakter Bedeutung) sind in Verbindung miteinander zu belegen (im B-Text); sie können sich auch in den beiden Texten gegenseitig vertreten.

12. breost: n. > f.

A 315 þurh ut þere broste.

Infolge starker Neigung zu pluraler Auffassung konnte der Sinn für ein bestimmtes Geschlecht (Neutrum) bei *breost* allmählich schwinden (schon im Altenglischen bisweilen Maskulinum) und ein freier Gebrauch der Geschlechter eintreten, der sich bei nachfolgender Neigung zu singularer Auffassung sehr leicht an dasjenige Geschlecht anschließen konnte, das durch die der Pluralform im Singular gleichende Form des geschlechtanzeigenden Wortes zum Ausdruck gebracht wurde. Die Freiheit bei dem Gebrauch der Geschlechter mochte weiter dazu benutzt werden, um durch wechselndes Geschlecht größere Unterschiede des schwankenden Begriffs von *breost* mehr hervorzuheben, vielleicht, um genauer zu unterscheiden zwischen einem Teil der Brust (Brusthälfte, Vorderbrust) und der Brust in ihrem ganzen Umfang (Brust-

kasten, altenglisch *breostbyden*), so daß es wohl möglich wäre, den Wechsel der Geschlechter bei *breost* (auch ohne Annahme vorhergehender Schwächung des Geschlechtsgefühls durch häufigen Plural) auf eine Neigung zu schärferer Trennung der Bedeutungen zurückzuführen.

13. burȝ: f. > m.

A 5999 anne burh, 9577 enne burȝe.

B 220 borȝ . . . hine, 2044 borh . . . hine, 2061 borh . . . he, 2657 twei borewes, 2662 anne borh . . . hine . . . hine, 2818 anne riche borh, 2908 borh . . . hine, 2912 borh . . . he, 5999 borh . . . hine . . . hine, 6036 þane borh, 7096 borh . . . hine . . . hine, 8048 þane borh, 9424 þane wonsome borh, 9582 þane borh, 9625 borh . . . him, 9762 þan borh, 11 647 borh . . . hine, 12 221 þane borh (5999 borh . . . his name, 9755 to þan borh, 9757 in to þan borwe).

Dieser Wandel ist wohl am besten zu erklären durch einen Hinweis auf die große Wirkungsfähigkeit begriffsverwandter Wörter, besonders der Maskulina *tun(toun)* und *castel*; die genannten Maskulina findet man bei Laȝ. häufig in Verbindung mit *burh(borh)*, auch in formelhafter Aufzählung und paralleler Stellung; *burh* und *toun* ebensowohl wie *burh* und *castel* entsprechen sich öfters in den beiden Texten; im B-Text scheinen die genannten Maskulina beliebter zu sein. Außerdem wird man zur Erklärung dieses Wandels hinweisen dürfen auf die mangelhafte Formenbildung bei dem alten *burh* (als Femininum), auf das Vorhandensein günstiger Bedingungen für das Emporkommen einer Neigung, deutlicher zu unterscheiden. Formale Gleichheit bei Verschiedenheit des geistigen Inhalts konnte Anlaß geben zur Verwendung der besser gegliederten Formenreihen, die bei maskuliner Gestaltung der geschlechtanzeigenden Wörter sich darboten (*burh* als Maskulinum behandelt), soweit hierbei die verschiedenen Bedeutungen durch formale Verschiedenheit eine entsprechende Vertretung fanden.

14. Brûtaine: f. > n.

A 4252 Bruttaine . . . hit.

B 4252 Brutaine . . . hit.

Bei dem abwechselnden Gebrauch des Ländernamens und seiner Ersatzwörter (*lond, riche* usw.) war eine Übertragung

des Geschlechts von diesen letzteren Wörtern auf den Ländernamen leicht möglich (zumal bei größerer Freiheit in der Beziehung des Personalpronomens). Am stärksten könnte das äußerst gern gebrauchte Neutrum *lond* (auch in Zusammensetzungen) eingewirkt haben, besonders als *Brutlond* (*Brutaineslond*), wegen der engen Begriffsverwandtschaft mit *Brutaine*; *lond* (auch in Zusammensetzungen) ist hier sehr häufig in Verbindung mit *Brutaine* zu belegen; *Brutaine* und *lond* sowie *Brutaine* und *Brutlond (Brutaineslond)* vertreten einander öfters gegenseitig in den beiden Texten; im B-Text scheint *lond* und *Brutlond (Brutaineslond)* beliebter zu sein.

15. France: f. > n.

A 5143 France . . . hit.
B 5143 France . . . hit.

Die Änderung des Geschlechts bei *France* läßt sich auf ähnliche Art erklären wie die Änderung bei *Brutaine*, durch einen Hinweis auf die Möglichkeit der Geschlechtsübertragung von Ersatzwörtern auf den Ländernamen, durch Einfluß von *lond* (auch in Zusammensetzungen), besonders als *Franclond*, *Francenelond (Francelond)*, wegen der engen Begriffsverwandtschaft mit *France*; *lond* (auch in Zusammensetzungen) kommt hier sehr oft in Verbindung mit *France* vor; sie können sich auch in den beiden Texten gegenseitig vertreten.

16. eard: m. > f.

A 5000 to þissere eærde.
B 10911 a þissere erþe.

Für die Erklärung dieses Geschlechtswechsels kommen wohl zunächst nur Einflüsse von gelegentlicher, vorübergehender Wirkung in Betracht. Bei dem ersten zu erklärenden Fall heißt es im Text:

Heo com to *þere* ferde:
þe icumen wes to *þissere eærde*.

Da liegt es nahe, auf den hier vorhandenen Parallelismus hinzuweisen, der für die Angleichung sehr günstige Verhältnisse darbot (Einfluß des vorhergehenden *þere*). Ferner wird man mit der Möglichkeit zu rechnen haben, daß der Schreiber ursprünglich ein anderes, feminines Wort (*þeode, leode, riche*) gebrauchen wollte und nachträglich zu dessen Ersetzung

durch *ærd* sich entschloß (wegen des Reimes); die Wendungen *to (in, a, of) þissere þeode, leode, riche* sind bei Laȝ. sehr beliebt. Von der gleichen Möglichkeit (Ersetzung eines femininen Wortes) wird auch bei dem zweiten zu erklärenden Fall zu sprechen sein, zumal dort einem *erþ* des B-Textes ein *Bruttene* im A-Text entspricht; die Wendung *in þissere Bruttene (Brutaine)* ist bei Laȝ. geläufig. Außerdem wäre noch zu betonen, daß die Feminina *þeode, leode* und *riche* (im A-Text hat *riche* fast vollständig femininen Charakter) schon ganz allgemein wegen der Begriffsverwandtschaft auf *ærd (erþ)* einwirken konnten; sie erscheinen hier oft in Verbindung mit *ærd (erþ)*; auch gegenseitige Vertretung in den beiden Texten läßt sich belegen. Die Wirkungsfähigkeit femininer Ländernamen wie *Bruttene (Brutaine)* mag in ähnlicher Weise zur allgemeinen Begründung des Wandels herangezogen werden.

17. riche: n. > f.

A 5412 ut of þissere riche, 9059 of þere riche.

Bei dem im A-Text fast ganz femininen *riche* sei die Möglichkeit des Einflusses der Feminina *leode* und *þeode* besonders hervorgehoben; sie zeigen sich hier oft in Verbindung mit *riche*; *leode* und *riche* sowie *þeode* und *riche* entsprechen einander bisweilen in den beiden Texten. Ferner sei auf die Wirkungsfähigkeit femininer Ländernamen hingewiesen; sie sind sehr häufig in Verbindung mit *riche* aufzufinden; auch gegenseitige Vertretung in den beiden Texten ist festzustellen. Schließlich wäre noch denkbar, daß der feminine Charakter des alten Neutrums *riche* herangebildet und eingeführt wurde durch gewisse Komposita mit *riche* (wie *weorlderiche*), deren erster Teil ein Femininum und zugleich ein Ersatzwort für das betreffende Kompositum war. Solche Komposita konnten sehr leicht femininen Charakter erhalten, indem das Geschlecht des ersten Teils der Komposita auf diese selbst (und somit auf den zweiten Teil: *riche*) übertragen wurde. Die im A-Text äußerst beliebte formelhafte Wendung *a þissere weorlde riche* bietet Anlaß zu dieser letztgenannten Art der Erklärung (Freiheit und Wechsel in der Beziehung einer geschlechtanzeigenden Form: *a þissere weorlde riche — a þissere weorlderiche).*

18. kineriche n. > f.

A 11217 to þissere kineriche, 11373 to þissere kineriche.

Die für den Geschlechtswechsel von *riche* angegebenen Gründe gelten auch bei dem im A-Text ziemlich ganz femininen Kompositum *kineriche:* Einfluß der Feminina *þeode* (Kompositum *kineþeode*) und *leode* sowie femininer Ländernamen; diese Wörter kommen oft in Verbindung mit *kineriche* vor. Ebenso konnte natürlich auch der neue Charakter des feminin gewordenen *riche* (einfaches *riche* und Komposita) sich auf *kineriche* übertragen; es ist sehr häufig zu beobachten, daß *riche* und *kineriche* einander in den beiden Texten gegenseitig vertreten.

19. kinedom: m. > n.

B 7038 kinedom ... hit ... hit.

Die Stelle lautet:

After him com Redion:
and *heold þisne kinedom.*
Suþþe *hadde hit* [his] broþer: ...
Suþþe Caper his sone Hely:
hit heold ȝeores four an twenti.

Vergleicht man diese Stelle noch mit entsprechenden anderen Stellen des B-Textes, wie

Ingenes *hadde half þis lond:* (6821)
a ȝer he *heol þis kinelond:* (6863)
þeos Annaurus *heold þis lond:* (6869)
heolde þeos þeode. (6968)
he *hit heold* seoue ȝer: (7019)
After Hely king *hadde þis lond:* (7069)
þe ȝet þat Lud king *hadde þis lond:* (7079),

so wird man erkennen, daß der häufige Gebrauch von Redewendungen, die einander ähnlich sind, durch Angleichung und Verallgemeinerung wirken konnte, wenn die neutrale Form *hit* (als einheitliche Beziehung) zur Herrschaft gelangte. Auch konnte etwas anderes wirken, eine Neigung, deutlicher zu unterscheiden zwischen dem Land und seinem König, wobei ebenfalls die neutrale Form *hit* (als Beziehung auf eine Sache) begünstigt wurde, während die maskuline Form *hine* (als Beziehung auf eine männliche Person) zurücktreten mußte. Doch mag der Wandel wohl einfacher

durch Hinweis auf die Möglichkeit von Einfluß des Neutrums *lond* erklärt werden; *lond* erscheint häufig in Verbindung mit *kinedom;* auch gegenseitige Vertretung in den beiden Texten ist öfters zu belegen; *lond* gelangt bei Laȝ. sehr häufig zur Anwendung und scheint gerade im B-Text recht beliebt zu sein. Von den zu *lond* gehörenden Kompositis läßt sich *kinelond* hervorheben, das ganz besonders geeignet war, den Wandel zu bewirken; *kinelond* und *kinedom* vertreten einander öfters gegenseitig in den beiden Texten. Daneben sei noch auf die Möglichkeit des Einflusses neutraler Ländernamen wie *Brutlond* hingewiesen.

20. leode: f. > n.

A 4278 leode ... hit (9656 þisses ledes).

Bei dem zu erklärenden Fall heißt es im A-Text:

Feowerti wintre he *walde þes leode:*
a blisse *hit stod on his hand.*

Betrachtet man die Stelle zusammen mit entsprechenden anderen Stellen des A-Textes, dann wird man wiederum (wie bei *kinedom*) erkennen, daß der häufige Gebrauch von Redewendungen, die einander ähnlich sind, für das Auftreten der neutralen Form *hit* (als einheitliche Beziehung) günstig war. Dabei läßt sich noch hinweisen auf den geringen Wert der Flickphrase, die (durch ihre besonderen, ebenfalls dem Ausgleich förderlichen Verhältnisse) zum Emporkommen der neutralen Form *hit* beizutragen vermochte. Ferner konnte der Wandel begünstigt werden durch eine Neigung, deutlicher zu unterscheiden. Verschiedenheit in der Bedeutung bei Formengleichheit konnte Anlaß geben, daß man durch Verwendung neutraler (oder maskuliner) Formen der geschlechtanzeigenden Wörter zu unterscheiden suchte zwischen dem Singular von *leode* = »Land, Volk« und seinem Plural sowie zwischen *leode* = »Land, Volk« und *leode* = »Leute«. Hier soll auch der kollektive Charakter von *leode* (»Volk«) nicht unerwähnt bleiben; denn wegen seines kollektiven Charakters konnte *leode* leicht als Neutrum behandelt werden. Zu alledem kommt aber die Möglichkeit des Einflusses begriffsverwandter Wörter, von denen die Neutra *lond* und *folc* besonders zu nennen sind. Am stärksten mochte wohl die Wirkungsfähigkeit von *lond* sein; *lond* findet man äußerst häufig in Verbindung

mit *leode* (bei dem zu erklärenden Fall steht ein *lond* kurz vorher), auch in formelhafter Aufzählung und paralleler Stellung, überdies verbunden durch den Stabreim; *leode* und *lond* entsprechen einander sehr oft in den beiden Texten (bei dem zu erklärenden Fall steht ein *lond* im B-Text); im B-Text scheint *lond* viel beliebter zu sein. Die Wirkungsfähigkeit von *folc* ist hier wohl nicht so hoch einzuschätzen; *folc* tritt aber oft in Verbindung mit *leode* auf; sehr häufig entsprechen sich *leode* und *folc* in den beiden Texten; auch *folc* scheint (wie *lond*) im B-Text viel beliebter zu sein. Außer den genannten seien als wirkungsfähige Wörter nur noch die neutralen Ländernamen durch eine besondere Erwähnung hervorgehoben.

21. folc: n. > f.

B 10551 mid mochelere folke.

Die Stelle lautet:

and *folk* him to wende:
on euereche ende.
Carais com to see:
mid mochelere *folke*.
he hadde to *ivere*:
fif hundred rideres.

Es ist möglich, daß der Schreiber des B-Textes zunächst *mid mochelere ferde* (eine geläufige Wendung; A-Text: *mid selcuđe uolke*) schreiben wollte, vielleicht, um das vorhergehende *folk* nicht zu wiederholen, daß er dann aber *folke* statt *ferde* schrieb, vielleicht wegen der zwischen *ferde* und dem nahen *ivere* bestehenden Ähnlichkeit. Doch konnte das Femininum *ferde* ebenso allein und unmittelbar infolge der Begriffsverwandtschaft wirken; *ferde* erscheint äußerst häufig in Verbindung mit *folk*, auch in paralleler Stellung, dazu noch durch den Stabreim verbunden; *ferde* und *folk* entsprechen einander oft in den beiden Texten. Ferner sei hingewiesen auf die Möglichkeit des Einflusses von femininem *genge*, obgleich *genge* hier verhältnismäßig selten vorkommt (die Wendung *mid mochelere genge* ist aber geläufig); *genge* erscheint öfters in Verbindung mit *folk*; sie können sich auch in den beiden Texten gegenseitig vertreten. Andere begriffsverwandte Feminina außer *ferde* und *genge* kommen als wirkungsfähige Wörter bei diesem vereinzelten Fall kaum in Betracht.

22. ferde: f. > m.

A 12 400 ænne ælpi verde.

B 5105 bi-vore þe twei ferden, 10 668 twei ferdes.

In 10668 könnte der Parallelismus zu einer Angleichung geführt haben:

Hii somnede *twei ferdes*:
of Romanisse erþe.
and sende *twie eorles*:
Allec and Liuius Gallus.

Ganz allgemein ist aber wohl Einfluß begriffsverwandter Maskulina und Neutra (soweit die neutralen Formen maskulinen gleichen) als Grund anzugeben. Dabei sind hauptsächlich zu nennen die Maskulina *here*, *floc (flok)*, *hep (heap)* und *hired* (im A-Text sehr beliebt, im B-Text ganz ungebräuchlich; scheinbar Neutrum im A-Text), die Neutra *folc (folk)* und *(mon)weored* (im B-Text ganz ungebräuchlich; zum Teil Femininum im A-Text); sie zeigen sich oft in Verbindung mit *ferde*, besonders *folc (folk)*, dessen häufige und enge Verbindung (parallele Stellung, Stabreim) mit *ferde* schon erwähnt wurde (bei *folk*), und dessen Wirkungsfähigkeit hier nicht unbetont bleiben darf (zumal es bei Laȝ. sehr oft vorkommt und im B-Text scheinbar viel beliebter ist); auch gegenseitige Vertretung in den beiden Texten kann festgestellt werden, am häufigsten die Vertretung *hired* und *ferde*, *ferde* und *folk*, *monweored* und *manferde*.

23. care: f. > m.

A 10 479 care nænne.

B 10 479 care nanne, 12 432 nanne care.

Von den Wörtern, die hier zu dem Wandel beitragen konnten, seien besonders hervorgehoben die Maskulina *hærm (harm)*, *wa (wo; wowe)*, *teona (teone)* und *balu* (bei Laȝ. hat *balu* maskulinen Charakter; im A-Text ist *balu* beliebt, im B-Text wenig gebräuchlich), das Neutrum *sar (sor)*; sie kommen in Verbindung mit *care* vor, auch in formelhafter Aufzählung *(teone)* und paralleler Stellung *(wowe)*; *balu* und *care* sowie *teone* und *care* entsprechen einander bisweilen in den beiden Texten; bei der Formel *sorȝe and care* entspricht *care* dem *sar* der Formel *sorȝe and sar*. Ferner besteht wohl die Möglichkeit, daß der Wandel veranlaßt wurde durch eine

(wenn auch nur vorübergehende) Neigung, deutlicher zu unterscheiden zwischen stärker voneinander abweichenden Arten des geistigen Inhalts von *care*, zwischen *care* = »Sorge, Not« und *care* = »Angst, Furcht«, indem *care* = »Angst, Furcht« als ein maskulines *care* abgesondert wurde. Dabei mag noch hingedeutet werden auf die Möglichkeit des Einflusses von Wörtern wie *dred* und *fer* (bei Laȝ. ungebräuchlich); *dred* und *care* können sich in den beiden Texten gegenseitig vertreten.

24. modkare: f. > m.

A 3115 þene mod–kare.
B 3115 þane mod–care.

Bei dem zu erklärenden Fall kommt die Möglichkeit von Einfluß des vorhergehenden *þene (þane)* mit in Betracht:

& dude *þene* beste red:	and dude *þane* beste read:
in hire bure heo abed.	and in hire bure abod.
& þolede *þene mod–kare*:	and þolede *þane mod–care*:
& mornede swþe.	and mornede swiþe.

Es besteht hier Parallelismus. Das zeigt auch der Vergleich dieser Stelle mit einer anderen, ähnlichen Stelle (3107—8), die als Grundlage gedient haben wird:

Heo uende into hire boure:	Ʒeo eode in to bure:
þar heo ofte sætte sare.	and ofte siþte sore.

In der Hauptsache ist aber zu verweisen auf die schon für den Geschlechtswechsel von *care* angegebenen Gründe, die zugleich für den Geschlechtswechsel dieses Kompositums Gültigkeit besitzen. Nur mag bei dem zu erklärenden Fall die Möglichkeit des Einflusses von *wa (wo)* durch besonderen Hinweis stärker betont werden, weil das vorhergehende *wa (wo)*, zumal in Verbindung mit *mod* (3105), leicht nachwirken konnte:

(w)a hire wes on *mode*:	*wo* hire was on *mode*:

25. balu: n. > m.

A 4318 þane balew.

Als wirkungsfähige begriffsverwandte Wörter mögen bei *balu* die Maskulina *hærm* und *wa* besonders genannt werden; sie dienen sehr oft als Ersatz für *balu* bei gegenseitiger Vertretung in den beiden Texten; im B-Text scheinen sie viel beliebter zu sein. Ferner mag noch (in Anlehnung an *wa*)

das Maskulinum *wawe* erwähnt werden; es dient ebenfalls oft als Ersatz für *balu* bei gegenseitiger Vertretung in den beiden Texten und kann auch als beliebt gelten, im B-Text; doch ist *wawe* im A-Text scheinbar nicht geläufig.

26. schame: f. > m.

A 5032 þane scome, 9212 whulcne scome, 10972 muchelne scome, 11110 þan vnimete scome.

B 5032 þane same, 7291 sochne same.

In 11110 wird man den Wandel erklären dürfen aus einer Neigung, den Hiatus zu vermeiden. Ganz allgemein läßt sich aber hinweisen auf die Möglichkeit des Einflusses begriffsverwandter Maskulina (und Neutra), wobei an erster Stelle wohl das begrifflich sehr naheliegende *bismar* zu nennen wäre; es kommt hier bisweilen in Verbindung mit *scome (same)* vor, auch bei Aufzählung. Daneben soll die Wirkungsfähigkeit aller schon bei *care* genannten Wörter nicht unerwähnt bleiben; sie sind ebenfalls in Verbindung mit *scome (same)* zu belegen. Außerdem ist es wohl möglich, daß der Geschlechtswechsel eintrat infolge des Emporkommens einer (wenn auch nur vorübergehend wirksamen) Neigung, deutlicher zu unterscheiden zwischen stärker voneinander abweichenden Begriffsarten bei *scome*, zwischen *scome* = »Scham, Scheu« und *scome* = »Schande, Schmach«, indem *scome* = »Schande, Schmach« als ein maskulines *scome* abgesondert wurde.

27. manscipe: m. > f.

A 5021 o đire monschipe.

Der Wechsel im Geschlecht läßt sich bei dem zu erklärenden Fall auf den wiederholten Gebrauch der gleichen Wendung, auf den Parallelismus zurückführen. Die ernst ermahnende, das Wichtige mit Nachdruck betonende Rede, die Hervorhebung der aufgezählten, durch hohe Gefühlswerte miteinander verbundenen, einander ähnlichen Substantiva konnte den Anlaß geben zu gleichartiger Gestaltung der Beziehungswörter:

Biđenc o *đire monschipe!*
bi–đ[e]nc o *đire* moder.
bi–đenc a *mire* lare!

Für die allgemeine Erklärung des Wandels kommt aber wohl Einfluß begriffsverwandter Feminina hauptsächlich in Frage.

Besonders erwähnt sei die Wirkungsfähigkeit von *mensce*, *are* und *milce*; *mensce* und *monscipe (mansipe)* können sich in den beiden Texten gegenseitig vertreten; *are* und *milce* sind hier öfters in Verbindung mit *monscipe* aufzufinden. Dazu ist noch denkbar, daß der Wandel veranlaßt wurde durch eine (vorübergehende) Neigung, größere begriffliche Unterschiede bei *monscipe* zum Ausdruck zu bringen, durch eine Neigung, deutlicher zu unterscheiden zwischen *monscipe* = »Ehre, Würde« und *monscipe* = »Gnade, Güte«, was leicht mit Absonderung eines femininen *monscipe* = »Gnade, Güte« zu erreichen war.

28. wurðschipe: m. > f.

A 4939 mid muchelere wurhschipe, 11000 Mid muchelere wurscipe, 11823 mid muchelere wurðscipe.

Bei dieser Geschlechtsänderung wird man das Femininum *luue* als das wirkungsfähigste begriffsverwandte Wort bezeichnen dürfen; *luue* kommt hier bisweilen in Verbindung mit *wurdscipe* vor (Aufzählung und parallele Stellung); *wurðscipe* und *loue* entsprechen einander öfters in den beiden Texten. Auch wird man hinweisen dürfen auf die Möglichkeit des Wirkens einer (vorübergehenden) Neigung, stärkere Unterschiede trennbarer Begriffsarten bei *wurðscipe* mehr hervorzuheben, deutlicher zu unterscheiden zwischen *wurðscipe* = »Ehre, Ruhm« und *wurðscipe* = »Verehrung, Liebe«, mit Absonderung eines femininen *wurðscipe* = »Verehrung, Liebe«; für *wurðscipe* (»Ehre, Ruhm« oder »Verehrung, Liebe«) des A-Textes findet man verhältnismäßig oft *mansipe* (»Ehre, Ruhm«) oder *loue* (»Verehrung, Liebe») als entsprechende Wörter im B-Text.

29. freondscipe: m. > f.

A 7734 mid mire freondscipen.

Zur Erklärung des Wandels bei *freondscipe* seien als wirkungsfähige begriffsverwandte Wörter die Feminina *luue*, *sibbe*, *sæhte* und *sæhtnesse* besonders genannt; sie sind bisweilen in Verbindung mit *freondscipe* zu belegen; *luue* und *freondscipe* können sich in den beiden Texten gegenseitig vertreten.

30. mæin: n. > f.

B 1465 mid mochelere maine.

Es wäre wohl denkbar, daß der Schreiber des B-Textes hier zunächst *mid mochelere strengþe* (eine geläufige Wendung; A-Text: *mid muchele strengđe*) schreiben wollte, dann aber *strengþe* durch *main* ersetzte, vielleicht, um das vorhergehende *strengþe* (1457) nicht zu wiederholen, wie er in einem späteren Fall (1541) möglicherweise *main* durch *miht* ersetzte (dies wohl kaum in der Absicht, ein früher gebrauchtes Wort, *main* in 1465, nicht wieder zu verwenden, sondern vielleicht, weil die Wendung *þine mochele mihte* geläufiger war; A-Text: *þina stepa main*). Die Stellen (1456—57. 1464—65. 1540—41) lauten:

On he sette ane fla:	On he sette a flo:
& he feondliche droh. . . .	[mi]d *strengþe* he hit let vt g[o]. . . .
& þene bowe igreap:	& þane boȝe igrop:
mid muchele *strengđe*. . . .	mid mochelere *maine*. . . .
cuđ nu þine strengđa:	cuþ nou þine strengþe:
& þina stepa *main*.	and þine mochele *mihte*.

Doch ist das Femininum *strengþe* schon im allgemeinen, wegen der engen Begriffsverwandtschaft, als wirkungsfähig zu bezeichnen, und neben der Wirkungsfähigkeit von *strengþe* muß auch die des begriffsverwandten Femininums *miht* hervorgehoben werden; die genannten Wörter zeigen sich bei Laȝ. bisweilen in Verbindung mit *main* (Aufzählung und parallele Stellung; *miht* und *main* außerdem durch den Stabreim verbunden); dazu die gegenseitige Vertretung in den beiden Texten (1465. 1541).

31. treouđe: f. > m.

B 4340 þan treuþe.

Der Text lautet hier:

oþer þou þenchest beo sone dead:
and þine men bi-lefue.
Bi-lef *þan treuþe* bi-lef *þane oþ*:
for al þis folk his swiþe wroþ.

Da liegt es nahe, in dem eigentümlichen Wiederholen der gebrauchten Wendung, in dem somit geschaffenen Parallelismus den Grund für die Änderung zu suchen. Die wohlbedachte, zur Überlistung dienende, an dieser Stelle gerade den

Hauptzweck, das Wichtigste zur Geltung bringende Rede, die starke Betonung der aufgezählten, in der Bedeutung einander ähnlichen Substantiva war einer Angleichung der verschiedenen Artikelformen sehr günstig. Ferner vermochte das Maskulinum *oþ* schon allein wegen der Begriffsverwandtschaft hier Geschlechtswechsel hervorzurufen; *oþ* erscheint noch an einer anderen Stelle in Verbindung mit *treuþe* (Aufzählung). Weiter besteht hier die Möglichkeit des Wirkens einer Neigung, deutlicher zu unterscheiden. Formengleichheit konnte Anlaß geben zu einer schärferen Trennung zwischen dem Singular und Plural von *treuþe*. Dabei wäre es auch möglich, daß die genannte Neigung wirkte, um deutlicher zu unterscheiden zwischen *treuþe* = »Treue« und *treuþe* = »Treuversprechen«, indem *treuþe* = »Treuversprechen« als ein maskulines *treuþe* abgesondert wurde.

32. grið: n. > m.

A 4035 þene grið.

Es heißt an dieser Stelle:

þa aræste here *vnfriðe*:
ouer al me brac *þene grið*.

Hier wäre denkbar, daß zunächst ein anderes Wort, etwa das Maskulinum *að (friðað, griðað)*, im Bewußtsein vorhanden war, und daß dieses Wort sodann (wegen des Reimes) durch *grið* ersetzt wurde. Sonst käme Einfluß begriffsverwandter Maskulina in diesem vereinzelten Fall von Geschlechtswechsel bei *grið* wohl kaum in Frage. Doch vermochte das begriffsverwandte *frið* (das gleichwie *grið* als Neutrum zu betrachten ist) an dieser Stelle vielleicht, wenn auch nur mittelbar, zur Änderung beizutragen. Vielleicht konnte die nahe Begriffsverwandtschaft zwischen *grið* und *frið*, die enge (im A-Text äußerst beliebte) Verbinduug von *grið* mit *frið* dazu verleiten, daß man den zwischen *unfrið* (»Unfriede«) und *grið* (»Friede«) bestehenden scharfen Gegensatz hier verschleierte durch Einführung eines fremden Geschlechts bei *grið*, durch Absonderung eines maskulinen *grið* mit eigenartiger Bedeutung (*grið* = »Friedensvertrag«, als Gegenstück zu *vnfriðe* = »Feindseligkeiten«), die von der gewöhnlichen Bedeutung (*grið* = »Friede«) wesentlich verschieden war. So mag man die Wiederholung des gleichen Gedankens (»es ent-

stand Unfriede« = »man brach den Frieden«) umgangen haben.

33. naht: f. > m.

A 9406 enne niht.

Die Stelle lautet:

Claudius þe keisere:
mid alle his Romanisce here.
ouer sæ wende:
al mid isunde.
Nes he þer buten *enne niht*:
þe wind wende ford riht.

Es läßt sich wohl vermuten, daß der Schreiber (für ein vorliegendes *ane niht*) zunächst *enne dæi* schreiben wollte und hernach erst (zur Erhaltung des Reimes) *niht* gebrauchte. Er mag (durch das vorhandene *he* und das Hindeuten von *þer* wohl schon zu falscher Anschauung gelangt) die Fahrt über das Meer vielleicht als unwahrscheinliche Nachtfahrt aufgefaßt haben und mochte durch Einführung von *dæi* versuchen, den aus der Vorlage entnommenen Irrtum zu beseitigen (im B-Text fehlt *he*). Auch konnte hier *niht* = »Tag« als ein maskulines *niht* abgesondert werden.

Strittige Fälle.

α) Singular–Plural (geschlechtige–ungeschlechtige Formen).

A 448 For þan *weorldes scome*, 609 for þære muchele *bizæte*, 4154 þa *time*, 4623 þas *strond*, 6497 þa *breste*, 6713 wid inne þon *castel-buri*, 7008 ʒeond þas *woruld riche*, 7584 to þan *mid-nihte*, 8379 for þere muchele *wurde-scipe*, 9846 of þan *fore*, 11 104 for þan *scamen*.

B 396 after þan heþene *lawe*, 448 For þane *worles same*, 609 for þare mochele *bi-ʒeate*, 1325 be-niþe þare *gurdel*, 1637 for þare grete *bi-ʒete*, 1676 in þan ilke *fore*, 4022 of þan *sorewe*, 5973 for þare *richedom*, 8073 hafter þane *lawe*, 8177 vt of þan *seþe*, 9408 framward þare *stronde*, 9480 þeos ilke *kinedom*, 11 104 for þan *same*, 11 110 of þan onimete *same*, 11 173 mid þan *rode*.

β) þat–þat (geschlechtige–ungeschlechtige Form).

A 1769 ʒeond þat *ferde*, 4790 þ *forward*, 4983 þat *ferde*, 6152 þat *hired*, 6306 ʒeon þat *leode*, 7082 þat *tur*, 7206

þat *worlde*, 7415 þat *hauen*, 7739 þ *hired*, 8969 al þ *winter*, 9887 al þat *winter*, 10 203 þat *clærcscipe*, 11 102 al þat *leoden*.
B 9887 al þat *winter*.

γ) **hit–hit (geschlechtige–ungeschlechtige Form).**

A 1263 *biheste* ... hit, 3659 *sibba* ... hit, 5950 *æhte* ... hit, 6738 *wille* ... hit, 10 165 *cristindom* ... hit, 12 657 *ærchebiscop stol* ... hit.
B 1392 *forewarde* ... hit, 3659 *sibbe* ... hit, 10 165 *cristendom* ... hit.

Anhang.

Bemerkungen zu Hoffmann, Das grammatische Genus in Laȝamons *Brut*.

Wegen Mangels an Raum konnte auf andere Arbeiten hier nicht näher eingegangen werden. Zum Schluß nur noch einige Bemerkungen zu der Arbeit von Hoffmann. Dabei werden zugleich die Unterschiede in der Methode und sonstige Unterschiede in der Behandlung schwieriger Fragen hervortreten. Für diese Bemerkungen sind bloß Belege aus dem hier untersuchten Textstück herangezogen worden. Wir legen unsere eigene Aufstellung zugrunde und beziehen uns auf Hoffmann mit Angabe von Seite und Zeile.

I. 1. *wifman* m. (*enne feire wimman* 9599). — Nach H. 62[32] ist *w.* bei Laȝ. nur f.

3. *child* n. — Nach H. 63[8] wäre bei *þe child* 295 Genuswechsel anzunehmen. Bei Laȝ. ist aber *þe* für m. nicht beweisend. Die Verwendung von *þe* beruht hier wohl auf Abschwächung des Artikels bei starker Betonung des Substantivums.

36. *brünie* f. — Die Erklärung von H. 52[36] zu *þine brune* 8255 ist nicht recht verständlich. Hier kommt wohl allein *brune* = »Brand« in Frage. Bei Laȝ. kann *þine* auch nicht mehr als Beweis für f. gelten. Außerdem ist hier Plur. möglich.

49. *tur* f. — Da dieses Wort afr. (-lat.) Herkunft, so bezeichnen f. Formen die Erhaltung, nicht einen Wechsel des Geschlechts, wie H. 63[20] (Körner 28[2]) annimmt. — H. meint 54[10], daß *tur* von Laȝ. nur als f. gebraucht wurde. Dagegen spricht: *þan* 6085, *þeon* 7792, *þon* 7996, *ænne* 2921. — H. (55[20]) betrachtet *are* bei *tur* 6815 als Schreibfehler, weil Dat. auf die Frage »wohin?«. Dieser Dat. ist aber hier etwas ganz Gewöhnliches. Von H. wird 55[17] noch ein zweiter derartiger Fall angeführt, *þire* als Schreibfehler bei *hond*. Nun gibt es im Laȝ. gerade bei *hond* etwa 60 solcher Fälle. Der Dat. auf die Frage »wohin?« ist hier also nicht Ausnahme, sondern Regel, nicht Schreibfehler, sondern echtes Frühme. Der von H. 27[17] erwähnte Beleg für Dat. auf die Frage »wohin?« ist unzutreffend, da ebenso Dat. auf die Frage »wo?« vorliegen kann.

51. *temple* n. (*hit* 1137). — Es ist kein genügender Grund vorhanden,

hier mit H. 60[19] (64[6]) die Erhaltung des Geschlechts zu bezweifeln. Vgl. noch *an* (Akk.) 2852, *þan* (Dat.) B 1176. 8075.

100. *genge* f. — H. betrachtet 60[32] *genge* als n. im Ae., mit Änderung des Geschlechts bei Laȝ. Das Wort ist aber im Ae. äußerst selten und sehr spät belegbar, und sein ae. Geschlecht ist schwer zu bestimmen. Deshalb muß *genge* als f. im Ae. betrachtet werden, mit Erhaltung des Geschlechts bei Laȝ.

II. 8. *tur* f. > m. — Vgl. Bemerkung zu I 49. — Hiernach wäre auch H.s Vermutung 54[11] unzutreffend, daß *þon* bei *tur* 7996 als Schreibfehler anzusehen sei.

10. *seilclađ* m. > n. — Es scheint ganz ausgeschlossen, daß hier *þat* mit *seil* verbunden wurde, wie H. 37[25] annimmt.

13. *burȝ* f. > m. — Abweichend von H. 59 sind hier einige Fälle wegen ihrer Unsicherheit nicht erwähnt worden: *he* 2028 kann sich auf *Brutus* beziehen, *hine* 9759 auf *Æxechæstre; to þan burȝen* 6165 wird wohl Plur. sein.

16. *eard* m. > f. — Nach H. 52[31] wäre bei *to þissere eærde* 5000 kein Genuswechsel anzunehmen. H.s Begründung dazu ist schwer zu verstehen. Das Gleiche gilt bezüglich des anderen 52[31] genannten Falles *þa arde* 12370, der hier deshalb nicht erwähnt wird, weil Plur. vorliegen kann.

17/18. *riche, kineriche* n. > f. — Daß *riche* bei Laȝ. bereits vollständig f. geworden ist, wie H. 60[6] behauptet, läßt sich bezweifeln.

20. *leode* f. > n. (*þisses ledes* 9656). — Bei diesem Fall scheint H. keinen Wechsel anzunehmen. Vgl. H. 27[6].

22. *ferde* f. > m. — Dieser Wechsel von H. nicht erwähnt (vgl. H. 24[36]), aber 62[7] einige Belege für n. (vgl. II β), die er in Anbetracht der Unmenge von Belegen für f. wohl stark überschätzt. Vielleicht meint er 68[12] bei Aufzählung der n. gewordenen Substantiva nicht *ferde*, sondern *hired*.

32. *griđ* n. > m. — Bei diesem einzigen Beleg für m. (sonst n.) vermutet H. 61[8] mit Bestimmtheit eine Wirkung von *friđ* (ae. n., m.?). Nach den vorgefundenen Belegen ist aber *friđ* bei Laȝ. als n. zu betrachten.

33. *naht* f. > m. — Nach H. 54[28] ist dieses Wort bei Laȝ. stets f. (vgl. H. 25[1]).

Von H. wird nicht erwähnt: II 3. 4. 6. 14. 15. 20.

II α) Wegen der im Frühme. herrschenden Neigung zu pluraler Auffassung sind alle Fälle, wo diese Neigung irgendwie hervortreten konnte, als zweifelhafte Fälle auszuscheiden. — H. nimmt bei solchen Fällen gewöhnlich den Sing. an. Nur selten vermutet er (fälschliche 25[25]) Auffassung des Sing. als Plur. (52[18]), während er umgekehrt auch wieder (fälschliche) Auffassung des Plur. als Sing. annimmt (21[33]. 61[21]). Besonders schwierig erscheint H. (21[37]. 52[10]) die Deutung von *þa londa* 3743, wo vielleicht Plur. vorliegt. Plur. wäre auch möglich bei *al þa riche* 5396 (59[38]), *þa breste* 6497 (61[23]), *þa muchele wurđ-scipe* 8096, *þa wurhscipe* 9828 (60[26]). Die Form *þas* ist gleich dem Nom. Plur., wie H. 8[3] selbst bemerkt; doch zieht er es vor, diese Form bei *lond* 2899, *strond* 4623, *word* 8489 als Sing. zu betrachten und auf die große Willkür der Schreiber in der Behandlung der Vokale zurückzuführen. Bei den Fällen: *wiđ inne þon castel-buri* 6713 (H. verbindet hier 37[23] *þon* mit *castel*?), *ȝeond þas woruld riche* 7008 (37[37]), *for þan weorldes scome* 448 (38[1]), *for þan scamen* 11104 (62[24]), die H. ebenfalls ganz unbedenklich als Sing. betrachtet,

kann möglicherweise auch plurale Auffassung vorliegen. Auch *to þan midnihte* 7584 kann als Plur. gelten. Hier vermutet H. in der Form *þan* bald ein Hiatus-*þan* (36[12]), bald einen Schreibfehler für *þare* (54[13]). Die von H. 60[9] bei *riht* angeführten f. Belege können sämtlich Plur. sein. Formen wie *nane*, *mine* usw. sind außerdem recht schwache Beweismittel für f. Geschlecht. — Die Fälle: *þa time* 4154, *of þan fore* 9846 finden bei H. als Belege für Geschlechtswandel keine Erwähnung.

β) Da die n. Form *þat* des Artikels bei Laȝ. die Bedeutung des hinweisenden Pronomens annehmen konnte, so haben die Fälle, wo diese Bedeutung möglich war, keine volle Beweiskraft für das n. und müssen deshalb als unsichere Fälle betrachtet werden. — H. sieht in der Form *þat* nur die n. Form des Artikels. Wenn sie einen Wechsel des Geschlechts bezeichnet, so wird sie von ihm oft als Schreibfehler erklärt. Bei *þat ȝunge vifmon* 3468 (37[25]) wird sie (fälschlich) mit *vif* in Verbindung gebracht. Schreibfehler für *þa* vermutet H. bei *þat tur* 7082 (54[9]), *þat hauen* 7415 (54[19]), *þat clærcscipe* 10203 (55[5]), Schreibfehler für *þe* oder *þa* bei *al ꝥ winter* 8969 (55[1]). In seiner Begründung zu dem letztgenannten Fall hat H. wohl nicht beachtet, daß *al þat winter* noch ein zweites Mal zu belegen ist (9887), außerdem im B-Text. Bei *of þat eard* 1427 und 1451 will H. 54[15] Schreibfehler für *þan* annehmen. Gegen diese Annahme spricht schon der Umstand, daß *of þat eard* zweimal in der gleichen (formelhaften) Wendung vorkommt: *þes (þa) kinges sonde (stiward) of þat eard.* Ferner muß man bedenken, daß bei Laȝ. oft auch die n. Form *þis* als Dat. in Verbindung mit *ærd* erscheint (etwa 10 mal). Bei anderen Wörtern, wie *hired* (62[4]) und *ferde* (62[6]), betrachtet H. *þat* als vollgültigen Beweis für n. Geschlecht. — Die Fälle: *ꝥ forward* 4790, *ȝeon þat leode* 6306, *þat worlde* 7206, *al þat leoden* 11102 werden hingegen von H. überhaupt nicht als Belege für Geschlechtswandel angeführt.

γ) In den Fällen, wo die n. Form *hit* des persönlichen Pronomens bei Laȝ. möglicherweise allgemeine und unbestimmte Bedeutung enthält, kann sie als Beweismittel für n. Geschlecht keine Verwendung finden. — H. betrachtet *hit* in solchen Fällen als vollwertiges Beweismittel für n., wie z. B. bei *æhte* 5950 (62[12]); aber er bemüht sich umsonst, für den Wechsel des Geschlechts eine befriedigende Erklärung zu finden. Bei *æhte* wird (ganz ohne Grund) Einfluß von *lond* angenommen, bei *biheste* 1263 (63[27]) Einfluß von ae. n. *behat*, bei *onlicnesse* 1141 (63[33]) Beziehung von *hit* auf *liche*, und bei *sibbe* 3659 (64[4]) findet sich überhaupt keine Erklärung. Wenn man beachtet, daß *hit* in diesen Fällen allgemeine und unbestimmte Bedeutung haben kann und somit gar keinen sicheren Beweis bietet für n., d. h. für Änderung des Geschlechts, dann ist jede weitere Erklärung überflüssig. — Anderseits ist es wieder nicht recht zu verstehen, weshalb H. einige Fälle hier überhaupt nicht erwähnt: *wille* 6738, *cristindom* 10165, *ærchebiscop stol* 12657.

Der beschränkte Raum verbietet ein weiteres Eingehen auf die genannte Arbeit von H. — Es mag nur noch kurz angedeutet werden, daß die von H. für Wechsel des Geschlechts bei *chin* (59[21]), *bringe* (60[37]), *æðel* (62[14]) erwähnten Belege schon deshalb kaum in Frage kommen, weil das zugrunde liegende ae. Geschlecht nicht sicher zu bestimmen ist oder nicht richtig angegeben wurde. Das Gleiche gilt für *wolcne* (60[13]), worauf schon Prof. Jordan in seiner Besprechung der Arbeit hinwies (Engl. Stud. 42. 264[12]).

Alphabetisches Verzeichnis der Substantiva.

Ilmenau. Ernst Meißgeier.

DER URSPRUNG DER *TO BE TO*-KONSTRUKTION.

Die im Neuenglischen so gebräuchliche *to be to*-Konstruktion + Infinitiv in aktiver Bedeutung findet sich in altenglischer und auch noch in früh-mittelenglischer Zeit verhältnismäßig selten. Sie wird erst im Spätmittelenglischen und Frühneuenglischen häufiger verwendet. Ihr Anfang liegt aber bereits in der älteren Sprache. In den meisten historischen Grammatiken kann man nun über die Herkunft dieser Verbindung wenig finden. Tanger ist meines Wissens zuerst auf die *to be to*-Konstruktion näher eingegangen (Archiv 105 S. 310ff.) Doch legt er das Hauptgewicht nicht auf das genetische Moment, sondern auf einen Vergleich von *to be to* mit *shall*. Im folgenden soll versucht werden, die Herkunft unserer Konstruktion etwas näher zu untersuchen.

Schon im Altenglischen läßt sich der sogenannte präpositionale oder flektierte Infinitiv nach dem Hilfsverbum *beon* sehr häufig belegen. Im Gegensatz zum Neuenglischen ist aber in dieser Verbindung fast nur die passive Bedeutung anzutreffen, obgleich der flektierte Infinitiv für sich genommen aktive Bedeutung haben konnte: ruiturus = *to hreosonne;* facturus = *to wyrcenne;* ad ligandum = *to bindanne;* und zwar erscheint unsere Konstruktion, sofern eine lateinische Vorlage zugrunde lag, fast ausnahmslos als Übersetzung des lateinischen Gerundivums: audiendus est = *he is to gehyrenne;* quanti psalmi dicendi sunt = *hu fela psalma to singenne synt.*

Passive Bedeutung liegt auch im Deutschen bei der Verbindung des Hilfsverbums *sein* + inf. vor. Der Satz: *Er ist zu lieben* läßt sich Wort für Wort ins Angelsächsische übertragen, ohne daß der Sinn ein anderer würde: *he is to lufigenne.* Im Neuenglischen würde die Interlinearversion: *he is to love* unserm *er soll lieben* entsprechen. Um den obigen Satz im Englischen sinngerecht wiedergeben zu können, bedarf es der Einführung eines neugebildeten passiven Infinitivs: *to be loved.*

Neuenglisch müßte es also heißen: *he is to be loved*. Der einfache Infinitiv hat also — einige wenige Beispiele wie *this house is to let, he is to blame* ausgenommen — in Verbindung mit dem Hilfsverbum be seine passive Bedeutung verloren und aktive angenommen. Es handelt sich nun darum, zu ermitteln, wie dieser Wandel vor sich gegangen ist.

Gehen wir von rein theoretischen Erwägungen aus, so leuchtet es ein, daß diese Doppelnatur des Infinitivs (aktiv und passiv) nur den transitiven Verben zukommen kann. Anders ist es bei den intransitiven. Es ist doch eben charakteristische Eigentümlichkeit dieser Klasse von Verben, daß sie kein Passivum bilden können; also ist auch bei ihnen ein passiver Infinitiv ausgeschlossen. Trat nun trotzdem der Infinitiv eines Intransitivums mit *beon* zu einer Verbindung zusammen, die man für gewöhnlich als passiv empfand, so war doch in diesem Falle eine passive Bedeutung ausgeschlossen, mochte sie auch noch so tief im Sprachgebrauch wurzeln, da sie sonst zu einem Nonsens führen würde. In dem Beispiel: *Der Vater ist zu lieben* empfinden auch wir im Deutschen den Infinitiv durchaus passivisch. Würden wir uns nun die Freiheit erlauben — was allerdings im Deutschen nicht gut angängig ist —, statt des Transitivums ein Intransitivum wie z. B. *kommen* einzusetzen, so wäre hier eine passive Auffassung nicht möglich. Es bleibt also in diesem Falle nur die aktive Bedeutung übrig. Und so finden wir denn auch im Altenglischen die ersten Anfänge für den aktiven Gebrauch des Infinitivs nach *beon* bei den intransitiven Verben.

Grein-Wülker, Ags. Pr. III 142, 106 þe mid þe *is to cumenne* to engla ȝebeorscipe. Mat. XI 3 ait illi tu es qui venturus es = cwæđ eart þû *þe to cumenne eart*. Mat. XVI 27 Filius enim hominis venturus est in gloria patris sui = mannes sunu *ys to cumenne* on his fæder wuldre. Luc. VII 20 tu es qui venturus es = eart þu *đe to cumenne eart*. Joh. I 15 qui post me venturus est ante me factus est = *se đe to cumenne is* æfter me wæs geworden beforan me. Grein-Wülker, Ags. Pr. III 147, 86 and ure drihten *is to cweđenne* đonne he to đam dome cymđ [1]). Legg.

[1]) Zu den intransitiven Verben habe ich auch *cweđan* gerechnet. Selbstverständlich kann *cweđan* auch transitiv sein, aber in bezug auf das Subjekt drihten kommt es hier einem Intransitivum gleich. Es kommt ja letzten Endes

Aelfred 49 his apostolas *to farenne wǣron* geond ealle eorđan. Grein-Wülcker, Ags. Pr. V, 221, 1 et quasi aqua non erat ad invadendum locum = and swylce hit wæter *nære* in đa stowe *to farenne.*

Aber auch bei **transitiven** Verben ist bereits in altenglischer Zeit der aktive Infinitiv nach *beon* belegt. Wie war das möglich? Wie wir gesehen haben, hatte die Verbindung *beon* + inf. eines Transitivums passiven Sinn. *He wæron to onfonne* kann nur heißen: ‘Sie sollten empfangen werden’. Tritt nun aber zu diesem einfachen, nur aus Subjekt und Prädikat bestehenden Satze noch ein Akkusativ-Objekt, so erhält der Satz sofort aktive Bedeutung. *He wæron ece mede to onfonne* = ‘Sie sollten eine ewige Belohnung empfangen’. Im Deutschen kann man diese Konstruktion kaum nachahmen. Das Subjekt ist jetzt nicht mehr passiv, sondern es ist aktiv geworden.

Grein-Wülker, Ags. Pr. Genesis IX 15 Et recordabor foederis mei vobiscum, et non erunt ultra aquae diluvii ad delendam omnem carnem = And ic beo gemyndig mînes weddes with eow, þæt heonan forđ *ne biđ flôd tô âdligenne eall flæsc.* Grein-Wülker, Ags. Pr. III 142 103. *þe mid đe is to onfonne heofona rice.* Grein-Wülker, Ags. Pr. III 142, 105. *þe mid đe is to onfonne þæs undeadlican ȝeȝyrlan.* Luc. V 17 et virtus erat domini ad sanandum eos = drihtnes mægen *wæs hig to gehælenne.* Grein-Wülker, Ags. Pr. IV 292, 2372 æterna ab illo praemia essent praecepturi = þæt he þonne *wæron from him ece mede to onfonne.* Orosius 120, 7 þonne sceoldon ge swa lustlice eowre agnu brocu aræfnan . . ., swa *ge heora* (sc. *brocu*) *sint to gehieranne.* Grein-Wülker, Ags. Pr. IV 89, 2005 cum vero non amor ortandi subolis = Mid þy þonne *seo lufu ne biđ tuddres to tilȝeanne.*

Aus den wenigen Beispielen, die sich für den aktiven Gebrauch des Infinitivs nach *beon* finden, ist ersichtlich, daß von einem häufigeren Gebrauch dieser Konstruktion in altenglischer Zeit noch keine Rede sein kann. Die passive Bedeutung war doch zu fest; und so vermied man denn wohl auch die häufigere Verwendung des aktiven Infinitivs nach *beon* auch in Verbindungen, wo ein Irrtum ausgeschlossen war. Wie schon

---

doch immer nur darauf an, daß in jedem einzelnen Falle die passive Bedeutung sich von vornhereiu selbst ausschließt; und in diesem Sinne glaube ich berechtigt zu sein, es zu den intransitiven rechnen zu dürfen.

oben erwähnt wurde, empfinden auch wir im Deutschen Sätze wie: Er ist zu kommen oder Der Vater ist das Kind zu schlagen zum mindesten als stilistische Härten. Wie die Beispiele zeigen, erscheint unsere Konstruktion in weitaus den meisten Fällen, wo eine lateinische Vorlage zugrunde lag, als Übersetzung der lateinischen conjugatio periphrastica auf *-urus sum.* Die gewöhnliche Übersetzung hierfür während der ganzen altenglischen Zeit war die Umschreibung mit *sceal* oder *wille:* cui benedicturus sum = *þone ic wile bletsian;* lecturus sum cras = *ic sceal rædan to merigen.* Die Übersetzer bedienten sich aber des aktiven Infinitivs nach *beon,* wenn es ihnen auf eine möglichst wortgetreue Wiedergabe der conjugatio periphrastica ankam. Sie mußten dann eben die stilistische Härte mit in Kauf nehmen. Überall da, wo eine direkte lateinische Vorlage nicht vorhanden ist, erscheint die Konstruktion in Wendungen — meist biblischen —, die ebenfalls auf die lateinische conjugatio periphrastica zurückgehen, aber schon so fest und so stehend geworden waren, daß sie deren unmittelbaren Übersetzung aus dem Lateinischen entraten konnten.

Wie aber die obigen Beispiele zeigen, erscheint der aktive Infinitiv auch als Übersetzung des lateinischen Gerundiums. Auch hier ist lateinischer Einfluß durch das lateinische Gerundium anzunehmen, da die Interlinearversion für das lateinische Gerundium eben der flektierte Infinitiv ist.

Erwähnt sei noch, daß hie und da bei unserer Konstruktion das Adjektivum *toweard* hinzugefügt wird, um den futurischen Begriff zu erhöhen. Ich werde hierauf noch einmal zurückkommen.

Grein-Wülker, Ags. Pr. IV 291, 2361 et judicaturus esset orbem in æequitate = and *he wære toweard to demanne eorðan ymbhwyrft* on rihtwisnesse; Blickling Homilies 81, 2 v. u. and we eac witon þæt *he is toweard to demenne, and þas world to geendenne.*

Der Infinitiv mit *to* nach dem Hilfsverbum *beon* hat als Übersetzung der lateinischen conjugatio periphrastica eine intensiv futurische Bedeutung, die stärker ist als die Umschreibung mit *sceal* oder *wille.* Der auf *beon* folgende Infinitiv hat aber weiter einen ausgesprochen dativ-lokativen Charakter. Er drückt Ziel und Zweck der Handlung aus.

Diese dativ-lokative Bedeutung wird vor allem durch das lateinische Gerundium erwiesen, als dessen Übersetzung der flektierte Infinitiv ja ebenfalls erscheint. Das Verbum *beon* neigt hier stark zum Vollverbum. Das darauf folgende *to* weist auf Zweck und Bestimmung der Handlung hin. *Drihtnes mægen wæs hig to gehælenne* bedeutet also: 'Die Kraft des Herrn war dazu bestimmt, sie zu heilen'. Der auf *wæs* folgende Infinitiv erhält hier die Bedeutung eines Objekts. In dieser Eigenschaft hat er aber in altenglischer wie auch in neuenglischer Zeit in bezug auf das Subjekt aktiven Sinn. Auch hierdurch mag der Übergang des passiven Infinitivs in den aktiven begünstigt worden sein.

In der frühmittelenglischen Periode gestalten sich die Verhältnisse nicht wesentlich anders. Nur fällt es auf, daß die Verbindung des Intransitivums *cuman* mit dem Hilfsverbum *beon*, die ja schon im Altenglischen dominiert, im Vergleich zu den übrigen Verben verhältnismäßig häufig auftritt.

Laȝamons Brut: II 247, 15 Heo tacneđ kinges *þa sunde to cumenne;* II 247, 23 of þire mucle hare þa *þe is to cumenne;* II 248, 4 sæie me of þam þinge *þe me to cumen sondon;* II 490, 11 þenne is þat folc buten wene þat reouđe *heō is to cumene* of sum̄es cunnes leoden. II 545 11 and ȝet him seide Nerlin mare þat wes to cumene. Ormulum 9267: þatt irre þatt to cumenn iss. Robert of Gloucester: 216, 3046 þinges þat to comene beoþ; 276, 3942 it was to come; 433, 5926 þat to comene wæs; 518, 7179 vor hic wuste þæt to engelond muche wo to come was. Rolle, Pricke of Conscience 8, 263 þat es to come.

Die oben für das Altenglische noch zutreffende Erklärung kann für das Verbum »kommen« im Mittelenglischen nicht mehr befriedigen, da sonst die Frage offen bliebe, warum die andern Intransitiva nach *beon* nicht bereits in demselben Umfange sich durchgesetzt haben. Zur Erklärung dieser Erscheinung ist folgendes anzuführen. Im Altenglischen gibt es neben dem Simplex *cuman* noch ein Kompositum *tocuman:* Mat. VI 10 *tocyme đîn rîc;* Mat. VIII 19 *and tocuom;* Luc. XI 2 *tôcume đîn rîce.* Ein solches Kompositum mit intensiv-futurischer Bedeutung konnte sich bei dem Verbum *cuman* sehr leicht bilden, da ja *cuman* an sich futurische Bedeutung hat (vgl. nhd. Zukunft, zukünftig). Nun ist in altenglischer

Zeit die Verbindung *beon* mit dem participium präsentis zur Bildung der Zeitformen durchaus gebräuchlich. Blickling Homilies 145, 7 *He was cwædende to him;* 149, 23 *and was singende.*

So finden wir denn auch die Verbindung von *beon* mit dem participium präsentis des Verbums *tocuman* (ags. *tocumende*, me. *tocomyng*). *Tocumende* wurde schon in altenglischer Zeit kaum noch als Verbalform empfunden. Es fungierte bereits vollständig wie das Adjektivum *toweard*, dem es auch im wesentlichen in der Bedeutung entspricht, wie aus der Gegenüberstellung folgender Beispiele hervorgeht:

Mat. XVII 11 helias quidem venturus est; Helias uuetetlice *torymende is* (nordhumbr.); Witodlice helias *is toweard* (westsächs.); Mat. XXIV 43 qua hora fur venturus esset; of huelc tîd đeaf *tocymende were* (nordh.); on hwylcere tîde se þeof *tôweard wære* (ws.); Mat. III 11 qui autem post me venturus est; *đe đe sođlice æfter mec tocymende ł toweard is* (nordh.); *se þe æfter me toweard ys* (ws.); Luc. XXI 36 ut digni habeamini fugere ista omnia quae futura sunt; þte gie se swyrđo to habbanne gefleanne đas alle *đa đe tocymendo sint* (nordh.); þ ge þas toweardan þing forflean; Joh. I 27 Ipse est qui post me venturus est; *đe is seđe æfter mec tocymende is* (nordh.); *he is þe æfter me toweard is* (ws.).

Dieses Partizipium, sowohl graphisch als auch phonetisch sich kaum von dem Infinitiv mit *to* unterscheidend, hätte dann bereits in spätangelsächsischer Zeit in unserer Verbindung mit dem präpositionalen Infinitiv des Verbums *cuman* identifiziert worden sein müssen, so daß schon im Mittelenglischen die Konstruktion durchaus Sprachgebrauch geworden wäre. Begründet scheint diese Annahme durch folgende Beispiele:

Mat. XI 3 ait illi tu es qui venturus es; cwæđ to him đu arđ ł arđ đu *seđe tocymende wæs ł is* (nordh.); cwæđ eart þû *þê tô cumenne eart* (ws.); cwæđ eart þu *þe to cumene ert* (s.); ar þu *seþe cwome scalt* (merz.); Mat. XVI 27 Filius enim hominis venturus est in gloria patris sui; sunu forđan monnes *tocymenda is* in wuldor faderis his (nordh.); mannes sunu *ys to cumenne* on his fæder wuldre (s.); mannes sunu *ys to cumene* on his fæder wuldre (s.); sune monnes *cymeþ ł cymende is* in wuldor fæder (merz.); Luc. VII 20 tu es qni venturns es; đu arđ *seđe tocymende wæs ł arđ* (nordh.); eart þu *đe to cumenne eart* (s.); ert þu *þe to cumenne ert* (s.); Joh. I 15 qui post me venturus est ante me

factus est; *seđe* æfter mec *tocymende is* before ł ær mec auorden uæs (nordh.); *se đe to cumenne is* æfter me wæs geworden beforan me (s.); *se đe to cumene ys* æfter me þe wæs geworden beforen me (s.); *seđe* æfter me *to-cymende is* bifora me aworden wæs (merz.); Luk. X 1 et misit illos binos ante faciem suam in omnem civitatem et locum quo erat venturus; sende hia tuoege fora onsione his on allę ceastra and þ stydd đam *wæs he tocymende* (nordh.); and sende hig twam beforan his onsyne on ælce ceastre and stowe *þe he to cumenne wæs* (s.); sente hyo twam and twam beforan his ansienne on ælce ceastre and stowe *þe he to cumenne wæs* (s.); sende hiae twoege fore onsione his on alle cæstre and stowe þæm *wæs he to cymende* (mz.); Mat. XI 14 ipse est helias qui venturus est; *đe is seđe to-ueard wæs* (nordh.); he ys helîas *þe to cumenne ys* (s.); he is helias *þe to cumene ys* (s.); he is se helias *seđe cume scal* (mz.).

Während also die nordhumbrische Version (außer Matthäus XI 14) der Evangelien durchweg sich des Adjektivums *tocymende* zur Übersetzung des lateinischen participiums futuri bedient (bei Joh. I 15 auch die merzische Version), haben die beiden sächsischen Versionen bereits den Infinitiv mit *to*. Vom spätaltenglischen Standpunkte aus müssen wir also das participium präsentis *tocymende* als das Ursprünglichere annehmen, mit dem dann der flektierte Infinitiv *to cumene* zusammengefallen wäre. Hiermit wird aber — wenigstens für das Verbum *cuman* — es auch verständlich, warum *to cumenne (to-cumende)* regelrecht als Übersetzung des lateinischen 'venturus sum' erscheint. Es konnte ja gar keine passendere und wörtlichere Wiedergabe des lateinischen participiums futuri 'venturus' geben als eben die mit dem angelsächsischen participium tocymende. Ein solcher Zusammenfall des flektierten Infinitivs von *cuman* mit dem participium präsentis *tocymende* scheint mir um so wahrscheinlicher, als in spätangelsächsischer Zeit neben dem flektierten Infinitiv auf *-nne* ein solcher auf *-nde* erscheint.

Was die anderen Verben anlangt, so trifft auch im Mittelenglischen das zu, was oben beim Angelsächsischen gesagt ist. In frühmittelenglischer Zeit sind nur wenige Beispiele zu erbringen.

Barbers Bruce I 6, 130 For in this warld that is sa wyde is nane determynadly that knaw thingis *that ar to fall;* Ancren Riwle 84, 14 þes fikelares mester *is to wrien* and to helien þet

gong þurl; Robert of Gloucester 21, 286 *þou art iwis to winne* got a kinedom wel betere þan min is; Pricke of Conscience 2, 63 *Mans kynd es to folow Goddes wille and alle hys commandments to fulfille;* Langlands Vision A 8, 23 þat on Clothing *is from chele ow to saue.*

Eine häufigere Verwendung des Infinitivs in aktiver Bedeutung findet sich jedoch zuerst bei John Wiclif. Bei ihm ist auch bereits der neugebildete passive Infinitiv (*be* + participium präteriti) wenigstens in dieser ausgedehnten Weise anzutreffen. Allerdings sei gleich hier darauf hingewiesen, daß neben der aktiven Bedeutung des flektierten Infinitivs nach *be* auch noch der passive weiter existiert.

Wiclif. 1. aktiver Infinitiv bei intransitivem Verb. Luk. XIX 4 quia inde erat transiturus; for *he was to passinge* thennus; for *he was to passe* for thennus; Mat. II 13 futurum enim, ut; sothley *it is to come.* Ähnlich: Mat. XI 14, Mat. XXIV 13, Luk. XXII 49, Apostelg. XX 22, Genesis XII 12; XLI 27; XLIII 16; XLIX 1; Exodus XIV 3; 1. Könige II 34; II 36; VIII 9; VIII 11; XXIV 21; Mat. II 11; II 13; XVI 27; XVII 11; XVII 12; XXIV 42; XXIV 43; XXIV 44; Luk. VII 20; XIX 4; XXII 49; Joh. VI 14; VI 15; VII 35; XVI 13; XVIII 4 usw. 2. aktiver Infinitiv bei transitivem Verb. Joh. V 45 quia Ego accusaturus sim vos apud Patrem; that *I am to accusinge ȝou* anemptis the fadir; that *y am to accuse ȝou* anentis the fadir; Joh. VI 6 Ipse enim sciebat, quid esset facturus; forsoth he wiste *what he was to do.* Joh. XVII 20; XXI 19; I. Timoth. I 16; II. Timoth. IV 1; Apostelgesch. XVII 31; XXIII 20; Genesis XLIII 7; XVIII 17; XVIII 19; XLIII 25; XLIV 34; Num. X 29; XXII 12; Exodus XXXIV 10; Deuteron. I 25; III 28; IV 5; IV 21; IV 26; IV 40; V 16; XI 31; XII 1; XII 2; XII 10; XV 4; XV 7; XIX 1; XX 15; XXVI 1; Jos. I 15; IX 16; Ruth I 9; I. Kön. III 13; XXVIII 2; Mark. X 38; XIV 30; Luk. IX 31; Joh. VI 65; Ebräer X 27; XI 8; Apostelgesch. V 35; XXII 26; XXII 29; XXIII 20; XXIII 25. 3. Passiver Infinitiv in passiver Form. Mat. XVII 21 Filius hominis tradendus est in manus hominum; *Manes sone is to be bitraied* in to the hondis of men; *Mannes sune schal be bitraied* in to the hondis of men; Joh. XXI 25 eos, qui scribendi sunt libros; tho bookis, *that ben to be writtun.* Galater III 23; 1. Pet. V 1; Genesis XVIII 18; XLIX 10; Exodus XXV 20;

XXV 33; XXVI 24; XXVIII 27; Lev. XIV 2; XIV 7; Mat. XVII 21; 1. Peter V 1.

Also auch Wiclif verwendet nach *be* den Infinitiv in aktiver Bedeutung bei transitiven Verben nur bei darauf folgendem Objekt. Auch er empfand die *to-be-to*-Konstruktion + Infinitiv eines Transitivums ohne Objekt noch passivisch. Neben dem passiven Infinitiv in aktiver Form existierte aber bereits ein neugebildeter passiver Infinitiv. Beide stehen sich bei Wiclif gleichwertig gegenüber. Zur Erklärung der häufigeren Verwendung des neugebildeten passiven Infinitivs ist natürlich von dem aktiven Infinitiv auszugehen. Wenn eben der flektierte Infinitiv nach *be* allmählich zur aktiven Bedeutung überging, ergab sich für die Sprache als folgerichtige Notwendigkeit, einen neuen passiven Infinitiv zu bilden, um Irrtümer zu vermeiden. Auch hier möchte ich nun an meiner oben gegebenen Erklärung festhalten. Wie all die Beispiele zeigen, erscheint der Infinitiv in aktiver Bedeutung in unserer Konstruktion als Übersetzung der lateinischen conjugatio periphrastica. Wir gehen daher wohl nicht fehl, auch hier einen direkten lateinischen Einfluß anzunehmen. Zu dieser Ansicht glaube ich um so mehr berechtigt zu sein, als unsere Konstruktion zuerst häufiger bei Wiclif, und zwar in seiner Bibelübersetzung, auftritt. Nun wissen wir aber, daß die Wiclifsche Bibelübersetzung kein Meisterwerk englischer Übersetzungskunst ist; vielmehr ahmte Wiclif ziemlich sklavisch den lateinischen Text nach. Als eine solche sklavische Nachahmung haben wir denn auch die Übersetzung der lateinischen conjugatio periphrastica durch den flektierten Infinitiv zu betrachten. Allmählich bildet sich nun der Gebrauch heraus, den Infinitiv transitiver Verben + folgendes Objekt wie auch den Infinitiv intransitiver Verben nach dem Hilfsverbum be häufiger zu verwenden. Ein Mißverständnis war eben in solchen Verbindungen ausgeschlossen. Hierdurch erhielt also der Infinitiv auch bei intransitiven Verben neben seiner passiven Bedeutung eine aktive. Wenn nun auch der flektierte Infinitiv transitiver Verben nach be ohne folgendes Objekt anfänglich noch passiv empfunden wurde, so mochte sich doch bereits bei gewissenhaften Schriftstellern das Bedürfnis herausstellen, einen neuen passiven Infinitiv einzuführen, um eben jedem Irrtum vorzubeugen. Diese strenge Befolgung, den einfachen Infinitiv in aktiver Bedeutung nur in den beiden

oben genannten Fällen zu verwenden, wird noch lange innegehalten. Eine solche strenge Befolgung ist jedoch nur verständlich, wenn eben der alte einfache Infinitiv neben seiner aktiven Bedeutung noch seine passive bewahrte; und so bleibt denn tatsächlich der alte passive Infinitiv neben dem neugebildeten noch lange bestehen. Noch Shakespeare wendet ihn an vielen Stellen an, wo er heute nicht mehr gebräuchlich ist. Jedoch darf man wohl sagen, daß er in späterer Zeit nur noch da anzutreffen ist, wo er ein Mißverständnis ausschließt. Er wurde eben immer mehr von dem neugebildeten passiven Infinitiv verdrängt, da er tatsächlich überflüssig geworden war. Überreste dieser seiner alten passiven Natur sind noch in neuenglischen Wendungen wie: *this house is to let* und *he is to blame* erhalten.

Die in der mittelenglischen Periode gegebenen Verhältnisse entwickeln sich in der neuenglischen Zeit weiter, und zwar so, daß der passive Infinitiv in aktiver Form immer mehr von der passiven Form verdrängt wird. John Knox hält sich noch streng an die Regel, den Infinitiv in aktiver Bedeutung nur bei transitiven Verben + folgendem Objekt oder bei intransitiven Verben zu verwenden. Die Verwendung des alten passiven Infinitivs in aktiver Form ist bei ihm jedoch nur ganz vereinzelt anzutreffen. Die durchaus gewöhnliche ist der neugebildete passive Infinitiv. Auch bei Shakespeare findet sich noch der alte passive Infinitiv neben dem neugebildeten:

1. Passiver Infinitiv in aktiver Form. Hamlet I, II I think *it was to see* my mother's wedding; — III, I *We're oft to blame* in this; — V, II *the King's to blame*; — Tempest IV, I *There's something to do*; — The two Gentlemen of Verona III I *Unless it be to think* that she is by; — What you will III, IV *What's to do?* — Measure for Measure I, III *What's to do* here, Thomas Tapster? — Love's Labour's Lost I, II Then, if she fear, or *be to blame*; — Cymbeline I, III *Some men are much to blame*; Macbeth V, VII And *little is to do*; — King John I, I Now, by this light, *were I to get again*, Madam . . . — King Henry VI. II. Part III, II *That is to see* how deep my grave is made; — King Richard III. II, II *the king my uncle is to blame* for this; — Troilus and Cressida V, XI *there is no more to say*; — King Lear II, II *The duke's to blame* in this; — Romeo and

Juliet II, II I gave thee mine before thou didst request it. And yet I would *it were to give again.* 2. Passiver Infinitiv in passiver Form. Hamlet I. I *If there be any good thing to be done*; III, II though in the mean time, *some necessary question of the play be then to be considered*; — V, I Is *she to be buried* in Christian burial; — V, I *Who is to be buried* in't? — Two Gentlemen of Verona III, I *She is not to be kissed*; — What you will I, V *What is to be said* to him, lady? — III, IV *he is to be thanked*; — Much Ado about Nothing III, IV *but God is to be worshipped*; — Love's Labour's Lost I, II *his disgrace is to be called boy*; — V, II Without the wish *I am not to be won*; — As you like it II, IV *the thing is to be sold*; — All's well that ends well III, VI *which* he knows *is not to be done*; — Taming of the Shrew II, I My daugter Katharine is to be married; — IV, IV *His daughter is to be brought by you* to the supper; — Winter's Tale IV, III *Your flesh and blood is not to be punished* by him; — King Henry IV. I. Part I, I *For more is to be said, and to be done*; — I, II *if men were to be saved* by merit; — II, IV *There is nothing but roguery to be found*; — II. Part V, V *as if there were nothing else to be done, but to see him*; — King Henry VI. II. Part II, I *What's to be done*; — King Henry VIII. II, IV *It is not to be question'd*; — Coriolanus IV, VI And beat the messenger who bids beware of *what is to be dreaded*; — Antony and Cleopatra V, II *we ... are therefore to be pitied*; — Cymbeline III, I *there's no more tribute to be paid*; — Pericles II, I *here's nothing to be got now a-days*; — Othello II, III *The lieutenant is to be saved* before the ancient.

Ein scharfer Unterschied, wann der alte und wann der neugebildete passive Infinitiv bei Shakespeare zur Anwendung kommt, ist schwer zu machen. Der passive Infinitiv in aktiver Form herrscht da vor, wo das Subjekt eine Sache ist (bei *to blame* und *to get* in obigen Beispielen ausgenommen), also eine aktive Auffassung unmöglich war. Allerdings findet sich auch bei solchen Beispielen häufig schon der neugebildete Infinitiv. Andrerseits dominiert durchaus der neugebildete Infinitiv, wenn das Subjekt eine Person ist. Denn hier war eben eine aktive Auffassung durchaus undenkbar.

Was bedeutet nun *to be* + inf.? Mit Recht sagt Tanger (Archiv 105 S. 313):

»Wir haben es hier wohl mit der grundbegrifflichen Bedeutung

von *to be* = 'da sein, existieren' zu tun. Die darauf folgende Präposition to deutet für die Verbindung auf einen Grundbegriff des Zweckes hin, wie wenn wir sagen: wir sind da oder existieren zum Arbeiten und zum Kämpfen. Aus diesem Zweckbegriff ergeben sich unschwer die andern Schattierungen des Geeignetseins (es ist zum Lachen, zum Weinen, es ist zu bedauern, zu bewundern) und des Bestimmtseins (das ist zum Aufbewahren, zum Wegwerfen). Von hier gelangen wir leicht zu den weiteren Bedeutungen der Obliegenheit, Verpflichtung, Nötigung, d. h. zur Notwendigkeit, zum Sollen: *I am to stay at home.* Unsere Konstruktion bedeutet also: jemand oder etwas ist vorhanden (geeignet, bestimmt) zur Ausführung einer Tätigkeit (resp. zum Befinden in einem Zustande). Ist hier zur 'Ausführung' aktivisch = zum Ausführen, d. h. ist die Person oder Sache logisch das Subjekt der betreffenden Tätigkeit, so steht neuenglisch der aktivische Infinitiv; ist 'Ausführung' passivisch (dieser Entwurf ist zur Ausführung bestimmt), ist also die Person oder Sache logisch das Objekt der betreffenden Tätigkeit, so wird in der Regel im neueren Englisch der Infinitiv pass. verwendet (*the door is not to be left open*).«

Allerdings ist nun im Altenglischen zur »Ausführung« fast stets passivisch. Die Person oder Sache ist logisch das Objekt der betreffenden Tätigkeit. Aber auch hier ist wieder an die Intransitiva und Transitiva + folgend. Objekt zu erinnern. In diesen Verbindungen muß eben die Person oder Sache das logische Subjekt sein. Eine andere Auffassung ist gar nicht möglich.

Für die weitere Entwicklung verweise ich auf Tanger, Archiv 105 S. 316ff. Es sei nur noch bemerkt, daß einen Teil der Funktionen unserer Konstruktion im heutigen Englisch must und have mit dem Infinitiv übernommen haben, wodurch sie wesentlich geschmälert worden ist. Heute erscheint *to be to* zur Übersetzung von »sollen«, um eine Bestimmung oder Anordnung von seiten eines Dritten oder eine Fügung des Schicksals auszudrücken. Wir treffen es daher stets in der ersten Person, z. B. *I am to go* = 'ich bin dazu bestimmt zu gehen'. Doch wird die Frageform »soll ich?« »sollen wir?« durch *shall I? shall we?* wiedergegeben, wenn die Anordnung von der angeredeten Person zu erwarten ist.

Elberfeld. Walther Klöpzig.

THE FRIEND IN SHAKESPEARE'S SONNETS.

The controversy about Shakespeare's sonnets seems at present to have calmed down a little. The armistice is no doubt due less to the certainty of the results attained than to the weariness of the many interpreters, and it is indeed excusable if one turns from the hopelessly obscure problems of the sonnets to more productive tasks. In the discussion there has of late years been discernible a propensity towards agnosticism, which is perhaps nowhere more apparent than in Alden's excellent edition[1]). It is significant that after years of extensive reading he "still finds himself without a revelation", which ought to warn others against rash conclusions. Yet if this cannot deter people from puzzling their brains about the riddles of the sonnets, it is not Alden's fault, and not his intention either. The sonnets will always prove fascinating enough, and it is not necessary to apologize for reading them, even if one dare hardly touch the hornet's nest of sonnet criticism without apologizing for foolhardiness or arrogance.

It may be admitted at once that the following pages by no means pretend to bring any 'revelation' with regard to the tantalizing question that has been taken up for discussion here: the friend. Nor do I want to deal with all aspects of the problem, my intention being only to examine Lee's patron theory and to see how far it can be brought into accordance with the contents of the sonnets[2]).

Undoubtedly there are strong arguments for Lee's dating of the sonnets to 1593—94, but those written at a later period are probably not so few as Lee thinks. Thus, for instance, several of the sonnets 100—126 seem to hail from a later

---

[1]) *The Sonnets of Shakespeare.* From the Quarto of 1609 with variorum readings and commentary edited by R. M. Alden. Boston & New York, Houghton Mifflin Co. 1916.

[2]) Cf. Alden p. 464ff.

date; a certain similarity in the situation connects them with 104, whose statement of "three years" cannot simply be dismissed as conventional: Bates, Mod. Phil. 8, 99, says that the two parallels adduced by Lee are the only ones he has been able to find in the whole Elizabethan sonnet literature.

The arrangement of the Quarto cannot be regarded as authoritative; cf. Alden p. 424 ff.

Lee, it will be remembered, divides the sonnets into three groups[1]):

1. Dedicatory sonnets;
2. Sonnets of friendship;
3. Sonnets of intrigue.

Lee's first group comprises twenty sonnets, which according to him (p. 196) "are addressed to one who is declared without much periphrasis to be a patron of the poet's verse". Lee says further that "Shakespeare states unequivocally that he has no patron but one", and that "there is no difficulty in detecting the lineaments of the Earl of Southampton in those of the man who is distinctively greeted in the sonnets as the poet's patron".

The twenty sonnets referred to by Lee are: 23, 26, 32, 37, 38, 69, 77—86, 100, 101, 103, 106. Against this Beeching[2]) remarks (p. XX) that "if so, Mr. Lee uses the word 'patron' in an esoteric sense". For if Shakespeare says that the friend gives his pen *both skill and argument*, this, of course, does not imply that the poems in question are written to a literary patron. Beeching rejects the patron theory, "because it obliges adherents to deny that all the first group of sonnets are addressed to the same person". Undoubtedly Beeching is quite right in asserting that the patron theory obliges 'adherents' to assume that the sonnets 1—126 are written to more than one person, but on the other hand it seems rather uncertain if one can simply dismiss the thought that at least some of the sonnets are addressed to a patron. This applies especially to the Rival Poet sonnets, and above all to 78:

---

[1]) Sidney Lee, *Life of Will. Shakespeare.* Rewritten and enlarged edition. 1915.

[2]) *The Sonnets of Shakespeare,* edited by H. C. Beeching. 1904.

So oft have I invoked thee for my Muse
And found such fair assistance in my verse,
As every alien pen hath got my use
And under thee their poesy disperse.

Nowhere else in the sonnets do we get so clear an allusion to a patron as in the last line, but it is scarcely advisable to assume that the other Rival Poet sonnets are not addressed to the same person, i. e., 78—80, 82—86. It is true that 81 may have the same addressee, but it does not belong to the group; it deals with the theme of immortality, and it is no more a dedicatory sonnet than all the others with the same theme, which Lee does not regard as dedicatory sonnets.

Two other sonnets may possibly be accepted as dedicatory sonnets, viz., 26 and 38. Note 26, 3—4:

To thee I send this written ambassage,
To witness duty, not to show my wit.

Some scholars have asserted that there is no resemblance at all between this sonnet and the dedication of 'Lucrece' [1]), but even if one does not go so far as to find the dedication "paraphrased" in the sonnet (Lee), it will be difficult to deny that both reflect the same spirit of reverent affection.

Sonnet 38 is more questionable. Lee compares it to the 'Lucrece' epistle, though the vein "is pursued in greater exaltation of spirit". The beginning, however, need not indicate a patron:

How can my Muse want subject to invent,
While thou dost breathe, that pour'st into my verse
Thine own sweet argument, too excellent
For every vulgar paper to rehearse?

But the following conceit makes it at least not improbable that a patron is addressed; one may compare sonnet 79, which, moreover, contains several details that recall those of 38: *he that calls on thee* 38, 11: *Whilst I alone did call upon thy aid* 79, 1; *my slight Muse* 38, 13: *my sick Muse* 79, 4; *thine own sweet argument* 38, 3: *thy lovely argument* 79, 5 [2]).

---

[1]) Cf. Alden p. 75.

[2]) Lee compares 38 with a dedicatory sonnet of Daniel, to the Countess

Of the remaining ten sonnets some are certainly dedicated to a person, but there is nothing in them to prove that they are written to a literary patron. The reason why Lee regards 23 as a dedicatory sonnet is probably lines 9—10:

O, let my books be then the eloquence
And dumb presagers of my speaking breast.

Now it is very doubtful, however, if in line 9 we should not read *looks* for *books*; cf. Alden p. 66f. In any case one is by no means justified in assuming that this sonnet is addressed to a patron. A comparison between 23 and 26 is not without interest. Both are pleading, and in neither of them are we told that the object has requited the poet's 'silent love'. But while in 23 nothing at all is said about the friend, Shakespeare speaks in 26 of *thy merit, thy sweet respect;* here the addressee occupies the foreground. In 26 the key-note is reverence, though 'love' is intimated as well:

Lord of my love, to whom in vassalage
Thy merit hath my duty strongly knit.

Sonnet 23, on the contrary, breathes subdued passion, which an attentive and unprejudiced reading of it will show beyond all doubt:

As an unperfect actor on the stage
Who with his fear is put beside his part,
Or some fierce thing replete with too much rage,
Whose strength's abundance weakens his own heart,
So I, for fear of trust, forget to say
The perfect ceremony of love's rite,
And in mine own love's strength seem to decay,
O'ercharged with burden of mine own love's might.
O, let my books (?) be then the eloquence
And dumb presagers of my speaking breast;
Who plead for love and look for recompense
More than that tongue that more hath more express'd.
O, learn to read what silent love hath writ:
To hear with eyes belongs to love's fine wit.

---

of Pembroke. The conceit is certainly the same in both, but Daniel's sonnet is far more adulatory:

Great patroness of these my humble rhymes
Which thou from out thy greatness dost inspire.

Accordingly one cannot but find Schück's assertion unwarranted that 23 in its contents corresponds to the dedication of *Venus and Adonis*, in which Shakespeare "still appears as the timid beginner, who hopes that his essay will gain the young earl's approval"[1]). Thus 23 should refer to an earlier stage of the friendship than 26, which Schück with Lee puts on a level with the 'Lucrece' epistle. But obviously this is to turn the facts upside down, as 23 is the one of the two that betrays the warmest feelings.

Lee says further that "the 'Lucrece' epistle's intimation that the patron's love alone gives value to the poet's 'untutored lines' is repeated in sonnet 32, which doubtless reflected a moment of depression". In the 'Lucrece' epistle, however, we hear nothing about Southampton's 'love', only about his honourable disposition, which is, of course, a very different thing, unless we are to understand that Lee here uses the word 'love' in the Elizabethan sense, and even in that case the terms cannot be taken as equal. The resemblance lies chiefly in the expression *these poor rude lines (of thy deceased lover)* 32, 4, but on several occasions Shakespeare uses terms of the same modesty to characterize his poetry, for instance *my barren rime*, *my pupil pen* 16, 4, 10, *this poor rime* 107, 11. The whole sonnet is not only more melancholy than the 'Lucrece' epistle, as is also admitted by Lee, but it reveals a more intimate friendship. It is true that the thought expressed in *the bettering of the time, this growing age*, returns in the Rival Poet sonnets, but there is nothing startling in the idea that, in "moments of depression", Shakespeare should have expressed the same sad feeling to different persons.

Sonnet 37 seems to be addressed to a man in a higher social position than the poet: *all thy glory*, etc. Shakespeare certainly says, *I . . . take all my comfort of thy worth and truth*, but this does not prove that the friend was a patron.

Nor is 69 a dedicatory sonnet. The reason why Lee regards it as such is probably line 3:

All tongues, the voice of souls, give thee that due,

---

[1]) H. Schück, *Shakspere och hans tid* (1916) I p. 403.

that is, thou art duly praised by all. — We shall have occasion to discuss this sonnet later on.

77 accompanied a memorandum book, and not dedicated poems; compare 122.

100 and 101 are addressed to the poet's 'truant Muse'; Shakespeare says that his love, i. e., his friend, gives the Muse *all thy might:*

Sing to the ear that doth thy lays esteem
And gives thy pen both skill and argument.

For this cf. Beeching, quoted above.

Sonnet 103 is addressed to the friend:

For to no other pass my verses tend
Than of your graces and your gifts to tell.

This is not a dedicatory sonnet any more than 102, which Lee excludes, for no obvious reasons. 100—103 constitute a group; cf. 102, 13—14:

Therefore, like her, I sometime hold my tongue,
Because I would not dull you with my song.

Is it because the Muse is not mentioned in 102 that Lee leaves it out? Or is it only because it is more tender, and more lyrical:

Our love was new, and then but in the spring.

Finally, 106 contains nothing that indubitably shows it to be a dedicatory sonnet:

For we, which now behold these present days,
Have eyes to wonder, but lack tongues to praise.

The sonnets that with some degree of certainty can be taken as addressed to a patron — but with 'much periphrasis' — are 78—80, 82—86, and possibly 26 and 38, thus ten in all. And it can scarcely be denied that there is much in favour of the assumption that this patron was Southampton. Now Lee seems somewhat to have exaggerated Southampton's importance as a patron[1]); yet it is indisputable that he is the only person who is known to have patronized Shakespeare's verse, and the 'Lucrece' epistle is probably unique in Elizabethan literature.

Which are, then, the expressions of affection that occur in the ten dedicatory sonnets enumerated above?

---

[1]) Cf. D. Nichol Smith in *Shakespeare's England* (1916) II 199 ff.

Nothing at all about love is found in 38, 78, 83, 84, 86. In 79 the poet terms the receiver *sweet love*, in 82 *love,* and himself *thy true-telling friend;* in 80 he says:

The worst was this: my love was my decay.

In two sonnets he presents his affection as modest:

85. I think good thoughts, whilst other write good words,
. . . .
But that is in my thought, whose love to you,
Though words come hindmost, holds his rank before.
Then others for the breath of words respect,
Me for my dumb thoughts, speaking in effect.

26. Lord of my love, ...
Then may I dare to boast how I do love thee
Till then not show my head where thou mayst prove me.

Thus these ten sonnets reveal an affection whose sincerity we need not doubt, but they are reverent in tone and have nothing of that passionate yearning met with in so many others.

Of the remaining ten of Lee's so-called dedicatory sonnets, five contain no utterances of the poet's love: 69, 77, 81, 103, 106. In 100 Shakespeare speaks of *my love's sweet face; give my love fame faster than Time wastes life;* in 101 he says: *Both truth and beauty on my love depends;* 37 is characterized by lines 5—8:

For whether beauty, birth, or wealth, or wit,
Or any of these all, or all, or more,
Entitled in thy parts do crowned sit,
I make my love engrafted to this store.

There remain 23 and 32, which have been discussed already; of all the twenty sonnets they appear to be the only ones that express a feeling that goes beyond affection. This is especially true about 23.

It is of still greater importance, however, to ascertain to what extent the dedicatory sonnets give any intimation of blemishes in the character of the man addressed. This is easy enough, for in the ten that are possibly written to a patron, there is no trace of this. The Rival Poet sonnets are certainly reproachful, but they do not charge the patron with immorality. Nor do we find any allusion of this kind in the other ten sonnets, except in 69:

But those same tongues that give thee so thine own
In other accents do this praise confound
By seeing farther than the eye hath shown.
They look into the beauty of thy mind,
And that, in guess, they measure by thy deeds;
Then, churls, their thoughts, although their eyes werekind,
To thy fair flower add the rank smell of weeds:
But why thy odour matcheth not thy show,
The solve is this, that thou dost common grow.

Now it is noteworthy that Lee gives 69 both among the dedicatory sonnets and among the sonnets of intrigue. To the former it does not belong, nor is it characterized adequately as a sonnet of intrigue, a question to which I shall return later on.

From the above it will appear that at least half of Lee's dedicatory sonnets are to be eliminated as uncertain: 23, 32, 37, 69, 77, 81, 100, 101, 103, 106. Instead, they should be transferred to his second group: the sonnets of friendship, i. e., those "addressed to a handsome youth of wealth and rank, for whom the poet avows 'love' in the Elizabethan sense of friendship". Lee asserts about these that "although no specific reference is made outside the twenty 'dedicatory' sonnets to the youth as a literary patron, and the clues to his identity are elsewhere vaguer, there is good ground for the inference that the greater number of the sonnets of devoted 'love' also have Southampton for their subject". It would be idle to deny that, as Lee has it, "in Elizabethan as in all Renaissance literature — more especially in the sonnets — the word 'love' together with all the common terms of endearment was freely employed in a conventional or figurative fashion, which deprives the expressions of much of the emotional force attaching to them in ordinary speech." But on the other hand it is incontestable that Shakespeare's sonnets contain much that cannot easily be labelled as 'common terms of endearment'. We shall not enter here into the problem of the sonnets' conventionality, which Lee exaggerates considerably[1]), but confine ourselves to a comparison between

---

[1]) Cf. Bates, Mod. Phil. 8, 101. Bates' results are corroborated by an examination of the material collected by Kaun in his dissertation on

the sonnets of friendship and the dedicatory sonnets. On the one hand, to what extent do we find in the sonnets of friendship expressions of a feeling warmer than the reverent affection characteristic of the ten dedicatory sonnets? And on the other hand, in which sonnets do we meet with reproaches or accusations affecting the "youth's" morals?

In the opening sequence of seventeen sonnets dealing with the theme of "unthrifty loveliness", the only passages that refer to the relations between the poet and the youth are the following:

10, 13. Make thee another self, for love of me.

Compare, however, the beginning of the sonnet:

For shame deny that thou bear'st love to any,
Who for thyself art so unprovident.
Grant, if thou wilt, thou art beloved of many,
But that thou none lov'st is most evident.

This can safely be eliminated. There remain:

13, 1—2. O, that you were yourself! but, love, you are
No longer yours than you yourself here live.
13—14. O, none but unthrifts! Dear my love, you know
You had a father; let your son say so.
15, 13—14. And all in war with Time for love of you,
As he takes from you, I engraft you new.

But this, it will be seen, is not stronger nor more intimate than what is found in the dedicatory sonnets. No more than in them do we here come across any accusation other than the one implicit in the theme itself, and that is really not very grave. Therefore one may possibly assume that sonnets 1—17 are addressed to a patron-friend, and there are no serious objections to Lee's theory that Southampton is the man addressed, especially as in 1594 negotiations were actually carried on concerning his marriage.

A group of sonnets that is likewise characterized by the absence of expressions of passion or accusation, consists of those which treat of the theme of immortality: 18, 19, (54), 55, 60, 63, (65), 81, (101), 107. In three of these (19, 65,

Konventionelles in den Elisabethanischen Sonetten, Greifswald 1915. Kaun enumerates about 75 different conventional elements, but of these only 21 occur in Shakespeare's sonnets as well.

101)[1]) the youth is called *my love*; in one (63) *my love, my sweet love, my lover,* which all need net imply more than 'my (sweet) friend' = *beauteous and lovely youth* (54). There is no trace of passion, and no more or less obscure references to immorality.

The same thing holds good in the case of several other sonnets, e. g., 24, 46, 47, 53, 99, but there are not very many that can be dismissed in this way, even if they deal with conventional themes. Take, for instance, 27, which describes the poet's sleeplessness. It is really not easy to "detect the lineaments of Southampton" behind lines such as these:

. . . . my soul's imaginary sight
Presents thy shadow to my sightless view,
Which, like a jewel hung in ghastly night,
Makes black night beauteous and her old face new.

Or 48:

But thou, to whom my jewels trifles are,
Most worthy comfort, now my greatest grief,
Thou, best of dearest and mine only care,
Art left the prey of every vulgar thief.

Is it likely that Shakespeare should have written such an effeminate sonnet as 99 to Southampton? Or, to take only one example of what has already been illustrated so often before:

110, 13—14. Then give me welcome, next my heaven the best,
Even to thy pure and most most loving breast.

Nowhere in the dedicatory sonnets or, for instance, in 1—17, do we find signs of such fervent devotion as in 64:

Ruin hath taught me thus to ruminate,
That Time will come and take my love away.
This thought is as a death, which cannot choose
But weep to have that which it fears to lose.

Compare with this the gloomy 66:

Tired with all these, from these would I be gone,
Save that, to die, I leave my love alone.

Or the four sonnets 71—74[2]):

---

1) Possibly also 107; cf. Alden p. 251.

2) It is astonishing that Lee does not give 71, 72, 74 as dedicatory sonnets; in all of them Shakespeare speaks about his verse; cf., for instance:

71, 5—8. Nay, if you read this line, remember not
The hand that writ it; for I love you so
That I in your sweet thoughts would be forgot
If thinking on me then should make you woe.

73, 13—14. This thou perceiv'st, which makes thy love more [strong,
To love that well which thou must leave ere long.

This cannot be stamped as conventional nor be understood as "an endeavour to monopolise the bountiful patronage of a young man of rank" (Lee p. 230).

Still less is this interpretation applicable to the sonnets containing elements of accusation, for "they are not all flattering to their subject" [1]). Here, of course, we leave those sonnets aside which refer to the Dark Lady alone; that they are not 'vituperative' in the conventional sense has been emphatically pointed out by Bates, Mod. Phil. 8, 103. Nor is there any reason in this connection to occupy ourselves with the sonnets in which Shakespeare speaks of his own *blots* [2]). 120, however, deserves particular attention, because it shows that Shakespeare and the friend had sinned against each other. Of its kind it is a key-sonnet:

That you were once unkind befriends me now,
And for that sorrow which I then did feel

72, 13—14. For I am shamed by that which I bring forth,
And so should you, to love things nothing worth.

74, 5—6. When thou reviewest this, thou dost review
The very part was consecrate to thee.

Yet it is fairly clear that Lee believes they are addressed to Southampton. He regards 74, 8: My spirit is thine, *the better part of me*, as a repetition of the assurance given in the 'Lucrece' epistle that the patron is *part in all I have*. But obviously there is a marked difference between the two utterances. And if in other places we find 'echoes' of the 'Lucrece' epistle, it must be emphasized that they are rather faint. The two others quoted by Lee are:

37, 12. [I] by a *part of all* thy glory live,
39, 2. Thou art *all the better part of me.*

Compare the following passages:

31, 14. And thou, all they, hast all the all of me.
109, 13—14. For nothing this wide universe I call,
Save thou, my rose; in it thou art my all.
112, 5. You are my all-the-world . . .

[1]) Beeching p. XX.

[2]) 36, 88, 109—112, 117—121, 125; cf. below.

Needs must I under my transgression bow,
Unless my nerves were brass or hammer'd steel.
. . . .
But that your trespass now becomes a fee;
Mine ransoms yours, and yours must ransom me.

This sonnet clearly belongs to those which "detach themselves in point of theme from the rest": what Lee with a general, but not very adequate term calls the "sonnets of intrigue". Lee admits that they "present the poet and the youth in relations which are not easy at a first glance to reconcile with an author's idealised worship of a patron". No, indeed, and not at a second or third glance either! Lee, too, leaves it an open question "whether the misguided youth of the intrigue is to be identified with the patron-friend of the other sonnets of friendship", but he does not consider it unlikely.

The sonnets that we are concerned with here are, according to Lee, a dozen, which fall into two groups: six of them (33—35, 69, 95—96) reproach the youth in a general way with sensual excesses, and the other six (40—42, 132—133[1]), 144) refer directly to the intrigue in which the poet's traitorous mistress had involved the youth. To this it may be remarked:

33 does not speak of sensual excesses at all; what it says is only this:

Even so my sun one early morn did shine
With all-triumphant splendour on my brow;
But, out alack! he was but one hour mine,
The region cloud hath mask'd him from me now.
Yet him for this my love no whit disdaineth;
Suns of the world may stain when heaven's sun staineth.

34 speaks of a transgression against the poet himself; it is not a reproach "in a general way", and may very well refer to the intrigue:

Nor can thy shame give physic to my grief;
Though thou repent, yet I have still the loss:
The offender's sorrow lends but weak relief
To him that bears the strong offence's cross.
Ah! but those tears are pearl which thy love sheds,
And they are rich and ransom all ill deeds.

---

[1]) Misprint for 133—134?

The same holds good of 35, which certainly mentions *thy sensual fault*, but here, too, the poet himself has been the object of his friend's offence.

Otherwise Lee's account of these twelve sonnets is correct, but several are to be added, as has already been shown by Bates. He adds (p. 105) 94, 137—142, 147—152, and, possibly, 129, which gives a total of 24 or 25 sonnets. Some objections can be made to this, however. 94 is in general terms. Without any definite allusion to the friend Shakespeare develops the idea that

They that have power to hurt and will do none,
That do not do the thing they most do show,
Who, moving others, are themselves as stone,
Unmoved, cold, and to temptation slow;
They rightly do inherit heaven's graces.

Of course it is not unlikely that the friend is in Shakespeare's mind, when he mentions *lilies that fester*, but we are scarcely justified in ranging 94 among the sonnets of intrigue. As for 137—142, 147—152, they are undoubtedly sonnets of intrigue, but as they are addressed to the lady, without any allusion to the youth, they cannot be used for his identification. It will be safest to leave 129 as well out of the discussion, though it seems to reflect a bitter experience connected with the Dark Lady and her deeds; probably Lee does not convince many readers that it "may have owed its immediate cue to Sir Philip Sidney's sonnet on 'Desire'".

In my opinion the term "sonnets of intrigue" would best be reserved to designate a few sonnets, and the others in question should be regrouped, attention being paid to all those in which the friendly relations between Shakespeare and the youth seem to be menaced or disturbed.

First, then, we have those sonnets in which it is intimated in more general terms that the youth was not quite irreproachable in his life. Besides the three adduced by Lee (69, 95, 96), one may compare 70:

That thou art blamed shall not be thy defect,
For slander's mark was ever yet the fair.

Shakespeare goes on to whitewash the friend:

And thou present'st a pure unstained prime.
Thou hast pass'd by the ambush of young days,
Either not assail'd, or victor being charged;

but that the suspicion was there, appears from the final couplet:

If some suspect of ill mask'd not thy show,
Then thou alone kingdoms of hearts shouldst owe.

Further one may recall 94, discussed above.

Naturally those sonnets are of more interest in which the relations to the poet are explicitly touched upon, especially the sonnets of intrigue, in a strict sense: 40—42, 133, 134, 144. To these we should probably add the quibbling Will sonnets, for even if one may possibly explain away the second Will, it must be acknowledged that then the point is lost; cf. Alden p. 324 ff.

A few poems are closely connected with the sonnets of intrigue: 34, 35, and 120, which speak of offences against the poet himself, though the lady is not mentioned; cf. above. Compare also 92 and 93, in which Shakespeare expresses his dread of his friend's unfaithfulness:

92. But do thy worst to steal thyself away,
For term of life thou art assured mine.
. . . .
But what's so blessed-fair that fears no blot?
Thou mayst be false, and yet I know it not.

93. So shall I live supposing thou art true,
Like a deceived husband; so love's face
May still seem love to me, though alter'd new;
Thy looks with me, thy heart in other place.

Finally there occur some sonnets in which the poet complains of the friend's estrangement, either foretold or already come true. Properly they do not belong here, but since Lee includes 33 among the sonnets of intrigue, it will be most expedient to examine all the sonnets with a similar theme. With 33:

But, out alack! he was but one hour mine,
The region cloud hath mask'd him from me now

one may compare, for instance, 87—89:

87. Farewell! thou art too dear for my possessing,
And like enough thou know'st thy estimate:
The charter of thy worth gives thee releasing;
My bonds in thee are all determinate.
. . . .

Thus have I had thee, as a dream doth flatter,
In sleep a king, but waking no such matter.

88. When thou shalt be disposed to set me light
And place my merit in the eye of scorn,
Upon thy side against myself I'll fight.

89. . . . . knowing thy will,
I will acquaintance strangle and look strange;
Be absent from thy walks; and in my tongue
Thy sweet beloved name no more shall dwell,
Lest I, too much profane, should do it wrong
And haply of our old acquaintance tell.

In these three sonnets there is a tone of mournful resignation, but the following sonnet is a passionate outcry:

90. Then hate me when thou wilt; if ever, now;
Now, while the world is bent my deeds to cross,
Join with the spite of fortune, make me bow,
And do not drop in for an after-loss:
Ah, do not, when my heart hath 'scaped this sorrow,
Come in the rearward of a conquer'd woe;
Give not a windy night a rainy morrow,
To linger out a purposed overthrow.
If thou wilt leave me, do not leave me last,
When other petty griefs have done their spite,
But in the onset come: so shall I taste
At first the very worst of fortune's might,
And other strains of woe, which now seem woe,
Compared with loss of thee will not seem so.

But in other sonnets as well the poet foresees that he will be deserted:

49. Against that time, if ever that time come,
When I shall see thee frown on my defects[1]),
When as thy love hath cast his utmost sum,
Call'd to that audit by advised respects;
Against that time when thou shalt strangely pass,

---

[1]) Cf. 36. I may not evermore acknowledge thee,
Lest my bewailed guilt should do thee shame,
Nor thou with public kindness honour me,
Unless thou take that honour from thy name.

And scarcely greet me with that sun, thine eye,
. . . .
Against that time I do ensconce me here.
91. And having thee, of all men's pride I boast:
Wretched in this alone, that thou mayst take
All this away and me most wretched make.

The Rival Poet motive is different; in those sonnets Shakespeare claims patronage, not love.

One or other of Lee's sonnets of intrigue, or of those here discussed in connection with them, may possibly have the same addressee as the dedicatory sonnets, but the majority can scarcely have been written to a patron in Southampton's position. Naturally it is not possible to make a strict division between the sonnets that may be addressed to a patron and the others, but the inference forces itself upon us that there are at least two male addressees of the sonnets. It is readily admitted that this solution of the problem does not clear up the situation, but that cannot be helped. If we keep to the actual contents of the sonnets and do not start from a preconceived opinion, it is difficult to escape this conclusion.

The *only begetter* of the dedication does not weigh much as an objection. Lee's theory that this refers to the procurer of the manuscript, William Hall, can scarcely have many adherents, at least not among people with a respect for linguistic facts, after Morsbach has so convincingly shown that *begetter* cannot possibly here signify 'Verschaffer' [1]). But even if *only begetter* means 'alleiniger Urheber', we have no security that it is reliable. Lee's chief contribution to the discussion about the dedication seems to be his emphasizing that it does not hail from Shakespeare's own hand, but from Thorpe's, and it will be most prudent to treat the dedication as an isolated problem. If Thorpe is otherwise known to have been a man of a very elastic conscience, we cannot, unfortunately, consider him a true witness when he penned the famous dedication.

More important are then the assurances repeatedly met with in the sonnets themselves. We have already answered Lee's assertion that Shakespeare "states unequivocally that he

---

1) L. Morsbach, *Die Sonette Shakespeare's im Lichte der Überlieferung.* Nachrichten der K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Phil.-hist. Kl. 1915, 137 ff.

has no patron but one". Shakespeare states nothing of the kind, but he says that his "argument" is only one. The first of Lee's examples (100, 7—8) is not to the point, but possibly the second:

103, 11—12. For to no other pass my verses tend
Than of your graces and your gifts to tell.

It is rather curious that Lee does not quote the following passages:

76, 9—10. O know, sweet love, I always write of you,
And you and love are still my argument.

105, 1—4. Let not my love be call'd idolatry,
Nor my beloved as an idol show,
Since all alike my songs and praises be
To one, of one, still such, and ever so.

None of these poems is with certainty a dedicatory sonnet, and they can therefore be assumed to have been written to the same person: the 'friend'. Be that as it may, in any case there is nothing surprising in declarations like this. That a poet is eager to assure the one concerned that he or she is the only great and worthy subject of his song, is just as natural as his inclination to assure all his mistresses, coexistent or successive, that each one is his sole beloved. Perhaps it is not quite irreprehensible, but a very human weakness. Moreover, Shakespeare does not always present himself as blamelessly faithful. In a number of sonnets he speaks with remorse about his errors, for instance:

110, 5—8. Most true it is that I have look'd on truth,
Askance and strangely: but, by all above,
These blenches gave my heart another youth,
And worse essays proved thee my best of love.

118, 5—6. Even so, being full of your ne'er-cloying sweetness,
To bitter sauces did I frame my feeding.

119, 5. What wretched errors hath my heart committed.

Note especially 117:

Accuse me thus: that I have scanted all
Wherein I should your great deserts repay;
Forgot upon your dearest love to call,
Whereto all bonds do tie me day by day;

That I have frequent been with unknown minds,
And given to time your own dear-purchased right;
That I have hoisted sail to all the winds
Which should transport me farthest from your sight.

It will be fairly clear from this that the protestations that the sonnets are written "to one, of one, still such, and ever so", should not be taken too seriously. Besides, as another proof we have the sonnets avowedly addressed to the Dark Lady. The reason why readers have made such fervid attempts to identify the 'friend' as one man, is perhaps above all the *only begetter* of the dedication, but it is also due to the supposition that Shakespeare's sonnets form a sequence of the common type, which is certainly not the case. Meres' words "among his private friends" need not necessarily imply that different friends had different sonnets in their possession, but they may be interpreted to that effect. Too much importance should not of course be attached to this expression, since it is only given in passing to inform those who are interested of the mere existence of the still unprinted sonnets. As a matter of fact we know next to nothing about their original history, but the poems themselves seem to indicate that more than one man could boast of having set Shakespeare sonneteering. One of them is possibly a patron — Southampton? I have no aspirations to identify the other, or the others, but there is little doubt that they cannot simply be banished to the limbo of "literary exercise".

Uppsala. Mats Redin.

BESPRECHUNGEN.

SPRACHE.

Gösta Langenfelt, *Toponymics or derivations from local names in English.* Studies in word-formation and contributions to English Lexicography. Uppsala 1920. XVI + 252 SS. Preis 15 kr. geh.

Vorliegende Arbeit über die Ableitungsbildungen von Orts-, Länder- und Völkernamen im Englischen entstammt der Schule E. Björkmanns (†) und stellt einen tüchtigen Beitrag auf einem interessanten Spezialgebiet der Ortsnamenforschung dar. Einleitungsweise werden die Ausdrücke 'Toponymika', 'Demonymika' und 'Patronymika' für die Zwecke der Arbeit näher definiert: "*A toponymic* [z. B. *Hollander*] *is . . . characterized by the notion that the name denotes its bearer's relation to a certain place, no matter whether the bearer be a man, a mouse or a mineral*" (S. XII); Demonymika sind alle andern Völkernamen, die nicht zu dem eben beschriebenen Typus gehören [z. B. *Dutch*].

Das erste Kapitel der Arbeit bietet eine allgemeine Übersicht über die zwei Mittel der Suffigierung und der Zusammensetzung, die dem Urgermanischen zur Bildung von Toponymika zu Gebote standen. In den drei folgenden Abschnitten werden die toponymischen Bildungen des Ae., Me. und Ne. im einzelnen behandelt. Für das Ae. dürfte die angestrebte Vollständigkeit im wesentlichen erreicht worden sein, aber auch die me. und ne. Belege sind in so reicher Fülle vertreten, daß die die Sprache beherrschenden Tendenzen jeweils deutlich hervortreten. Besonders zu begrüßen ist es, daß auch zahlreiche amerikanische Belege angeführt werden, die eine willkommene Illustrierung des durch die Tradition weniger beherrschten, ungezügelteren Sprachtriebes der Vereinigten Staaten bilden.

Die allgemeine Entwicklungslinie der toponymischen Bildungen im Englischen läßt sich an Hand der Angaben des Verf.s etwa so zusammenfassen: Bei den mit *-a(-o), -i* oder *-n* gebildeten toponymischen Ableitungen sind die *a*-Stämme seltener als die *i*-Stämme;

am wenigsten zahlreich finden sich die echten *n*-Stämme, obwohl sich später die Analogiebildungen auf *an* etwas ausbreiten. Nach ihrer Herkunft treten die *a*-Stämme besonders als Demonymika auf, die *i*- und *n*-Stämme als Toponymika. *-ing* erscheint erst in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh.s in Verbindung mit Ortsnamen, dehnt aber dann sein Gebiet rasch aus; *-isc* ist die Endung für literarische, fremde Toponymika und wird erst spät auch an heimatliche Orts- und Volksnamen angefügt. Von den Zusammensetzungen erweisen sich besonders die Bildungen mit *-sǣta, -*hǣme* und *-ware* als produktiv; die meisten *ware*-Formen erscheinen in Kent; die zahlreichsten *sǣta-* und **hǣme*-Bildungen finden sich in Worcester. — Während so die ae. Periode durch eine Erhaltung urgermanischer Suffix- und Kompositionstypen ausgezeichnet ist, verschwinden in der Übergangsperiode — trotz archaistischer Autoren wie Orm und Laȝamon — diese Bildungselemente zugleich mit dem Bewußtsein ihrer ursprünglichen Bedeutung, und nur *-isc* zeigt sich noch produktiv. Im eigentlichen Mittelenglisch treten zahlreiche französische Suffixe auf, vor allem *-ien* (im Wettbewerb mit lat. *-ian*), *-o(u)n, -eys, -oys, -ais*; weniger ergiebig sind *-ical, -iac, -ot, -it, -ayn, -ard.* Sehr häufig tritt jetzt germ. *-er* auf sowie Bildungen mit *-man, man of, they of;* auch der Typus '*a Suffolk man*' breitet sich mehr und mehr aus. — Im Frühne. treten auch bei den Toponymika neulateinische Tendenzen deutlich hervor und verdrängen die französischen Bildungen. Die lat. Form *-ian* siegt über *-ien* und wird zum fruchtbarsten ne. toponymischen Suffix. *-ic, -ick* (< gr. *ικος*, lat. *-icus*, begünstigt durch frz. *-ique*) ist besonders im 16. Jahrh. häufig. *-an* ist vor allem in Amerika beliebt, während an rein englische Ortsnamen nur *-ian* tritt (S. 186). Verf. nimmt an, daß das germanische Suffix *-er* im Frühne. öfter gebraucht wurde als im modernen Englisch. Jedenfalls ist die lebendigste Bildungsform des Ne. in England wie in Amerika die Verwendung von *man* mit dem Ortsnamen in attributiver Stellung.

Aus der großen Fülle interessanter Einzelheiten, die das Buch zur Sprache bringt, seien nur ein paar herausgegriffen. S. 2. An. *Gautar* (ae. *Geatas*), 'die Bewohner des Landes am Flusse Gaut' wird als ursprünglicher *a*-Stamm (wie im Ae.) oder *an*-Stamm wahrscheinlich gemacht. — S. 10f. Dem Suffix *-ing* wird mit Kluge die Bedeutung jeder beliebigen Zugehörigkeit zugesprochen und eine früher angenommene ursprüngliche patronymische Be-

deutung aberkannt. Verf. vermutet weiterhin (S. 55), daß die spätere ungemeine Verbreitung des Suffixes dem Einfluß der zahlreichen skand. Bildungen auf *-ingar* zu verdanken sei. Vielleicht aber handelt es sich hier doch um eine rein englische Tendenz; jedenfalls bildet *-ing* schon früh lokale Ableitungen von Personennamen; vgl. die bei Weyhe, *Zu den ae. Verbalabstrakten auf -nes und -ing, -ung,* Hab.-Schrift, Leipzig 1910, S. 33 angeführten Beispiele: *in loco qui dicitur* nodfreding (OET, Urk. 25); *danon to* cyneuuoldincge (zweimal bei Birch, No. 378). — S. 69 f. *Ebrisc: Ebreisc, Galilesc : Galileisc, Judisc : Judeisc* werden im Gegensatz zu Mac Gillivray (*Infl. of Christianity on the vocab. of OE.*, Diss. Halle 1902, und Morsbachs *Studien,* § 3 Anm. 2) nicht als gelegentliche Doppelformen betrachtet, sondern als dialektisch zu sondernde: die Kurzform ist anglisch, die längere südlich. — S. 74. Das rätselhafte *se Risca sǣ* (Oros. 28, 1) wird ziemlich einleuchtend mit *oceanus Sericus* (Oros. 10, 14) 'Chinesisches Meer' zusammengebracht. — S. 122. Verf. nimmt an, daß das me. und ne. so häufige Suffix *-er* durch flämische Bildungen wie *Brabander, Hollander* verbreitet wurde. Da aber schon heimatliches *Londoner, Britoner* bestand und es — trotz Verf. — wohl möglich ist, den englischen nomina agentis auf *-er* einen gewissen Einfluß auf die fraglichen toponymischen Bildungen zuzuschreiben, scheint mir dieser Punkt noch einer genaueren, streng chronologischen Untersuchung zu bedürfen. — S. 128. Holthausen (*Etym. Wb.*) will neuerdings — gegen Skeat und Verf. — ne. *(pound) sterling* nicht von *Esterling* 'Hanseat' [dunklen Ursprungs] ableiten, sondern als ae. **steorling* 'Sternpfennig' erklären. — S. 133. *Catalane* — wohl sicher franz. Entlehnung — gehört nicht zu dem hier behandelten Typus. — S. 198. *Yankee* will Verf. mit Jespersen (*Festskrift til Thomsen,* 1894, S. 8 [mir nicht zugänglich]) nicht als indianische Verstümmelung von *anglais* erklären, sondern als eine Umformung von *Jan Kees* 'Hans Käse', eines Spitznamens für die Holländer [?]. — S. 202. Die verschlechternde Bedeutung des *ite*-Suffixes ergibt sich auch aus der scherzhaften Gegenüberstellung *New Yorker* — *Brooklynite* (sonst meist *Brooklyner*). Wie *-ite* in der amerikanischen Studentensprache produktiv ist, zeigt die Ableitung von *dorms (= dormitories) : dormite.* — S. 221. Für die scherzhafte Form *Michigander (: Michigan)* ist weniger holländisch *-der* als ne. *gander* verantwortlich.

Dresden. Walther Fischer.

August Brink, *Stab und Wort im Gawain. Eine stilistische Untersuchung.* (Studien zur englischen Philologie, hrsg. von Lorenz Morsbach 59.) Halle a. S., Niemeyer, 1920. IX + 56 SS.

Der Verfasser dieser Schrift beschäftigt sich mit der Verwendung verschiedener Gruppen von Wörtern im Stabreim, in erster Linie im Gawain, demnächst in den anderen alliterierenden mittelenglischen Dichtungen, und kommt zu sehr bemerkenswerten Ergebnissen. Wörter, die einer und derselben Begriffsgruppe angehören, auch solche, deren Bedeutung ungefähr dieselbe ist, zeigen ein verschiedenes Verhalten, insofern manche regelmäßig mit dem Stab ausgezeichnet werden, andere teils mit, teils ohne ihn erscheinen. So trägt *gome* immer den Stab (im Gawain 25 mal), *man* kommt sowohl mit als ohne ihn vor (im Gawain 41 : 33). Ähnlich verhält es sich mit *burne*, *renk, freke* und anderen gegenüber *kniȝt, lord.* Es stellt sich heraus, daß gerade derjenige Teil des Wortschatzes, welcher die mittelenglische alliterierende Dichtung auszeichnet und bei Chaucer und seiner Schule nicht erscheint, die erste Gruppe bildet. Diese Ausdrücke hatten offenbar einen besonderen Stimmungsgehalt, den die Dichter dadurch kräftig herauszuarbeiten suchen, daß sie sie immer nur an den gehobensten Stellen des Verses verwenden. Wenn sie Chaucer fehlen, so zeigt sich deutlich eine Verschiedenheit der Stilideale: er geht von der höfischen Umgangssprache aus, und nur durch eine gewisse Rhetorik und die Stilisierung durch den Vers hebt sich seine Sprache von der Alltagsrede der höfischen Kreise ab. Die Alliterationsdichtung dagegen trachtet sich möglichst stark von der Umgangssprache zu entfernen und schwelgt in Ausdrücken, welche nur noch der Dichtersprache angehören. Auf entsprechende Erscheinungen in der mittelhochdeutschen Literatur wird von Brink nachdrücklich hingewiesen.

Das sind schöne Ergebnisse, die namentlich in den ersten Abschnitten klar und überzeugend hervortreten. Im weiteren Verlauf, besonders im Kapitel von den Adjektiven, werden aber die Grenzen der Wortgruppen etwas weniger deutlich, und es stellt sich bei schärferer Nachprüfung heraus, daß Brink nicht alle in Betracht kommenden Umstände berücksichtigt hat. Seine Darstellung setzt im Grunde voraus, daß die Möglichkeit der Alliteration für jedes Wort innerhalb einer Gruppe die gleiche war. Das trifft in der Tat in Fällen wie *burne, renk, freke* gegenüber *kniȝt, lord* zu; denn die Häufigkeit der verschiedenen

hier auftretenden Anlautkonsonanten wird zwar nicht völlig gleich, aber auch nicht wesentlich verschieden gewesen sein. Wenn aber Brink S. 27 sagt, daß von den Ausdrücken für Gemütsbewegungen *cortaysy*, *couetyse*, *cowardyse* und andere »poetisch gehoben und starkstabend«, dagegen *craft* und *mizt* »schwachstabend« seien, so liegen die Verhältnisse hier anders. Der Vers des Gawain umfaßt in der Regel vier starktönige Wörter, von denen die ersten drei alliterieren, wie gleich in den Anfangszeilen zutage tritt:

Siþen þe sege & þe assaut watȝ sesed at Troye,
þe borȝ brittened & brent to brondeȝ & askeȝ,
þe tulk þat þe trammes of tresoun þer wroȝt,
Watȝ tried for his tricherie, þe trewest on erthe.

Wenn ein fünfter natürlicher Starkton vorkommt, so findet er sich fast immer in der Stellung wie hier im zweiten Vers, und fast immer ist es ein einsilbiges, selten ein zweisilbiges Wort, das zumeist auch an der Alliteration teilnimmt. Wie konnte nun der Dichter ein drei- oder viersilbiges Wort wie *cortaysy* unterbringen, ohne daß es an der Alliteration teilnahm? Wenn er nicht auf einen der üblichen Stäbe verzichtete, blieb nur der Schluß des Verses übrig; aber an dieser Stelle erlaubt der Versbau nur ein- oder zweisilbige Wortformen. Somit konnte er ohne Abweichung von dem Üblichen — wie sie sich wenigstens der Gawaindichter nur selten erlaubt — Formen wie *cortaysy* überhaupt nicht ohne Alliteration verwenden, und aus der Tatsache, daß es stets stabt, ist keineswegs der Schluß zu ziehen wie aus derselben Tatsache bei *burne* und anderen Einsilblern, die ohne weiteres am Schluß des Verses oder an der Stelle des oben berührten fünften starktonigen Wortes auftreten konnten. Das Gesagte gilt auch für *couetyse*, *cowardyse* (S. 27), *ȝederly* (31), *runischly* (32), *cumloker*, *-lokest*, *cortaysly* (36), *hardily* (38), *redyly* (39), *heterly* (45).

Bei den Adjektiven kommen außer den metrischen auch syntaktische Verhältnisse in Betracht. Sie erscheinen in diesen Dichtungen bei weitem überwiegend in attributivem Gebrauch, und zwar vor dem Substantiv stehend. In einer solchen Gruppe tragen nach einem schon altenglischen Brauche entweder beide Nomina oder das erste, also das Adjektiv, den Stab. Die typische Verwendung ist also die in V. 5:

Hit watȝ Ennias þe athel, & his highe kynde,

oder in V. 38:

With mony luflych lorde, ledeȝ of þe best,

oder auch in V. 8:

> Fro riche Romulus to Rome ricchis hym swyþe.

Bei der bei weitem vorwiegenden Verwendung kann also das attributive Adjektiv der Alliteration gar nicht entgehen, was immer seine Bedeutung sein mochte. Allerdings konnte es auch dem Substantiv nachgestellt werden und so in die letzte, nicht alliterierende Hebung kommen wie in V. 20:

> Ande quen þis Bretayn watȝ bigged bi þis burn rych,

(ähnlich 108, 163, 180, 243, 347, 360, 503, 623, 704, 713 usw.), und gelegentlich nahm es auch, wenn es als fünfter natürlicher Starkton auftritt (s. o.), an der Alliteration nicht teil wie in V. 9:

> With gret bobbaunce þat burȝe he biges vpon fyrst,

(ähnlich 64, 290, 427, 451). Diese Fälle sind also beweisend für »schwachstabende« Beschaffenheit; diejenigen, welche Brink als »starkstabend« erscheinen, sind es nur zum Teil aus stilistischen Gründen, zum Teil aber nur infolge des Zwanges des Verses. Erst eine genauere Untersuchung könnte zeigen, ob sich diese letztere Gruppe durch eine scharfe Scheidelinie abtrennen läßt. Sicher bloß aus inneren Gründen schwachstabend sind nach dem Material der ersten zwei Fitten: (am Schluß des Verses erscheinend:) *rych* 20, 243, 347, 360, *hende* 108, *clene* 163, *swete* 180 (?), *symple* 503, *noble* 623, *grene* 704, *strange* 713; (im ersten Halbvers erscheinend:) *gret* 9, *loude* 64, *fyrst* 290, *fayre* 427, *grene* 451.

Prädikative Adjektive konnten ebenso leicht in einer alliterierenden als in einer nicht alliterierenden Hebung untergebracht werden, wie V. 26 und 590 zeigen:

> Ay watȝ Arthur þe hendest, as I haf herd telle;
> When he watȝ hasped in armes, his harnays watȝ ryche.

An letzterer Stelle habe ich in den ersten zwei Fitten beobachtet: *þik* 138, *grete* 140, *ryche* 590, *noble* 675, 853, *eþe* 676.

Es gibt also eine gewisse Möglichkeit, Adjektive nichtstabend zu verwenden. Aber da Nachstellung des attributiven Adjektivs viel seltener als die gewöhnliche Wortfolge ist und ebenso, dem Stil dieser Dichtungen entsprechend, prädikativer Gebrauch viel seltener als attributiver, so können schwerlich alle Adjektive, deren Bedeutungsgehalt zur Verwendung als »schwachstabend« führen würde, tatsächlich als solche hervortreten: jedenfalls müßte nach diesen Gesichtspunkten das Material noch schärfer untersucht und das zweifellos Gesicherte von dem nicht zu Entscheidenden

getrennt werden. Die bedeutsamen Ergebnisse, zu denen die Beobachtungen Brinks führen, würden weitere Untersuchungen lohnen, die dem Zwang des Metrums und der Syntax nachzuspüren und die auf seine Rechnung zu setzenden Fälle auszuscheiden hätten.

Wien am 31. März 1922. Karl Luick.

R. E. Zachrisson, *Change of TS to CH, DS to DG and other instances of inner sound-substitution.* S.-A. aus Studier i Modern Språkvetenskap VIII. Uppsala 1921.

Der vorliegende Aufsatz ist nur ein Ausschnitt aus einer demnächst erscheinenden größeren Untersuchung *Inre ljudsubstitution*, deren Inhalt bereits im Bulletin of the Modern Humanities Research Association (März 1921) kurz angezeigt ist.

'Inner sound-substitution takes place when a simple sound or a sound-combination is replaced by another in the language itself (not at the moment a word is introduced into the language), the result being that the phonetic structure of the words thus changed is brought into conformity with the rest of the vocabulary.'

Dabei sind allgemein durchgehende und sporadische Erscheinungen dieser Art zu scheiden; letztere finden sich vorwiegend in der Vulgärsprache. Als Beispiele solcher sporadischen inneren Lautsubstitution werden die Wandlungen [*ts*] > [*tʃ*] und [*dz*] < [*dʒ*] behandelt. Die in Frage kommenden Fälle im gewöhnlichen ne. Wortschatz wie *chequeen, sketch, etch* < *etsen*, dial. *mutch* (*mutchkin*), amer. *hutchels; sledge*, dial. (Yks.) *nadge* < *adze* < me. *adese* sind bereits von Ritter Arch. 119_{182} fast sämtlich zusammengestellt. Ob ne. dial. *chanch* [*tʃantʃ*] n. Lin. Lei. (Wright EDG § 329) hierhin gehört, ist fraglich, da sich hierin eine dial. verschiedene Form des Afrz. spiegeln könnte, vgl. *pinch-pincers* u. ä.; noch wahrscheinlicher ist progressive Assimilation. Besonders zahlreich sind die Belege in Ortsnamen, deren Erörterung den Hauptinhalt ausmacht. Wenn Z. zum Schluß die Bedeutung der Ortsnamen für die Sprachgeschichte unterstreicht, so muß andrerseits immer wieder mit allem Nachdruck betont werden, daß auch die Ausbeutung der me. und frühne. Überlieferung noch reiche Aufgaben bietet.

Elberfeld. H. M. Flasdieck.

William Grant (Lecturer on Phonetics in Aberdeen Training Centre) and James Main Dixon (Professor of Comparative Literature in the University of Southern California), *Manual of Modern Scots.* Cambridge, University Press, 1921. Gr. 8°. XXII + 500 SS. Preis 20/- net.

Der Plan dieses Buches stammt von Dixon. Er wünschte für Vorlesungen über schottische Literatur ein Buch, auf das man bei Besprechung sprachlicher Erscheinungen verweisen könne, und das es ermögliche, die schottischen Texte mit schottischer Aussprache zu lesen. In die Ausführung des Plans teilte er sich mit W. Grant, der für die sprachliche Seite der Aufgabe gut vorbereitet war als Verfasser eines wertvollen Buches über *The Pronunciation of English in Scotland* (Cambridge, University Press, 1913, Kl. 8°, 207 SS.), in dem er sich als tüchtiger Phonetiker erweist, und als 'Convener' des schon vor dem Kriege begründeten 'Scottish Dialects Committee'. Die beiden Verfasser bieten ein neuschottisches Seitenstück zu Gregory Smith, *Specimens of Middle Scots*, Edinburgh, Blackwood, 1902.

Der erste Teil behandelt die Phonetik. Die Laute des 'Standard Scottish' werden klar und sachkundig beschrieben, und gelegentlich werden auch wichtige örtliche Eigentümlichkeiten besprochen. Die schottischen Formen werden mit den hochenglischen verglichen; dagegen wird darauf verzichtet, die schottische Lautgebung auf eine sprachgeschichtliche Grundlage zu stellen.

Die meisten schottischen Schriftsteller haben nicht die Wiedergabe einer bestimmten örtlichen Mundart angestrebt, da sie in ganz Schottland verstanden werden wollen. Es hat sich so eine Art schottischer Literatursprache herausgebildet. Stevenson hat sich über sein Schottisch so geäußert: "I simply wrote my Scots as I was able, not caring if it hailed from Lauderdale or Angus, Mearns or Galloway; if I had ever heard a good word, I used it without shame, and when Scots was lacking or the rhyme jibbed I was glad, like my betters, to fall back on English" (S. XX). Es wäre lehrreich, die schottische Literatursprache, die schottische Gemeinsprache, die von den Schotten mit Vorliebe als "Scottish Language" bezeichnet wird, genauer zu untersuchen, sie zu vergleichen mit der Mundart der engeren Heimat der einzelnen schottischen Schriftsteller und festzustellen, welche Aussprachevarianten und welche Wörter sie in ihren schriftlichen Darbietungen anwenden und welche sie meiden.

Eine solche Untersuchung wäre von grundsätzlicher Bedeutung, da sie Licht werfen könnte auf die schwierige Frage nach der Herausbildung einer Schriftsprache in der älteren Zeit.

Während die meisten schottischen Schriftsteller 'Standard Scottish' schreiben, verwenden einige wenigstens einzelne örtliche Eigentümlichkeiten. Zu ihnen gehört George Macdonald († 1905). Seine Geschichte *Alec Forbes of Howglen* spielt in West-Aberdeenshire; dort spricht man *fā* 'who', *fan* 'when', *fē* 'from', aber der Autor gebraucht die üblichen Formen des Standard Scottish *who, whan, frae*; nur in Einzelheiten schimmert örtliche Mundart durch (S. 303). Auch Charles Murray zeigt in dem Gedicht *The Whistle* nur wenige Eigentümlichkeiten der Mundart von Aberdeenshire, während andere Gedichte mehr solche Züge aufweisen (S. 319: *reet* 'root', *beet* 'boot', *fleer* 'floor' mit mschott. *ǭ* > *ī*). J. B. Sandy hat in seine Geschichten aus Forfarshire, die im allgemeinen die Sprache des mittleren Schottland aufweisen, doch manche örtliche Form aufgenommen (S. 356). Eine dritte Gruppe von schottischen Schriftstellern schließlich schreibt die Mundart bestimmter Gegenden. Zu ihnen gehören: William Alexander († 1894), der ein ausgeprägtes Nordostschottisch schreibt (S. 322: *deen* 'done', *meen* 'moon', *wyte* 'wait', *gryte* 'great', *fan* 'when', *fae* 'from' = frae)[1]); J. J. Bell, der in *Wee Macgreegor* die Mundart von Glasgow wiedergibt (S. 376); R. de Bruce Trotter, der die Mundart von Galloway schreibt (S. 392).

Der zweite Teil, die Grammatik, behandelt in der üblichen Einteilung nach den Redeteilen die wichtigsten Eigentümlichkeiten des schottischen Formenbaues. Bei der Behandlung der Adverbien und Konjunktionen erfahren wir auch mancherlei über ihren Gebrauch; auch sonst sind Beobachtungen über Wortgebrauch und über syntaktische Erscheinungen eingeflochten. Auch ein Abschnitt über Wortbildung fehlt nicht. Zahlreiche Beispiele aus der schottischen Literatur werden gegeben. Auch

---

[1]) W. Alexander ist ein modernes Seitenstück zu den berüchtigten mittelalterlichen Grenzdichtern. Er schreibt *aleen* (alone), *neen* (none), aber *ane* (one), *bane* (bone), *stane* (stone). Die Verfasser deuten zwei Erklärungsmöglichkeiten an: der Dichter ist an der Grenze zweier Mundartgebiete zu Hause und schließt sich bald an das eine, bald an das andere Gebiet an; oder: die Formen vom Typus *ane*, die nicht der örtlichen Mundart entsprechen, sind dem Einfluß der schottischen Literatursprache zuzuschreiben.

dieser Abschnitt ist rein beschreibend; nur vereinzelt begegnen sprachgeschichtliche Andeutungen.

Der phonetische und der grammatische Teil sind für jeden, der sich mit schottischer Literatur beschäftigt, von Wert. Sie wären aber ohne Zweifel noch wertvoller geworden, wenn die Verfasser sich dazu hätten entschließen können, die sprachlichen Erscheinungen, wenigstens in gewissen Grenzen, auf geschichtlicher Grundlage zu betrachten. Vorarbeiten dazu bieten außer der bekannten Arbeit des Begründers des Oxforder Wörterbuchs über *The Dialect of the Southern Counties of Scotland* (Transactions of the Philological Society of London, 1873) zwei deutsche Untersuchungen: Heinrich Mutschmann, *A Phonology of the North-Eastern Scotch Dialect on an Historical Basis,* Bonn, P. Hanstein, 1909 (Bonner Studien zur englischen Philologie, hrsg. von K. D. Bülbring, Heft 1) und Otto Steiger, *Die Verwendung des schottischen Dialekts in Walter Scotts Romanen,* Diss. Gießen 1913. Gerade diese letztere Arbeit hätte den Verfassern wohl manchen Dienst leisten können, da sie sich mit ihrem eigentlichen Thema, der schottischen Literatursprache, befaßt[1]).

Zu dem sprachlichen Teil des Buches seien einige sprachgeschichtliche Bemerkungen gestattet.

Die Erklärung dafür, daß die Orkney- und Shetland-Inseln *þ* durch *t* ersetzen (S. 9), bietet die Tatsache (S. 398), daß diese Inseln von Skandinavien an Schottland gefallen sind, und daß das Skandinavische dort erst nach und nach durch das Schottische verdrängt worden ist; dabei ist schottisches *th* durch *t* ersetzt worden, da dem Skandinavischen das *th* fremd war (Lautsubstitution).

paitrick (S. 13) ist das ins Schottische übersetzte engl. *pertrich.* Engl. *tš* wurde durch schott. *k* ersetzt, da sonst vielfach dem engl. *tš* ein schott. *k* entspricht. Vgl. Ne. Gr. § 219, Anm. 2. Das erste *r* ist infolge von totaler Dissimilation geschwunden.

drucken 'drunken' (S. 16) ist skandinavisch.

fē für *frē* = *frae* (an. *frā*) 'from' (S. 20) ist sehr auffallend. Es scheint, daß das Wort an Umfang verloren hat, weil es bedeutungsarm ist.

Die vereinzelten *f* für *þ* im Schottischen (S. 21) scheinen die

[1]) Im Literaturverzeichnis S. 197f. vermißt man das rein beschreibend angelegte Buch von James Wilson, *Lowland Scotch* 1915, das jedoch gelegentlich benutzt worden ist (S. 24). Vgl. dazu Anglia-Beiblatt 31, 276.

letzten Reste eines Lautwandels zu sein, der früher einmal weiter verbreitet war. Wenn sich gerade *Fursday* so zäh gehalten hat, so wird *Friday* mitgewirkt haben. Das Gegenstück ist *þrę* für *frae* 'from' (S. 22).

Der Übergang von *χt* zu *þ* *(might = miþ)* hätte ein Wort der Erklärung verdient (S. 22). Es ist hier eine Vermischung der Artikulation des *χ* und des *t* eingetreten: aus dem velaren Reibelaut *χ* und dem dentalen Verschlußlaut *t* hat sich der dentale Reibelaut *þ* gebildet. Ähnliche Fälle siehe in meinem Buch 'Sprachkörper und Sprachfunktion' S. 66. Bei *doþər* 'daughter' könnte man versucht sein, an Einfluß von *mother, father, brother* zu denken (IF. Anz. 15, 275). Aber dagegen spricht, daß *daughter* *þ* hat, während die anderen Verwandtschaftsnamen *đ* und *d* haben.

wəis 'wise' mit stimmlosem *s* ist beachtenswert (S. 24). Der Reim *wise : advice* in Burns' Tom o' Shanter V. 17 weist auch auf stimmloses *s*. Schott. *wəis* ist die regelrechte Weiterentwicklung des ae. *wīs*, während engl. *waiz* auf die flektierten Formen zurückgeht. Vgl. ne. *small*, schott. *sma'* gegenüber dem Eigennamen *Smail* und dem schott. Ortsnamen *Smailholm* (S. 45).

mizər, mezər 'measure' (S. 25) stellt die natürliche Weiterentwicklung des älteren *mésūre* dar mit dem Hauptton auf der ersten Silbe und Abschwächung der Nachtonsilben. Das hochenglische *mežə* beruht auf der Schriftaussprache *mezūr, meziur*. Vgl. schott. *ventə* 'venture', hochengl. *ventšə*. Mit Luicks Ansicht über die Betonung der frz. Lehnwörter im Me. stimme ich vollständig überein (GRM 9, 14).

wil 'well' (S. 41) geht auf altes *wēl* zurück.

Über die Entwicklung des *ō̈* aus mschott. *ǭ* werden beachtenswerte Mitteilungen gemacht (S. 46). *ō̈* hielt sich im Auslaut, vor stimmhaften Reibelauten und *r*; in anderen Stellungen wurde es zu *ü* gehoben und gekürzt. In manchen Gegenden des mittleren Schottland sind *ō̈* und *ü* entrundet worden zu *e* und *i*: daher *šē* 'shoe', *jēz* 'use' Verb, *pēr* 'poor', aber *šin* 'shoon' Plur., *jiz* 'use' Subst., *frit* 'fruit'. "In some districts this unrounding is so recent that middle-aged people remember the difference between their own sound and that of the older generation." Es ist jedoch zweifelhaft, ob es sich bei dieser Entrundung um einen eigentlichen Lautwandel handelt. Wahrscheinlich sind die Wörter mit entrundetem Laut aus Gegenden, wo sie heimisch waren, ein-

gedrungen. In Ayrshire ist nach der Umschrift S. 253 ff. *ō, ū* im allgemeinen bewahrt; aber es heißt 43/44 *brither : thegither (briðər : ðəgiðər)*, 187/188 *anither : thegither (əniðər : ðəgiðər)*, und 220 wird im Versinnern *mother* mit *miðər* umschrieben. Daß Verwandtschaftsnamen wandern, kann man auch in deutschen Mundarten beobachten.

In *April* ist die alte Betonung bewahrt: *əprəil,* ebenso in *novɛl* (S. 62), dagegen ist in *pólice* die germanische Betónung durchgeführt worden.

Zu *I would rather (have) paid* mit unterdrücktem *have* (S. 64) vgl. Sprachfunktion S. 48 und Nachtrag.

W. Scott hat für *breeken* 'breeches' (S. 79) den doppelten Plural *breekens,* vgl. Steiger S. 58 f.

Die betonte Form *hus* für *us* (S. 96) erklärt sich durch einen Hinweis auf *hit,* das in der Emphase das ursprüngliche *h-* bewahrt hat (S. 98), neben schwachtonigem *it.*

Die kontrahierten Formen *fraat, frithát* (S. 156) für *for a' that* = 'yet', 'nevertheless' erklären sich daraus, daß die ganze Wortgruppe eine einheitliche Bedeutung, die Bedeutung eines Adverbiums angenommen hat. Solche gekürzte Adverbien sind auch sonst anzutreffen. Der Abschwächung der Bedeutung folgte die Abschwächung der Form nach: *for + a' + 'at = frāt, for + a' + thát = frithát.*

Im dritten Teil, dem schottischen Lesebuch, wird uns schottische Prosa und Poesie geboten in reicher Auswahl. Den Texten in der überlieferten literarischen Form ist jedesmal eine phonetische Umschrift zur Seite gestellt. Diese Umschriften sind besonders willkommen. Sie erleichtern auf angenehme Weise dem Nichtschotten das Einlesen in die schottische Literatur. Besonders für das Studium des Robert Burns ist diese Hilfe wertvoll. Seither waren wir auf die Umschrift des *Tam o' Shanter* bei A. J. Ellis, *On Early English Pronunciation* V 732 ff. angewiesen.

Die Umschriften bei Grant-Dixon geben das Standard Scottish wieder. Einige werden als "Standard Scottish with local color" bezeichnet. Andere wiederum stellen die Mundart bestimmter Gegenden dar (sub-dialects, S. V).

Von Prosatexten werden vor allem Dialektstücke aus Walter Scotts Romanen geboten, aus *The Heart of Midlothian* und *Rob Roy,* ferner Stücke von John Galt (aus Ayrshire) 1779—1839:

The Entail, von Susan Ferrier 1782—1854, von David M. Moir 1798—1851; auch neuere schottische Schriftsteller sind vertreten: George Macdonald 1824—1905, William Alexander 1826—1894, Jan Maclaren 1850—1907, J. B. Salmond, J. J. Bell, Trotter (s. oben). Nach Proben aus R. L. Stevenson und J. M. Barrie, deren Schriften die grammatische Darstellung viele Beispiele entnimmt, wird mancher Leser vergeblich suchen.

Im poetischen Teil ist Robert Burns, der schottische Volksdichter, natürlich reichlich vertreten; außer einer Reihe von Liedern und kleineren Gedichten finden wir den *Tam o' Shanter* und ein Stück von *The Cotter's Saturday Night*. Die beiden schottischen Dichter, die Burns als seine Anreger so warm anerkannt hat, Allan Ramsay und Robert Fergusson, sind mit Proben vertreten. Von alten Balladen sei die berühmte Ballade Sir Patrick Spens besonders genannt. Von schottischen Dichtern neben und nach Burns erhalten wir Proben mit phonetischer Umschrift von John Skinner, Jean Elliot, Lady Anne Barnard, Lady Nairne, James Hogg, bekannt als der Ettrick-Schäfer, Robert Tannahill, William Glen, James Ballantine. Von neueren Dichtern seien genannt: Lady John Scott 1810—1900; der 'Surfaceman' Alexander Anderson 1845—1909, er war Streckenarbeiter bei der Eisenbahn (*surfaceman*, NED.: 'on a railway, a workman who keeps the permanent way in repair'), er las in seinen Musestunden eifrig und lernte fremde Sprachen, er wurde später Bibliothekar; als Dichter war er vor allem Sänger der Eisenbahn und des Kinderlebens; von ihm ist ein schottisches Gedicht abgedruckt, allerdings eines seiner schönsten und volkstümlichsten: *Cuddle doon*; J. Logie Robertson; Junda (J. S. Angus) mit einem Gedicht in dem eigenartigen Dialekt der Shetland-Inseln; schließlich Charles Murray, in dessen Gedichten die heimische Mundart von Aberdeenshire mehr oder weniger stark durchklingt.

Die Burnsschen Gedichte sind wie die meisten anderen im Standard Scottish wiedergegeben. Nur der *Tam o' Shanter* ist in die Mundart von Ayrshire, der Heimat des Dichters, umschrieben. Ein Hinweis auf Ellis' Umschrift sollte nicht fehlen, schon deshalb nicht, weil Ellis mancherlei Bemerkungen über die Sprache bietet. Die phonetische Umschrift bei Grant-Dixon weicht in einigen Punkten von der bei Ellis ab. Besonders fällt auf, daß G.-D. mehrfach genaue Reime bieten, wo die Mundart von Ayrshire nach E. ungenaue Reime ergibt. Vgl. z. B.: V. 35/36 E. *ad-*

vtisvz : despáizvz, G.-D. *ədvəisəz : dispəizəz; ai* in *despise* entspricht der Mundart, die altes ī im allgemeinen auf der Stufe *əi* festhält, aber im Auslaut, vor stimmhaften Reibelauten und *r* zu *ai* verschiebt. Im Versinnern heißt es auch bei G.-D. 82 *dispáizən*. — V. 25/26 E. *šū on* (shoe on) : *fū on* (fou 'full' on), G.-D. *šū on : fū on; šū* entspricht der Mundart. — V. 149/150 E. *wark* (wark) : *sērk* (sark), G.-D. *wark : sark*, V. 189/190 E. *kvtisērk* (Cutty-sark) : *dārk* (dark), G.-D. *kvtisark : dark;* im Versinnern haben G.-D. 176 *serk*. — V. 179/178 E. *ritšiz* (riches) : *wvtšiz* (witches), G.-D. *rįtšəz : wįtšəz*, 183/184 *biwvtšt : enritšt*, G.-D. *biwįtšt : įnrįtšt*; im Versinnern 115, 199 G.-D. *wvtšəz*.

Nebenbei bemerkt: es ist recht unbequem für den Benutzer, daß die Verfasser in ihrem Lesebuch keine Zeilenzählung durchgeführt haben.

Die Anordnung des Lesebuchs ist nicht gerade glücklich. Die Verfasser teilen ihr Buch in vier Teile: I. Phonetics, II. Grammar, III. Reader: Prose and Verse, IV. Reader: Ballads and Songs. Das Lesebuch stellt einen Hauptabschnitt dar, dem ein anderer Hauptabschnitt über die Sprache gegenübersteht. Diese beiden Hauptabschnitte hätten dann weiter gegliedert werden müssen. Die Balladen und Lieder gehören in den Abschnitt 'Verse' und nicht selbständig neben ihn. Für die Aufeinanderfolge der Autoren, von denen Proben gegeben werden, wäre am besten die Chronologie maßgebend gewesen. So wäre es vermieden worden, daß man die Gedichte von Burns an den verschiedensten Stellen des Buches suchen muß.

Bedauerlich ist es auch, daß es ganz an Angaben über die literarischen Erscheinungen fehlt. Wir erhalten weder einen Überblick über die schottische Literatur noch Mitteilungen über die einzelnen Dichter, aus deren Werken uns Proben geboten werden. Nicht einmal Verweise auf Bücher über schottische Literaturgeschichte werden gegeben. Die Benutzer des Buches seien deshalb aufmerksam gemacht auf die schottische Literaturgeschichte von T. H. Henderson, dem Mitherausgeber der trefflichen großen Burns-Ausgabe: *Scottish Vernacular Literature, a succinct Survey*, Edinburgh, John Grant, 1910; die neuere Literatur ist hier allerdings sehr knapp dargestellt. Recht wertvolle Auskunft bieten zwei Lokalliteraturgeschichten: John Macintosh, *The Poets of Ayrshire* (mit Proben), Dumfries, Thos. Hunter & Co. [1910];

Frank Miller, *The Poets of Dumfriesshire*, Glasgow, J. Maclehose and Sons, 1910.

Ich habe dem Buch gegenüber mancherlei Wünsche geäußert. Ich möchte jedoch dadurch nicht den Eindruck erwecken, als ob das Buch nicht wertvoll wäre. Gerade, weil der Plan der beiden Verfasser vortrefflich ist, habe ich meine Wünsche ausgesprochen für eine zweite Auflage, die dem nützlichen Buch hoffentlich bald beschieden sein wird. Der Zugang zum Studium des Schottischen und der prächtigen schottischen Literatur ist durch dieses Buch sehr erleichtert.

Gießen. Wilhelm Horn.

LITERATUR.

An Anglo-Saxon Reader, edited with Notes and Glossary by Alfred J. Wyatt. Cambridge, at the University Press, 1919. 12/6.

The editor of the Old English Riddles has composed an excellent Anglo-Saxon Reader. His collaborator was killed in the war, and nearly all the work was left for Mr. Wyatt to do, although a general plan had been outlined. The scheme included new material, a greater variety of contents, the exclusion of everything that was not intrinsically interesting, the representation of as many sides as possible of the life of (our) Anglo-Saxon forefathers. In a long and interesting preface the history and plan of the book is given, with many valuable hints to the learner.

The material is divided into three sections: I Early West-Saxon Prose (Chronicle, Orosius, Cura Pastoralis); II Later Prose (Apollonius, Ælfric's Colloquy, Solomon and Saturn[1]), Bede, Boethius, Gregory's Dialogues, Chronicle, Ælfric's Homilies, Sermo Lupi, Harrowing of Hell, Laws, Benedictine Rule, Charters, Leechdoms, Preface to Alfred's Blooms); III Poetry (Charms, Riddles, Gnomic Verses, Deor, Husband's Message, Wanderer, Waldere, Beowulf, Judith, Dream of the Rood, Phoenix, Juliana, St Guthlac, Later Genesis, Brunnanburh, Maldon, Solomon and Saturn).

Undoubtedly there is great variety here; and many a lecturer will hail the opportunity of giving a few years' rest to Kluge and Sweet. But, though we rejoice to find Charters and Leech-

---

[1]) Including 'Apothegms' for reasons explained in a note on p. 221.

doms, Laws and the Benedictine Rule, we regret to note the absence of a dialect section: Kentish, Mercian or Northumbrian texts have not found a place in this book, which is, to all intents and purposes, a West-Saxon Reader. This omission of dialectal texts is not accounted for. No doubt extension would make the price prohibitive.

The treatment of the texts is, fortunately, conservative. The Preface says on this point: "In the matter of variant readings, universal agreement is not possible, and even the youngest editor is not quite infallible. My general rule has been not to depart from the readings of the MSS. when they make sense. — The question, in what cases was the MS. reading to be emended, was a difficult one; and I may have to fall back on Emerson's dictum, that 'a foolish consistency is the hobgoblin of little minds'. Ungrammatical forms have been rejected. But all rejected readings are given at the foot of the page; they should not be overlooked; when preferred, they can be restored to the text."

The excellent Notes are very full and elucidating. Although the annotator has "for one thing barely set foot in the domains of the grammarian and the philologist," his remarks are to the point and helpful whenever he has set foot there. Each set of notes gives detailed information concerning the MS. and the editions; if necessary, a few remarks about the language of the extract; ample historical and literary details; clear elucidations of obscure passages. The Glossary is very full and reliable. The glossator conceived two things to be illegitimate: to lumber the glossary with all kinds of grammatical forms that ought to be already known, such as personal pronouns and parts of verbs; and to appropriate to every passage in which a particular word occurs the special sense which that passage requires." An innovation is the printing of phrases in which oneness of notion is conveyed as one word, e. g. *āđerođđe*, *nalæsđætānđæt*. The treatment of words beginning with *ge-* is very sensible. The paper, print and exterior of the book are excellent.

I have used the book in my Anglo-Saxon classes for over a year now, and find it a very useful, reliable and satisfactory reader. The variety of texts makes its use a pleasure. Still there remains the difficulty of the absence of dialect texts, for in these expensive times one can hardly expect one's students to buy two Old English readers. As regards some of the texts, for example

Alfred's Bede, I regret the absence of the entire corresponding Latin original. Constant reference to the Latin text is an absolute necessity and the quotation of some of the more difficult passages, though helpful, is not efficacious. It would save the reader a good deal of trouble if Mr. Wyatt could resolve to give Chapter and Verse of each piece of prose in the second edition. Take the case of the Benedictine Rule; one has to run through an index in order to find out the page in Schröer's edition or the corresponding passage in Logeman's *Rule of St Benet.* Similarly in the case of Bede there is no reference to chapter, line or page in Miller or Schipper. The number of variants is very unequal; for philological purposes I could wish them to be more numerous. Sometimes one regrets to notice the absence of a note on the dialect of the extract. A few remarks would not be superfluous, to take only one instance, in the case of Gregory's Dialogues.

In one respect the Notes are disappointing: they afford the learner no assistance whatever in metrical difficulties. The Preface is silent on this omission.

The Glossary has already been praised by me. Perhaps it will be regretted by some that, unlike Professor Bright, Mr. Wyatt does not give connected words.

In conclusion I give a few remarks made while using the book in class.

Occasionally there is some disparity in the length of the vowels. *Gelīđian*, for example, has ī on p. 65, l. 6, but *i* on p. 229 and in the glossary. *Būr* and *bur* occur in the same passage (p. 200). — In a case like the following full references or quotations are preferable: p. 201, l. 18, *gebǣrum*, bearing, but here 'cries', a common meaning in ME., e. g. in Layamon and *The Owl and the Nightingale.* — On p. 258, I am glad to see Prof. Wyatt, stands up for 'gnats' as the only possible solution of Riddle LVII, and discards Tupper's swallows. He does not mention the equally impossible and even more absurd 'swifts'. — In the note on *ealde*, p. 280, 47, a reference to Sievers, § 393, A 3 would have been useful.

Amsterdam. A. E. H. Swaen.

Rudolf Großmann, *Spanien und das elisabethanische Drama.* (Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde der Univ. Hamburg. Bd. 4 = Reihe B, Bd. 3.) Hamburg 1920. 138 SS. Gr.-8°.

Eine fleißige und gediegene, nur mitunter in der Darstellung allzu breite Arbeit, die zugleich eine Leipziger Dissertation ist. Der Verfasser tritt damit vor die Öffentlichkeit als Vertreter zweier verschiedener Wissensgebiete, deren Vereinigung in einer Person selten ist. Er ist offenbar ein guter Kenner der spanischen Sprache und Literatur und verwertet nun diese seine Kenntnisse zur Erforschung der bedeutenden spanischen Einflüsse innerhalb des englischen Renaissancedramas. Wie groß diese Einflüsse sind, und wie gründlich unser Verfasser zu Werke gegangen ist, ergibt sich schon daraus, daß er 285 einschlägige Dramen in den Kreis seiner Untersuchung gezogen hat.

Großmann gelangt zwar nicht zu wesentlich neuen, die bisherige Forschung in wichtigen Punkten umstoßenden oder wenigstens berichtigenden Ergebnissen, aber er bietet doch dadurch, daß seine Untersuchung nach der spanischen Seite seines Themas hin erschöpfend zu sein scheint, ein sorgfältig und in den Einzelheiten gleichmäßig ausgeführtes Gemälde, während die bisherigen Vorarbeiten nur höchstens Skizzen zu einem solchen Gemälde darstellen.

Der Verfasser geht vom Spanischen aus: er zeigt in vier Abschnitten, wie sich die politischen, die literarischen, die kulturellen und die sprachlichen Verhältnisse Spaniens im englischen Drama widerspiegeln. Dies Verfahren hat den Vorteil, daß die in zahllosen Einzelheiten hervortretenden spanischen Einflüsse auf dies Drama nach einheitlichen Gesichtspunkten wohlgeordnet vor uns erscheinen; es fehlt aber das diesem klar gezeichneten spanischen Bilde entsprechende englische Gegenbild. Der Verfasser hätte auch hier eine zusammenfassendere Art der Darstellung versuchen sollen. Es wäre z. B. wünschenswert gewesen, darzulegen, daß die spanischen Einflüsse in den einzelnen englischen Dramengattungen und auch bei den einzelnen englischen Dichtern verschieden stark gewesen sind. Bei den Nachfolgern Shakespeares treten diese Einflüsse besonders im romantischen Lustspiel oder in der romantischen Tragikomödie hervor, während das entsprechende Trauerspiel ihnen weniger unterliegt. John Fletcher war den Einwirkungen der Spanier besonders zugänglich, andere

Dramatiker, wie z. B. Chapman, weniger. Es ist bedauerlich und ein nicht unerheblicher Mangel der Arbeit, daß Gr. auf derartige Fragen gar nicht eingegangen ist. Leider fehlt auch ein nach den einzelnen Dichtern und deren Dramen geordnetes Sachregister, das jenen Mangel einigermaßen ausgeglichen hätte; der Verfasser bietet nur ein alphabetisches Verzeichnis der von ihm herangezogenen Dramen, noch dazu ohne Hinweis auf die Stellen seines Buches, wo die betreffenden Dramen behandelt werden.

Im einzelnen habe ich zu den Ausführungen Großmanns noch folgendes zu bemerken:

Zu S. 14 (vgl. auch S. 9 unter *Stukl.*): Das Drama *Life and Death of Captain Thomas Stukeley* hätte Verfasser in Vol. 1 von Rich. Simpsons *School of Shakespeare* finden können. — S. 20: Der in *The Custom of the Country* erwähnte Haß der Portugiesen gegen die Spanier braucht ersteren durchaus nicht von dem betreffenden Dichter (Fletcher) untergelegt worden zu sein, sondern beruht viel eher auf dem damals tatsächlich zwischen beiden Völkern bestehenden Verhältnis. — S. 24: Daß die Spanier im englischen Drama jener Zeit parteiischer behandelt worden seien als etwa die Franzosen oder andere Ausländer, erlaube ich mir unter Hinweis auf die in meinem Buche über die *Ausländertypen* geschilderten einschlägigen Verhältnisse zu bezweifeln. — S. 48: Ich habe in *Ausländertypen* von Armado nicht gesagt, er habe nichts, sondern nur, er habe nur wenig Spanisches an sich außer seinem Euphuismus. — S. 101: Roderigo Lópcz war meines Wissens kein spanischer, sondern ein portugiesischer Jude. — S. 107: Gr. bestreitet meine sich auf die italienische Herkunft der englischen Fachausdrücke des Fechtwesens stützende Behauptung, die Italiener seien in der Fechtkunst die Lehrmeister der Engländer gewesen. Seine eigenen Darlegungen sind aber durchaus keine Widerlegung, sondern höchstens eine Ergänzung zu jener Behauptung: Gr. weist nur nach, daß neben den Italienern auch die Spanier für das englische Fechtwesen maßgebend gewesen sind. — S. 133. Zu den Stücken, in die spanische Sätze oder Redewendungen eingestreut sind, gehört auch das von Gr. nicht erwähnte *The Humorous Courtier* von James Shirley.

Freiburg i. Br., Oktober 1921. Eduard Eckhardt.

Irmgard von Ingersleben, *Das Elisabethanische Ideal der Ehefrau bei Overbury (1613).* (Neue anglistische Arbeiten, hrsg. von L. L. Schücking und M. Deutschbein, Nr. 5.) Cöthen 1921. 108 SS. Mk. 15,—.

Auf sehr breiter und verständnisvoll tiefer Belesenheit aufbauend, entwirft Verf. zunächst ein klares Persönlichkeitsbild Overburys aus seiner nach besten Quellen bearbeiteten Biographie und aus seinen für sein Leben bezeichnenden Schriften, geht sodann den "Characters" und den zwei Prosaschriften über die Frauen in historisch-genetischer und analytischer Methode nach und verlegt den Schwerpunkt ihrer Untersuchung mit vollem Recht auf die Behandlung der Vorgänger Overburys für das Gedicht "A Wife" (Plutarch, Seneca, Agrippa v. Nettesheim, Vives, Erasmus, Morus und englische Vorläufer), dessen Form und mutmaßliche Entstehungsgeschichte und eine fast versgenaue »Inhaltsdarstellung«, die in einer naturgemäß gelegentlich wiederholenden »Zusammenfassung der Hauptpunkte« vertieft wird. Als wahre Ehe betrachtet Overbury innige Gemeinschaft mit Verzicht auf alles nur Körperliche, Äußerliche, Undurchgeistigte. Schönheit, Adel, Reichtum lehnt er deshalb als primitive Heiratsgründe ab. Hauptforderung bleibt ihm der gute innerlich fromme Geist, von dem aus erst alles sonst Wünschenswerte an der Frau Bedeutung gewinnt. Ihre vollständige Anpassung an den Gatten ist die Krone ihrer Liebe. Overbury hat hier selbständig und kritisch Renaissanceideen auf seine Zeit angewendet, und Verf. verdient vollste Anerkennung für die scharfe und umfangreiche Gegenüberstellung seiner Idealforderungen gegen die vielfach verstreuten Äußerungen zur Ehefrauenfrage in der zeitgenössischen englischen Dichtung. Anthologien, Shakespeare und Prosaschriften bedeutsamer Art sind da herangezogen und redlich durchleuchtet. Ihre Auswahl ist besonnen und ausreichend (Powell's "Tom of all Trades" und andere Knigge-Büchlein hätten vielleicht zur Kontrastierung einer nicht unbedeutenden Oberflächlichkeitsliteratur zum systematischen oder poetischen Standpunkt noch berücksichtigt werden dürfen). Der Vergleich lehrt, wie I. es formuliert, für Overburys Gedicht: »Es gibt in theoretischer Form das Ergebnis der moralischen Bestrebungen und Ansichten in den Köpfen der Besten, ohne doch sich wesentlich über seine Zeit zu erheben, wie es Shakespeare gelegentlich tut.« Zu den Hinweisen auf das Sonettieren (S. 14) wäre der ganze Formelapparat, auch bezüglich der Frau als Ge-

liebten, aus dieser Kunst mitzuuntersuchen gewesen. Das Antithetische hat O. sicher ebensosehr dem Owenus wie etwa dem »Euphues« zu danken; die Ablehnung der gelehrten Frau muß in Parallele gestellt werden zur Minderwertigkeit lediglich gelehrter Bildung auch des Gentlemans nach der Renaissanceauffassung italienischer und englischer Autoren und gewinnt an Bedeutung durch die stille, aber doch starke Opposition gegen den Pembroke-Kreis, wie gerade auch in diesem Punkte die Tendenz des Werkes unter der mit ihrer Gelehrsamkeit so gern prunkenden K. Elisabeth noch nicht recht denkbar gewesen wäre. (Das Ideal zeigt übrigens auch sonst viele Züge des jakobitischen Zeitalters.) Die vortreffliche Materialsammlung und höchst förderliche Kulturuntersuchung zeigt beste Methodik zu guten Ende; nur einmal zitiert I. Plutarchs 'Praecepta Connubialia' in deutscher Übersetzung aus dem Jahre 1593 (!).

Graz. Albert Eichler.

Louise Pound, *Poetic Origins and the Ballad.* The Macmillan Co., New York, 1921. X + 247 pp.

Old English Ballads, 1553—1625: Chiefly from Manuscripts. Edited by Hyder E. Rollins. Cambridge University Press, 1920. XXXI + 423 pp.

In recent years no other book on the theory of poetry seems to have aroused such widespread interest in America as has Professor Pound's *Poetic Origins and the Ballad.* Reviews and notices of the book, in England as well as in America, have in most cases hailed it as a convincing analysis of many of the problems of poetic origins and especially of the peculiar features of the English and Scottish popular ballads.

Most of the material in the book has appeared from time to time during the past decade in separate articles; but now that it is brought together, revised, and organized more closely, its real importance becomes fully evident.

Although Professor Pound very modestly qualifies many of her best-established conclusions, and apologizes for the polemical tone of the book, her thesis is one which necessitates controversial treatment; and indeed, for a student of the problems involved, a comparison of her work and that of Professor F. B. Gummere on *The Beginnings of Poetry* is almost inescapable. Not only are the views of Professor Gummere cited explicitly on twenty-

nine pages of Professor Pound's book, but they are also under consideration throughout the major part of five of her six chapters. To consider *Poetic Origins and the Ballad* with care, we must begin with a review of the earlier work.

I shall forego special reference to Professor Gummere's numerous separate articles, as well as his other books on the same general subject — *Old English Ballads, The Popular Ballad,* and *Democracy and Poetry*. The kernel of his theory, never too clearly expressed, lies nearer the surface in *The Beginnings of Poetry* than elsewhere; and his other writings show so many partial modifications of his conceptions, and so many digressions due to his charming but somewhat discursive style, that it is best for present purposes to confine our attention mainly to the one central work.

Just twenty years ago, in 1901, the same publisher issued *The Beginnings of Poetry*, which has held — in America, at least — almost undisputed possession of its field. It has revived and popularized the moribund and somewhat mystic theories of the communal origin of poetry and of the influence of communal origin on those traditional English and Scottish and ballads which are best represented in the collection of Professor F. J. Child. Of the more recent editions of the ballads intended for general readers or for use as texts in schools, scarcely one has not been influenced by this conception of communal origins. Consequently, a new generation of ballad readers has grown up in the twentieth century with ideas of popular poetry not essentially different from those first advanced by the early romantic theorists.

It is true that English collectors, editors, and critics of the ballads, in an almost unbroken line from Allan Ramsay and Bishop Percy to the present day, have viewed the ballads as individualistic work; that a number of leading ballad scholars in America, among them Professor Child, have taken the ballads as they have found them, without much attempt to explain their origin; and that special students of ballad style and technique have in many instances treated the ballads as essentially works of art. But it has remained for Professor Louise Pound to make the first systematic exposition of the non-communal origin of primitive poetry and the non-communal character of the traditional ballads.

The Beginnings of Poetry rests largely on ten fundamental

assumptions (not arranged, to be sure, in so sequential an order, but scattered throughout the book):

1. That rhythm (which Professor Gummere set up as the prime essential of all poetry) is a purely social phenomenon, "the outcome of communal consent", and that it is traceable directly to the "choric dance" of the "primitive horde".

2. That artistry (and with it variation, progress, individuality) is a later development, distinguishing the "poetry of art" from the antecedent "poetry of nature", the "communal consent of rhythm".

3. That an invariable feature of popular poetry is that it remains "a festal and communal affair". When a sense of personal authorship has once appeared in poetry, then "here is the dying struggle of that clan ownership which had ruled from the days of the primitive horde".

4. That primitive man is incapable of improvisation, unless supported by the conditions of choric dance. "Detached from the throng in which and by which he thinks, feels, acts, he is a silent, stolid fellow."

5. That the making of such communal poetry (or even of the later traditional ballads) is "under modern condition a closed account".

6. That the traditional ballad, although itself of later origin, "has in it elements which go back to certain conditions of poetic production utterly unknown to the modern poem of art". The whole poem "is a complex of communal and artistic materials".

7. That the refrain, in particular, is a survival of communal conditions; and that in its original guise it is "a part of the choral song, and it echoes audibly the steps of the dance". Furthermore, that the type of structural repetition which Professor Gummere called incremental repetition is a trait suggestive of communal origins. "It is chiefly in the incremental repetition that the ballad shows its primitive habit as compared with the merely retrospective repetition of the romances."

8. That these ballads must necessarily have been in oral transmission among "the folk", and that they are the "expression of a homogeneous and unlettered community" — such a community as the mediaeval world is assumed to have been.

9. That the printing of these ballads destroys their currency.

10. That the evidences of ethnology, although valuable at

times, are not to be accepted without great caution. It is "highly probable that a certain combination of dance and song used among the Faroe islanders about a century ago, and recorded by a Danish clergyman who saw it, is of far more primitive type than sundry laborious dances of savage tribes who are assumed to be quite primitive in their culture".

In certain other writings, Professor Gummere made rather greater claims for the communal character of ballad poetry and for the relation of the ballad and the dance, offering the etymology of "ballad" as an indication of the origin of ballads in dancing.

In Professor Pound's recent book, the following chapters are largely taken up with a direct confutation or qualification of these ten assumptions: "The Beginnings of Poetry", "The Mediaeval Ballad and the Dance", "Ballads and the Illiterate", "The Ballad Style", and "Balladry in America". She maintains, with an unusual directness of style and with sufficient use of explicit illustrative material, the following countercontentions (arbitrarily arranged here to parallel the foregoing assumptions):

1. That the dance is not the only form of primitive social expression, and that a vast part of primitive poetry has no connection with dancing.

2. That there is individual authorship and something of artistry in primitive poetry.

3. That there is among such primitive people as the North American Indians a strong feeling of individual ownership in songs.

4. That men incapable of composing individually will not make poetry collectively.

5. That traditional ballads are still being made in many parts of the English-speaking world, although the new ballads are naturally not in the peculiar style of the older English and Scottish ballads.

6. That the traditional ballad shows traces of high descent, rather than of popular origin. Its use of courtly language, its French accents, its frequent references to minstrels and harpers and to the life and customs of the nobility, are in sharp contrast with its remoteness and detachment from the interests and habits of the peasantry.

7. That the refrain occurs in about one-fourth of the English ballads, whereas it is almost universal in the courtly ballads of Denmark and in real dancing games. Furthermore, that the device

of structural repetition is not peculiar to traditional ballads, but that it is even more common in nineteenth century broadsides.

8. That some of the best ballads in the Child collection were not taken from any sort of oral currency, and that most of the best ballads were not taken from oral currency among illiterate people. Furthermore, the mediaeval world was no such homogeneous world of common ideals and standards of life.

9. That printed or written record, so far from destroying the ballads, is the surest means of preserving them, and has been the only means by which many of the Child ballads have come to us.

10. That the evidences of ethnology have become so exact and so extensive as to render worthless the casual reports of travellers or abstract reasoning about conditions in an assumed primitive horde. Using for special consideration the North American Indians, as a race sufficiently primitive and yet not degraded — a race, too, which has received the most painstaking scientific study in recent years, and at the same time making parallel references to other primitive peoples in other parts of the world and reconsidering most of Professor Gummere's illustrative material, Professor Pound opens the door to a great arsenal of evidence concerning real primitive poetry, as it is known to modern science.

She urges also that the traditional ballad should be separated from discussions of primitive poetry; that to tell a story satisfactorily by means of dialogue is beyond the powers of the unskilled; that narrative poetry, such as the ballad, is peculiarly unfitted to the dance, although it can be so employed if it is already in currency; that the ballad has scarcely a more individualistic style than have certain other literary forms; and that the etymology of "ballad" does not connect our traditional narrative lyrics, now called ballads, with dancing.

In addition to the five chapters I have summarized in part, there is a strikingly original discussion of "The English Ballads and the Church". Here attention is called to the close resemblances between the ballads of the earliest texts and the carols and religious songs of the same period. Professor Pound suggests (p. 187) that "short narrative lyrics on ecclesiastical themes emerged directly from clericals and that the type was later secularized; or that they emerged from the minstrels, and ecclesiastics availed themselves of the type; or that minstrels were solely responsible

for the early religious ballads, composing them for audiences for whom they were especially suitable. But when lingering over these hypotheses, one is inclined to give the church a greater share of responsibility for the earliest ballads than the third hypothesis assumes."

The typography of the book is pleasing, and the text on the whole seems accurate. On p. 217, l. 13, for "Morgan" read "Morris", and on p. 227, l. 29, for "A-Roaming" read "A-Roving".

Professor Rollins' reprint of Tudor and Stuart ballads is concerned with material of an entirely different sort. Few of these pieces, which are called ballads according to the older and more unspecialized use of the term, are really narratives of any kind, and none of them are narrative lyrics in the peculiar style of the accepted traditional ballads. However, No. 65 in its sub-title gives a very interesting reference to traditional balladry: "To the Tune of *Hobbinoble and Iohn a Side*"; proving conclusively the wide currency of that fine traditional ballad not later than 1592, as the editor reckons the date of the manuscript.

Professor Rollins' sources are blackletter broadsides and manuscripts preserved in the British Museum and in the Bodleian Library. Several of the pieces have not been reissued previously, and in every case the version that Professor Rollins offers is based on a new transcript from the original document.

These ballads are with few exceptions worthless as poetry, but they have some interest as journalistic records of an age of transition, dealing as they do in apparent sincerity with the religious persecutions of both Catholics and Protestants, the changing political hopes and fortunes, and the moralizing comment on fashions and foibles of the day. No. 7, ostensibly a communication from a friend to the widow of a recent martyr for the Protestant cause, shows a curious blending of personal condolence and advice with the sterner stuff of broadside journalism. No. 68 has importance as a new source for *A Warning for Fair Women.*

The introduction is of value, especially for its exposition of the religious persecutions which gave rise to many of the pieces in the book.

The text has apparently been edited with unusual care. However, the reader must regret the excessive use of superlatives in the prefatory notes, even though they may have been intended for his encouragement before the more unusually dreary specimens;

and there is an occasional infelicity of statement such as that in the footnote on p. 16: "No punctuation can make clear the meaning of this vague stanza . . . The meaning of the stanza is obvious."

Professor Rollins has added greatly to the availability of the material by the glossarial index, with which he supplements the more customary index of first lines, titles, and tunes.

St. Louis, Missouri. John Robert Moore.

Astarte. A Fragment of Truth concerning George Gordon Byron, Sixth Lord Byron, recorded by his grandson, Ralph Milbanke, Earl of Lovelace. New Edition with many additional Letters, edited by Mary Countess of Lovelace. London 1921, Christophers. XXIX + 363 SS. (9 Bilder und 2 Briefkopien.) Pr. 18/–.

In neuer Auflage erscheint Lord Lovelaces Schrift über das Byrongeheimnis, die vor einigen Jahren so viel Staub aufgeworfen hat. Die Gattin des unterdessen verstorbenen Verfassers[1]) hat das ursprünglich konfuse Buch umgearbeitet, besser angeordnet und durch wertvolle Dokumente erweitert. Sie sind uns jetzt zugänglich, und wir brauchen nicht mehr nach der selten gewordenen, dem Büchermarkt längst entzogenen Erstauflage zu fahnden, wo diese Briefe nur satzweise zitiert wurden.

---

[1]) Über ihn, Ralph Milbanke, Earl of Lovelace, den Sohn der Augusta Ada Byron und des William, Earl of Lovelace, also den Enkel Byrons, vgl. jetzt Mary Caroline Lovelace, *Ralph, Earl of Lovelace, A Memoir*, London 1920, Christophers. IX + 170 SS. Pr. 10/6. In diesem kurzen Erinnerungsbild erklärt Lady Lovelace die äußeren Umstände, die ihren Gatten jahrelang verhinderten, das, was er schon längst in sich herumtrug, klipp und klar auszusprechen. Lovelace war eine hamletartige Natur. Persönlich hatte er alles Interesse, den Ruf seines Großvaters unangetastet zu lassen. Aber im Besitz der Wahrheit, erachtete er es als seine Pflicht, sie der Welt zu verkündigen und das Andenken seiner geschmähten Großmutter reinzuwaschen. Schon früh plagte ihn diese Pflicht, deren Nichterfüllung durch das ihm aufgezwungene Schweigen ihm zu einer lebenslangen Seelenqual wurde, die er endlich, 1905, durch sein Buch *Astarte* abreagieren durfte. Lord Lovelace, der Sohn der Ada Byron und des Lord King, eines unsympathischen Mannes, der sich durch sein Wesen dem Sohn bald entfremdete, wurde von seiner Großmutter, der Lady Byron, weltfremd erzogen. Sein Leben ist ereignisarm: Oxford, eine unglückliche kurze erste Ehe, etwas Politik, viel Lesen, kühne Bergbesteigungen in den Alpen und hingebende Freundschaft allen denen, die sein Vertrauen genossen.

Diese Dokumente, an deren Echtheit keinen Augenblick zu zweifeln ist — der ebenso ehrenfeste wie kluge und scharfsinnige Leslie Stephen hat sie schon vor 1905 eingesehen und ihre Veröffentlichung empfohlen —, sind für uns die Hauptsache, nicht Lovelaces weitschweifige Erörterungen und Kommentare. Sie erweisen den Inzest als eine Tatsache, die die Byronforschung herunterschlucken muß, um einmal endgültig von dem falschen romantischen Heroenbios, an dem auch die deutsche Byrondarstellung schwer gekrankt hat, abrücken zu können. *Manfred* wird dadurch in höherem Maße zur Bekenntnisdichtung. Diese Enthüllung hat heute nach 100 Jahren nichts Epochemachendes oder Sensationelles an sich, verschiebt das Bild von Byron, dem Dichter, in keiner Weise; und Byron — der Sündenfreudige und Dämonische — steht in ihrem Lichte weder besser noch schlechter da als vorher. Man lese die Dokumente! Die alten jähen Stimmungsumstürze äußern sich auch hier wieder. In abwechselnd gegensätzlichem Widerspruch denkt er bald so, bald so von seinem Verhältnis zu seiner Halbschwester. Auf der einen Seite war es für ihn ein Gemisch von uranischer und leidenschaftlicher pandemischer Liebe, die in seinen Augen das schönste war, was das Schicksal ihm beschieden hatte. Er war mit Augusta nicht aufgewachsen, sah sie in seiner Kindheit fast nie und traf später wieder mit dem vier Jahre älteren, leichtsinnigen und reizvollen Mädchen zusammen. (Daß sie reizlos, ja häßlich gewesen sei, ist ein billiger Advokatenkniff, den der Rechtsanwalt der Familie Leigh, Abraham Hayward, 18 Jahre nach Augustas Tode bei Anlaß der Veröffentlichung des bekannten Artikels der Harriet Beecher Stowe [*The True Story of Lady Byron's Life*, 1869] mit berufsmäßiger Emsigkeit zur Anwendung brachte, um Augusta zu entlasten.) Die beiden verliebten sich ineinander, *when I was 'gentle and juvenile — curly and gay', and was myself in love with a certain silly person — and who was she — can* you *guess?* (Byrons Brief an Augusta.) Sie schickte ihm 1813 eine Locke ihres Haares. (Man lese, was sie dazu schrieb! S. 263.) Er schrieb nachträglich auf das Päckchen: *La chevelure of the* one *whom I most* loved †. (Das Kreuz bedeutete für Byron Augusta und wurde in seinen Briefen an sie oft auch als Unterschrift verwendet.) Das war vor Byrons Heirat und ging — Byrons Äußerung gemäß — keinen Menschen was an (*they* [d. h. die Eltern und Verwandten seiner Frau] *had no business with anything previous to my marriage*, Brief Byrons an

Augusta 19. 6. 17, S. 288). Für ihn und seine Halbschwester war alles das sinnliche, aber auch göttliche, reine Liebe. Aus dieser Stimmung heraus dichtete Byron die *Stanzas to Augusta*, die Drachenfelsstrophen in *Childe Harold III*, die Zeilen: *I speak not — I trace not — I breathe not thy name*, die *Epistle to Augusta*, die Strophen *Tho' the day of my destiny's over.* Dann aber marterten ihn — während der Heirat — Gewissensbisse, die er nicht überwinden konnte. *Perhaps with you he has not given way to the frantic agonies of Remorse — alas! far from repentance, which I have seen awakened by any thing in connection with that fatal remembrance* (Lady Byron an Augusta 17. 7. 16, S. 236). Das ist die Manfredstimmung. Nach der Trennung von seiner Frau, in der Ferne, flammt die alte Leidenschaft für Augusta mit aller Gewalt wieder auf, kehrt sich in Haß um, kommt wieder, weicht. Ganz byronisch toben die Gefühle auf und nieder.

Der Leser wird fragen: Wo sind die Beweise? Wir fangen mit den schwächsten Argumenten an:

1. Lady Byron verläßt ihren Gatten kurz nach ihrer Niederkunft, die ihn durch Byrons eigenartiges, fast an Wahnsinn grenzendes Benehmen — u. a. Drohung vor ihr und andern, eine Mätresse im Hause unterzubringen — besonders schwer gemacht worden war. Ein kühler Briefwechsel ist vorausgegangen, dessen letzte Worte lauten? *I shall obey your wishes and fix the earliest day that circumstances will admit for leaving London* (7. 1. 16, S. 39). Sie kehrt nicht zurück, und die Ihrigen arbeiten auf eine Trennung hin. Erst jetzt tauchen in der englischen Gesellschaft die Inzestgerüchte auf. Für Lady Byron sind sie keine Überraschung. Sie läßt nun von ihrem Rechtsanwalt, Dr. Lushington, ein Schriftstück aufsetzen, daß die Tatsache ihres längst gehegten Verdachtes festnagelt und die Gründe darlegt, warum sie es nicht für ratsam hält, mit ihrer Schwägerin Augusta Leigh jetzt öffentlich zu brechen, und es vorzieht, sich diesen Schritt für die Zukunft, wenn Gründe dafür sprechen sollten, vorzubehalten. (Das Dokument trägt das Datum: 14. März 1816):

During the year that Lady Byron lived under the same roof with Lord B: certain circumstances occurred & some intimations were made which excited a suscipion in Lady B's mind that an improper connection had at one time & might even still subsist between Lord B: and Mrs L: — The causes however of this suspicion did not amount to proof & Lady Byron did not consider herself justified in acting upon these suspicions by immediately quitting Lord B's house for the following reasons. — 1st and principally because the causes

of suspicion, tho' they made a strong impression upon her mind, did not amount to positive proof, & Lady B: considered, that whilst a possibility of innocence existed, every principle of duty & humanity forbad her to act, as if Mrs L: was actually guilty, more especially as any intimation of so heinous a crime even if not distinctly proved, must have seriously affected Mrs L's character & happiness —

2d. Lady B: had it not in her power to pursue a middle course; it was utterly impossible for her to remove Mrs L from the society & roof of Lord B: except by a direct accusation

3dly. Because Mrs L: had from her first acquaintance with Lady B: always manifested towards her the utmost Kindness & attention endeavouring as far as laid in her power to mitigate the violence and cruelty of Lord B:

4th. Because Mrs L: at times exhibited signs of a deep remorse . . .

& lastly — Because Lady B: conceived it possible that the crime, if committed might not only be deeply repented of, but never have been perpetrated since her marriage with Lord B:

Das Schriftstück fährt weiter. Der Ruf der Mrs. Leigh könne am besten gerettet werden durch ihre Erneuerung des Verkehrs mit der Lady Byron. Unterschriften: Robt. John Wilmot; F. H. Doyle; Stephen Lushington. Dann folgt: *The reasons above stated are the genuine reasons which actuated my conduct — Anne Isabella Byron.*

Das Dokument zeigt, was Lady Byron damals dachte, und widerlegt ein für allemal die Halluzinationstheorie ihrer Gegner.

2. Lady Byron ist überzeugt, daß das unerlaubte Verhältnis mit Byrons Ehe zu Ende kam[1]). Sie verkehrt — aus den uns bekannten Gründen — brieflich weiter mit Augusta, will ihr aber klarmachen, daß ihr Vergehen ihr wohl bekannt ist, und daß sie ihr in ihrer sittlichen Umkehr und Wiederaufrichtung behilflich sein will. In dem langen Briefwechsel windet sich zunächst Augusta wie ein Aal, läßt sich aber schließlich fassen und gibt alles zu. Mrs. Villiers, Augustas beste Freundin und Lady Byrons Mithelferin, spielt in deren Dienste die Rolle der geheimen Beobachterin. Der ganze Briefwechsel wird in den Kap. IX und X abgedruckt. Ich hole einige Stellen heraus:

Lady B. an Mrs. V. (12. 5. 16); *During her* (d. h. Augustas) *last visit my suspicions as to* previous *circumstances were most strongly corroborated — above all by* her *confessions and admissions when in a state of despair and*

---

[1]) Dies steht auch im Einklang mit Byrons Äußerung der Lady B. gegenüber 28. 12. 1820 (111): *Her* (scil. *Augusta's*) *life and mine — and yourss* (sic! scil. *Lady Byron's*) *and mine — were two things perfectly distinct from each other — when one ceased the other began — and now both are clossed* (sic!).

distraction. They were of the most unequivocal nature possible, unless she had expressly named the subject of her remorse and horror.

Lady B. an Augusta (3. 6. 16): *Before your Confinement I would not risk agitating you, but having the satisfaction of knowing you are recovered, I will no longer conceal from yourself that there are reasons founded on such circumstances in your conduct, as, (though thoroughly convinced they have existed) I am most anxious to bury in silence, which indispensably impose on me the duty of* limiting *my intercourse with you.*

Augustas Antwort (6. 6. 16): *To general accusations I must answer in general terms — and if I were on my death Bed I could affirm as I now do that I have uniformly considered you and consulted your happiness before and above any thing in the world.*

Der Lady B. Kommentar dazu in ihrem Brief an Mrs. V. (15. 6. 16): *of course she does not plead guilty, but her assertions are not exactly* to the point, *though it is evident she perfectly understands me.*

Lady B.s neuer Angriff in ihrem Brief an A. (30. 6. 16): *If I could think you owed me any* (scil. *obligations*), *it would be only for the endurance of trials of which I endeavoured to keep you ignorant — though* you *were their cause — I was not the less anxious to spare your feelings — to hope and trust for the future even when I could not but have the strongest doubts of the past. Yet I rejected suspicion and threw myself on your generosity.*

Darauf folgt A.s langgewundene schmerzliche Antwort (3. 7. 16).

Lady B.s Kommentar dazu in ihrem Schreiben an Mrs. V. (8. 7. 16): *She speaks from her heart I am sure — admits respecting what preceded my marriage as much as she could do on paper — maintains her* innocence *since, but seems suddenly made sensible of her extreme* self-delusion *— confesses she might be wrong in* ever entering my house, *that she would not had she known my doubts — finally she entreats me in the most humble and affecting manner to point out in pity to her anything by which she may "atone for the past".*

Gegenkommentar der Mrs. Villiers (9. 7. 16): *I think I am justified in saying* very *confidently that her mind was purity and innocence itself, and now her eyes are really opened as to the enormity she has been led into.*

Lady B.s dritter Angriff (11. 7. 16): *As you do not, and never have attempted to deceive me respecting previous facts, of which my conviction is unalterable, I rely the more on your simple assertion of having "never wronged me" intentionally ... When I speak of the necessity of confidence, do not suppose I wish to exact any confession — Let the past be* understood *now, to be buried in future.*

A.s Antwort (15. 7. 16): *I am perfectly unable to decide* how *to act for the best respecting* him *and his knowledge of what has passed between us.*

Lady B.s deutliche Sprache (17. 7. 16): *It seems to me that you dwell too much on the pain you involuntarily occasioned me, and not enough on the irreparable injury you did* him *by the voluntary sacrifices (for to principles and feelings like yours they must have been entirely sacrifices) which you once made to his immediate indulgences.*

Augustas Antwort (23. 7. 16): Was soll ich tun?

Lady B.s noch deutlichere Sprache (30. 7. 16): *What has passed* on his part *since my marriage, in my presence, as well as in my absence, must on*

reconsideration, convince you they (scil. *associations most prejudicial to a good influence from you*) *were in no degree done away — Our visit to S[ix] M[ile] B[otton]* (Wohnsitz der Augusta) — *even the first night of it will make you sensible of this — He then made me most cruelly sensible of what engrossed his thoughts and actuated his conduct.*

Das Gefäß ist voll und fließt über. Am 31. August 1816 macht Augusta in London der Lady B. mündlich ein Geständnis. Auf diesen wichtigen Augenblick hat sich Lady B. genau vorbereitet. Noch erhaltene schriftliche Übungen zeigen, mit welchen Mitteln der Rhetorik sie versucht hat, ihrer Schwägerin in die Seele zu reden:

Are you sincerely resolved never to indulge him or yourself in this self-deceiving way again? and strictly to confine your manifestations of Interest for him to what is required by the following considerations — provided they do not interfere with the determination of never being again on terms of familiar affection with him, usw.

Soweit die Augusta- und Lady-Byron-Briefe! Einer übertriebenen Skepsis bleibt nur noch eine Ausflucht. Die beiden Frauen haben aneinander vorbeigeschrieben und vorbeigesprochen. Augusta Leigh hat unter Lady Byrons diskret vorgebrachten Anklagen etwas anderes verstanden, als ihrer Schwägerin vorschwebte. Oder Augusta Leigh hat die Lady absichtlich an der Nase herumgeführt und die Schuld nur deshalb zum Scheine bekannt, um endlich ihre Ruhe zu haben. (Edgcumbe hat in seinem Buche, *Byron, the last Phase* 1909, auf Grund einer ähnlichen Annahme ein ganzes Gebäude konstruiert.) Beides scheint mir ausgeschlossen.

3. Jede Skepsis weicht aber, wenn wir Byrons Briefe an Augusta lesen, die sich zeitweise als regelrechte Liebesbriefe zu erkennen geben (*absolute love letters,* wie Lady Byron sie in ihrem Schreiben an Mrs. Villiers vom September 1816 bezeichnet). Augusta selber hatte ihr die Briefe vorgelegt, weil sie sich nicht mehr zu erwehren wußte und von ihrer Schwägerin belehrt sein wollte, in welchem Tone sie zu antworten habe. Lady Byron machte auf Lushingtons Rat hin Kopien der Byron-Briefe. Lord bzw. Lady Lovelace besitzt außer diesen Kopien fast immer die entsprechenden Originalbriefe, die ihr zum Teil durch Murray übergeben worden sind (264). Durch die Kopien konnten verlorengegangene und ausradierte Stellen der Originale wieder ersetzt werden.

Der leidenschaftlichste Brief ist der vom 17. Mai 1819. Edgcumbe hat ihn zum Teil in seinem Buche vollständig ab-

gedruckt und auf Mary Chaworth bezogen. Der Brief ist aber nur ein Glied in der ganzen Kette der Byron-Augusta-Briefe, die ihrem Inhalt und ihrer Anrede gemäß seiner Schwester galten. Er hat sie — so sagt Byron hier — brieflich vernachlässigt. Das stimmt; denn sein vorhergehender Brief an Augusta trägt das Datum: 21. September 1818. Acht Monate sind also verflossen, während er ihr sonst monatlich zwei- bis drei- bis viermal schrieb. Der Brief ist also an Augusta gerichtet. Man lese ihn und ziehe danach seine Schlüsse[1])!

Viele Stellen der andern Briefe berühren die Grenzen des Erlaubten, erscheinen aber im Lichte der obigen Tatsachen anders:

14. 8. 16: This country is altogether the Paradise of Wilderness — I wish you were in it with me — and every one else out of it — Love me, A., ever thine — B.

17. 8. 16: What a fool was I to marry — and *you* not very wise — my dear — we might have lived so single and so happy — als old maids and bachelors; I shall never find any one like you — nor you (vain as it may seem) like me. We are just formed to pass our lives together, and therefore — we — at least — I — am by a crowd of circumstances removed from the only being who could ever have loved me, or whom I can unmixedly feel attached to.

---

[1]) Ich habe ihn seinerzeit übersetzt in meinem Artikel »Die Lösung des Byronrätsels« (Wissen und Leben 1911, 612—19), zu einer Zeit, als ich Edgcumbe Glauben schenkte. Besondern Eindruck machte mir Edgcumbes Hinweis auf den Namen Mary Ann (Chaworth), den Byron in seiner italienischen Geliebten Marianna Segati wiederfand (*whenever I love anything it is because it reminds me in some way or other of yourself — for instance I not long ago attached myself to a Venetian for no earthly reason . . . but because she was called XXXX* [3 oder 4 ausradierte Buchstaben, hinter denen Edgcumbe den Namen Mary vermutete]). Nun kann die Segati gar nicht gemeint sein; denn diese hat er im Dezember 1816 bei sich eingeführt, wie er Augusta damals selber schrieb. Das ist für das Jahr 1819 (17. Mai) nicht mehr *not long ago*. Unangebracht wäre es, Mary Chaworth gegenüber von einer so sündhaften Liebe zu sprechen, wie Byron es hier tut. Die Stelle: *If ever I return to England — it will be to see you* kommt schon vorher in einem unzweifelhaften Augusta-Brief vor (17. 9. 16): *I would return from any distance at any time to see you, and come to England for you*; paßt also ganz zum Ton der Augusta-Briefe. — Diesen wichtigen Brief hat auch Brie übersetzt wiedergegeben in seiner Einleitung zur Cottaschen Ausgabe von Byrons Werken.

Im *Literary Supplement* der *Times* vom 11. Aug. 1921, 516c—517a, beschwert sich Edgcumbe über L.s Buch, dem er mystifizierende Andeutungen entgegenhält, es sei eine andere Frau im Spiele gewesen. Also 1909 war es die Mary Chaworth! Und heute? Was verdient mehr Vertrauen, Dokumente oder Mystifizierungen?

Had you been a Nun — and I a Monk — that we might have talked through a grate instead of across the sea — no matter — my voice and my heart are ever thine — B.

19. 7. 20: My dearest Augusta — I always loved you better than any earthly existence, and I always shall unless I go mad.

Unzweideutig — selbst zur Zeit der Romantik durfte ein Bruder seiner Schwester nicht so schreiben — ist Byrons Epistel über die Liebesbriefe und die Haarlocke der Lucrezia Borgia, die er in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand gesehen hat, und über die er Augusta am 15. Oktober 1816 schreibt. Lucrezias Unterschrift sei ein Kreuz, sagt Byron. Wie drollig! (Byron verwendete bekanntlich für den Namen Augusta ein Kreuz[1])!) Und nun spielt er auf Lucrezias Inzest mit Vater und Bruder an:

And pray what do you think is one of her *signatures?* — why this + a Cross — which she says "is to stand for her name etc.". Is not this amusing? I suppose you know that she was a famous beauty, and famous for the use she made of it; and that she was the love of this same Cardinal Bembo (besides a story about her papa Pope Alexander and her brother Caesar Borgia — which some people don't believe — and others do), and that after all she ended with being Duchess of Ferrara, and an excellent mother and wife also; so good as to be quite an example.

Sie war gerade so wie du, will Byron sagen.

Später, zur Zeit der Guiccioli-Liebe, ist Byrons alte Leidenschaft überwunden. Aber er muß seiner Schwester sagen, daß sie selber daran schuld ist, hat sie doch seine Liebe schlecht gelohnt.

5. 10. 22: *you* will probably never see me again as long as you live. Indeed you don't deserve it — for having behaved so *coldly — when I was ready to have sacrificed every thing for you — and after having taken the farther*[2]).

I am more attached to her than I thought it possible to be to any woman after three years — (*except one and who was she can* you *guess*[3]).

Das ist nur eine kleine Auswahl aus den zahllosen Tatsachen, die Lovelaces Buch uns bietet[4]). Doch sagt uns diese Auswahl genug.

St. Gallen. Bernhard Fehr.

---

[1]) Dazu vgl. Augustas Brief (14. 12. 14) an Byron, wo es von Kreuzen wimmelt.

[2]) Das kursiv Gedruckte ausradiert und zuletzt unleserlich.

[3]) Ausradiert. Das *you* unterstrichen.

[4]) Über Medora Leigh bemerkt L. an einer Stelle: ich wollte, ich dürfte den Brief abdrucken, den B. bei Anlaß ihrer Geburt schrieb; ich besitze eine beglaubigte Kopie. Aber das Recht der Veröffentlichung gehört einem andern.

John Galsworthy, *To Let.* London 1921, W. Heinemann. Pr. 7 s. net.

The Forsyte Saga is drawing towards an end. The author intends the present volume to be the last document on the fates of that family. And, as the events have moved forward to the present day, to the England after the war, Galsworthy has put a natural stop to continuation, at least for some years to come.

When we saw the last of Soames, the man of property asserted himself genuinely for the last time. That child, the child Annette bore him, was *his*, his property, he thought. *To Let* shows us that he was wrong there, as he was wrong to believe that he possessed Irene. Somes is now old, but his 'tender' years fell within Victorianism in full swing, when society was immensely settled; when the ground you trod upon was firm, when the man of property might walk about with his hands in his pockets and feel that he owned what he owned, his bonds, his house, his dog, and his wife. In England the emancipation of women was not much farther advanced by then than the emancipation of negroes in America, when you came to facts. In the first years of our acquaintance with Soames, he violated his own wife under the protection of — or rather approved by — Victorian society. But then the Boer War showed that it wasn't quite as safe as it seemed to be to walk about with one's hands in one's pockets any longer; that the ground wasn't quite as firm as it ought to be for a well-fed man of property to tread upon; that you might be married and yet own no wife to prostitute against her will; that you had to turn to very low-bred foreign people to be able to buy a purely animal motherhood in order to have a child. In *To Let*, then, as we said, the failure of Forsyteism is complete. Soames's girl has grown up and taken possession of *him*, Annette has slipped away, out of the hands of Soames whom her French soul has always perplexed and escaped, and belongs to her lover, not to the man of property; and the economical earthquake of the Great War has sent every man of property jumping for dear life. It is youth who has inherited the kingdom, and an old Forsyte has nothing to do but to hold on to what is within reach for support. Life now belongs to Fleur, the daughter of Soames and Annette, and to Jon, the son of no-longer-young Jolyon and Irene, life belongs to them, and life's ecstasies and break-downs. The child's century has come, we

are in the midst of something like the emancipation of the young[1]), in a certain sense the next claim of such as had fought for the rights of woman in society as late as in the eighties, the years of the Bosinney episod — and, for that matter, the years bringing women's right to divorce in France and the abolition of the infamous statutes of the 8th of May 1816. Present French literature — the literature of that country always very faithfully mirrored new ideas and problems in society — testifies to this fact just like Galsworthy's novels. Not long ago a reviewer in the *Times' Literary Supplement* quite correctly pointed out how recent French novels always make the young their principal study.

In Jon's father the sense of property of the Forsytes had changed into a sense of beauty, he was a painter and a penniless make-shift, though something of a failure in both respects. Neither did Jon inherit anything from his mother to make him more fit for money-making, useful society. Life to him is a day-dream that will hardly pass away with youth, his eyes are intent on things far off, unused to scrutinizing and turning into account everyday-life's commonplace or ugly trifles at hand; his soul as sensitively shrinks before coarseness and ugliness of mind as it is capable of dilation and ecstasy from love, or of saturation with beauty.

Soames' and Annettes' child likewise bears unmistakable traces of her descent. Southern beauty and coquetry; the dark, deep, enticing eyes of Goya's *majas* where the surf and suction of sensuality and consciousness of woman's charm and the lashing looks of hatred and aversion are for ever swiftly interchanging; and a tenacious soul that instinctively feels its way to preys as incapable of resistance to selfishness in others as is the nature of Jon — such is Fleur — or rather, such she will be when mature. As yet she is young and capable of the love of youth.

The two meet — accidentally — unknown to each other. Soames is as eager to keep his daughter from the family of his former wife as she is to blot him and his out of her life. But the French astuteness of Fleur at once perceives that that nice boy and his singularly beautiful mother who passed by her and her father in the picture gallery are well known and very distasteful

---

1) Note the revolutionizing ideas on English education and school system that bore fruit during the Great War.

to Soames. And she manages to drop her handkerchief for the boy to pick up, and so their common fate is set rolling. The efforts of their parents to keep the two out of each other's way avail nothing. Irene takes her boy on a long journey to Spain only to witness his furtive enthusiasm before a portrait of a young girl by Goya which resembles Fleur rather closely. And so she has to appeal to his affections and his sense of cleanliness and his sense of beauty of mind. He is told what Soames once did to Irene — and that Fleur has found out before him and that, nevertheless, she hasn't told him. Jolyon's death comes in as an additional fact enabling Irene to keep her son. They leave the Old World for the New, and Fleur seizes upon that common ostrich trick practised by every refused petty-minded woman who is able to do so — she marries a random man to show the world she doesn't care, and begins the humdrum of her married life with a good cry on the night of her wedding.

Lund. S. B. Liljegren.

AMERIKANISCHE LITERATUR.

English Folk Songs from the Southern Appalachians. Comprising 122 songs and Ballads, and 323 Tunes. Collected by Olive Dame Campbell and Cecil J. Sharp. With an Introduction and Notes. G. P. Putnam's Sons, New York and London 1917.

This is, without doubt, the most important collection of traditional songs yet made available for students of American folk song. Two briefer books by Miss Wyman and Mr. Brockway[1]) and by Miss McGill[2]), published at nearly the same date, include texts and melodies derived from the mountains of Kentucky. The three collections taken together well exemplify English traditional song as it has survived in the Southern United States. The Campbell-Sharp collection is especially valuable for its com-

---

[1]) *Lonesome Tunes.* The words collected and edited by Loraine Wyman, the pianoforte accompaniment by Howard Brockway. H. W. Gray Company, New York. 1916. This work contains 25 songs from east Kentucky, 6 of them ballads recorded in the collection of English and Scottish ballads by Professor F. J. Child.

[2]) *Folk Songs of the Kentucky Mountains.* Collected and arranged by Josephine McGill. Boosey and Company, New York. 1917. This work contains 20 texts.

pleteness and its representative character. The body of oral literature in America is by this time fairly large. Of recent years many collectors have sought to gather and preserve the songs current in various regions. Mr. John A. Lomax has printed an interesting anthology, now in its second edition, of the cowboy songs of Texas and of the North and Central West[1]). Professor A. H. Tolman of the University of Chicago has printed many valuable texts from Indiana and Illinois in the *Journal of American Folk-Lore*[2]). It is to be hoped that Professor H. M. Belden will some time publish the rich mass of material collected under his stimulus by the Missouri Folk-Lore Society; that Professor C. Alphonso Smith, its archivist, will make accessible the collectanea of the Virginia Folk-Lore Society; that Professor E. F. Piper will do the same for his Iowa collection, and Mr. Phillips Barry of Cambridge, Massachusetts, for his material from New England. There would then be available for the United States an accumulation of orally preserved song corresponding to that accessible for England in the volumes of the *Journal of the Folk Song Society* and in many special anthologies. Several of these anthologies come from the hand of Mr. Sharp, who is the foremost student of living folk song in England.

Mr. Sharp and Mrs. Campbell recovered their 122 ballads and songs chiefly from the sequestered mountain valleys of North Carolina, Tennessee, Virginia, Georgia, and Kentucky, regions isolated from contemporary influences by their inaccessibility. These communities seem to have originated no new songs themselves, but they have kept alive certain songs which were popular in England of the seventeenth and eighteenth centuries; for example, "Geordie", "Little Musgrave and Lady Barnard", "Barbara Allan". Possibly some of the traditional ballads and songs surviving in the Appalachians came from the Scottish lowlands. Specifically, there appear in the Campbell and Sharp collection 37 ballads which were recorded in the collection of Professor F. J. Child (three more than had previously been found in America), 12 Child ballads not recorded in the collection of the Folk Song Society (hence probably now extinct in England), and 18 traditional ballads which for some reason were not included by Professor

---

1) *Cowboy Songs*. New York. 1910, 1916.
2) Volume XXIX and later.

Child or were unknown to him. The remaining pieces, having less narrative element, are classified by the editors as "songs". The work of Mr. Sharp and Mrs. Campbell is especially valuable in that they record not only variant texts but variant melodies. There are entered in all 323 melodies for the 122 ballads and songs.

In the interesting discussion prefixed to the book, Mr. Sharp gives an account of the mountaineer communities from which he derived his material and of the singers and of the peculiarities of the music. He says that when by chance the text of a modern street song succeeds in penetrating into the mountains it is at once mated to a traditional tune and sometimes still further modified by assuming the mannerisms of the older traditional ballads. He places emphasis upon the folk participation in ballad making, in the sense that no two singers ever sing a song in the same way and that these minute differences lead to further development. In this sense he is an enthusiastic believer in the creation of songs ("re-creation" some of us prefer to call it) by communal evolution. He attaches little importance, he once assured the present writer, to the "improvising ring throng" theory of origin for the ballads whose New World descendants he has gathered and preserved; but he is deeply interested in the element of folk contribution to traditional songs and especially in the folk-transformation of their melodies.

Mr. Sharp is said to have recovered enough additional ballads and songs in the United States for another volume. Those acquainted with *English Folk Songs in the Southern Appalachians* certainly hope for the appearance of such a volume.

University of Nebraska. Louise Pound.

REALIEN UND LANDESKUNDE.

The America of Today. Being Lectures Delivered at the Local Lectures Summer Meeting of the University of Cambridge 1918. Edit. by G. Lapsley. Cambridge 1919, University Press. XXV + 254 Pp. Pr. 12 s. net.

The present book is the outcome of a wish to meet the demands for information of "a large and happily increasing number of English people" who "are interesting themselves in American affairs and American activities", "to make the movement of Ame-

rican life a little more intelligible to busy English readers". It presents a collection of lectures delivered in the university of Cambridge in 1918 by several eminent experts in the different aspects of American life and its characteristics. The book thus is a proof of the fact that the war brought America with a leap within the boundaries of Europe, made the necessity felt of possessing such knowledge of the younger country as was needed to have her living in vivid intercourse side by side with the states of the Old World.

The book, in this manner, turns out something of a fresh discovery of America to many people. The America which they were wont to regard as not counting in several respects because still being in a crude and undeveloped state as compared to the traditions of European society — suddenly displayed forms of institution and organization whose vitality and working power betrayed their origin in an experimenting development and which evidently were the expressions of a deliberate and stable state of society.

In a very clever introduction Gaillard Lapsley, a Harvard man, explains the several factors which are to be considered when we regard America as a political unity: the racial differences, especially the yellow problem of the Pacific; the immigration which makes great parts of American life cosmopolitic in a far deeper sense than is connected with the European use of the word, as, here, the question is not of transitory and occasional but permanent elements that must be absorbed by the state; the spatial and geographical differences, some parts of the vast country forming natural unities; the school system, religion, in America particularly averse to the corporate idea; the chief parties of the country: republicans and democrats, of which the latter in their general tendencies advocate a looser state unity; political decentralization resulting from the position of the separate states and the municipalities; the quality of the president as party leader or party exponent rather than common, uniting chief magistrate. Against these facts stand others in the opposite direction. The original and originating element, so to speak, is one, English; the communications have reduced the area of the country immensely; capital, labour, business, are organized upon a "nation-wide" basis, the New York Stock Exchange, the scale of production of several commodities such as cotton, Indian corn, and wheat are centralising forces to the whole or to enormous parts

of the country; legislation, e. g. railway and trust legislation, has taken a federal turn in several respects and may do so in others; and, perhaps the greatest force, the press is uniting the country by means of a common language and common ideas and conceptions.

After having briefly explained what those centralising and decentralizing forces are in consequence or in spite of which we have a right to look upon America as a whole — in the book as well as here America is synonymous with the United States of America — the author devotes the last pages of the introduction to the significance of common law inherited from England and to a sketch of American politics. The isolation from European aims and actions which resulted from the exasperation in America at the Holy Alliance and whose expression was the Monroe Doctrine, came to an end with the entrance of America into the Great War.

The first special chapter treats of English influence on American ideals of justice and liberty. In tracing the origin and development of English law and English legal institutions, however, the author, H. D. Hazeltine, has not satisfactorily penetrated into the matter — one of the very greatest intricacy — or profited by the results of recent research. A few vital facts may here be emphasized. The strength of English law is in its centralization and this originates from the peculiar form which the feudal state assumed in England. This country being conquered by William, he and his successors acted and spoke according to the principle that every bit of English soil was owned by and held from them. Every Englishman consequently owed allegiance directly to the king in the first place. No great independent vassal states with independent government and judicature were thus created in England. With the king lay the bulk of judicature, from his central seat he dispensed justice and equity through his stationary or periodically itinerant judges. An even greater stability in this system was brought about by the working principle laid down and acted up to by the Normans that the reexisted an aboriginal fundamental law which it was the duty of the king and his judges to explain. No law was made, then, in our sense of the word. Parliament, as Mc Ilwain has shown in his admirable treatise, was originally a *judicial*, no legislative, body. Its task was to explain existing law, not to create new law. Law

was thus made in the form of explanations by the judge or the king of the law traditions in use. It is evident that the judge in this way became a sort of legislator when, to cover a fresh case not to be brought under a definite existing heading, he was to determine where to place it most aptly in continuation of the law traditions. This is something to which America of today continues true even more than contemporary England.

Otherwise we can state very briefly that the American legal development has started from 16 and 17 century England, if we modify the statement by a reference to the general quality of the colonists. The foundation of American law thus is common law, with the exception, of course, of Louisiana where it is civil law. A primary reference to history explains this fact. I think the author has overlooked the quantity of the American debt to the ideas of the England of the Great Revolution. The American constitution, e. g., is not so much a work of national development as a return to English ideas and principles of the period referred to. We recollect the great influence of Harrington and his Oceana on the constitution in its consolidation during the years 1760—89, a subject with which I hope to be able to deal elsewhere.

The author winds up with a reference to the spread of American ideals of justice and liberty to other countries, France and the Spanish and Portuguese colonies for instance, and of their embodiment in America's participation in the Great War.

Next chapter — by Lord Eustace Percy — treats about state and municipal government in the United States. Its chief interest is in the sketch of present ways and attempts in America which aim at eliminating the evils of the fact that the same party organisations that direct federal politics also manage state and municipal politics. The chief remedies tried are the *short ballot*, i. e. reduction of elective offices, the *initiative* and *referendum*, i. e. direct legislation, and the *recall*, the power of the voter to recall an elective official before the expiry of his term of office if his policy or conduct is considered unsatisfactory. The last point is of special importance in consideration of the fact that the judges — often elective for short periods! — are a powerful legislative factor inasmuch as they have a duty of pronouncing whether a statute passed is valid or not as being or not being in accordance with the constitution.

The tendencies within municipal government are the same.

The *recall* has here been in function longer and sometimes proved disastrous.

The same author has written on social legislation and administration. The social movement in America mostly presents known features. The beginning was in the strikes towards the close of the nineteenth century and government restrictions on the activities of business enterprizes. Instances of social reform are the railway commissions empowered to inspect rates, fares, and charges and to administrative control; similar commissions for tramways, telegraph and telephone, gas and electric light, and so on; Minimum Wage Acts, etc.

Ph. B. Kennedy has written on Characteristics of American Industrial Conditions and The Relation of the American Government to Business. These chapters partly cover ground common with the preceding.

Formerly the industrial areas in U. S. A. split up into north and south, east and west; in the north manufacture, commerce, and general farming, in the south cotton. After the civil war this difference has rapidly vanished. A displacement and arrangement according to natural or other conditions has been and is going on.

"Welfare" work in the factories on the part of the employers is not very successful. On the other hand, the "Pull-together" system, where employers and employees emulate in producing a good result, works well.

Next, account is rendered of railways, rebates, trusts, banking, and tariff and the governmental attitude to the business aspects generally. The abuse of rebates has vanished; railway management is open to public inspection; trusts are no longer tolerated; the banking bubble in 1907 has contributed to a more stable system after foreign patterns; tariff reduction policy has been successful of late years.

J. D. Green calls attention to some aspects of recent party history in the United States. The two permanent parties: democrats and republicans, are followed in their changes and development, down to the last years of the present short democratic æra.

Then follow four chapters on American universities, schools, literature, and philosophy. Here we learn something about the modest beginnings of Harvard University: a gift of one Mr. Harvard of half his estate and his whole library towards the founding of a

college. In 1698 the name of the settlement was changed into Cambridge.

In 1693 followed William and Mary College in the south, with the Phi Beta Kappa Society, and in 1701 Yale, founded by some congregational Harvard men who were dissatisfied with the tolerance of "heresy" of the American Cambridge University. A mæcenas, the merchant Elihu Yale, later on gave his name to the new foundation. About fifty years later we note Princeton (1746) to which Woodrow Wilson was attached, King's College or Columbia in New York (1754), and Pennsylvania, in Philadelphia, the latter university founded by Franklin. In 1764 Rhode Island College (now Brown University) was called into being in Roger William's state; in 1828, Western Reserve University and in 1858 Washington University (St. Louis). Of later date are two private foundations: University of Chicago and Leland Stanford Junior University, California. Somewhat earlier is John Hopkins, Baltimore. Such institutions as these are to be distinguished from the State Universities of which there are forty-two.

The difference between the two kinds of universities is not so very clear. The former are called "endowed" or "non-state" universities but also State Universities possess endowments. We might put it thus that the "non-state" institutions adhere more closely to the traditions of their British patterns and that those of the States have arisen from the needs of American activities, to supply practical courses and training for special occupations. This is indicated e. g. by the fact that State Universities most often also teach engineering and have a College of Agriculture and Mechanic Arts. Their governing board is appointed by the governor or elected directly by the people. The board elects the president of the university and appoints the professors upon the recommendation of the president and the faculty heads concerned. The president *must* not be, but ordinarily is, a university teacher. At all events he ought to be a business man and an administrator. A compulsory four year's curriculum of Greek, Latin, mathematics, mental and moral science, logic, rhetoric, and theology has been supplanted by elective courses of cognate studies including more modern subjects. Admission to the "standard college" is now (since 1906) made uniform, sixteen "units" being required, of which only about eight are compulsory. The elective subjects

may include even "domestic science", music, fine arts, drawing, agriculture.

In some states there is centralization of the schools, elementary, intermediate, high schools, but mostly the development has not arrived at that point as yet.

At last we ought to observe the university extension movement with e. g. county agricultural agents, in one case (1916) supervising experimental crop growing by more than a hundred thousand farmers on a million and a half acres; with home demonstration agents (women) intended to increase the earnings of women in various ways, etc.

The lecture on Literature in Contemporary America by H. S. Canby tries to explain the constituting factors and the conditions of literary America of today. As unfavorable circumstances he regards the weakening of literary traditions by the separation; the migratory state of the American people having to expand westwards over the continent; the strong admixture of foreign elements to a race already possessing a literary tradition of a definite character; intellectual decentralization and consequently lack of literary self-confidence.

A rough classification might be made of American literature into aristocratic, addressed to specially trained intelligence (Henry James, Edith Wharton, G. E. Woodbery); democratic, the interpretation of the American scene in typical aspects for everybody (Walt Whitman, Edgar Lee Masters); dilettante literature, crude, sentimental, cheap, but significant of the desire to express the nascent American soul; and bourgeois literature, whose subject is life as the American believes he is living it, a sort of standardised literature. The too conspicuous flourishing of the latter two may be due to the lack of strong, restrictive literary tradition and the democratic American principle that everybody ought to get a hearing for what be has to say.

Follows a chapter on two American philosophers, William James and Josiah Royce, the one being the principal representative of the special and characteristic American contribution to philosophy, while the other, although confessing to "absolute pragmatism", stands apart from James, Dewey, Peirce, Bawden, Moore, and associated thinkers; principally in his denial of the possibility of founding truth on our experience of the practical application of our conceptions. The present author, G. Santayana, does not,

however, aim at an appreciation of their work but of their personalities.

The last pages are devoted to The Position of Women in America. There are two salient facts insisted on, viz. that in America men and women are friends and that, there, women are thought of collectively as mothers. The first point is emphasized by a reference to legislation in U. S. A. which always has treated women as the friends and equals of men; by a reference to public life where women have received more consideration and respect than is usual in other countries; by a reference to the higher degree of mutual confidence manifested in their common work. With the second is connected the fact that the American women are regarded as principally responsible to the nation for the social welfare and the happiness of the whole people and that for this reason they have gained such far-reaching influence in public affairs. The problem most urgent to the American woman of today is that of the country as a whole: the Americanizing of the immigrant. To educate the immigrant woman and bring her on a level with the native element is the immediate task set. As to the American woman proper, the middle class woman, she has long had opportunities in society equal with those of men, she has in a manner found her place and, as American men generally go into business, American women have dedicated themselves more to education and to developing their taste and knowledge, in consequence of which they as a rule are more cultivated and refined than their male companions. In the woman club movement originally intended for self-culture this has directly been brought to bear profitably on public life.

Another important aspect of the American woman is The Women's Municipal Leagues with the principal purpose of improving sanitary conditions in every day life, which leagues have really acquired a wholesome power and influence difficult for us to realize.

Lund. S. B. Liljegren.

SCHULGRAMMATIKEN UND ÜBUNGSBÜCHER.

Dinkler, Mittelbach und Zeiger, *Englisches Übungsbuch für Fortgeschrittene* zum Gebrauch in den obersten Klassen der Vollanstalten und in Universitätskursen. B. G. Teubner, Leipzig, Berlin, 1922. IV und 124 SS. 8°. Preis kartoniert Mk. 18,—.

Der Übungsstoff enthält Übersetzungsaufgaben und Umformungen zu den Haupterscheinungen der Syntax, so z. B. unter 1. das Zeitwort im Passiv. A. Examples unter Angabe der Schriftsteller, aus denen sie entnommen sind. B. *Umformungsübung:* ein Abschnitt aus *W. Irving, Rip van Winkle,* der unter Anwendung möglichst vieler Passivformen umgearbeitet werden soll. C. 34 Einzelsätze geschichtlichen Inhalts mit 21 Wortangaben und der Vorschrift, wenn möglich, die Leideform anzuwenden, zur Übersetzung. D. Das geistige Leben in England nach Chaucers Tode (13 Sätze mit 12 Wortangaben). E. Die englische Balladendichtung im 15. Jahrhundert (nach Andrews und Seston Delner) (etwas über eine Seite mit 31 Wortangaben). F. Der Flachs. Ein Märchen von H. C. Andersen. (2 Seiten mit 31 Wortangaben), davon sind die ersten drei Absätze nach Royal Princess Readers III auch im englischen Originaltext hinzugefügt. Sonst ist auch wohl noch eine zweite, von einem anderen engl. Schriftsteller besorgte Version beigegeben, um »einerseits das Einarbeiten in die Ausdrucksweise des englischen Autors zu erleichtern, andererseits zu kritischer Vergleichung zu veranlassen und zu möglichst freier, selbständiger Handhabung der fremden Sprache anzuregen.« Diese Übungen im Anschluß an Einzelkapitel der Grammatik finden sich in 15 Abschnitten S. 1—66. Auf S. 67—99 folgen 21 Stücke *Freie Übersetzungen,* »die der freien Verwendung des Sprachgutes und der vorwiegend sinngemäßen Erfassung und Verarbeitung des Gedankeninhalts dienen sollen«. Den Schluß macht eine Zusammenstellung der gebräuchlichsten *Synonyma* (60 Nummern, S. 100—113) mit Anführung von Beispielen meist aus engl. Schriftstellern und ein *Abschnitt zur Geschichte der englischen Sprache* S. 114—124).

Es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß, wenn das Buch gewissenhaft durchgearbeitet wird, der Schüler dazu gelangt, die englische Sprache zu beherrschen. Er wird zugleich einen Einblick in das Kultur- und Wirtschaftsleben des englischen Volkes und dessen geschichtliche Weltstellung, auch seine geistigen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland gewinnen. Das Ziel, das den Verfassern des Übungsbuches vorschwebte, wird sich demnach wohl erreichen lassen; sie haben die Aufgabe, die sie sich gestellt haben, in anerkennenswerter Weise gelöst. Es scheint mir nur notwendig, daß die Seite 123 f. umgearbeitet wird, da sie in einer dem Schüler unverständlichen Sprache abgefaßt ist. Um nur eins anzuführen, wenn bemerkt wird, »der neuenglische Satz strebt im Gegensatz zum späteren Altenglisch und besonders zum Mittelenglisch nach besonderer Kürze, da der Engländer anscheinend nicht imstande ist, eine große Vorstellungsmasse in sein Bewußtsein aufzunehmen. Deshalb nimmt er vorangehende Satzglieder wieder auf,« so begreife ich nicht, wie ein solches Wiederaufnehmen ein Streben nach besonderer Kürze darstellt. Die Bemerkung ferner über den objektiven Charakter des Neuenglischen ist derartig philosophisch gehalten, daß auch mir das Verständnis mindestens schwer, wenn nicht unmöglich ist, ebenso das darauf Folgende.

Dortmund, im Juni 1922. C. Th. Lion.

Stukken ter vertaling ten dienste van studeerenden, verzameld door C. Grondhoud. Tweede, vermeerderde druk. Groningen 1920, P. Noordhoff. 133 blz. Prijs ingen. fr. 1,90.

85 zum Übersetzen ins Englische für Studierende bestimmte Stücke, meist im Umfange von anderthalb Oktavseiten (mit je 32 Zeilen). Man könnte der Meinung sein, ein auf der Oberstufe Angelangter müßte imstande sein, jeden beliebigen Zeitungsartikel oder sonstiges Schriftwerk aus dem Deutschen in die fremde Sprache zu übertragen. Wenn man aber gesehen hat, was dabei herauskommt, wenn einer eine solche Arbeit zur Durchsicht vorlegt, daß darin ein Germanismus den andern ablöst und man schier an der Möglichkeit einer Korrektur verzweifeln möchte, so wird man es für notwendig erachten, dergleichen Arbeiten, die sich erst nach Abschluß des Studiums ausführen lassen, dadurch vorzubereiten, daß man Stücke darbietet, die sich in ihrer Ausdrucksweise der fremden Sprache in gewisser Weise anschließen, jedoch nur insoweit, als der Geist der Muttersprache es gestattet. Es kommt darauf an, in den Geist der fremden Sprache einzudringen und sich so ein Sprachgefühl zu erwerben, das darüber belehrt, ob etwas dem Geiste der Sprache angemessen ist oder widerstrebt. So hat z. B. G. Krüger es für notwendig gehalten, seinem Englischen Unterrichtswerk als IV. Teil ein deutsch-englisches Übungsbuch mit einem V. Teile, dem Schlüssel dazu, herauszugeben, die Anerkennung gefunden haben. Wir haben demnach für die vorliegenden *Stukken ter vertaling* die Frage zu beantworten, ob sie den Anforderungen entsprechen, die für ihre Übertragung aus dem Niederländischen ins Englische gestellt werden müssen, um auf das vorschwebende Ziel vorzubereiten. Sie bieten in den 85 Stücken einen sehr mannigfaltigen Inhalt, der dadurch Gelegenheit gibt, auf den verschiedenen Gebieten des täglichen Lebens einherzuwandeln und den dafür angemessenen sprachlichen Ausdruck zu finden. Soviel ich es beurteilen kann, ist der niederländischen Sprache keine Gewalt angetan, und ich nehme keinen Anstand, es Deutschen, die das Niederländische erlernen wollen, als ein zweckmäßiges Lesebuch nach Inhalt und Form zu empfehlen, um sich sowohl im Niederländischen als im Englischen weiterzubilden.

Es würde sich empfehlen, die einzelnen Stücke mit einer Überschrift zu versehen, aus der sich der Inhalt ersehen läßt, damit man leichter auffinden kann, was einem gerade zusagt. Ein Versuch hat mich davon überzeugt, daß der Anschluß an das englische Idiom insoweit stattgefunden hat, daß ein Schüler der Oberstufe die Übersetzung ins Englische anfertigen kann. Freilich wird der Lehrer dann noch manches zu verbessern finden.

Das Vorwort der ersten Auflage datiert vom Mai 1910, das der zweiten vom Januar 1920: das Buch hat sich also doch als brauchbar erwiesen, da bei der vergleichsweise geringen Anzahl derer, die es benutzen können, die zwischen den beiden Auflagen liegende Zeit nicht gerade als lang anzusehen ist. Es würde zur Verbreitung des Buches nur beitragen, wenn dazu ein Schlüssel veröffentlicht würde, der auch den Selbstunterricht ermöglicht, anderseits dem Lehrer seine Aufgabe erleichtert. Dafür könnte der obenerwähnte Schlüssel zu dem deutsch-englischen Übungsbuche von Krüger vorbildlich sein.

Dortmund, im Oktober 1920. C. Th. Lion.

Leo Hannauer, Dozent an der Hochschule für Welthandel in Wien, *Handbuch zum Studium der englischen Sprache.* Eine kurzgefaßte englische Grammatik für Studierende an deutschen Hochschulen, für Lehramtskandidaten und zum Selbstunterricht. Wien und Leipzig, Franz Deuticke 1921. V und 139 SS. Preis broschiert 15 Mk. (K 90).

Für die Anlage des Buches sollte nach der Absicht des Verfassers maßgebend sein, »daß der intelligente Anfänger beim Studium einer fremden Sprache am besten täte, sich zunächst das anzueignen, wodurch sie sich von seiner eigenen Muttersprache wesentlich unterscheidet«: ein Ausspruch Dr. Ferdinand Neureiters. (Ich gebe demselben Gedanken gelegentlich den Ausdruck: eine Sprachregel ist in den Fällen notwendig, wo die fremde Sprache nicht mit dem in der Muttersprache Üblichen übereinstimmt; bei Übereinstimmung bedarf es der Regel nicht.) Das Buch zerfällt in 3 Teile, von denen der erste die *Lautlehre* S. 1—17, der zweite *Formenlehre* und *Satzbau* in 8 Abschnitten (Personennennwörter; Zeitwörter; Hauptwörter und die Artikel; Eigenschaftswörter und Umstandswörter; Satzbau; Fürwörter und Zahlwörter; Vorwörter, Bindewörter und Ausrufungswörter; Zeichensetzung; 106 Paragraphen) behandelt: S. 18—110. Der dritte Teil bietet *Tabellen* und *Verzeichnisse* für den Gebrauch bei der Lektüre und Übersetzung in 7 Abschnitten: Abkürzungen, Personenbezeichnungen, Briefanschriften und Briefschlüsse, Adressieren von Briefen, Verzeichnis der meistgebrauchten Zeitwörter in Verbindung mit Präpositionen, Liste der unregelmäßigen Zeitwörter: S. 111—133. Den Schluß bildet ein *Index* (S. 134—139) in alphabetischer Anordnung, der es ermöglicht, eine Spracherscheinung, über die man Aufklärung wünscht, rasch aufzufinden. Das Buch enthält natürlich vieles, was man auch sonst in guter Darstellung findet, hat dabei aber manches Eigentümliche, was sein Erscheinen einigermaßen rechtfertigt; so z. B. in der Lautlehre, die einen interessanten Vergleich mit den Lauten der bayrisch-österreichischen Mundart anstellt. Die phonetische Umschrift hätte einfacher sein können; für die *sch*-Laute sind *sch* (= *š*) *sch* (= *ž*) angenommen, die Zeichen *š* und *ž* hätten sich doch mehr empfohlen, weil für einen einfachen Laut ein einfaches Lautzeichen wünschenswert ist. Ebenso verhält es sich mit den *s*-Lauten *s* für *s*, ȝ für *z*, wo namentlich das deutsche Schluß-ȝ irreführend ist. Auch mit der Umschrift von *singer* in *sı'ŋa* u. dgl. kann ich mich nicht recht befreunden, insofern *a* doch nicht recht zutrifft und das *r* gänzlich unberücksichtigt bleibt. Im ganzen hätte sich viel kürzen lassen, wenn das, was der allgemeinen Grammatik angehört und selbstverständlich ist, vorausgesetzt worden wäre, so z. B. S. 19: »Zu beachten: Das Personennennwort benennt die Personen vom Standpunkte des Sprechenden aus (sprechende Person, Person, zu der gesprochen wird, Person, über die gesprochen wird) usw.« Als zweckmäßig ist anzuerkennen, daß in dem zweiten Teile durch gesperrten Druck 61 Merksätze (als solche am Rande gekennzeichnet) dargeboten werden. So z. B. Merksatz S. 19: »Der Genitiv der persönlichen Fürwörter wird durch Voranstellung der Präposition ‚von' of [*ðv*], der Dativ durch Voranstellung der Präposition ‚zu' to [*tū*] vor den Akkusativ gebildet. — Beispiele: meiner (von mir) *of me* usw.« § 58 S. 70 bringt zwar die Angabe des wirklichen Sachverhalts, aber bis dahin würde der Schüler nach Merksatz 1 *give it to me* sagen müssen, was doch nur im Falle eines Gegensatzes (*give it to me, not to him*) zulässig ist. Außerdem

sind die Formen *me*, *thee*, *him* usw. ebensowohl Dative wie Akkusative, die im Altenglischen verschiedene Formen hatten, aber sich im Neuenglischen mit einer Form begnügten. Die §§ 27—29 (S. 44—46) behandeln auf zwei Seiten den Artikel, wohl kaum ausreichend, wenn sich auch beim Adjektiv und sonst (z. B. bei most S. 61) weitere Angaben finden. Die reichhaltige Beifügung von Beispielen ist zu loben, da sie uns das Leben der Sprache veranschaulichen. Um einen Fehler zu berichtigen, führe ich das Beispiel auf S. 46 an: »Weder auf die eine Art noch auf die andere . . . *Neither in the one way nor in the other* . . . [*naiđa ĭn đĕ uă'n uęi nŏa ĭn đī ăđa* . . .] Die Angabe *naiđa ĭn* und *nŏa in* steht im Widerspruch mit der Bemerkung auf S. 2: nur in der Bindung kommt das *r* noch etwas zur Geltung, ebensowohl im Deutschen, besonders im Dialekt, wie auch im Englischen: für immer und immer [*fürĭ'merundĭma*] = engl. *for ever and ever* [*forĕ'waränđĕ'wa*]. Statt *naiđa* und *nŏa* lies also *naiđar* und *nŏar*. Die Absicht des Verfassers, »dem Vorgeschrittenen ein leicht überblickbares Repetitorium« zu bieten, kann im allgemeinen als wohl durchgeführt bezeichnet werden; zu wünschen bleibt die Beseitigung unnötiger Fremdwörter, so z. B. in § 77 S. 83: Ein Präteritum (Mitvergangenheit) oder eine mit dem Präteritum eines Auxiliars zusammengesetzte Zeit im Hauptsatze bedingt auch ein Präteritum oder eine mit dem Präteritum eines Hilfszeitwortes gebildete zusammengesetzte Zeitform (Plusquamperfektum oder Konditionel) im Nebensatze. Warum nicht einfach: Auf eine Zeitform der Gegenwart und Zukunft folgt im abhängigen Satze in der Regel die gleiche Zeitform, ebenso auf eine Zeitform der Vergangenheit die entsprechende der Vergangenheit. Beispiele hierzu fehlen; notwendig ist die Hinzufügung eines Beispiels für den folgenden Satz: »Ein Präsens im Hauptsatze hat aber im allgemeinen keinen Einfluß auf die Zeit des Nebensatzes« (etwa: *We firmly believe that he was in the right*).

Dortmund, im Oktober 1921. C. Th. Lion.

Kurt Lincke, *Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Lehranstalten*. Ausgabe C: *Für Gymnasien, Kurse für Erwachsene* usw. VIII u. 302 SS. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1921.

Der im Jahre 1918 erschienenen »Grammatik der englischen Sprache für höhere Lehranstalten« von Prof. Dr. Kurt Lincke (vgl. Engl. Stud. 1919, S. 457 f.) hat er jetzt ein *Lehrbuch* zugefügt, das in Ausgabe C für reifere Schüler bestimmt ist, vorzugsweise für den Gebrauch an Gymnasien und solchen Anstalten und Kursen, die Englisch erst in den Oberklassen, und zwar mit geringer Stundenzahl, betreiben. Das Buch zerfällt 1. in 3 Teile: Part I. *English Sounds*, Part II. *Accidence* (10 *Lessons: Reading Exerciser* mit Bezugnahme auf die §§ der Gramm.), Part III. *Syntax* (15 *Lessons* desgl.). 2. Appendix. I. *Subjects for Conversation* (Reise, Frühstück, Mittagessen, Briefschreiben, Kofferpacken, Spaziergang, Einkaufen, Haarschneiden, Theater in London). II. *Specimens of English Poetry*. Wörterverzeichnis zu den Lektionen I—XXV und zum Appendix (S. 86—137). Dann folgt 3. die Grammatik in 180 §§ (S. 138—247: Artikel, Subst., Adj., Pron., Numer., Verb., Adv., Präp., Konj., Interj.; mit einem Anhange: Große Anfangsbuchst., Silbentrennung, Interpunkt., Synon., Homon., alph. Liste der unregelm.

Verben). Den Schluß machen 4. Deutsche Übersetzungsstücke in 25 Lektionen (S. 248—290), die sich mit Ausnahme von Lektion 25 eng an die englischen Lesestücke anschließen, und ein Deutsch-englisches Wörterverzeichnis (S. 291—302).

Damit wird einem alles geboten, was man nur verlangen kann, und es ist derartig ausgeführt, daß die Absicht, ein für Gymnasien usw. brauchbares Lehrbuch zu liefern, wohl als erreicht gelten darf. Im einzelnen bemerke ich folgendes, um zur Vervollkommnung des Buches beizutragen. Für die Lautlehre in Part I. ist selbstverständlich die Umschrift besonders wichtig; sie ist im allgemeinen wohl befriedigend; nur halte ich *ei* für den Laut in *came* wegen der möglichen Verwechslung mit dem deutschen ei nicht für angemessen. (Es erscheint mir auch als fraglich, ob man das englische *a* und *o* [in *open*] sowie *e* [in [illegible] *hear*] und *u* [in *pure, your, poor, cruel*] als Doppellaute bezeichnen darf; [illegible]at sie sonst wohl *half-diphthongs* genannt.) Ich würde daher für *ei* e_i, für *ou* o_u einsetzen. Ich halte es auch nicht für gut, das End-*r* nur durch *ə* anzudeuten, da es doch vor folgendem Vokal wieder auflebt, daher besser *ər*; doch ist das Ansichtssache. Die Beifügung von *Questions* (in *Lesson* IV), *Proverbs and Sayings* (in Part I nach *Exercise* II und *Exercise* III nebst *Quotations from Shakespeare*, in *Lessons* V, VII, X) sowie *A Conversation* und *Seasons, Months and Days* (in *Lesson* VIII) ist dankenswert; es wäre nur zu wünschen, daß bei den Sprichwörtern, die im Deutschen durch andere ersetzt werden oder kein entsprechendes haben (z. B. S. 12. 2. *A stitch in time saves nine*), die deutsche Übersetzung angegeben würde (Muret gibt dafür an: »Ein kleines Mittel zu rechter Zeit spart viele Mühe«); so z. B. S. 12. 3. *Right before might*, Recht muß doch Recht bleiben, Macht geht vor Recht (bei *saying* S. 86 könnte als Bedeutung »geflügeltes Wort« zugefügt werden). Das gilt auch für die *Quotations*: S. 12. 2. *Brevity is the soul of wit* (nach Muret) Kürze ist des Witzes Würze. S. 29 Z. 3: I say, Charlie, . . . S. 100 fehlt dazu die Angabe unter *A Conversation*: »I say (als Zuruf) höre (hören Sie) mal!« S. 29 Z. 29 statt *twelwe* lies *twelve*. Von Lektion XI an bis Lektion XXIII sind *Words for Variation and Explanation* gegeben, die geeignet sind, den Wortschatz des Schülers zu erweitern. Bei der Unterhaltung über das Gelesene werden sie sich mit Vorteil benutzen lassen. Es ist ferner zu loben, daß in der Grammatik jeder Paragraph mit Beispielen beginnt, die mit 1., 2., 3. usw. angeführt werden; unter derselben Ziffer folgen dann die Regeln, die man aber zweckmäßig beim Unterricht durch die Schüler selbst aus den Beispielen bilden lassen wird. Eine Bemerkung über das fragende »so?« in Sätzen wie *My eldest son has passed his examination. — Has he?* ist bei § 123 S. 196 noch hinzuzufügen. Als einen besonderen Vorzug des Lehrbuchs (Ausgabe C) bezeichne ich noch, daß der gesamte Lehrstoff in einem Bande zusammengefaßt ist.

Dortmund, im Dezember 1921. C. Th. Lion.

SCHULAUSGABEN.

1. *Sammlung englischer u. französischer Schriftsteller der neueren Zeit.* Begründet von J. Klapperich. Hrsg. von Walter Hübner. Berlin, C. Flemming und C. T. Wiskott.

77 A. M. Liening, *The Storyteller.* Being a Collection of 34 Serious and Merry Tales for Young Folks. II + 112 SS. Anmerkungen 14 SS. Wörterbuch 43 SS.

Bei längeren Erzählungen ist es besonders im Anfange der Lektüre schwer, das Interesse aller Schüler bis zum Schlusse rege zu halten. Deshalb hat der Herausgeber aus einer beliebten englischen Monatsschrift für Kinder — früher Children's Magazine, jetzt My Magazine — eine größere Anzahl Geschichten zusammengestellt, deren abwechslungsreicher und gehaltvoller Inhalt Lehrer und Lernende befriedigen wird. Wer über Geschichte, Literatur und Verhältnisse in England sprechen will, findet Anknüpfungspunkte genug. Die Erzählungen sind nicht nach ihrer Schwierigkeit geordnet. Leichtere können ohne Vorbereitung gelesen und übersetzt werden, auch zur Konversation oder schriftlichen Bearbeitung benutzt werden. Auch als Privatlektüre für höhere Klassen sind die einzelnen Erzählungen sehr geeignet.

Die erste Erzählung *The Stranger of the Skies*, die ganz im Sinne Jules Vernes das Leben auf dem Mars und Merkur schildert, wird die Phantasie besonders der Knaben mächtig erregen. Von feiner Naturbeobachtung zeugen II. *(Why the Swallow builds on the wall)* und IV. *(Brer Rabbit gets Brer Fox's Dinner)* und V. *(The Hare and the Hedgehog)*. In den beiden letzten kommt auch der Humor in der Tierwelt zu seinem vollen Recht. Wenn auch die Auswahl der 34 Erzählungen durchweg vorzüglich ist, so ragen doch einzelne besonders hervor, wie VI. *Good William Caxton*, IX. *Tales that Shakespeare listened to*, XV. *Tales of the wise Eastern Judge*, XXIV. *The first boy in London*, XXVIII. *A Shillingsworth of Wisdom.* Ein Versuch in der Klasse wird die Vorzüglichkeit der Auswahl bestätigen.

Doberan i. Meckl. O. Glöde.

---

2. Pariselle u. Gade, *Französische und englische Schulbibliothek* Leipzig, Renger.

A. 212. William J. Claxton, *London Past and Present.* Für den Schulgebrauch erklärt von W. Paul. Mit 17 Abbildungen. Alleinberechtigte Ausgabe. 1923 [1922]. II + 102 SS.

William J. Claxtons *London Past and Present* ist ausdrücklich für die Jugend geschrieben. In dem leichten Plauderton, der den englischen Jugendschriftstellern so gut gelingt, behandelt der Verfasser darin die Geschichte Londons von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von dieser Straße, dem Gebäude, jenem Denkmal weiß er etwas zu erzählen, wobei er die Belehrung oft in der wirkungsvollen Form der Anekdote bietet. So führt er seine jungen Leser durch London und gleichzeitig durch die Jahrhunderte. In chronologischer Reihenfolge läßt er die verschiedenen Zeitalter und Kulturepochen an unserem geistigen Auge vorüberziehen. Da aber die Geschichte der Haupt-

stadt mit der des ganzen Landes eng verflochten ist, so erhalten wir ebenfalls wertvolle Einblicke in die Gesamtgeschichte und Kultur Englands. Das Buch ist daher wie kaum ein anderes geeignet, unsere Jugend in die Kultur- und Volkskunde Englands einzuführen. Die 17 Kapitel behandeln nacheinander *Prehistoric London, Roman London, Saxon London, Norman London, Mediaeval London, Tudor London, Stuart London* und *Modern London*, in den nächsten Kapiteln *The Tower, St. Paul's Cathedral, The British Museum, The Guildhall, Royal Exchange and Bank, The Houses of Parliament, Westminster Abbey* u. a. Die vielen Abbildungen und die Anmerkungen fördern das Verständnis. Wertvoll ist auch die Tabelle S. 98: 'Sovereigns of England' und S. 99—102: 'Das Verzeichnis der in den Anmerkungen erklärten Personen- und Sachnamen'. Die in der Überschrift verheißene Aussprachebezeichnung fehlt aber.

Doberan i. Meckl. O. Glöde.

B. 35. *Pleasant Plays and dramatic Scenes.* Für den Schulgebrauch bearbeitet von Johanna Bube. 1922. VII + 106 SS. Pr. M. 3,40.

Die in dem vorliegenden Bändchen abgedruckten 'Plays' sind so frisch und anziehend geschrieben, daß sie auch bei Anfängern freudigen Eifer wecken werden, so *Great-Grandmother's Wish, The Goddess Holda, The Song in the Heart, Robin Redbreast and the Wasp, The Man and the Alligator* u. a. Sie sind nach Inhalt und Form schlicht, und leicht verständlich werden sie sich nicht nur als Lesestoffe bewähren, sondern vor allen Dingen als Unterlagen für Sprechübungen. Auch bei kleinen Aufführungen in Schule und Haus können die meisten sehr gut Verwendung finden. Die ersten Szenen in Prosa und Poesie sind dem Kinderleben, der Märchenwelt und dem Tierleben entnommen und im leichtesten Plauderton gehalten. Auf diese folgen ernstere, gehaltvollere Stoffe, namentlich dramatische Szenen aus der englischen Geschichte. Den Schluß bildet ein kurzer Abschnitt aus John Ruskin's *Ethics of the Dust.* Unter den Verfassern sind Namen von bestem Klang in der englischen Literatur vertreten, über deren Lebenslauf und literarisches Schaffen die Herausgeberin kurz in der Einleitung (S. IV—VI) berichtet, so über Jean Ingelow (1820—1897, 4. *Dreamland,* 11. *The Minnows with Silver Tails),* Juliana Horatia Ewing (1841—1885, 7. *The Old Owl and the Brownies),* William Allingham (1824—1889, 9. *Wishing),* Harriet Beecher-Stowe (10. *Topsy* aus *Uncle Tom's Cabin),* Charles Kingsley (1819—1875, 12. *Homeward Bound),* Henry Wadsworth Longfellow (1807—1882, 14. *Winter and Spring* aus *The Song of Hiawatha),* Sir Walter Scott (1771—1832, 17. *Squire Lack-Cloak,* dramatisierte Szene aus *Kenilworth),* William Makepeace Thackeray (1811—1863, 19. *A Lecture on English History* aus dem *Punch)* und schließlich John Ruskin (1819—1900, 21. *A Little Heathen* aus *Ethics of the Dust).*

Die übrigen dramatischen Szenen sind weniger bekannten und berühmten Schriften entnommen, Büchern, die man drüben 'semi lesson-books' nennt, weil sie geschickt Ernst und Scherz, fröhliche Unterhaltung und gediegene Belehrung miteinander zu verflechten verstehen. Dahin gehören 13. *Bernard Palissy* von A. Stevenson, 15. *In the Island of Athelney* von L. Dalkeith,

16. *The Keys of Calais* von E. Melton, 18. *Lady Katherine* von E. B. Williams und 20. *Franklin's Toast.*

Doberan i. Meckl. O. Glöde.

C. 47. Robert S. Wood, *Six Great Events in British History.* Für den Schulgebrauch bearbeitet von C. J. Eickhoff. 1921. II + 77 SS. Preis M. 2,30. Wörterbuch 31 SS. Preis M. 0,70.

Der vorliegende Text ist einem Buche entnommen, das von R. S. Wood, einem englischen Schulmann, für englische Schüler herausgegeben worden ist. Wegen ihrer klaren und einfachen Sprache und ihres leicht faßlichen Inhaltes können die Erzählungen bei der Anfangslektüre gut verwendet werden. Die sechs wichtigen Kapitel, die hier ausgewählt sind, sind: I. *King John and the Fight for Freedom.* II. *Sir Francis Drake and the Spanish Armada.* III. *The Pilgrim Fathers and the "Mayflower".* IV. *Flora Macdonald and Bonnie Prince Charlie.* V. *Nelson, the Hero of Trafalgar.* VI. *The Loss of the Troopship Birkenhead.* Der Text ist nur in wenigen Fällen aus äußeren Gründen verändert worden. Zwei Gedichte sind ihm eingefügt: *The Spanish Armada* von Macaulay (Event II) und *Charlie is my darling* von James Hogg (Event IV), weil auf beide an den betreffenden Stellen Bezug genommen wird. Die Anmerkungen (S. 64—77), die nur kurze sachliche Erläuterungen geben, und das reichhaltige Wörterbuch erleichtern die Vorbereitung. Die Aussprachezeichen sind dieselben wie in dem System der Association phonétique internationale.

Im Text fehlt S. 23 Z. 18 der Bindestrich zwischen war and like. Ib. S. 41 Z. 1 lies: Charles'*s* st. Charles. — In den Anmerkungen ist S. 65 Z. 4 v. o. zu lesen: Heinrich *II* st. Heinrich V. — Zu 18, 21 ff. hätten die auf der Medaille (S. 20 u. 21) befindlichen lateinischen Worte, die auf der Abbildung ziemlich undeutlich sind, angeführt werden können: Afflavit Deus et dissipati sunt. In dem Verzeichnis der Anmerkungen befinden sich häufige Hinweise auf Stellen des Textes und nicht auf die Anmerkungen, so 51, 23 (Copenhagen), 11, 11 (foreign soldiers), 18, 21/22 (God scattered), 38, 17 (Inverness) u. a.

Doberan i. Meckl. O. Glöde.

MISZELLEN.

ZU ME. *MAUDE.*

Wie ich jetzt sehe, ist die oben S. 200 besprochene Form me. *maude* für ae. *macode* in der Handschrift Laud 108 aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, und zwar in ihrer Wiedergabe der südenglischen Legenden (hg. von Horstmann, EETS 87), neben dem gewöhnlichen *māde* häufig belegt. So *maude* sing. 20/29, 33, 27/78, 28/69 usw., *mauden* plur. 22/91, 25/4, 29/94 usw., *imaua* 12/375, 21/52, 62 usw. Da die Handschrift sonst durch ziemlich regelmäßige Schreibung ausgezeichnet ist und jedenfalls *ā* und *au* scharf scheidet, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß hier wirklich der mittelenglische Diphthong *au* gemeint ist.

Wien, 15. Mai 1922. K. Luick.

BEMERKUNGEN ZU OTTO FUNKES AUFSATZ »DIE FÜGUNG *GINNEN* MIT DEM INFINITIV IM MITTELENGLISCHEN« (EST. 56, 1 ff.).

Dem Verf. dieser beachtenswerten Untersuchung ist offenbar die schon 1920 veröffentlichte Schrift von F. Beschorner, *Verbale Reime bei Chaucer*, unbekannt geblieben, zu der ich in meiner erst kürzlich im Litbl. (3/4, 120 ff.) erschienenen Anzeige einige Ergänzungen geliefert habe. B. geht in dieser darauf hinaus, nachzuweisen, daß der Dichter die in Rede stehende Wendung, in den verschiedenen Perioden seines Schaffens bald häufiger, bald sparsamer, gern gebraucht, um durch die Stellung des Infinitivs an das Ende des Verses einen bequemen Reim zu finden. Diesen Gesichtspunkt hat meines Erachtens Funke zu wenig berücksichtigt, der gerade in dem selteneren Vorkommen der Verbindung von *ginnen* mit dem Inf. in den alliterierenden Dichtungen deutlich hervortritt. Manche der von ihm angeführten Beispiele dürften auf diese Weise eine leichtere Erklärung finden, als er sich ihnen zu geben bemüht.

Zehlendorf. J. Koch.

ZU DER FRAGE NACH DRAYTONS ANTEIL AN SHAKESPEARES *HEINRICH VI.*

In meiner Arbeit über *Draytons Anteil an 'Heinrich VI.', 2. u. 3. Teil* ruht der Hauptnachdruck auf den bei Untersuchung der 5. Szene des 2. Aktes von 3 H VI gewonnenen Ergebnissen. Immer wieder wird eindringlichst betont, daß diese Szene mir die sichersten Resultate für die ganze Frage zu liefern scheine (vgl. S. 153, 154, 169). Demnach wäre also wohl zu erwarten gewesen, daß eine Rezension sich vor allem auch mit dieser Szene beschäftigen bzw. mit meinen Ausführungen darüber auseinandersetzen würde. W. Keller aber hat sie fast vollständig ignoriert[1]). Nur was ich über die Quellen für jene Szene dargelegt habe, hat ihn zu einer eingehenderen Gegenäußerung veranlaßt. Ich hatte darauf hingewiesen, daß für den Eingang von 3 H VI, II 5 offenbar Polydor Vergil, für die übrige Szene Hall benützt worden sei, und die Behauptung aufgestellt, daß eine Benützung Polydor Vergils entschieden gegen Shakespeares Verfasserschaft spreche, und daß auch die Benützung Halls der Annahme, daß Shakespeare unsere Szene geschrieben habe, nicht gerade günstig sei (vgl. S. 135—136). W. Keller gibt nun zu:

»Daß eine Stelle in 3 Hen VI, wo König Heinrich sich aus der Schlacht drückt, aus Polydor Vergil stammt, scheint gegen Shakespeare zu sprechen«,

fährt jedoch fort:

»Aber was ist Polydor Vergil? Sowohl Hall als Grafton haben eine Übersetzung von P. V. einfach in ihre Kompilation aufgenommen.«

Hier ist nur zu entgegnen: Was bedeutet und nützt Kellers belehrender Hinweis darauf, daß Hall und Grafton eine Übersetzung von Polydor Vergil in ihre Kompilation aufgenommen haben, wenn die Stelle, auf die es in unserem Zusammenhange allein ankommt, eben tatsächlich nur in Polydor Vergil steht, also nicht durch Vermittlung Halls oder Graftons hineingekommen sein kann? Übrigens ist Polydor Vergil dann auch in 3 H VI, II 6 benützt worden (vgl. S. 186).

Kellers weiteren Ausführungen:

»Wenn aber Frl. v. Sch. meint, die Benützung Halls sei der Annahme, daß Shakespeare Verfasser der Szene sei, nicht günstig, weil Anders sage, daß Shakespeare nicht Hall, sondern Grafton benütze, so scheint sie ihn mißverstanden zu haben. Grafton hatte Hall ganz in seine Chronik auf-

---

[1]) Shakespeare-Jahrbuch 1921 S. 97—100.

genommen, so daß es heute nicht mehr möglich ist, zu entscheiden, welches Buch Shakespeare vorgelegen hat (vgl. die Dissertation von Anders, S. 17)«

sei hier nur der Wortlaut meiner Darlegungen:

Auch die Benützung Halls aber ist der Annahme, daß Shakespeare Verfasser unserer Szene sei, nicht gerade günstig. Denn sowohl Boswell-Stone wie Anders und auch Dowden vertreten die Ansicht, daß die Chronik Holinsheds Shakespeares Hauptquelle gebildet habe. Anders meint ferner, Shakespeare habe Halls Chronik wahrscheinlich 'as embodied in Richard Grafton's Chronicle' gekannt (S. 136)

sowie der Wortlaut der betreffenden Stelle bei Anders:

I only state here very briefly, that Shakespeare has essentially followed Raphael Holinshed's 'Chronicles' in the second edition which appeared in 1586—7. He also made use of Edward Hall's 'Union of the Two Noble and Illustre Famelies of Lancastre and York' probably as embodied in Richard Grafton's 'Chronicle' (p. 117/18)

gegenübergestellt.

Da Keller behauptet:

»Aber leider zeigt sich von Anfang an, daß sie mit einer vorgefaßten Meinung an ihre Aufgabe herantritt und die Gründe, die gegen ihren Drayton sprechen könnten, gerne beiseiteschiebt«,

so sei bemerkt, daß der Titel der Abhandlung selbstverständlich erst das Resultat meiner Untersuchungen gewesen ist, und daß auch ich bei Beginn der Arbeit an Nachahmung durch Drayton dachte, eine Ansicht, die erst ganz allmählich durch die überraschenden Funde, die ich machen durfte, der Überzeugung wich, daß Drayton Shakespeares Mitarbeiter gewesen sein müsse.

Das soeben Dargelegte führt mich auf eine zweite auffällige Unterlassung der Kellerschen Rezension. Mit keinem Wort wird nämlich der Leser darüber aufgeklärt, daß in meiner Abhandlung bei jeder einzelnen Szene zunächst die Frage: Ist Drayton in dieser Szene als Nachahmer Shakespeares anzusehen? aufgeworfen und aufs eingehendste untersucht wird, daß sich daran bei den wichtigsten Szenen die Frage, ob Shakespeare hier etwa Drayton nachgeahmt haben könne, schließt, und daß erst nach Erledigung dieser beiden Möglichkeiten die dritte Möglichkeit, ob Drayton Shakespeares Mitarbeiter gewesen sei, erörtert wird. Ja, die die Rezension abschließende Behauptung, ich hätte meine Aufgabe nicht lösen können, weil ich

»nicht zunächst von der äußeren Überlieferung ausging und das Normale, daß die überlieferte Angabe der Verfasserschaft wahr ist und daß Übereinstimmungen zwischen zwei Dichtungen auf Entlehnung der zweiten von der ersten hindeuten, von vornherein als unmöglich abwies,«

sowie Bemerkungen wie:

»Ihre fleißigen Sammlungen von Parallelen aus Drayton zu den beanstandeten Stellen helfen nicht viel, solange nicht die Parallelen aus Shakespeare daneben gestellt werden; dann aber sieht das Bild ganz anders aus«,

müssen als Irreführung des Lesers wirken, der das Buch nicht aus eigener Anschauung kennt. Es ist nicht wahr, daß ich den Gedanken, Drayton habe Shakespeare nachgeahmt, »von vornherein« als unmöglich zurückgewiesen hätte. Schon ein flüchtiger Blick in meine Abhandlung beweist das Gegenteil, und genau ebensowenig berechtigt ist die an zweiter Stelle zitierte Bemerkung; denn sind nicht die für die fraglichen Szenen in Betracht kommenden Parallelen aus Shakespeares Werken von mir genau so aufgeführt und behandelt worden wie die aus Draytons Werken?

Allerdings ist eben ihre Zahl ganz außerordentlich gering, und irgendwelche entscheidende Bedeutung für die Verfasserfrage geht ihnen, wie eingehend nachgewiesen worden ist, völlig ab.

Die beiden soeben zitierten und als irreführend bezeichneten Bemerkungen richteten sich bereits gegen die von mir verfolgte Methode, gegen die Keller auch sonst noch schwere und, wie ich zu zeigen hoffe, unberechtigte Vorwürfe erhoben hat.

Wer mit der Möglichkeit bzw. Wahrscheinlichkeit, daß Shakespeare in 2 und 3 H VI mit anderen zusammengearbeitet habe, rechnet — und es ist dies weitaus die Mehrzahl der heutigen Shakespeareforscher —, der wird zugeben müssen, daß diese Annahme zugleich die leise Möglichkeit, daß auch andere frühe Jugendwerke Shakespeares, vor allem natürlich die übrigen frühen "Chronicle plays", aus Zusammenarbeit mit anderen hervorgegangen sein könnten, in sich schließt. Denn warum sollte jene, wie Henslowes "Diary" zeigt, damals so außerordentlich beliebte und verbreitete Arbeitsmethode von vornherein ausgerechnet unbedingt nur für H VI in Betracht kommen dürfen? — Ergeben sich also bei Untersuchung völlig unshakespearescher, deutlich auf Drayton als Verfasser weisender Szenen, wie z. B. 3 H VI, II 5 oder 2 H VI, III 2, 300—413 Zusammenhänge mit einer so absolut unshakespeareschen Szene wie *Richard III.* IV 4 oder mit der völlig episch gehaltenen und darum schon Shakespeare kaum zuzutrauenden 1. Szene der "*Comedy of Errors*", so wird es wohl erlaubt sein, das Zeugnis derartiger Szenen als nicht zu Shake-

speares Gunsten entscheidend hinzustellen und auf spätere eingehende Untersuchungen, die allein die notwendige Klarheit schaffen könnten (vgl. S. 31, 137 usw.), zu verweisen, besonders wenn man bereits im Besitze einer ganzen Menge für eine solche Untersuchung in Frage kommenden Materials ist, die Behauptung also nicht ins Blaue hinein aufstellt. Ebensowenig kann einem wohl verargt werden, wenn man die Tatsache, daß sich das in Shakespeares echten Werken niemals vorkommende Substantiv *corrosive* (2 H VI, III 2, 403) in 1 H VI, III 3 — einem Stück, das außer Keller wohl nur noch ganz wenige Forscher als Alleinarbeit Shakespeares ansehen — adjektivisch gebraucht findet, nicht als Beweis für Shakespeares Verfasserschaft von 2 H VI, III 2 gelten lassen will. W. Keller aber hat zu der billigen Manier gegriffen, derartige Ausführungen aus dem Zusammenhang herauszureißen, was sie zum Teil gröblich entstellt, und dann nebeneinanderzureihen, um so meine Methode zu diskreditieren und ihr schließlich durch den Vergleich mit der berüchtigten Methode der Baconianer den vermeintlichen Todesstoß versetzen zu können.

Einen weiteren groben methodischen Fehler sieht Keller darin, daß ich die "Contention" und "True Tragedie" in meiner Abhandlung nicht berücksichtigt, sondern nur am Schluß kurz erwähnt hätte. Wenn er dabei ausführt:

»Erst in einem Postskriptum auf der letzten Seite erklärt die Verfasserin, daß sie die Foliofassung für die ursprüngliche halte und daher die 'Contention' nicht berücksichtigt habe«,

so entspricht dies nicht ganz den Tatsachen. Nicht nur meine eigene unmaßgebliche Meinung, sondern die bisher nicht widerlegte, in der Anglia 40 erschienene Arbeit von Paul Seyferth: »In welchem Verhältnis steht H VI B zu 'The Contention' etc. und H VI C zu 'The True Tragedie' etc.?« sowie die auch von sehr vielen anderen, nur zum Teil von mir zitierten Gelehrten vertretene Ansicht — die ja übrigens auch Kellers Ansicht ist (vgl. Gold. Klassiker-Bibl., Einleitung zu H VI) —, daß "Contention" und "True Tragedie" verstümmelte Raubausgaben von 2 H VI und 3 H VI darstellen, bewog mich dazu, diese beiden Stücke in meiner Abhandlung nicht weiter zu berücksichtigen, nachdem eigenes Studium derselben und vor allem der für Drayton in Anspruch genommenen Szenen mir eine volle Bestätigung jener Ansicht geliefert und die Gewißheit gegeben hatte, daß das Resultat

meiner Untersuchung durch eine Heranziehung der beiden keine Änderung erfahren, wohl aber die an sich schon sehr umfangreiche Arbeit noch wesentlich komplizierter und damit unübersichtlich gestalten würde. Ich bestreite entschieden, daß die wohlüberlegte und aus guten Gründen erfolgte Nichtberücksichtigung von "Contention" und "True Tragedie" bei einer Arbeit, die Draytons Anteil an 2 und 3 H VI zur Aufgabe hatte, als schwerer methodischer Fehler angesehen werden darf. Kellers sehr vorsichtig und rein hypothetisch geäußerte Ansicht:

»An einzelnen Stellen repräsentieren sie (d. h. 'Contention' und 'True Tragedie') wohl auch die ältere Fassung, die dann von Shakespeare verändert worden ist« (Gold. Klass.-Bibl.; Einleitung zu H VI)

genügt jedenfalls nicht, mir aus einer sich überdies nur auf den Text meiner Abhandlung erstreckenden Nichtberücksichtigung der beiden einen Strick zu drehen.

Kellers Einwände gegen die von mir eingeschlagene Methode sind mit dem Ausgeführten noch nicht erledigt. Seiner Ansicht nach hätte ich

»Draytons Verhältnis zu seinen Quellen, die zu einem großen Teil im zeitgenössischen Drama und Roman ('Jack Wilton') liegen«,

ausführlich erörtern müssen.

»Es hätte sich dann doch vielleicht von Anfang an gezeigt, daß Drayton seine Dichtergenossen sehr stark ausplündert; und wenn sich dies für Marlowes 'Edward II.' und Shakespeares 'Richard II.', vielleicht auch für Nash nachweisen ließ, so war a priori die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß das Verhältnis zu den beiden Teilen von Hen VI ein analoges war.«

Hierzu sei zunächst bemerkt, daß von mir niemals geleugnet, vielmehr immer wieder darauf hingewiesen worden ist (vgl. z. B. S. 165 und S. 154), daß Drayton einzelne seiner Dichtergenossen, vor allem Spencer und zum Teil auch Marlowe, stark nachgeahmt habe.

Wenn Keller Nashs "Jack Wilton" gegen mich ins Feld führt, so hat er damit keinen gerade sehr glücklichen Wurf getan; denn Drayton hat jenem Roman zwar in seiner Epistel des Earl of Surrey an Geraldine allem Anschein nach (vgl. "Notes" zu "Jack Wilton" in A. H. Bullens Ausgabe der Werke von Nashe, vol. IV, S. 254—255 und S. 271) eine ganze Reihe vor allem auf Surreys Italienreise bezüglicher Angaben entnommen, ist mit diesen aber außerordentlich frei umgegangen, und sein Epistelpaar läßt gerade wörtliche oder gedankliche Anklänge mit Ausnahme eines einzigen, sicher nicht auf eigentliche Nachahmung zurückzuführenden:

"In Windsor Castle, and in Hampton Court,
In that most pompous roome call'd Paradise"
(Jack Wilton, Ausg. v. Bullen,
Vol. II, p. 244; 14—15)

"Of Hampton-court and Windsor, where abound
All pleasures that in Paradise were found"
(Draytons Epistel Surreys an Geraldine, zit. nach
Bullens Ausgabe der Werke Nashes, Vol. IV, p. 271)

durchaus vermissen. Da er für seine Episteln natürlich den Lesern vertraute Persönlichkeiten wählen mußte, ist eine gewisse Anlehnung im Stoff an Nashs bekannte Darstellung keineswegs verwunderlich und für unsere Frage völlig bedeutungslos. — Kellers

»wenn sich dies (‚Ausplünderung' der Dichtergenossen durch Drayton) für Marlowes ‹Edward II.› und Shakespeares ‹Richard II.› . . . nachweisen ließ, so war à priori die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß das Verhältnis zu den beiden Teilen von ‹Hen VI› ein analoges war«,

halte ich nur entgegen: Ja, wenn!! Wie aber, wenn eine Untersuchung der beiden Dramen ergeben hätte, daß Drayton auch an jenen mitgearbeitet habe? Daß dies keineswegs außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt, vielmehr erst noch durch eine gründliche Untersuchung klargestellt werden muß, habe ich in meiner Abhandlung mehrfach angedeutet bzw. nachdrücklichst betont (vgl. z. B. S. 74 und S. 82). Die Sache lag, als ich an meine Arbeit ging, folgendermaßen: Ich konnte H VI, Richard II. oder auch Edward II., die sämtlich kein rein Shakespearesches bzw. Marlowesches Gepräge tragen, dagegen sehr auffällige und interessante Beziehungen zu Drayton enthalten (vgl. meine Materialsammlung zu Edward II., S. 77—78), für meine Untersuchung wählen. An einem dieser Dramen aber mußte eben die ganze Frage zuerst aufgerollt werden, und meine Wahl fiel auf H VI!

Im Anschluß an das soeben Ausgeführte will ich auf Kellers Bemerkungen zu "Richard II." eingehen. Er hält mir nämlich mehrfach entgegen, daß Verschiedenes, was ich zu 2 und 3 H VI ausgeführt hätte, sich auch von "Richard II." mit genau demselben Recht sagen ließe, und ich muß gerade diesen Bemerkungen zum Teil durchaus beipflichten. Es ist unzweifelhaft richtig, daß auch in dem Charakter Richards II. ein ähnlicher Bruch wie in dem der Königin Margarete in 2 und 3 H VI vorliegt, d. h. daß beide ursprünglich völlig anders angelegte Charaktere urplötzlich ins rein Sentimentale umgebogen werden; es ist andererseits

richtig, daß zwischen "Richard II." und Draytons Werken auffällige Beziehungen bestehen; ungerechtfertigt bzw. unvorsichtig aber ist Kellers Behauptung: »Drayton entlehnt ja fast ebenso aus 'Richard II.'«. Denn darüber fehlt eben bisher ja gerade jede Untersuchung! Ungerechtfertigt auch ist der an die soeben zitierte Behauptung sich anschließende Vorwurf: »Wenn aber hier keine Identität der Autoren daraus gefolgert wird, warum dort?« Ich habe 'Richard II.' in meiner Arbeit nur selten herangezogen, wenn es aber geschah, stets betont, daß dieses Stück bei der uns beschäftigenden Frage nur mit allergrößter Vorsicht für Schlüsse zu Shakespeares Gunsten verwendet werden dürfte, da ja hier sogar ein äußeres Kriterium, nämlich die in "England's Parnassus" — einer zwar nicht absolut sicheren, aber keineswegs, wie Keller es ausdrückt, »ganz unzuverlässigen« Anthologie der Zeit — zu findende Angabe, daß die bekannte Lobrede John of Gaunt's auf England Draytons Eigentum sei, vorliege. War es notwendig, meiner Ansicht, daß Drayton auch bei diesem Drama aller Wahrscheinlichkeit nach in Frage käme, noch deutlicher Ausdruck zu geben? Ich beschränkte mich auf eine solche Andeutung, um den Zorn gewisser Kritiker nicht mehr als unbedingt nötig herauszufordern, dann aber auch, weil gerade "Richard II." mir als ein besonders lohnendes Feld für eigene weitere Untersuchungen erschien, zu denen ich bereits eine beträchtliche Menge Material — auch der von Keller erwähnte Bruch im Charakter Richards II. gehörte dazu — gesammelt hatte. Am Schluß meiner Arbeit erwähnte ich "Richard II." nicht noch einmal als für Draytons Mitarbeit in Frage kommend, weil ich da nur diejenigen Dramen, aus denen ich direkt einzelne Szenen während der Untersuchung hatte heranziehen und als nicht für Shakespeare zeugend bezeichnen müssen, zusammenstellte. Übrigens hat Keller meine Ansicht über "Richard II." vollkommen richtig aufgefaßt, wie aus einer anderen ironisch gemeinten Stelle seiner Rezension: »'Richard II.' ist suspekt, weil in 'England's Parnassus', einer ganz unzuverlässigen Quelle, Drayton als Autor der berühmten Lobrede Gaunts auf England genannt wird«, klar hervorgeht. Warum also hält er mir gerade dieses Stück, als gegen meine Ausführungen zeugend, dauernd entgegen? Das scheint doch wieder nur auf Leser, die nicht aus eigener Anschauung urteilen bzw. keine eigene Meinung haben, sondern ihre Ansicht aus Rezensionen schöpfen, berechnet zu sein!

Genau dasselbe gilt für Kellers gegen meine Behauptung, daß die über 2 H VI, III 2, 300—413 liegende sentimental elegische Stimmung nicht für Shakespeare zeuge, gerichteten Angriffe; das Wichtigste wird hier einfach nicht mitgeteilt, anderes reißt er aus dem Zusammenhange, entstellt es dadurch und sucht es dann lächerlich zu machen. Es würde viele Seiten in Anspruch nehmen, wollte ich auf seine diesbezüglichen Ausführungen im einzelnen eingehen. Überdies würde die ganze Sache mehr oder weniger auf ein Zitieren von S. 28—30 meiner Arbeit hinauslaufen, auf die ich also hiermit verwiesen haben will.

Unbegreiflich sind mir auch noch folgende Behauptungen Kellers:

»Es handelt sich zunächst um die auffallenden Übereinstimmungen zwischen Draytons 'Heroical Epistles' und Shakespeares Dramen, die dieselben Stoffe behandeln. Hier wäre wohl auch zunächst das Datum dieser Historienbriefe zu erörtern gewesen«, und: »Aber bleiben wir noch bei der Abschiedsszene zwischen Margareta und Suffolk. Frl. v. Sch. weist zahlreiche Parallelen mit Draytons Episteln dieses Paares nach und meint« usw.

Die Behauptung, es handle sich in meiner Arbeit

»zunächst um Übereinstimmungen zwischen Draytons 'Heroical Epistles' und Shakespeares Dramen, die dieselben Stoffe behandeln,«

ist insofern falsch, als von den mehr als zwanzig für Drayton in Frage kommenden Szenen aus 2 und 3 H VI nur zwei stoffliche Beziehungen zu 2 H VI aufweisen und z. B. gerade die für die ganze Untersuchung bedeutsamste Szene (3 H VI, II 5) dem Stoffe nach nicht das geringste mit den Episteln zu tun hat.

Ferner habe ich für die Abschiedsszene zwischen Margarete und Suffolk keineswegs »zahlreiche Parallelen mit Draytons Episteln dieses Paares« nachgewiesen. Es sind vielmehr nur vier (vgl. S. 19—23), und nicht etwa die wichtigsten, womit sich übrigens auch gleich die an anderer Stelle geäußerte Ansicht Kellers:

»Drayton brauchte gerade diese Stelle für seine Epistel und entlehnte ihr einen großen Teil der Worte und Bilder«

von selbst erledigt! Mehr als fünfzig Parallelen dagegen führen von jener Abschiedsszene vor allem zu den Eklogen, den Sonetten, den "Mortimeriados" und den übrigen Episteln, wie überhaupt zu den meisten Werken Draytons und zu "The Life of Sir John Oldcastle", das bekanntlich auf Grund sicheren Zeugnisses unter

ausgiebigster Mitarbeit Draytons entstanden ist, hinüber. Kellers Leser müssen also ein ganz falsches Bild gewinnen.

Was soll endlich der Vorwurf: »Hier wäre wohl auch zunächst das Datum der Historienbriefe zu erörtern«? Ist das denn nicht in der Einleitung (S. 5) und auch sonst (vgl. z. B. S. 97, aber auch S. 33) geschehen? Das Datum der Drucklegung der einzelnen Episteln steht fest, und selbst wenn ein Teil derselben einige Zeit vor ihrer Drucklegung entstanden sein sollte, was an sich sehr leicht möglich ist, aber schwerlich festzustellen sein wird, so ist an eine Entstehung vor H VI doch gar nicht zu denken, ganz besonders z. B. bei dem Epistelpaar des Herzogs Humphrey of Gloucester und der Herzogin Elinor (vgl. S. 97), das in engster Beziehung zu 2 H VI, II 4 steht.

Die Erwähnung dieses Epistelpaares führt mich zu der von Keller geäußerten Ansicht, daß Drayton eben gerade hier ein fremdes Vorbild, nämlich 2 H VI, II 4 nachgeahmt habe. Als Beweis zieht Keller meine Feststellung, daß die Epistel der Herzogin Elinor Draytons sonst stets mehr als überreichlicher Sentimentalität gegenüber eine »bis zu einem gewissen Grade rühmliche Ausnahme« mache (vgl. S. 37), heran, wobei allerdings der Zusatz »bis zu einem gewissen Grade« der Bequemlichkeit halber fortgelassen ist und meine Ausführungen von S. 98—99 nicht berücksichtigt werden. Er meint also, Shakespeare, dessen kraftvoller Art, wie seine Werke beweisen (vgl. S. 28—30), Sentimentalität fast völlig fernlag, habe diese von Sentimentalität geradezu triefende Szene verfaßt, Drayton, dessen Lebenselement Sentimentalität bildete, sie aber nachgeahmt und dabei ihrer Sentimentalität entkleidet!! Ein weiterer Kommentar ist wohl überflüssig! Vielmehr will ich mich jetzt den gegen einzelne meiner Feststellungen über 2 H VI, III 2 gerichteten Angriffen Kellers zuwenden und ihnen ihren Stachel zu nehmen suchen.

Auf Ausführungen von Prof. Schücking fußend, hatte ich Vers 322 dieser Szene: "Gall, worse than gall, the daintiest that they taste" als unshakespearisch bezeichnet und darauf hingewiesen, daß »Shakespeares Phantasie ihm im Augenblick zahllose Dinge vorgezaubert hätte, die schlimmer als Galle sind«, was Keller zu der folgenden Gegenäußerung veranlaßt hat:

»Aber warum nennt Frl. v. Sch. nicht wenigstens ein solches Ding? Galle ist eben der Superlativ der Bitterkeit, und Shakespeare will gerade ausdrücken, daß es eigentlich sinnliche Dinge, die bitterer sind als Galle, nicht

gibt. Allerdings wird der Sinn des Verses verdorben, wenn man, wie sie das tut, das erste Komma wegläßt.«

Zugestanden sei hiervon das fehlende Komma! Es handelt sich dabei um ein Versehen, vielleicht auch nur um einen nicht korrigierten Druckfehler. Widersprechen aber möchte ich schon der Ansicht, daß das fehlende Komma den Sinn des Verses verderbe. Jedenfalls glaube ich nicht, der Stelle je einen falschen Sinn untergelegt zu haben — trotz fehlenden Kommas —, wohl aber tut Keller dies; denn es heißt nicht »bitterer als Galle«, sondern »schlimmer als Galle«, und die ganze belehrende Darlegung über Galle als »Superlativ der Bitterkeit« und die von Shakespeare bei Wahl des Begriffes angeblich verfolgten Absichten fällt damit bereits unter den Tisch! Dinge, die noch fürchterlicher herunterzubringen wären als Galle aber lassen sich leicht finden! Wie wäre es etwa mit faulen Eiern oder, wenn wir mehr im Geiste der Shakespearezeit bleiben wollen, mit schleimigen Kröten, Ratten, Schlangen oder halbverwesten Hunden usw. Man vergleiche Lear III 4, 135 ff.:

"Poor Tom, that eats the swimming frog, the toad, the tadpole . . . that in the fury of his heart, when the foul fiend rages, eats cow-dung for sallets, swallows the old rat and the ditch-dog"

oder Winter's Tale, IV 4, 268:

"how she longed to eat adders' heads and toads carbonadoed".

Das Wesentliche für unsere ganze Frage — aus Keller wird es allerdings nicht deutlich — ist, daß Shakespeare Verse wie "Gall, worse than gall", d. h. Verse, bei denen derselbe Begriff unter Verwendung eines Komparativs bzw. eines zum Vergleich benützten Positivs wiederholt wird, und die daher entschieden für eine gewisse Armut an Phantasie zeugen, in seinen echten Werken nirgends verwendet hat (vgl. S. 25) — wenigstens müßte das Gegenteil erst nachgewiesen werden —, daß sie dagegen, wie S. 42 meiner Arbeit gezeigt wurde, zu Draytons ständigem Rüstzeug gehören.

Nun zu Kellers Einwänden gegen die von mir zu Vers 311 bis 315 geäußerte Ansicht! Suffolk erklärt in jenen Versen, wenn Flüche töten könnten, würde er fluchen: "As lean-faced Envy in her loathsome cave", und ich habe behauptet: »Nirgends ist Shakespeare so durchaus unsinnlich und in so falscher Weise anschaulich. Nie personifiziert er in dieser Art Abstrakta, um sie dann einer seiner Personen durch Vergleichs-

partikel gegenüberzustellen« (S. 25). Dies gibt Keller Gelegenheit zu den folgenden Auslassungen:

»Dies soll wiederum nicht von Shakespeare sein, denn dieser personifiziere nie Abstrakta, um sie dann mit einer seiner Personen zu vergleichen. Aber 'Envy' ist hier gar keine Personifikation Shakespeares, sondern eine ovidische Figur, die er aus Goldings Übersetzung entnommen hat, und kann genau so zum Vergleich herangezogen werden wie etwa Cerberus.«

Schade nun, daß die Behauptung, »Envy« sei hier aus Goldings Ovid entnommen, nicht Kellers Entdeckung ist, sondern aus meiner Arbeit stammt! Dort heißt es nämlich: »Man könnte allerdings gegen die von mir geäußerte Ansicht einwenden, das hier zugrunde liegende Bild sei einer Schilderung aus Goldings 'Ovid' entnommen« und weiter: »Doch Shakespeare nimmt aus Büchern, die er liest, eben nur das heraus, was seiner eigenen Natur kongenial ist. Sonst hätte er ja auch an anderen Stellen ähnliche, in falscher Weise anschauliche und weit abliegende Bilder übernehmen müssen« (S. 25). Keller rennt hier also offene Türen ein! Widerlegt hat er meine Ansicht keineswegs, auch nicht durch seinen Hinweis auf Cerberus; denn erstens besteht doch wohl noch ein recht beträchtlicher Unterschied zwischen »Envy« und »Cerberus«, und zweitens kommt Cerberus in ähnlicher Verwendung außer in dem unechten Titus Andronicus (IV 4, 268) nur noch in folgenden, dem Thersites in den Mund gelegten Zeilen vor:

"thou art as full of envy at his greatness as Cerberus is at Proserpina's beauty, ay, that thou barkest at him" (Troil. u. Cress. II 1, 37).

Diese Stelle aber eignet sich schon durch den gewaltigen Unterschied in Situation und Stimmung — Schwankszene und Szene vermeintlich höchster Tragik — schlecht zu einem Vergleich, wozu noch kommt, daß sie gerade hier sehr leicht direkt aus der Quelle übernommen sein kann. Vor allem aber — und das ist der springende Punkt — ist sie sehr viel lebendiger und anschaulicher als unsere Stelle und keineswegs so unsinnlich wie diese. — Das vielleicht Wichtigste bei der ganzen Frage, daß sich in Draytons "Mortimeriados" der 2 H VI, III 2, 315 genau entsprechende Vergleich: "Like gastly death the aged Father stands" (vgl. S. 42) und in 3 H VI, II 5, d. h. der die sichersten Resultate für Draytons Mitarbeit liefernden Szene, der sehr ähnliche Vergleich:

"And let our hearts and eyes, like civil war,
Be blind with tears, and break o'ercharg'd with grief" (vgl. S. 139)

findet, sowie daß gerade Drayton überhaupt zu falscher Anschaulichkeit neigt (vgl. S. 38 und S. 63), ist von Keller nicht berührt worden.

Bedenklich erscheint mir, mit welch absoluter Sicherheit Keller Shakespeares geheimstes Denken ergründen zu können glaubt, wenn er z. B. diktatorisch feststellt:

»Übrigens hat der Dichter doch nicht die Herzogin von Gloucester dabei im Sinne, sondern die Königin Nell aus Peeles 'Edward I.', die ja auch sonst die Figur der Margarete stark beeinflußt hat (vgl. meine Anm. zu 3, 2, 26 Gold. Klass.-Bibl.).«

Angenommen, letzteres sei richtig — es steht ja in der Goldenen Klassiker-Bibliothek! —, so ist trotz dessen die von mir vertretene Ansicht, daß es sich hier um Zusammenhänge mit 2 H VI, II 4 handle — weil sehr viel näher liegend —, doch wohl nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen, besonders wenn die Wahrscheinlichkeit besteht, daß zwar nicht Shakespeare, wohl aber Drayton diese beiden Szenen unmittelbar hintereinander geschrieben, also noch den Klang von "sweet Nell" dabei im Ohre gehabt habe.

Einen letzten Strauß gilt es jetzt noch mit Keller auszufechten, und zwar handelt es sich um die folgenden auf die Lobrede John of Gaunts auf England (Richard II.; II 1, 33 ff.) bezüglichen Ausführungen:

»Draytons Phantasie ist trocken; eine solche Häufung der Bilder wie in der Rede des sterbenden Gaunt findet sich niemals bei ihm; kein Mensch hat bisher im Ernste daran gedacht, diese Stelle Shakespeare abzusprechen, und auch Frl. v. Sch. muß doch zugeben, daß hier gerade der typische Shakespeare-Stil herrscht. Trotzdem 'zweifelt sie' auf Grund des jämmerlichen Parnassuszeugnisses, 'nicht an Draytons Verfasserschaft'.«

Zunächst sei hierzu bemerkt, daß der Einwand, »kein Mensch habe bisher im Ernste daran gedacht, diese Stelle Shakespeare abzusprechen« aus dem Munde eines Forschers etwas wunderlich klingt und mich keineswegs davon zu überzeugen vermag, daß in Richard II. II, 1 33 ff. »gerade der typische Shakespeare-Stil herrscht«. Ich halte diese Stelle vielmehr tatsächlich für Draytons Werk, obgleich ich dieser Ansicht in meiner Arbeit sehr viel vorsichtiger Ausdruck gegeben habe, als es nach Keller scheinen muß (vgl. S. 15, S. 27, S. 29 und S. 82). "Englands Parnassus" ist, wie schon ausgeführt wurde, kein gar so jämmerliches Zeugnis, wie Keller glauben machen möchte. Vor allem aber sprechen auch innere Kriterien für Drayton. Kellers Behauptung:

»Eine solche Häufung der Bilder wie in der Rede des sterbenden Gaunt« fände sich niemals bei Drayton, ist nämlich falsch; denn »Draytons Jugendwerke stehen, was den Reichtum an Bildern betrifft, denjenigen Shakespeares nur wenig nach« (vgl. »Draytons Anteil« usw. S. 36). Aber ihre Qualität ist grundverschieden! Sehen wir uns daraufhin die fragliche Stelle einmal an! Bilder wie:

»His rash fierce blaze of riot cannot last,
For violent fires soon burn out themselves;
Small showers last long, but sudden storms are short;
He tires betimes that spurs too fast betimes,
With eager feeding food doth choke the feeder:
Light vanity, insatiate cormorant,
Consuming means, soon preys upon itself« (Rich. II. II, 1, 33—39)

können unmöglich anders als durchaus konventionell genannt werden. Von Shakespeares Eigenart findet sich jedenfalls keine Spur in ihnen. Vor allem aber zeigen die zitierten Verse gerade jene für Drayton so durchaus charakteristische und in Shakespeares echten Dramen nirgends zu findende Parallelstellung der Sätze, die die betreffenden Vergleichsbegriffe enthalten. Die parallel gestellten Gedanken werden durch eine schroffe Pause getrennt. Das Ganze macht den Eindruck aneinandergereihter Sprichwörter (vgl. »Draytons Anteil« usw., S. 119—121 und S. 163).

Die auf unsere Stelle unmittelbar folgenden Verse gehen aller Wahrscheinlichkeit nach auf Peeles "Arraignment of Paris" zurück (vgl. »Draytons Anteil« usw., S. 82—83), sind also nicht durchaus eigenes Fabrikat des betreffenden Dichters.

Eine weitere Begründung meiner Ansicht, daß das Zeugnis von "Englands Parnassus" in unserem Falle durchaus glaubhaft ist, muß späteren Ausführungen vorbehalten bleiben.

Breslau. Else von Schaubert.

EINE NEUE AMERIKANISCHE ZEITSCHRIFT.

Vor dem Krieg waren wenige deutsche Universitätsbibliotheken regelmäßige Bezieher des *Journal of Germanic Philology* (Illinois), der *Modern Language Notes* (Baltimore), der *Modern Philology* (Chicago) oder gar der *Publications of the M. L. A. of America*, von den zum Teil sehr wertvollen Schriftenreihen bekannter amerikanischer Universitäten ganz abgesehen. Das war in erster Linie eine Folge mangelnder Geldmittel, aber vielleicht zum Teil auch einer gewissen Achtlosigkeit in unsern wissenschaftlichen Kreisen,

wo man mit den neusprachlichen Zeitschriften zugleich die amerikanischen Leistungen auf neusprachlichem Gebiet übersah. Man unterschätzte damit auch die besonderen wissenschaftlichen Bemühungen zahlreicher Deutschamerikaner und ihr Verdienst um die Erforschung des englisch-amerikanisch-deutschen Grenzgebiets in der Kultur- und Literaturwissenschaft. Ein Blick auf L. M. Price, *English-German Literary Influences* (Berkeley, California, 1920), belehrt genügend.

Seit 1917 gibt es *The Modern Language Journal* (New York City), eine Zeitschrift, die den praktisch pädagogischen Bedürfnissen des amerikanischen Neusprachlers dienen soll. Sie hat sich auch der wichtigen Aufgabe mit gutem Erfolg entledigt und hat und hält ihren Platz neben den eigentlich wissenschaftlichen Zeitschriften.

Eine Art für sich bildeten die *Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik*, die vom Nationalen Lehrerseminar in Milwaukee, Wis., herausgegeben wurden und nicht nur die Zeitschrift des Nationalen deutsch-amerikanischen Lehrerbundes waren, sondern auch ein Mittelpunkt für viele Interessen der amerikanischen Deutschlehrer. Sein bewährter Schriftleiter war Seminardirektor Max Griebsch und der Leiter der Abteilung für das höhere Schulwesen Professor Dr. E. C. Roedder von der Staatsuniversität von Wisconsin. Im Dezember 1918 mußte die Zeitschrift, die leider mehr, als nötig war, auf den Mittelwesten der Union beschränkt blieb, ihr Erscheinen einstellen. 1921 ist sie wieder erstanden, und zwar als *Jahrbuch*, das nun hoffentlich in seiner sammelnden und anregenden Tätigkeit nicht mehr unterbrochen wird. Übrigens bringt das Jahrbuch vieles, was alle Neusprachler angeht.

Mit dem Januar 1922 hat sich eine neue wissenschaftliche Zeitschrift aufgetan: *Philological Quarterly. A Journal devoted to Scholarly Investigation in the Classical and Modern Languages and Literatures.* Published at the University of Iowa. Als Schriftleiter zeichnet Hardin Craig, Professor des Englischen an der Universität von Iowa; ihm beigeordnet sind die Professoren Charles Bundy Wilson, ein angesehener Germanist, der klassische Philologe Berthold L. Ullman, der Anglist Thomas A. Knott und der tüchtige Romanist Charles E. Young. Das erste Heft enthält außer Buchbesprechungen u. a. Aufsätze: "Chaucer's Anonymous Merchant" (Th. A. Knott), "Between the Shepheards Calender and The

Seasons" (Elbert N. S. Thompson), "von Treitschke's Treatment of Turner and Burschenschafter in his Deutsche Geschichte" (Starr W. Cutting), "A Dialogue — Possibly by Henry Fielding" (Helen S. Hughes), "A Note on Hamlet" (John S. Kenyon).

Es gehört Mut dazu, den bewährten Zeitschriften eine neue zur Seite zu stellen; aber der Erfolg allein kann ihre Daseinsberechtigung beweisen. Im Interesse der Wissenschaft, besonders der am Krieg immer noch leidenden Germanistik in den U. S. A., kann man dem *Philological Quarterly* nur Glück wünschen.

Münster i. W. F. Schönemann.

FRANZÖSISCH ODER ENGLISCH?

Auf der vorjährigen Tagung des Allgemeinen deutschen Realschulmännervereins am 11. und 12. November in Hildesheim, die von einer außergewöhnlich großen Anzahl von Teilnehmern besucht war, stand die Frage, ob Französisch oder Englisch die erste Rolle in unseren Realanstalten spielen solle, im Mittelpunkte der Verhandlungen. Professor Deutschbein aus Marburg, der den Hauptvortrag übernommen hatte, trat nachdrücklichst für das Englische ein. Unter den vielen beachtenswerten Gründen, die er anführte, scheinen zwei besonders durchschlagend zu sein, ein praktischer und ein didaktischer: 1. ein Viertel der bewohnten Erdoberfläche ist in britischem Besitz, ein Fünftel der gesamten Menschheit spricht englisch; 2. es galt von jeher für einen gesunden pädagogischen Grundsatz, vom Leichteren zum Schwereren fortzuschreiten. Weil das Englische mit seiner einfachen Formenlehre dem Kinde leichter fällt als das Französische, so mache man es zur Anfangssprache. Da es nach der Ansicht des Vortragenden unmöglich ist, bei der der Schule zur Verfügung stehenden Zeit zwei moderne Sprachen mit gleichem Eifer zu pflegen, so unterscheidet er zwischen einer produktiven und einer rezeptiven Sprachbehandlung. Unter der ersteren versteht er die freie Beherrschung der Sprache in Wort und Schrift, unter der letzteren die Fertigkeit, einen fremdsprachlichen Text auch schwierigerer Art nur sinngemäß lesen und auffassen zu können. Er schlug vor, das Englische produktiv, das Französische nur rezeptiv zu treiben und damit das Englische zur ersten Fremdsprache an unseren Realanstalten zu erheben. Der reiche Beifall bewies, wie sehr der Vortragende die Meinung der Versammlung zu gewinnen gewußt hatte. Es wurde ein Be-

schluß gefaßt, die Regierungen zu bitten, Versuche mit dem Englischen als erster Fremdsprache im Sinne des Vortrags zu fördern.

Damit hat sich der Allgemeine deutsche Realschulmännerverein in dieser Frage auf denselben Standpunkt gestellt, der schon durch einen Antrag von Professor Hoops (Heidelberg) in der anglistischen Sektion des Jenaer Philologentages ausgesprochen und einstimmig zur Annahme gelangt ist. Schule und Hochschule sind einig in dieser Frage, daß dem Englischen unter den modernen Schulsprachen der erste Platz gebühre. Es steht zu hoffen, daß die Entscheidung der Regierung in demselben Sinne fallen wird. Jetzt eben wird der Lehrplan für die deutsche Oberschule entworfen. Aus nationalen, praktischen und didaktischen Gründen wird hier gleichfalls dem Englischen der Vortritt vor dem Französischen eingeräumt werden müssen; denn es ist klar, daß die Deutsche Oberschule diejenige Fremdsprache am meisten pflegen wird, die verwandtschaftlich dem Deutschen am nächsten steht, also das Englische. Da die neue Schulart vielleicht einmal berufen sein wird, den allerweitesten Kreisen des deutschen Volkes seine höhere Bildung zu vermitteln, so wäre es wünschenswert, daß sie ihre Zöglinge vor allem in der Fremdsprache sicher zu machen sucht, die bei gleicher Qualifizierung zu formal-logischer Schulung in der Syntax und gleich hoher Würde der Literatur die weiteste Weltverbreitung erlangt hat. Es ist nicht zweifelhaft, daß sich der nächste Neuphilologentag in Nürnberg, der sich gleichfalls mit der Frage: »Französisch oder Englisch?« beschäftigen wird, in unserm Sinne entscheiden wird[1]).

Frankfurt a. M. Hans Stoelke.

ANKÜNDIGUNGEN VON DRUCKSCHRIFTEN.

An effort is being made to form an Annotated Corpus of Runic Inscriptions in Great Britain, on or in stone, bone, wood, metal, or other such material. The work will be published by the Cambridge University Press, and Professor G. Baldwin Brown and Mr. Bruce Dickins, M. A., who have it in hand, would be very grateful for information about any newly discovered example or any example they are

---

[1]) [Über die inzwischen erfolgte Stellungnahme dss Nürnberger Neuphilologentags behalten wir uns ausführlichere Mitteilung für das nächste Heft vor. Die Red.]

not likely to know. Runically inscribed objects in the larger and better known public museums, or published in archæological works of national scope, will naturally be on their list, but information is sought about examples in private hands, in local collections of the smaller type, or on exposed stones or rock faces in out of the way parts, and any communication addressed to either of them at The University, Edinburgh, will be most thankfully received.

The Poetry Bookshop (35, Devonshire Street, Theobald's Road, London W. C. 1) has recently added eight new items to its various collections of Rhyme Sheets and Broadsides. Five are decorated by the late Claud Lovat Fraser, two by John Nash and one by James Guthrie. — The same firm announces for publication on 14th March "The Poems of Charles Cotton", Selected and Decorated by Claud Lovat Fraser, and also a new volume of poems by Harold Monro entitled *Real Property.* — The publication of *The Chapbook*, which was temporarily suspended last year owing to high cost of production, has been resumed, and Number 25 of this periodical is now in circulation.

Messrs. W. Heffer & Sons Limited, Publishers, Cambridge, have in the press a volume by Mr. H. E. Palmer entitled *Everyday Sentences in Spoken English.* The text is in phonetic script with intonation marking. The book is intended for foreign students and their teachers. As distinct from the usual colloquial books, it is a faithful record of everyday speech as actually used by the average educated Englishman. The intonation marks (Mr. Palmer's own invention) will serve greatly to enhance the practical value of the book, for the meaning of the spoken sentence depends almost as much upon the intonation as upon the dictionary meaning of each word.

DRUCKFEHLER.

S. 246, Z. 8 v. u. statt "prp. 200; adv. 301" lies "adv. 200, 301".
S. 251, Z. 7 v. o. st. *songcæftum* l. *songcræftum.*
S. 252, Z. 5 v. u. st. *fryngeweorc* l. *fyrngeweorc.*
S. 253, Z. 6 v. u. st. *mānfrem̄mendum* l. *mānfremmendum.*

KLEINE MITTEILUNGEN.

Zum Nachfolger des verstorbenen Professors Björkman auf dem Lehrstuhl der englischen Philologie zu Uppsala wurde Professor Dr. R. E. Zachrisson ernannt, der sich durch seine Arbeiten

über die frühneuenglische Lautlehre einen Namen gemacht hat. Er hat sein Amt im Herbst 1921 angetreten.

Der außerordentliche Professor Dr. Karl Wildhagen in Leipzig lehnte einen Ruf auf den Lehrstuhl der englischen Sprache und Literatur an der Technischen Hochschule in Dresden als Nachfolger Brotaneks ab. Darauf wurde der außerordentliche Professor Dr. Walther Fischer von der Universität Würzburg berufen, der den Ruf annahm und im Frühjahr nach Dresden übersiedelte.

Der ordentliche Professor der englischen Philologie Dr. Hans Hecht in Basel wurde als Nachfolger Morsbachs nach Göttingen berufen. Er wird dem Ruf zum 1. Oktober Folge leisten.

Zu Hechts Nachfolger auf dem Lehrstuhl der englischen Philologie in Basel wurde der ordentliche Professor Dr. Friedrich Brie von der Universität Freiburg i. Br. berufen, der Hecht schon im Kriege längere Zeit vertreten hatte.

Der außerordentliche Professor Dr. Richard Jordan in Jena wurde zum persönlichen Ordinarius befördert.

Der außerordentliche Professor Dr. Rudolf Imelmann in Rostock wurde als Nachfolger des verstorbenen Professors Kaluza auf das Ordinariat der englischen Philologie an der Universität Königsberg berufen, lehnte aber den Ruf ab Er wurde daraufhin in Rostock zum persönlichen Ordinarius befördert.

Der Privatdozent Dr. Gustav Hübener in Göttingen hat sich nach Marburg umhabilitiert, wurde jedoch für das Sommersemester mit der Vertretung des Königsberger Lehrstuhls beauftragt.

Als Privatdozent für englische Philologie habilitierte sich an der Universität Gießen Dr. Theo Spira, Lektor der englischen Sprache ebenda, mit einer Probevorlesung über das Thema »Carlyles Helden und Heldenverehrung«.

Sir Walter Raleigh, Professor der englischen Literatur an der Universität Oxford, starb am 13. Mai 1922 zu Oxford an den Folgen einer Operation. Er war 1861 geboren und war Professor an den Universitäten Liverpool und Glasgow, bis er 1904 nach Oxford berufen wurde. Mit ihm ist einer der ersten englischen Literarhistoriker dahingeschieden, der Verfasser bekannter Werke über den englischen Roman, über R. L. Stevenson, Milton, Wordsworth, Shakespeare und Johnson.

In Zürich starb der ordentliche Professor der englischen Philologie Dr. Theodor Vetter im Alter von 69 Jahren.